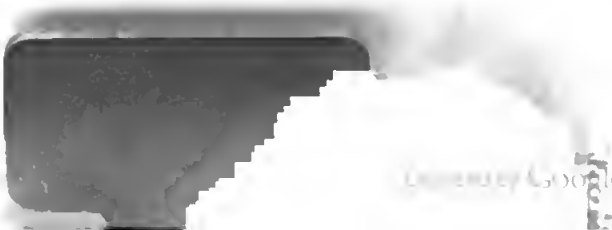
Hom.
1755 [illegible] -3
Wiser



Digitized by Google

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

in welchem

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren
ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben
von
Dr. Thomas Wiser,
Hof-Stifts-Prediger und Kanonikus honor. bei St. Cajetan
in München.

Dritter Band.

Regensburg, 1846.
Verlag von Georg Joseph Manz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Artikel XXVII.

Bibel.

(Fortsetzung.)

42. Wie jedes Gesetzbuch bedarf auch die Bibel eines Auslegers.

Die Voraussetzung, daß unser Herr und Heiland bloß die Bibel als die Regel unsers Glaubens aufgestellt habe, ohne irgend eine Autorität zur Entscheidung der Controversen, die unvermeidlich entstehen, würde ihn anders haben handeln lassen, als sonst ein kluger Gesetzgeber zu verfahren pflegt. Denn wo gibt es einen Gesetzgeber, der nach Abfassung eines Gesetzbuches es versäumt, Richter und Obrigkeiten zu bestellen, um über den Sinn desselben zu entscheiden und diesen Entscheidungen Gehorsam zu verschaffen? Was würde es für Folgen haben, wenn im bürgerlichen Leben eine obrigkeitliche Verordnung der Auslegung derjenigen überlassen würde, für die sie gegeben worden ist? Mit Recht sagt Fenelon: Es ist besser, ohne alles Gesetz leben, als Gesetze haben, welche ein Jeder nach seinen besondern Meinungen und Interessen zu erklären befugt ist. Es ist gewiß, daß im neuen Bunde manche Disciplinargesetze des alten Bundes außer Wirksamkeit getreten sind; hingegen legt das neue Testament viele Pflichten auf, von denen man in den vorchristlichen Zeiten frei war. Wenn nun in allen diesen Fällen die Entscheidung der Willkühr des Einzelnen überlassen ist, welch ein Sittengesetz wird in der Bibel noch unangegriffen bleiben? Einen Beweis hiefür legen die Reformatoren selbst ab. Es unter-

liegt keinem Zweifel, daß das Christenthum die Vielweiberei strenge verpönt. Allein dem bekannten Landgrafen von Hessen gelüstete darnach, auch hierin frei zu seyn, und die Reformatoren gestatteten ihm bei Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin und ohne daß er von ihr geschieden worden wäre, eine zweite zu nehmen. Und dieses Verfahren rechtfertigten sie aus der hl. Schrift und belegten es mit mehrern Aussprüchen derselben. So wird es aber in hundert Fällen gehen, wenn die Bibel einer obersten Interpretationsautorität entbehrt; Willkühr wird sich auf allen Seiten zeigen.

43. Die hl. Schrift bedarf eines Auslegers wegen ihrer Dunkelheit.

a) Die Bibel selbst gibt Zeugniß, daß sie in vielen Stellen schwer zu verstehen sei.

Es ist eine große Täuschung, wenn man sagt, die hl. Schrift sei in Glaubensdingen so allgemein verständlich, daß sie für Niemanden der Auslegung bedürfe. Die Bibel selbst enthält Andeutungen, daß sie Uneingeweihten ohne einen Ausleger nicht verständlich sei; denn sie wird nicht bloß ein versiegeltes Buch genannt, sondern jener äthiopische Kämmerer, welchen der hl. Philippus in der Bibel lesend antraf, gab auf die Frage: „Meinst du auch zu verstehen, was du lieſest?" zur Antwort: „Wie kann ich es, wenn mich Niemand unterweiset?" Er bat daher auch den Philippus, daß er zu ihm in den Wagen hineinsteige, um das Gelesene ihm zu erklären. Apostelgesch. 8, 30—32. Hieher müssen wir auch die Stelle II. Petr. III, 16. beziehen, wo der Apostel versichert, daß in den Briefen des hl. Paulus einige Stellen schwer zu verstehen seien, welche von leichtfertigen Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeutet werden. Dahin beziehen sich auch die Seufzer des Psalmisten: „Gib mir Verständniß, und ich will in deinem Gesetze forschen," oder: „Laß dein Licht leuchten über deinen Knecht." Dazu bemerkt der hl. Hieronymus: Wenn ein so großer Prophet über Dunkelheit klagt, welche Finsterniß, meinst du wohl, wird sich über unsere Augen lagern, die wir nur unmündige Kinder sind? Daher hat auch Christus seinen Aposteln nicht bloß mehre Stellen erklärt, sondern er öffnete ihnen auch den Sinn, daß sie die Schrift verstunden. Luc. 24, 45.

b) Ausſprüche der hl. Väter über die Dunkelheit der hl. Schrift.

In den erſten Zeiten des Chriſtenthums war man immer überzeugt, daß die Bibel ein ſchwer zu verſtehendes Buch ſei, in deſſen Sinn nicht jeder einzudringen vermöge. Eine wunderbare Tiefe, ruft der hl. Auguſtin aus, iſt in den hl. Schriften. Derſelbe legt auch von ſich das Bekenntniß ab: Es ſind in der hl. Schrift mehr Dinge, die ich nicht verſtehe, als ſolche, die ich verſtehe. Ep. ad Januar. Darum tadelt er den Honoratus, daß er glaubte, er könne die hl. Schrift ohne fremde Hilfe leſen und verſtehen: Du erkühneſt dich nicht, ſchreibt er ihm, ohne vorausgegangenen Unterricht in der Dichtkunſt den Terentius zu erreichen; aber über die hl. Bücher willſt du ohne Führer herfallen, und es wagen, ohne Lehrer über ſie dir ein Urtheil anzumaßen?

Der heilige Hieronymus beweiſet in dem Briefe an Paulinus mit vielen Beiſpielen und Gründen, daß Niemand ohne Vorgänger und Wegweiſer ſich an die Bibel wagen dürfe, und im Commentar über Daniel beklagt er es, daß gerade die Ungelehrten es ſich anmaßen, ohne göttlichen Beiſtand und ohne Unterricht der Alten aus ſich ſelbſt die hl. Schrift auszulegen, da ſie doch anerkannter Weiſe ſchwer zu verſtehen iſt.

Der hl. Ambroſius redet an vielen Stellen ſeiner Schriften vom Bibelleſen, und ſtellt den allgemeinen Grundſatz auf, daß jede Lehre ſich deutlicher durch das mündliche Wort, als durch den Buchſtaben geben laſſe. Er ſagt auch, daß das Leſen der hl. Schrift eine gefährliche Sache für die ſei, welche ſchwach im Glauben ſind; denn er vergleicht die Bibel mit einer Waffe, durch welche ſich jene, die damit nicht umzugehen wiſſen, leicht verwunden. Er fordert daher, wenn das Leſen der hl. Schrift nützlich ſeyn ſoll, viel Studium, Fleiß und Muße, und will die Bibel nicht in Jedermann's Hände wiſſen; ſie ſei vielmehr ein Prieſterbuch.

Der hl. Chryſoſtomus ſagt: „Würden die einzelnen Worte der Schrift auch in einzelnen Büchern abgehandelt, ſo würden dennoch die darin enthaltenen Geheimniſſe den Zuhörern nicht ganz klar werden.“ — Mehre Zeugniſſe über Dunkelheit der hl. Schrift ſammelte Bellarmin und noch häufiger finden ſie ſich bei Bonfrer.

Weil die hl. Väter überzeugt waren, daß die Bibel ſchwer zu

verſtehen ſei, ſuchten ſie auch durch Predigt und Unterricht bei den Gläubigen das Verſtändniß derſelben zu befördern. Daher ihr Eifer, dem Volke in öffentlichen Kanzelvorträgen ſowohl, als Privatbelehrungen die Bibel auszulegen. Der hl. Chryſoſtomus pflegte es oft voraus anzukündigen, welche Punkte er in ſeinen Vorträgen beſprechen würde; die Gläubigen ſollten indeſſen die Bibel zur Hand nehmen und mit den abzuhandelnden Stellen ſich vertraut machen; nicht ſelten entließ er ſeine Zuhörer mit der Mahnung, ſie ſollten zu Hauſe die Bibel aufſchlagen und unter Vergegenwärtigung des Gehörten ſie leſen. Der hl. Papſt Gregor der Große macht das Verſtehen der hl. Schrift vom Anhören des mündlichen Unterrichtes abhängig. Er ſagt: Das Predigen gehet voran, und dann kömmt der Herr, Beſitz in unſerm Herzen zu nehmen, wenn die Worte der Belehrung vorangegangen ſind.

Eben deßwegen, weil die hl. Schrift ſchwer zu verſtehen iſt, beklagen ſich die hl. Väter, wenn gewöhnliche Leute ſich über dieſelbe ein Urtheil anmaßen wollten. In dieſer Hinſicht ſetzen wir die Worte des hl. Hieronymus hieher, die auch für unſere Zeit vollkommene Anwendung finden: Landleute, Steinmetzen, Metall-, Stein- und Holzarbeiter, Wollarbeiter, Walker und alle Uebrige, welche verſchiedene Geräthe und werthloſe Arbeiten verfertigen, können ihr Geſchäft nicht ohne einen Lehrer erlernen; die Aerzte befaſſen ſich mit Aerztlichem, die Bildhauer mit dem, was zu ihrer Kunſt gehört: Die Auslegung der hl. Schrift iſt die einzige Kunſt, worauf Alle Anſprüche machen. Die geſchwätzige Alte, der ſchwachſinnige Greis, der wortreiche Sophiſt, kurz Jeder macht ſich an die Schrift, zerreißt und lehrt ſie, ehe er ſie noch gelernt hat. Einige ziehen die Augenbraunen in die Höhe, bringen gewaltige Worte vor, und philoſophiren bei Weibern über die hl. Bücher. Andere, o Schande! lernen von Frauen, was Männern gezieme, und damit dieß nicht gering erſcheine, ſo lehren ſie mit einer gewiſſen Leichtigkeit, ja Kühnheit der Worte, was ſie nicht verſtehen. Ich ſchweige von Leuten meines Standes, welche, wenn ſie nach der Beſchäftigung mit weltlichen Büchern von ungefähr zu den hl. Schriften gekommen, und nun in ſchön geordneter Rede dem Ohre des Volkes geſchmeichelt und irgend etwas verſprochen haben, dieſes ihr Gerede für das Geſetz Gottes ausgeben und es nicht für

würdig halten, zu wiſſen, wie die Propheten, wie die Apoſtel geſinnt geweſen, ſondern die Zeugniſſe ihrem ungereimten Sinne anpaſſen, als ob es etwas Großes, und nicht vielmehr die verkehrteſte Lektüre ſei, die Ausſprüche zu entſtellen und die hl. Schrift trotz ihres Widerſtrebens nach ſeinem Willen zu zwingen. (Epist. 103. [53.] ad Paulinum.)

Aus demſelben Grunde, weil die hl. Schrift in vielen Dingen nicht klar genug iſt, und darum von gottloſen Menſchen leicht nach ihren vorgefaßten Meinungen gedeutet werden kann, geſtatteten die hl. Väter hierin denjenigen, welche von der Kirche abfielen, gar kein Urtheil. So ſagt Tertullian: Die Ketzer wühlen in den Schriften und bringen Argumente aus denſelben vor; denn in Glaubensſachen, behaupten ſie, müſſe man auf keinen andern Grund ſeine Beweiſe bauen, als auf die geſchriebenen Glaubensurkunden; ſo ermüden ſie die Starken, nehmen die Schwachen gefangen und erfüllen die Mittelmäßigen mit Zweifeln. Wir ſtellen es daher vor allen Dingen als Grundſatz feſt, daß es dieſen Menſchen gar nicht erlaubt ſeyn darf, aus der Schrift zu beweiſen. Es iſt eine verkehrte Methode, ſich auf die Schriften zu berufen, da dieſe entweder gar keine Entſcheidung oder höchſtens nur eine zweifelhafte geben. (Praescript. advers. haeres.) Hingegen wieſen die hl. Väter die Gläubigen jederzeit an, die Bibel nach der Auslegung der Kirche zu nehmen, um vor Irrthum bewahrt zu bleiben. Um zur Wahrheit der Schriften zu gelangen, ſagt der hl. Auguſtin, müſſen wir dem Sinne derſelben folgen, den die allgemeine Kirche annimmt, welcher die hl. Schriften ſelbſt Zeugniß geben. Und Vincenz Lirinenſis gibt auf die Frage: Warum bedarf es der Autorität der kirchlichen Lehre? — zur Antwort: Die Urſache iſt, weil die hl. Schrift wegen ihrer Tiefe nicht von Allen in demſelben Sinne verſtanden wird, ſondern unter verſchiedenen Menſchen ein jeder ſie auf verſchiedene Weiſe auslegt.

c) Die Erfahrung gibt Zeugniß, daß die Bibel auch in Glaubensſachen nicht allgemein verſtändlich iſt, weil viele Stellen mißverſtanden und die ſonderbarſten Auslegungen davon gemacht werden.

Von jeher hat es Solche gegeben, welche die hl. Schrift zu ihrem Verderben auslegten, und von denen ſich nicht immer behaup-

ten läßt, daß ſie ſich abſichtlich täuſchen wollten. Beweiſe mißverſtandener Schriftſtellen liefern faſt alle Jahrhunderte. Nur wenige Beiſpiele. Einige überaus pünktliche Mönche, die zwar Eifer hatten, aber keine Wiſſenſchaft beſaßen, verſtanden die Worte Jeſu Matth. 10, 38.: „Wer ſein Kreuz nicht auf ſich nimmt, und mir nachfolgt, iſt meiner nicht werth" — wörtlich, machten ſich hölzerne Kreuze, trugen ſie immer auf ihren Schultern herum, und wurden dadurch Allen zum Gelächter. Andere einfältige Menſchen laſen in der Bibel, daß Gott Ohren, Mund, Hände, Füße ꝛc. habe, und nun malten ſie ſich in ihrer Phantaſie wirklich einen Gott mit all jenen Gliedern, und zwar mit ſolch erſchrecklich weit ausgeſpannten Händen, daß ſie bis an die äußerſten Spitzen der Welt ſich erſtreckten, und mit ſolch gewaltigen Füßen, daß ſie vom Himmel bis zur Erde reichten; daher, ſagten ſie, heiße auch die Erde der Fußſchemel Gottes. Und da blieb es nicht mehr beim Lachen. Dieſe Leute verfochten ihre Albernheit und bildeten eine eigene Sekte unter dem Namen der Antropomorphiten. Im vierzehnten Jahrhunderte laſen Andere jene Worte: Ich kaſteie meinen Leib und bringe ihn in die Dienſtbarkeit 1. Korinth. 9, 27. Weil bei ihnen das Wort kaſteien den Sinn hatte wie ſich geißeln, ſo mußte Paulus geſagt haben, er geißle ſeinen Leib. Und nun ſah man ganze Truppen von Geißlern umherziehen, die ſich öffentlich auf grauſame Weiſe den Rücken zerfleiſchten, und das Geißeln ward jetzt als unumgänglich nothwendig zur Seligkeit verfochten: ſo entſtand die ſchändliche Sekte der Flagellanten. Mother Ann Lee, die Stifterin der Shäkergemeinden in Nordamerika, lehrte, daß man Gott nicht bloß mit dem Munde und der Zunge, ſondern mit dem ganzen Leibe anbeten müſſe; denn es heiße in der hl. Schrift: Du ſollſt Gott mit all deinen Kräften lieben. Auch führte ſie das Tanzen und Springen bei ihrem Gottesdienſte ein, und berief ſich auch hiebei auf die Bibel, wo ſich mehre Beiſpiele von gottesdienſtlichen Tänzen fänden. Sie tanzen wirklich an den Sonntagen unter Begleitung des Geſanges von Hymnen und gewiſſer geiſtlicher Lieder, die zu dieſem Zwecke komponirt worden ſind, in den lächerlichſten Manieren und Figuren, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, öffentlich in der Kirche, und Fremde werden als Zuſchauer zugelaſſen. Die Bryoniten, eine andere Sekte in Nordamerika,

verſtehen die Worte der hl. Schrift: Wenn dich dein Auge ärgert, ſo reiß es aus, und wirf es von dir Matth. 5, 29. buchſtäblich, und reißen ſich in Folge deſſen dieſes Glied, wenn es Veranlaſſung zu einer Sünde ward, aus dem Körper. Deßgleichen thun auch die Ranters, und werden höchſt unwillig, wenn ſie an der Vollbringung dieſes blutigen Werkes durch irgend eine äußere Gewalt gehindert werden. Kann man jetzt noch behaupten, die Bibel könne ein Jeder nach ſeiner eigenen Auslegung verſtehen?

d) Auch die Akatholiken verhehlen es ſich keineswegs, daß die Bibel in vielen Dingen ſchwer zu verſtehen ſei.

Man iſt proteſtantiſcher Seits längſt von dem Irrthume zurückgekommen, daß die hl. Schrift ſo leicht und allgemein verſtändlich ſei. Schon Luther ſagt: „In der hl. Schrift wiſſen wir kaum das A, B, C, und dieß noch nicht recht.“ Und wiederum: „Nur ein einziges Wort der hl. Schrift erforſchen und aus ſeiner Tiefe herausholen, iſt unmöglich; ich behaupte, daß es die gelehrteſten Theologen beim beſten Willen nicht vermögen; ihre Ausſprüche ſind Worte des hl. Geiſtes, welche weit über die menſchlichen Faſſungskräfte gehen. Ich wollte einige Mal über die zehn Gebote Gottes nachdenken; aber wenn ich erwog: „Ich bin der Herr dein Gott“ — ſo blieb ich ſchon bei dem Wörtlein: „Ich“ ſtecken: dieſes „Ich“ habe ich bisher noch nicht recht verſtehen können.“ Flakkus Illyrikus bringt in ſeinem Kataloge der Wahrheitszeugniſſe 151 Beweiſe vor, um zu zeigen, daß die hl. Schrift in vielen Dingen dunkel ſei, und ſpottet des Dalläus, der das Gegentheil vertheidiget. Der ungläubige Kalviniſt Bayle ſagt, daß nicht bloß der Ungelehrte, ſondern auch der Gelehrte ſich keine Gewißheit über den Sinn gewiſſer Stellen der hl. Schrift verſchaffen könne. Der gelehrte Loke geſtehet, daß er die Briefe des hl. Paulus, ungeachtet er auf ſie nicht weniger Mühe verwendet habe, als auf die übrigen hl. Bücher, nicht verſtehe. Wegſchneider gibt zu, daß die Bibel an vielen Orten zweifelhaft und ſehr dunkel ſei, und daß es oft ſehr ſchwer halte, den ächten Sinn zu finden. Jeremias Taylor, bekannt unter den engliſchen Proteſtanten, gibt ſich große Mühe zu beweiſen, daß es die ſchwierigſte Arbeit iſt, die hl. Schrift recht zu verſtehen. Seine Worte ſind: Man findet in der hl. Schrift Geheimniſſe, die ſich

kaum denken, geſchweige denn ausdrücken laſſen, und die für unſere beſchränkten Faſſungskräfte immer dunkel und unverſtändlich ſeyn werden. Die gewöhnlichen Erklärungsmittel, wie das Forſchen im Originaltexte, die Gleichheit der Vernunft, die Analogie des Glaubens, ſind immer zweifelhaft, ungewiß und trügeriſch. Die Folge davon iſt, daß die Weiſeſten und diejenigen, welche am geſchickteſten ſcheinen, den wahren Sinn der hl. Schrift aufzufinden, wenig Vertrauen verdienen. — In der That wäre die hl. Schrift ſo allgemein verſtändlich, woher kämen denn die ſo vielfältigen und verſchiedenen Auslegungen?

e) Innere Gründe über die Dunkelheit der hl. Schrift.

Mannigfaltig ſind die Urſachen der Dunkelheit der hl. Schrift. Die Erhabenheit eines beträchtlichen Theiles derſelben, wo entweder buchſtäblich oder figürlich von der Gottheit und ihren Attributen, von dem Fleiſch gewordenen Worte, von den Engeln und andern geiſtigen Weſen die Rede iſt; die geheimnißvolle Natur der Prophezeiungen, die beſondern Eigenthümlichkeiten der hebräiſchen und griechiſchen Sprache, die zahlreichen und kühnen Redefiguren, als Allegorien, Ironie, Hyperbel, Antiphraſe u. ſ. w., deren ſich die hl. Schriftſteller, beſonders die Propheten, ſo häufig bedienen; ferners der Umſtand, daß in der Bibel oft eine Rede an alle Menſchen gerichtet wird, die nur Einige angehet; daß Dinge als ſchon geſchehen angeführt werden, die noch zu erwarten ſind u. ſ. w. Dieſe und noch viele andere Gründe vereinigen ſich oft, das Verſtändniß der hl. Schrift zu erſchweren.

Die hl. Schrift iſt voll von Bildern und Gleichniſſen, und gleichwie der Baum unter den Blättern ſeine Früchte verbirgt, ſo ſind in dieſen Symbolen nicht ſelten die tiefſten Wahrheiten verborgen. Es gehört aber eine eigene Gabe dazu, die Schale zu löſen, ohne den im Innern verborgenen Edelſtein zu verletzen. Jeſus Chriſtus bediente ſich eben deßwegen in ſeinem Lehrvortrage der Gleichniſſe, daß denen, die kein empfängliches Herz für die Geheimniſſe Gottes hätten, dieſe verſchloſſen blieben. Wie leicht iſt alſo eine Täuſchung möglich, vorzüglich wenn Jemand nicht in der rechten Stimmung des Geiſtes an die Auslegung des göttlichen Buches gehet.

Um die Bibel verſtehen zu können, muß man bereits in ihren Geiſt eingedrungen ſeyn; denn viele Stellen werden nur klar, wenn

man ſie mit andern zuſammenhält oder aus dem Geiſte der heiligen Schrift erklärt. So iſt z. B. die Stelle: Der Vater iſt größer als ich, Joh. 14, 28. ſcheinbar im Widerſpruche mit Joh. 10, 30: Ich und der Vater ſind Eines. Folgende Stellen aber: Gehe hin, iß dein Brod mit Freuden und trinke deinen Wein mit gutem Muth. Laß deine Kleider immer weiß ſeyn und laß deinem Haupte Salben nicht mangeln u. ſ. w. Ekkl. 9, 7—9; ihr ſollet gar nicht ſchwören, Matth. 5, 34; ihr ſollet auf Erden Niemand Vater heißen, auch ſollet ihr euch nicht Meiſter nennen laſſen, denn Einer iſt euer Meiſter, Chriſtus, Matth. 23, 9, 10; wenn Jemand mit dir vor Gericht rechten und dir deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel, Matth. 5, 40; wer dich bittet, dem gib, und wenn dir Jemand das Deinige nimmt, ſo fordere es nicht wieder, Luk. 6, 30; wenn du ein Mittag- oder Abendmahl gibſt, ſo lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder, Luk. 14, 12; was zum Munde eingehet, verunreiniget den Menſchen nicht, Matth. 15, 11; dieſe und ähnliche Stellen führen, wie ſie daliegen, in ihrer buchſtäblichen Auffaſſung gar leicht auf Abwege. In der That berufen ſich die Wiedertäufer, zur Begründung ihres Irrthumes, daß der Eid im Chriſtenthume verboten ſei, auf Matth. 5, 34. Jene andern Worte aber: Was zum Munde eingehet, verunreiniget das Herz nicht, werden von Allen angeführt, denen das Faſtengebot läſtig iſt.

Es rührt manche Dunkelheit der hl. Schrift zum Theil auch daher, daß nicht ſelten ein und dieſelbe Stelle mehr als Einen Sinn darbietet. Hiezu war die hebräiſche Sprache insbeſonders geeignet. Ein für uns ſcheinbar und ganz unbedeutender Name iſt oft der Träger eines heiligen Geheimniſſes. Wer in der Sprache der Hebräer etwas genau forſchen will, ſagt Euſebius von Cäſarea, der wird eine erſtaunungswürdige Eigenthümlichkeit der Namen entdecken.*)

*) Von der Bedeutſamkeit des hebräiſchen Alphabets bemerkt derſelbe: Die Hebräer haben in Allem 22 Buchſtaben. Der erſte „Alaph“ kann mit „Unterricht, Zucht“ gegeben werden. Der zweite „Beth“ bedeutet „Haus“. Der dritte „Gimel“, „Fülle“. Der vierte „Delth“, bedeutet gleichſam ſo viel als „der Bücher“. Der fünfte „He“, „ſelbſt“. Wenn man nun dieſes Alles zuſammenſtellt, ſo kommt folgender Satz zum Vorſchein: „Die Zucht des Hauſes iſt die Fülle der Bücher ſelbſt.“ Der ſechste Buchſtabe heißt bei ihnen „Vau“, d. i. „in ihr“. Der ſiebente „Zain“, das heißt „er lebt“.

In dieſer erſten und vollkommenen, weil von Gott verliehenen Sprache, war jedes Wort reich, lebendig und ſprach vielſinnige Bedeutungen zugleich aus. In dieſer Fruchtbarkeit beſteht zum Theile die nie zu erſchöpfende Tiefe der Schrift; woraus zugleich hervorgeht, wie Vieles Ungelehrte und Laien in Ueberſetzungen verlieren; und warum die Kirche es nicht gerne ſieht, daß ihre Gläubigen ſolche in Ueberſetzungen der Volksſprache leſen, die nicht wie die Urſchriften ſelbſt vom heiligen Geiſte diktirt wurden. Und drückt auch die lateiniſche Vulgata ſelbſt, die ſichtlich nicht ohne Beiſtand der göttlichen Vorſehung überſetzt wurde, die meiſten Hebräismen, ſo viel nur möglich, mit höchſter Treue aus, ſo entfliehen doch dem geübteſten Dollmetſcher, der ſie aus dieſer lateiniſchen Schrift in eine lebende Sprache überſetzen will, auch trotz des beſten Willens nicht ſelten Wort und Sinn. Denn um nicht weiter zu gehen, werden ſchon die erſten Worte des Buches der Schöpfung im Lateiniſchen: **In principio creavit Deus coelum et terram**, ſelbſt in den getreueſten deutſchen Bibeln mit: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde" überſetzt. Wer ſieht aber nicht ein, wie unvollkommen dieſer Ausſpruch wieder gegeben iſt, da der Ausdruck **principium** allerdings

---

Der achte „Heth", das heißt „lebend". Daraus ergibt ſich nun der folgende Sinn: „In ihr (der Zucht) lebt der Lebende." Der neunte „Thet" d. i. „gut". Der zehnte „Joth", das heißt „Anfang". Dieſe beiden Buchſtaben bedeuten alſo „guter Anfang". Der eilfte „Kaph" bedeutet „aber". Der zwölfte „Labd" heißt „lerne". Der dreizehnte „Mem" heißt „aus ihnen". Der vierzehnte „Nun" heißt „ewig". Der fünfzehnte „Samech" heißt „Hülfe". Auf dieſe Weiſe ergibt ſich wieder folgender Sinn: „Aber lerne aus ihnen ewige Hülfe". Der ſechszehnte „Ain" bedeutet „Quelle" oder „Auge". Der ſiebzehnte „Phe" bedeutet „Mund" Der achtzehnte „Zade", „Gerechtigkeit". Daraus ergibt ſich folgender Satz: „Quelle oder Auge und Mund der Gerechtigkeit." Der neunzehnte „Koph" heißt „Benennung". Der zwanzigſte „Reſch" bedeutet „Haupt". Der einundzwanzigſte „Sen", „Zähne". Der zweiundzwanzigſte und letzte Buchſtabe endlich wird von den Hebräern „Thau" genannt, was man mit „Zeichen" geben kann und wodurch dieſer Sinn zum Vorſchein kommt: „Benennung des Hauptes und der Zähne Zeichen." Es hat alſo jeder Name dieſer Buchſtaben bei den Hebräern ſeine Bedeutung, woraus der Sinn einer vollſtändigen Rede entſteht, welcher mit der Kenntniß jener Buchſtaben und mit einer gewiſſen Verheißung gar ſchön und trefflich zuſammenſtimmt.

auch Anfang heißt, doch bei weitem nicht alle Begriffe in ſich faßt, die in dem Worte principium liegen, das Urſprung, Grund, Urgrund einer Sache, Urweſen, Princip, Haupturſache u. ſ. w. bedeutet; weßhalb auch dieſe Stelle in den Vätern weitläufig und auf vielerlei Weiſe, zumal aber dahin gedeutet wird, daß Gott die Welt durch den Urſprung, das heißt: durch ſein ewiges und allmächtiges Wort erſchaffen habe, das nicht in der Zeit verhallt, ſondern gleicher Gott mit ihm iſt in Ewigkeit, der ſich ſelbſt bei Johannes principium nennt, das in unſerer deutſchen Sprache eben ſo unvollkommen mit „Anfang" überſetzt wird. So wird auch bei jener hochherrlichen Weisſagung des Propheten Malachias von dem Opfer des neuen Bundes, durch das hebräiſche Wort Minchah, das nicht bloß ein reines Opfer, ſondern ein reines Mehlopfer bedeutet, unſer göttliches Opfer genauer und lichtvoller bezeichnet; unzähliger anderer Ausdrücke dieſer Art nicht zu gedenken.

Abgeſehen aber von der Dunkelheit, die aus der Ueberſetzung in andere Sprachen entſteht, drücken auch in den göttlichen Schriften, ſelbſt wenn jeder Ausdruck genau getroffen iſt, die nämlichen Worte oft Verſchiedenes zugleich aus. So bedeuten z. B. die Worte des ewigen Vaters zum Sohne: „Du biſt mein Sohn, heute habe ich dich erzeugt." Pſ. 2, 7., den Tag der Ewigkeit und der ewigen Geburt, und nicht minder auch den Tag der Menſchwerdung und der Auferſtehung des ewigen Sohnes. Und eben ſo beziehen ſich die Worte bei dem Propheten: „Wer wird ſeine Erzeugung erzählen?" (Jeſai. 53.) ſowohl auf ſeine göttliche als auf ſeine menſchliche Erzeugung, die beide auf gleiche Weiſe unbegreiflich ſind. Ferner in der Stelle: „Alles haſt du ſeinen Füßen unterworfen" (Pſ. 8.), beziehen ſich dieſe Worte ganz vorzugsweiſe auf Chriſtum; gleichwohl beziehen ſie ſich auch auf den Menſchen überhaupt, wie aus der darauf folgenden Stelle klar wird. Und wem, der in den heiligen Schriften nicht ganz fremd iſt, iſt es unbewußt, daß nicht Weniges, was auf prophetiſche Weiſe von David, Salomon und von Cyrus wörtlich geſagt wird, ſich eben ſo wörtlich auf Chriſtus bezieht; und daß Manches, was vor Jeruſalems Zerſtörung, ſowohl durch die Propheten als durch den Herrn der Propheten ausgeſprochen ward, auf gleiche Weiſe vom Ende der Zeiten gilt?

Oft läßt ſich die Schrift, zumal in den Büchern des alten Bun-

des, wo sie zu dem irdischen und höchst sinnlichen Volke der Juden spricht, zum Verständnisse desselben herab, und spricht von Augen und Händen Gottes, von seinem Zorn und seiner Reue, von seinem Herabsteigen auf die Erde, von seinem Vergessen unserer Missethaten und von andern Dingen. Dann fügt sie sich auch nicht selten in ihren Ausdrücken der Weise des Orients, und zwar nicht nur in der daselbst noch bis auf den heutigen Tag beliebten Bilderſprache, sondern auch in den Gebräuchen desselben. So nennt sie z. B., wo von den Verwandten des Herrn dem Fleische nach die Rede ist, dieselben „Brüder" des Herrn, da bekanntlich bei den orientalischen Völkern der Ausdruck: „Bruder" einen umfassenderen Sinn hat, und auch die nächsten Blutsverwandten in sich begreift; wie z. B. Abraham zu Lot, dem Sohne seines Bruders, sprach: „Wir sind Brüder" (Genes. 13. 8.), und Sara, seine Gattin, wegen ihrer nahen Verwandtschaft ohne Lüge seine Schwester nennen konnte. Selbst der Erlöser bezieht sich auf diese Gebräuche des Orients; unter andern in jener Parabel von dem königlichen Gastmahle, wo ein Bettler, der mit den Uebrigen dabei sich einfand, in die äußerste Finsterniß verstoßen wurde, weil er ohne hochzeitliches Kleid dabei erschienen war. Hier kann Niemand, dem die Sitte des Orients, daß nämlich der königliche Spender eines solchen Gastmahles jedem Gaste ein neues Feierkleid verabreichen läßt, nicht bekannt ist, einsehen, daß diese Strafe ihm mit Recht gebührte.

44. Ursachen, warum die hl. Schrift in vielen Stellen dunkel ist.

Dem Herrn hat es also gefallen, über die Feder derjenigen einen Schleier zu ziehen, welche seine Worte für irdischen Gebrauch aufschrieben. Dunkel und schwer verständlich sollen viele Stellen seyn, und dieß aus weiser Absicht. Schön drückt sich ein Kirchenlehrer aus: „Wie ein Hausvater", sind seine Worte, „seinen Keller und Kleiderschrank nicht Allen offen stehen läßt, sondern Einige in seinem Hause hat, die geben, und Andere, die empfangen, so sind auch in der Haushaltung Gottes Einige, die lehren, und Andere, die lernen." Dann ist auch die Kenntniß der Wahrheiten in Dunkelheiten gehüllt, damit sie mehr nützlich als verächtlich erscheine. Wenn sie von denen, die sie weder lieben noch bewahren, erfaßt

werden könnte, dann würde sie verächtlich. Die Wahrheit in der Schrift ist also nicht so fast verborgen, als vielmehr in ein Dunkel gehüllt; nicht, damit sie von denen, welche sie suchen, nicht gefunden werde, sondern damit die, welche sie nicht suchen wollen, sie auch nicht finden. Ueberhaupts dürfen wir sagen, daß die Dunkelheiten der Schrift nicht wenig dazu beitragen, das Ansehen der Kirche Jesu zu stützen und die Absicht ihres göttlichen Stifters zu erreichen, wornach er wollte, daß es in seiner Kirche Einige geben sollte, die da lehren, und Andere, die da lernen. Auch hüllte er Manches in geheimnißvolle Dunkelheit, um uns vor Ueberdruß zu bewahren, da man leicht geneigt ist, das gering zu achten, was offen da liegt. Die Dunkelheit der Bibel soll überdieß unsern Fleiß anspornen, den verborgenen Schätzen der göttlichen Geheimnisse nachzuspüren, und im Forschen nach denselben nicht so fast auf menschliche Weisheit, als vielmehr auf den göttlichen Beistand zu vertrauen, daher sich auch von oben Erleuchtung zu erflehen.

45. Die hl. Schrift bedarf um ihrer Unvollständigkeit wegen einer vermittelnden Autorität.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß nicht Alles, was Jesus gethan und gelehrt hat, von den hl. Verfassern der Bibel aufgeschrieben worden ist. Die hl. Schrift selbst gibt dieser Wahrheit Zeugniß. Joh. 21, 25. Wie hätten auch in einer so kurzen Schrift, wie das Evangelium ist, alle Worte und Lehren aufgezeichnet werden können, die Jesus während der Zeit seines öffentlichen Lehramtes gesprochen hat? Die Apostel und Evangelisten hatten auch nie den Willen, den ganzen christlichen Lehrbegriff schriftlich niederzulegen. Immer nur mit wenigen Worten, gleichsam nur im Vorbeigehen, berühren sie die meisten Grundlehren des Glaubens in ihren Schriften; mündlich lehrten und persönlich ordneten sie das Meiste an. Cf. 1. Cor. 7, 17; 11, 34; 16, 1. 2. Joh. 12. 3. Joh. 13. Sie gaben auch den Gläubigen eigens den Auftrag, das mündliche Wort eben so genau zu halten, wie das geschriebene. Brüder, schreibt der hl. Paulus an die Thessalonicher (2. Br. 2, 15.), stehet fest und haltet euch an die Lehren, die euch mündlich oder schriftlich von uns mitgetheilt worden sind. Und dem Timotheus schreibt derselbe Apostel: Bewahre die Hinterlage durch den

hl. Geiſt, der in uns wohnt. Und was du von mir vor vielen Zeugen gehört haſt, das theile zuverläßigen Männern mit, die tauglich ſind, auch Andere zu lehren.

Die erſten Nachfolger der Apoſtel folgten dem Beiſpiele ihrer Vorgänger und verbreiteten das Evangelium mündlich, und dieſe Lehrart wurde bis zu uns fortgeſetzt und wird ſeyn bis zum Ende der Welt, damit ſich die Schrift erfüllet: Ich werde euch Hirten geben nach dem Herzen Gottes, die euch weiden ſollen in der Weisheit und in der Lehre; denn die Lippen des Prieſters werden die Erkenntniß bewahren und aus ſeinem Munde ſoll man das Geſetz erforſchen. Jer. 3, 15. Wer darum die Bibel beſitzt und lieſt, hat das Wort Gottes noch nicht vollſtändig, er erkennt Jeſu Lehren noch nicht vollkommen. Es täuſche ſich alſo Niemand, als wäre die hl. Schrift das einzige Geſetzbuch des Chriſten. Die Bibel iſt nicht anzuſehen als ein Brief, geſchrieben an das Volk, ſondern vielmehr als ein Kreditiv, eine offene Vorſchrift für die Geſandten Gottes, die zugleich mündliche Inſtruktionen haben. Die Bibel iſt die Lebensquelle des Brunnen Jakobs, aus dem durch einen Diener der Kirche geſchöpft und Labung dem Durſtigen gegeben werden muß. Die hl. Schriften ſind die wenigen Brode und Fiſche, die gebrochen und dann ausgetheilt werden müſſen. Während des Brechens und des Vertheilens mehrten ſich die Stücklein zur Sättigung der fünf Tauſende. Im Brechen und Vertheilen (d. h. durch Studiren und Predigen) der göttlichen Heilslehre vermehren ſich deſſen Theile durch den Segen des hl. Geiſtes alſo, daß ſie zur Genüge für die hungernden Seelen aller auch der verſchiedenſten Menſchen, und für alle Zeiten, Umſtände und Verhältniſſe hinreichen und niemals bis zum Ende der Welt ausgehen.

Nicht vielmehr als ein Leitfaden der göttlichen Wiſſenſchaft iſt alſo die Bibel, ein Grundriß, oder ein kurzes Lehrbuch, welches ohne des Verfaſſers Unterricht oder eines von ihm mittelbar oder unmittelbar beſtellten Lehrers nicht richtig verſtanden werden kann.

46. Wenn die Bibel eines oberſten Interpreten entbehrt, gibt es keine Einheit im Glauben.

Es hat von Anfang der Zeiten in der Kirche die verſchiedentigſten Irrlehren gegeben, die einen griffen die heiligſte Dreifal-

tigkeit an, die andern läugneten die Gottheit Jesu Christi, wieder andere wie die Pelagianer machten das Verhältniß der Gnade zum freien Willen des Menschen zum Gegenstande ihres Widerspruches, noch andere bekämpften andere Lehren der Kirche. Diese alle berufen sich auf die hl. Schrift, ja mit der Bibel in der Hand brüteten sie ihre Neuerungen aus, und kühn forderten sie, wie es z. B. Arius gethan hat, ihre Gegner auf, sie aus der hl. Schrift zu widerlegen.

Auch im sechszehnten Jahrhunderte haben alle Sekten, die aufgetaucht sind, ihre Lehren aus der Bibel beweisen wollen. Meines Wissens hatte man bisher noch nie in so apodiktischer Allgemeinheit es ausgesprochen, daß die Bibel allein einzige, jede andere sie ergänzende oder erklärende Autorität ausschließende Glaubensquelle sei, aber auch noch nie war die Verwirrung und der Sektengeist größer, als eben damals, so daß man fast in Nichts mehr einig war, als gerade in der Annahme desjenigen Principes, welches die fruchtbare Quelle aller Uneinigkeit war. Dafür sprechen die eigenen Zeugnisse der Reformatoren. So klagt Capito in einem Briefe an Farell, Pastor in Genf, daß das neue System ihn um alles Ansehen beim Volke bringe. Seine Worte lauten: Gott hat uns das Unheil einsehen lassen, welches wir durch unsern übereilten Bruch mit dem Papste gestiftet haben. Das Volk sagt uns jetzt: Ich weiß genug vom Evangelium; ich kann es für mich selbst lesen: ich brauche euch nicht mehr. (Int. epist. Calvini.) Calvin schreibt an Melanchton: Es ist sehr viel daran gelegen, daß die zwischen uns bestehenden Spaltungen den künftigen Zeiten unbekannt bleiben; denn es ist äußerst lächerlich, wenn wir, die wir mit der ganzen Welt gebrochen haben, gleich im Anfange unserer Reformation so wenig mit einander selbst übereinstimmen. Luther selbst drohet, wollten sie nicht ihre Zänkereien aufgeben, so würde er wieder zum Papstthum zurückkehren. „Wenn ihr so fortfahret, sagt er, so werde ich Alles widerrufen, was ich irgend geschrieben oder gesagt habe und euch aufgeben; bedenket, was ich euch sage!“

In der That, welche Verwirrung hatte der Grundsatz, daß jeder Einzelne sich selbst die Bibel erkläre, angerichtet? Schneider und Schuster fingen jetzt an, die Völker regieren und lehren zu wollen, statt sie zu bekleiden und zu beschuhen, und dabei beriefen sie sich auf Aussprüche der Bibel. Die Reformatoren selbst zerfielen in ver-

ſchiedene, oft geradezu einander entgegengeſetzte Meinungen. Richten wir unſere Blicke, um nicht zu weitſchweifig zu werden, auf zwei Punkte, auf die Lehre von der Rechtfertigung und die von der Euchariſtie. Es iſt bekannt, daß das Grundprincip Luthers das von dem allein rechtfertigenden Glauben war, mit Ausſchließung der guten Werke. Bei der Vertheidigung dieſes Grundſatzes rühmte Luther: „Dieſer Artikel ſoll ſtehen bleiben aller Welt zum Trotz: das ſage ich, Martin Luther, der Evangeliſt. Darum laſſe ſich keiner beigehen, ihn umzuſtoßen, weder der römiſche Kaiſer, noch der Kaiſer der Türken, noch der Tartaren; weder der Papſt, noch die Mönche, noch die Nonnen; weder die Könige, noch die Fürſten, noch alle Teufel in der Hölle. Wenn ſie es verſuchen, ſo mögen die hölliſchen Flammen ihr Lohn ſeyn. Was ich hier ſage, ſoll man als Eingebung des hl. Geiſtes anſehen.“ Aber deſſenungeachtet manifeſtirte ſich der hl. Geiſt wieder ganz anders in Melanchton, Calvin und Andern, und dieſes bald in ſolcher Verſchiedenheit, daß der Lutheraner Oſiander behauptet, es gebe hierüber zwanzig verſchiedene Meinungen, die alle, und das iſt eben das Auffallende, aus der Schrift gezogen und von den verſchiedenen Gliedern der Augsburger Confeſſion angenommen ſind.

Noch chaotiſcher iſt die Verwirrung in Bezug auf die Lehre vom hl. Abendmahle. Ein einziges, nur vier Worte faſſendes Sätzchen, das nach Luthers eigener Aeußerung ſo klar iſt, daß es jedes Kind verſtehen kann, — die Worte: „Dieß iſt mein Leib“ — war für die Reformatoren Veranlaſſung zu unausgleichbaren Differenzen, indem die Einen nichts vermeſſener und nichts gottloſer fanden, als den buchſtäblichen Sinn zu leugnen, und die Andern, im ſonderbaren Widerſpruche, nichts grobſinnlicheres ſich denken konnten, als dieſen Sinn anzunehmen. Bald bildeten ſich über dieſen Geganſtand eine Menge von verſchiedenen Meinungen, und dieß zu einer Zeit, wo man mit den prahleriſchen Worten herumwarf, daß ſeit Jahrhunderten die hl. Schrift nie ſo ſehr gereinigt, nie ſo gut erklärt und ſo vollkommen verſtanden worden wäre. Dieſes nämliche Princip der freien Bibelforſchung zerſplittert die Akatholiken noch heut zu Tage in eine zahlloſe Menge von Parteien. Denn betrachtet ſie, wie wimmelt es bei ihnen von Sekten. Es iſt als ob das Ungeziefer aus dem Boden herauskrieche.

So beſtätigt es die Geſchichte in allen Jahrhunderten, daß das Princip der freien Bibelforſchung alle Einheit im Glauben aufhebt. Auf die Frage, wie dieſes komme, hat ſchon Tertulian geantwortet: Die Urheber einer Sekte haben nicht mehr Recht zu Neuerungen, als ihre Anhänger. Jeder kann ſich daher für berechtiget, ja oft ſogar für berufen fühlen, an dem, was man ihm gelehrt hat, zu ändern und es nach eigener Anſicht umgeſtalten, und dieſes um ſo mehr, wenn er in einem Buche, das für jeden Einzelnen und für alle einziger, jedes Mittelglied ausſchließender Glaubenslehrer ſeyn ſoll, etwas Anders zu finden meint, als man ihn lehrte. Denn da diejenigen, welche zuerſt von der kirchlichen Corporation ſich loswanden, einem wilden Waldſtrome ähnlich, Alles niederrießen, und das, was ſie etwa nicht niederreißen konnten, oder auch nicht wollten, um ſcheinbar noch etwas zu haben, worauf man ſich im Nothfalle ſtützen könnte, in eine ſolche Lage zu bringen ſuchten, daß es ſich nach Gefallen wenden und drehen läßt; — ſo kann man den willkührlichen Neuerungen jedes Einzelnen um ſo weniger einen hemmenden Damm entgegenſetzen, da es außer der Bibel nichts mehr gibt, das für ihn eine Verbindlichkeit hätte, und kaum Einer ſo unbelefen iſt, der zum Beweiſe ſeiner Meinung nicht einige Schriftſtellen, wenn auch nur ſcheinbar, in gezwungener Beziehung anführen könnte; aber eben dadurch iſt der Weg zu endloſen Spaltungen gebahnt, und dasſelbe Princip, wodurch ſich ein Theil von der Geſammtheit losriß, frißt in ſeiner Trennung auf dieſelbe Weiſe bei ihm fort, theilt den Theil abermals in Theile und zerſetzt dieſen in neue Splitter und wirkt ſo auflöſend fort, ſo lange nur eine Wirkung denkbar iſt, und der Satz auf ſeine höchſte Spitze getrieben, müßte es am Ende ſo viele verſchiedene Meinungen geben als man Köpfe zählt. So erfüllt ſich der Ausſpruch jenes Kirchenlehrers: Eloquia scripturae aliter atque aliter alius atque alius interpretatur, ut paene, quot homines sunt, tot illinc sententiae erui posse videantur.

47. In Ermanglung einer oberſten Interpretationsauktorität der Bibel laſſen ſich ausgebrochene Glaubensſtreitigkeiten nicht ausgleichen.

Wenn verwegene Köpfe die Glaubens-Einheit ſtören, und durch ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten oder phantaſtiſche Schwärmerei getrieben,

in irgend einer Stelle der Bibel das nicht mehr finden wollen, was das chriſtliche Alterthum jederzeit daraus genommen hat, ſo erheiſcht es das Wohl der Geſammtheit, daß dieſe dem ſociellen Leben fremdartig gewordenen Glieder entweder wieder geheilt, oder wo dieſes nicht möglich iſt, mit aller Strenge ausgeſchieden werden, wodurch ihren Neuerungen das Siegel der Verdammniß aufgedrückt wird. Solches läßt ſich aber durchaus mit der hl. Schrift allein, wenn ihr kein Richter an der Seite ſtehet, nicht erreichen. Unmöglich kömmt es durch den todten Buchſtaben der vielſinnigen Schrift unter den ſtreitenden Parteien zu einer Ausgleichung und Einigung der getheilten Meinungen; denn die hl. Schrift iſt an und für ſich als ſtummer Buchſtabe unfähig, Zweifel und Streit zu entſcheiden. Wir finden dasſelbe bei jedem andern geſchriebenen Geſetzbuche. Kaum iſt ein Jahr ſeit ſeiner Bekanntmachung verfloſſen, ſo gehen die Rechtsgelehrten in der Auslegung und Anwendung des Geſetzes auf verſchiedenen Wegen von einander ab, ſo daß ihnen nichts anders übrig bleibt, als ſich an denjenigen zu wenden, welcher das Geſetz ſelbſt gegeben, oder an die, welche das von dem Geſetzgeber ausgeſprochene, lebendige Wort aufbewahren. Durch die Bibel allein hätte nie, wie es im Lauf der Zeiten ſo vielfältig geſchehen iſt, eine Irrlehre verdammt werden können; denn jede Sekte nahm die hl. Schrift für ſich in Anſpruch und berief ſich bei ihren Neuerungen auf ſie. Die Gegner der Kirche würden ſicherlich in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn ſie mit ihrem einſeitigen Princip alle jene Häreſien verurtheilen müßten, welche die kath. Kirche im Lauf der Zeit verdammt hat, und die ſie jetzt ſelbſt, ungeachtet bei ihrer Verurtheilung noch ganz andere Elemente mitwirkten, verwerfen. Es müßte wirklich intereſſant zu vernehmen ſeyn, wie jene Partei den verſchiedenen manichäiſchen und gnoſtiſchen Irrthümern begegnete, oder wie ſie jene Kette von Streitigkeiten ausgliche, welche ſich in der orientaliſchen Kirche über die beiden Naturen in Chriſtus und ihr gegenſeitiges Verhältniß entſponnen haben, oder wie ſie die pelagianiſchen Zwiſte und ähnliche Spaltungen beenden könnte. Darum ſagt Schelling in ſeinen akademiſchen Vorleſungen: Die Reformatoren konnten ſich keines größern Fehltrittes ſchuldig machen, als daß ſie an die Stelle des lebendigen, ewig tönenden Wortes den todten Buchſtaben der Bibel ſetzten. Dieß erfahren denn diejenigen, welche die kirchliche

Autorität in Glaubensſachen verworfen haben, nur all zu ſehr. Eine dreihundertjährige Geſchichte beweiſet es, daß ſie mit ihrem Principe nicht die mindeſte Streitigkeit, welche in ihrem Schooße ſich über Glaubenspunkte erhebt, auszugleichen vermögen. Luther ſelbſt, das Haupt und der Repräſentant der Reformatoren, konnte mit all ſeiner Autorität und der ganzen Fülle der Gewalt eines durch Gottes Gnade gewordenen Ekkleſiaſtes von Wittenberg, wie er ſich zu nennen pflegte, den nachtheiligen Zwiſt der Sakramentirer nicht beilegen, und als Karlſtadt ihm widerſprach, hütete er ſich wohl, ihn aus der hl. Schrift des Irrthums zu überweiſen, ſondern begnügte ſich mit der abentheuerlichen Zumuthung, er ſolle wider ihn ein Buch ſchreiben. Als die Wiedertäufer ſich erhoben und in ihrer Weiſe reformirten, überſah er es abermals, ſie aus der Schrift zu bekämpfen, und begnügte ſich, ſie bloß zu fragen, woher ſie ihre Sendung hätten; eine Frage, die, auf ihn ſelbſt angewendet, ihm nicht leicht zu beantworten geweſen wäre. Nachdem Luther nicht mehr im Leben wandelte, ſteigerten ſich die Verwirrungen noch mehr, und Melanchthon ſehend, wie das Schwert der Zwietracht die junge Gemeinde zerfleiſchte, konnte zwar klagen, daß er ſich wie unter einem Schwarm wüthender Weſpen befinde und ſich nicht zu helfen wiſſe, aber mit der hl. Schrift dem Uebel zu ſteuern, das vermochte er nicht.

Wenn über die Bibel kein Richter geſetzt iſt, läßt ſich kein Zweifel löſen, keine Streitigkeit ausgleichen: man muß alle Meinungen, die Einer in der Schrift findet, beſtehen laſſen, und es jedem Einzelnen ſelbſt anheim ſtellen, für welche er ſich entſcheiden will. Mit Recht ſagt Locke: Ihr Proteſtanten findet in der hl. Schrift die Ubiquität des Leibes Chriſti und die abſolute Prädeſtination, und darum glaubet ihr dieſe Lehren; wenn aber ich dieſe Sätze verwerfe, weil ich ſie in der Bibel nicht finde, ſo könnt ihr mich deßwegen nicht tadeln oder gar als einen Ketzer verſchreien: dieſes iſt für euch ein Paradoxon. Daraus erklärt ſich die Erſcheinung, daß im Proteſtantismus ſo viele Sekten neben einander beſtehen, und er der läſtigſten und ihm ſelbſt gefährlichſten ſich nicht entledigen kann. Lächerliche und nur ſeine Schwäche kundgebende Verſuche ſind es, wenn er hie und da Miene macht, ſolche Glieder von ſich ausſcheiden zu wollen.

48. In Ermanglung eines authentiſchen Schriftauslegers gibt es überhaupts keinen Glauben.

Wer der Kirche das Recht abſpricht, die hl. Schrift zu erklären, ſetzt ſeine individuelle Vernunft an ihre Stelle, und ſein oberſtes Princip heißt jetzt: Alles, was deine Vernunft in der Bibel findet, iſt wahr. Aber wer ſieht nicht ein, daß es ſich hier vor Allem um Beantwortung der Frage handelt, ob der Einzelne verſichert ſeyn könne, daß er ſich ſelbſt nicht täuſche, wenn er nach ſeiner Vernunfteinſicht behauptet: dieſer oder jener Glaubensſatz ſei in der hl. Schrift enthalten und jeder andere ausgeſchloſſen. So lange er ſich nicht bis zur äußerſten Thorheit verirrt und ſich geradezu für unfehlbar erklärt, wird er immer zu dem Geſtändniß gezwungen ſeyn, daß er keine Glaubensgewißheit beſitze.

Noch mehr, da die individuellen Erklärungen der Schrift nothwendiger Weiſe ſo verſchieden ausfallen, als die Faſſungsgabe der einzelnen Menſchen iſt, ſo folgt daraus, daß ein Jeder ſeine vereinzelte Schrifterklärung im Widerſpruche mit der aller Jener findet, welche die Schrift anders verſtehen, als er. Nun kann aber unter ſo vielen verſchiedenen Erklärungen nur eine richtig ſeyn, wenn es noch überhaupts eine ſolche gibt. Aber auf welchen Grund hin darf der Einzelne behaupten, daß er ſich des Vorrechts erfreue, die richtige Erklärung gefunden zu haben? In welchem Merkmal erkennt er die Wahrheit ſeiner Bibelerklärung, die zwar ſeine Vernunft für wahr hält, die aber eben ſo viele mögliche Erklärungen wider ſich hat, als die individuelle Vernunft andere zuläßt? Er habe, ſagt er, die Stellen der Bibel geprüft, verglichen und eine durch die andere beleuchtet. Allein Jeder ſpricht ſo, und hat dieſelben Gründe, ſich auf ſeine Prüfung zu verlaſſen. Je mehr er alſo auf ſeine partikuläre Prüfung, die nach ſeiner Meinung ihm von Gott als das einzige Mittel zur Erkenntniß der wahren Religion freigegeben worden ſeyn ſoll, vertraut, deſto mehr muß ſeine vereinzelte Ueberzeugung erſchüttert werden, wenn er ſie mit ſo vielen andern Ueberzeugungen, die ſich gleichfalls auf jenes vermeintliche, von Gott beſonders angeordnete Mittel zur Erforſchung der wahren Religion ſtützen, im Widerſpruch erblickt. So wird er denn durch die Verwerfung der Erklärung Anderer, weil ſie der ſeinigen widerſpricht,

und durch die unabweisliche Bezweiflung der seinigen, weil sie von allen Andern bestritten wird, dahin gebracht, daß er nicht mehr weiß, was er glauben soll. Nein, für ihn gibt es keinen Glauben. Was er seinen Glauben nennt, ist nur eine eben so leere und unhaltbare Einbildung, wie seine übrigen Einbildungen. Stets muß er fürchten, getäuscht zu werden, und dieß um so mehr, je mißtrauischer er auf sich selbst ist. Nie kann er mit voller Sicherheit auch nur das erste Wort eines Gläubigen: „Ich glaube" sprechen, und thut er es dennoch, so bleibt immer der Zweifel im Hintergrunde seines Glaubensbekenntnisses stehen. Das Höchste, was ein Solcher, der die Bibel nach seiner Vernunft erklärt, sagen kann, ist: Dieß oder jenes scheint mir in dem gegenwärtigen Augenblicke der Sinn der vor mir liegenden Stellen zu seyn; und wenn er aufrichtig seyn will, muß er hinzusetzen: Vielleicht werde ich nach weiterer Betrachtung und nach Vergleichung noch anderer Stellen meine Meinung ändern. Lassen wir hierin Einen reden, der als ehemaliger Protestant diesem Principe huldigte. Laval, einstens protestantischer Prediger zu Condé sur Noireau, sagt: „Ich habe es nur zu sehr empfunden, als ich zum Lohne langer Prüfungen und beschwerlicher Forschungen nur das Gefühl meiner Unfähigkeit, mir einen sichern Glauben zu schaffen, einärntete. Wenn ich, um die erste Christenpflicht zu erfüllen, meine Vernunft zu einem Glaubensakte aufforderte, wagte sie nicht, einen solchen hervorzubringen. Jede neue Forschung führte nur Ungewißheit mit sich. Was ich heute glaubte, weil ich es klar in der Schrift zu finden mir einbildete, bezweifelte ich morgen, weil ich es darin nicht mehr so deutlich sah. Zuweilen kam es so weit, daß ich darin ein ganz anders Dogma erblickte. Oft von dem Bedürfniß nach einem festen Glauben gedrängt, entwarf ich mir ein Glaubensbekenntniß und erklärte es für unwiderruflich. Aber dieses ewige Glaubensbekenntniß dauerte kaum einige Tage. Von einer Meinung zur andern begann meine Vernunft zu irren, nichts Beständiges in sich selbst findend, als nur ihre eigene Unbeständigkeit. Und wenn ich behaupte, daß jeder Protestant, der sich über seinen Glauben Rechenschaft ablegen will, unausweichlich in dieselbe Verlegenheit geräth, und daß der Unbestand seiner Meinungen im Verhältniß zu seinen Forschungen und Untersuchungen wächst, so wüßte ich nicht, welches protestantische Gewissen mich der Lüge zeihen wollte." —

Dieß iſt wohl auch die Urſache, warum ſo viele Proteſtanten noch am Sterbebette in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren. Sie überzeugen ſich von der Wahrheit der Worte des hl. Auguſtin: Wünſcheſt du ein Ende deiner Verwirrungen, ſo folge der Regel der katholiſchen Lehre, die uns von Chriſtus ſelbſt durch die Apoſtel übermacht worden iſt und von uns zur ſpäteſten Nachwelt hinabgelangen wird.

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und ſagen, die Annahme, daß die Bibel keines authentiſchen Auslegers bedürfe, führt geradehin zur Vernichtung des Glaubens. Den Menſchen zurufen: „Glaubet der eigenen partikulären Prüfung," — heißt nichts Anders, als einem großen Theile derſelben ſagen: Glaubet gar Nichts. Es unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, daß die Erforſchung vieler Bibelſtellen ganz über die Verſtandeskräfte der Ungelehrten, mit einem Worte des Volkes, alſo des größten Theiles des Menſchengeſchlechtes, hinausfällt. Wenn alſo die partikuläre Prüfung von dem größten Theile der Menſchen nicht angeſtellt werden kann, und ſie dennoch das einzige Erkenntnißmittel des Glaubens iſt: was bleibt übrig, als daß die meiſten Menſchen an der Erkenntniß der Wahrheit verzweifeln müſſen? Wenn es aber in gewiſſen Ländern noch nicht dahin gekommen iſt, und das Volk noch einigen Glauben hat, geſchieht dieß nicht in Kraft des angenommenen Princips, ſondern vielmehr in Folge ſeiner Nichtbeachtung. Denn das Volk bildet ſeinen Glauben nach den Predigten ſeiner Paſtoren. Es fühlt nur zu wohl, daß, wollte es ihn ſich nur nach der über ſein Vermögen gehenden Selbſtforſchung bilden, es ihn auch in demſelben Augenblicke verlieren würde.

Läßt man jedem Einzelnen das Recht, ſich ſeinen Glauben nach eigener Erklärung der Bibel zu bilden, ſo begreift ſich leicht, daß hier ein gemeinſames Symbolum nicht entſtehen kann; denn dieſes enthält, was zu glauben nothwendig iſt. Wie vermag man aber das, was zu glauben nothwendig iſt, zu beſtimmen, wenn der Einzelne das Recht hat, ſelbſt zu entſcheiden, was er annehmen oder verwerfen will? Da die Vernunft eines Jeden von der eines Andern unabhängig iſt, ſo darf Keiner dem Andern zumuthen, dasſelbe zu glauben, was er ſelbſt nach ſeiner Vernunft annimmt. Ein Jeder kann ſeine rein individuelle Meinung haben. Du entdeckſt

dieſes oder jenes Dogma in der Bibel; du glaubſt es nach deiner Vernunft. Aber wenn eine andere Vernunft nicht das nämliche darin findet oder gar das Gegentheil, ſo muß ich dein Dogma verwerfen, gemäß demſelben Princip, nach welchem du es zuläſſeſt. Da, wo die Bibel eines oberſten Auslegers entbehrt, fühlt man auch die Unmacht, ſeinen Glauben feſt zu ſtellen, ſo ſehr, daß ein engliſcher Biſchof kein Bedenken trägt, zu ſagen, der Proteſtantismus beſtehe darin, daß man glauben könne, was man wolle, und daß man bekennen dürfe, was man wolle. Ganz ähnlich lautet die Sprache Watſons. Dieſer ſagt in einem Schreiben an die ihm untergebenen Geiſtlichen in Bezug auf die Lehren des Chriſtenthums: „Ich halte es für ſicherer, euch zu ſagen, wo ſie enthalten, als was ſie ſeien. Sie ſind enthalten in der Bibel; und wenn beim Leſen dieſes Buches Euere Meinungen hinſichtlich der Lehren des Chriſtenthums von denen Euers Nachbars, oder von denen der Kirche verſchieden ſeyn ſollten, ſo ſeid Euerſeits überzeugt, daß Unfehlbarkeit Euch ſo wenig eigen iſt, als der Kirche.“ Wer alſo dieſem Principe huldiget, ſagt gleichſam mit der Bibel in der Hand zum Volke: Die Wahrheit iſt in dieſem Buche enthalten. Aber was die Wahrheit, was das Chriſtenthum ſei? — das weiß ich nicht. Glaubſt du an die Dreieinigkeit, an die Gottheit Chriſti, an ewige Strafen, ſo biſt du ein Chriſt. Glaubſt du aber nicht daran, ſo biſt du auch noch ein Chriſt. Wie auch deine perſönlichen Meinungen ſeyn mögen, wenn du ſie nur in der Bibel zu finden behaupteſt, ſo genügt dieß. Wer wagt zu beſtimmen, was zu glauben nothwendig iſt? Dieß maßt ſich die katholiſche Kirche an, und hat es zu allen Zeiten gethan. Deßwegen verwerfen wir ſie. Wir aber, deren Religion darin beſtehet, an Alles zu glauben, was man will, dulden ſolchen Zwang nicht. Wir geſtehen zwar, daß es auffallend erſcheint, wie Gott zu den Menſchen geſprochen haben ſollte, ohne daß ſie wüßten, was er geſprochen hat; allein da wir nicht Unrecht haben wollen, ſo muß man glauben, es ſei dem alſo. Bleibe daher ruhig bei dieſer Ungewißheit, und ſei verſichert, daß du ein guter Chriſt ſeyn kannſt, wenn du auch nicht weißt, was zum Glauben nothwendig iſt, um ein Chriſt zu ſeyn. (Cf. Beweggründe, warum ſo viele Proteſtanten zur katholiſchen Kirche zurückkehren.)

49. Die heil. Schrift verliert in der Trennung von der kirchlichen Autorität ihren göttlichen Charakter.

Wer die Bibel von der kirchlichen Autorität trennt, beraubt ſie dadurch zugleich ihres göttlichen Anſehens. Denn in dieſer Trennung hat man keine Gewißheit mehr, daß ſie ein vom hl. Geiſte eingegebenes Buch ſei. Woher ſoll man ſie nehmen? Etwa aus der Schrift ſelbſt? Allein ihr Zeugniß gilt ſo lange nichts, als ihr göttliches Anſehen noch in Frage geſtellt iſt. Sagt man aber, es ſei gewiß, daß das alte Teſtament von Moſes und den Propheten, und das neue von den Apoſteln und Evangeliſten geſchrieben worden ſei, ſo iſt damit noch keineswegs erwieſen, daß dieſelben jederzeit, oder auch nur einmal unter göttlicher Eingebung geſchrieben haben. Ueberdieß ſtehen im neuteſtamentlichen Canon Bücher, welche von den Apoſteln gar nicht verfaßt worden ſind, wie die Evangelien des hl. Marcus und Lucas, während eine andere, ſehr ſchätzbare Schrift, nämlich der Brief des hl. Barnabas, der in der hl. Schrift ſelbſt ein Apoſtel genannt iſt, und von dem geſagt wird, daß er voll des hl. Geiſtes ſei, keine Aufnahme gefunden hat. Endlich hat Niemand außer der Ueberlieferung und der lebendigen Stimme der katholiſchen Kirche eine zureichende Autorität dafür, daß die heil. Bücher ächte Werke derjenigen Männer ſeien, deren Namen ſie führen, und dieß um ſo weniger, weil ſehr viele apogryphiſche Prophezeiungen und unächte Evangelien und Briefe unter denſelben oder eben ſo ehrwürdigen Namen in den früheſten Zeiten der Kirche im Umlaufe geſetzt und von verſchiedenen gelehrten Schriftſtellern und heiligen Vätern beglaubiget waren, während einige der wirklich canoniſchen Bücher von ihnen verworfen oder doch bezweifelt wurden. Der ächte Canon der hl. Schrift ward überhaupts nicht vor Ende des vierten Jahrhunderts verfaßt, und hier geſchah es durch die auf dem dritten Concilium von Carthago verſammelte und in einem Decret des Papſtes Innocenz I. erklärte Autorität der Kirche. Nur durch die Kirche gelangt man alſo zur Ueberzeugung, welche Bücher für canoniſch zu halten ſind. Daher ſpricht der hl. Auguſtin ein wahres Wort: Ich würde dem Evangelium ſelbſt nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholiſchen Kirche dazu beſtimmte. Daß man nur in der Kirche Gewißheit über die hl. Schrift habe, bekennt auch Luther.

Wir müſſen den Papiſten Manches verdanken, ſagte er, — dahin gehört das Wort Gottes, welches wir von ihnen erhalten haben; wir würden ſonſt gar nichts davon wiſſen.

Aber davon abgeſehen und vorausgeſetzt, die göttliche Autorität der hl. Bücher ſei erwieſen: woher weiß man in der Trennung von der Kirche, daß die in die Bibel aufgenommenen und abgedruckten Kopien ächt ſeien, da gewiß iſt, daß z. B. die Originaltexte der moſaiſchen Urkunde und der alten Propheten mit dem Tempel und der Stadt Jeruſalem von den Aſſyriern unter Nebukadnezar zerſtört worden ſind, und die am Ende der babyloniſchen Gefangenſchaft durch die Fürſorge des frommen Esdras wiederhergeſtellten Abſchriften in der ſpätern Verfolgung unter Antiochus abermals zu Grunde gingen? Auf gleiche Weiſe können einem Außerkirchlichen über die Aechtheit der neuteſtamentlichen Schriften manche erhebliche Bedenklichkeiten kommen. Hier entſteht ſogleich ein neuer Zweifel, nämlich, ob die aus dem Urtexte gefertigten Ueberſetzungen richtig ſeien, und hier muß es dem von der Kirche Getrennten um ſo unheimlicher ſeyn, je häufiger er Verfälſchungen entdeckt. Was die engliſchen Ueberſetzungen betrifft, war der proteſtantiſche Theologe Epiſkopius von ihrer Fehlerhaftigkeit ſo ſehr überzeugt, daß er den ſonderbaren Wunſch äußerte, es möchten alle Leute, ſelbſt Taglöhner, Matroſen und Weiber Hebräiſch und Griechiſch lernen. In einer Vorſtellung, welche einige Proteſtanten an Jakob I. richteten, iſt geſagt: Unſere Ueberſetzung der Pſalmen, ſo wie ſie ſich in unſerm gewöhnlichen Gebrauche befindet, iſt wegen Zuſätze, Weglaſſungen und Verfälſchungen vom ächten hebräiſchen Texte in zweihundert Stellen wenigſtens verſchieden. Die Pfarrer des Sprengels von Linkoln ſagen in einer Bittſchrift an den König ebenfalls, daß die engliſche Ueberſetzung der Bibel albern und ſinnlos ſei und in zahlloſen Stellen den Gedanken des hl. Geiſtes verdrehe. Brougthon, ein heftiger Proteſtant, ſagt den engliſchen Biſchöfen in ſeinen Bemerkungen korrumpirter Stellen, daß ihre Ueberſetzung der hl. Schrift im Engliſchen ſo ſchlecht ſei, daß ſie den Text des alten Teſtaments an 840 Stellen korrumpire, und daß darum Millionen das neue Teſtament mißverſtehen und in die ewigen Flammen ſtürzen. In Deutſchland iſt es nicht beſſer. Schon Luther hat ſich Unrichtigkeiten zu Schulden kommen laſſen und zu Gunſten ſeiner Lehre vom alleinſeligmachenden Glauben die bekannte Stelle im

Römerbriefe verfälſcht und auch an vielen andern Orten den Falſarius gemacht; denn Hieronymus Emſer hat ihm bloß in ſeiner Ueberſetzung des neuen Teſtaments 600 Fehler und Kochläus hat ihm 1000 Fälſchungen in dieſer Schrift nachgewieſen. Dieß darf nicht Wunder nehmen; denn Luther verſtand keineswegs die Bibelſprache ſo gut, als gewöhnlich angenommen wird. Er konnte weder hinreichend Griechiſch noch Hebräiſch, wie er ſelbſt geſteht. So ſagt er: „Vetus testamentum non potero attingere, nisi vobis praesentibus et cooperantibus.“ Vergl. Georg. coelest. in histor. comit. T. I. f. 42. Franc. 1597. Luth. Oper. T. III. f. 175 in 22. psl. — Luth. Epist. T. I. 340. Jenae 1556. — Tiſchreden, Frankf. 1576. S. 412. Dieſe Fehler mehrten ſich in der Folge. Alle Reformatoren klagen einander gegenſeitig verkehrter Auslegung und Ueberſetzung der hl. Schrift an. Beza fand Fehler in der Ueberſetzung des Oekolampadius, Caſtalio verdammte die Ueberſetzung Beza's und Molinäus brach über die Arbeiten Beza's und Caſtallo's den Stab. Zwingli machte Luthern den Vorwurf, daß er Gottes Wort verfälſche, während Luther denſelben Vorwurf gegen Münzer vorbrachte.

Wie viele Bedenklichkeiten erheben ſich alſo nicht für einen außer der Kirche Stehenden bezüglich der hl. Schrift, und wie oft wird ſein Glaube an ihr göttliches Anſehen erſchüttert. Dieß zeigt denn auch die Erfahrung; denn wie Viele unter den Proteſtanten verfahren mit der Bibel wie mit jedem andern alten Buche! Man legt überall das Meſſer der Kritik an, und ſchneidet weg, was man in den Kramm ſeiner Vorurtheile nicht brauchen kann. So traf oft nicht bloß einzelne Stellen, ſondern ganze Bücher das Loos, daß ſie als unächt aus dem Canon der hl. Schriften wegräſonnirt wurden. Welch ein Anſehen kann nach ſolchen Vorgängen die Bibel für die von der Kirche getrennten Parteien noch haben? Sie ſind ja nicht ſicher, ob ihre Gelehrten nach und nach nicht noch alle Theile der hl. Schrift verwerfen und ihnen zuletzt von der ganzen Bibel nichts mehr übrig bleibt.

50. Der oberſte Ausleger der Bibel iſt der hl. Geiſt.

Wer bei den Menſchen ein Geſetz erläßt, iſt auch der natürlichſte Interpret deſſelben; zu ihm kommt man jederzeit zurück, wenn ein

Zweifel entſtehet, bei ihm erholt man ſich Rath und Auskunft in ſchwierigen, dunklen Stellen.

Die Bibel iſt ein göttliches Geſetzbuch, und ihr vornehmſter Verfaſſer iſt der hl. Geiſt. Daraus folgt unſerm ſo eben aufgeſtellten Grundſatze gemäß, daß der hl. Geiſt auch der erſte und vorzüglichſte Ausleger der hl. Schrift ſei.

Darauf weiſen verſchiedene Aeußerungen der Bibel ſelbſt hin. So ſagt Chriſtus der Herr: Nicht ihr ſeid es, die da reden, ſondern der Geiſt eures Vaters iſt es, der durch euch redet. Mth. 10, 20. Und der hl. Petrus ſagt, daß keine Auslegung nach menſchlicher Art geſchehe. In ſo ferne erfüllet ſich, was Jeremias 31, 34. ſagt: Es werden Alle von Gott gelehrt werden. Darum ſchreibt auch der hl. Hieronymus: Die Kirche Gottes, welche ihren Glauben von den Nachfolgern der Apoſtel empfing, hat nicht von einem Menſchen, ſondern von Gott das Evangelium; denn die Lehrer in der Kirche lehren nicht ſo faſt ſelbſt, ſondern Gott ſpricht durch ſie. Marcian aber und Baſilides ſammt den übrigen Ketzern haben ihr Evangelium nicht von Gott, weil ſie den hl. Geiſt nicht haben, ohne welchen es Menſchenwort wird.

Iſt auf ſolche Weiſe jene Autorität ausgemittelt, der es zukömmt, den Sinn der hl. Schrift zu deuten, ſo iſt der Ausdruck: „Der hl. Geiſt iſt der oberſte Ausleger der Bibel" noch ein ſehr allgemeiner und vielſinniger Begriff, der einer nähern Erläuterung bedarf.

51. Der hl. Geiſt ſpricht nicht zu jedem einzelnen Gläubigen.

Der hl. Geiſt iſt nicht jedem Einzelnen beim Schriftleſen mit beſonderer Gnade zugegen, ſondern bindet ſie immer an eine gewiſſe Autorität. Denn

1. Iſt dieſes der Art und Weiſe, wie Gott auf die Menſchen einwirkt, viel angemeſſener, der ſich von jeher gewiſſe Organe auserſah, denen er ſich ſpeciell offenbarte, und wodurch ſein Wille dann auch Andern zum Bewußtſeyn gebracht werden ſollte. So erſcheinen in der früheſten Zeit die frommen Erzväter, wie Noe, Abraham, Iſaak ꝛc. als die Träger der göttlichen Befehle, durch welche Gott zu den Uebrigen redete. Und als Iſrael auf Sinai zum Volke Gottes geweiht wurde, durfte nur ſein Führer die mit Wolken um-

hüllte Horebs-Spitze ersteigen; nur er vernahm unmittelbar die redende Gottheit, ihm nur ward das geschriebene Gesetz aus Jehova's Hand, indeß die Menge in Ehrfurcht sich ferne halten mußte. Auf gleiche Weise ersah sich der Geist des Herrn auch in den folgenden Jahrhunderten nur einzelne Männer, aus denen seine Stimme erscholl. Es ist überhaupts der Majestät Gottes angemessener, nicht jedem Einzelnen sich zu manifestiren und unmittelbar zu ihm zu sprechen, sondern dieß nur mittelbar durch gewisse, eigens hiezu bestimmte Organe zu thun. Dadurch wird der Glaube selbst verdienstlicher.

2. Ist die Annahme, daß der hl. Geist die hl. Schrift nur durch eine gewisse Autorität erkläre, ganz analog ihrer Enstehungsweise. Wie nämlich der hl. Geist die hl. Schriften nicht durch die vereinte Thätigkeit der Gläubigen, sondern nur durch seine hiezu gewählten Organe entstehen ließ, so erklärt und deutet er sie auch, nicht durch die Gesammtheit, sondern nur durch die Wenigen, welchen er sie eingab, oder die an ihre Stelle getreten sind.

3. Bringt schon der Begriff der Erziehung die Ausscheidung der Gläubigen in Lehrer und Lernende mit sich. Auch gibt es kein wohlgeordnetes Reich, wo nicht eine gewisse Art von Unter- und Ueberordnung stattfände. Dasselbe Verhältniß muß auch in der Kirche stattfinden; denn sie ist das Reich Gottes auf Erden. Dieß setzt aber voraus, daß nicht Alle in gleichem Maaße unter dem Einfluße des hl. Geistes stehen. Und wie der Gesetzgeber nicht durch Alle spricht, sondern nur durch gewisse Personen, welche gemäß ihres Amtes zu ihm in ein innigeres Verhältniß getreten sind: so gilt dasselbe in Hinsicht auf die hl. Schrift: der hl. Geist erklärt sie nur durch seine hiezu gewählten Organe.

4. Der hl. Geist ist ein Geist der Einheit. Als solcher müßte er in allen einzelnen Individuen ein stets gleiches religiöses Bewußtseyn hervorbringen. Demnach liefert diese einzige Erscheinung, daß im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Personen vermöge ihres Privatgeistes so vielerlei Träumereien in den hl. Büchern fanden, den sprechenden Beweis, daß der hl. Geist die Bibel nicht durch jeden Einzelnen erkläre.

52. Der hl. Geist legt die Bibel in der Kirche durch das unfehlbare Lehramt derselben aus.

Jesus Christus wollte, daß seine Lehre an alle Menschen zu allen Zeiten gebracht würde. Darum stiftete er die Kirche und gründete in ihr das Lehramt. Die Apostеln wurden als die Ersten dazu berufen. Durch die feierliche Sendung, welche er ihnen ertheilte, strömte dieselbe Fülle der Gewalt, wie sie Christus hatte, auf die Apostel über. Dadurch wurden sie die Nachfolger des Herrn, dadurch zu Vorstehern der christlichen Gemeinden eingesetzt. Eph. 4, 11. Darum sagt auch der hl. Paulus: Gott hat uns aufgetragen, die Versöhnung zu predigen: wir sind also Botschafter an Christi Statt; den Gott ermahnt durch uns, 2 Corinth. 5, 19, 20. cf. 1 Corinth. 4, 1., — 2 Corinth. 3, 6. Die Apostel waren also vom Herrn um so mehr zu Lehrern aufgestellt, als es ausdrücklich in den Worten bei Ertheilung ihrer Sendung ausgesprochen ist, denn „lehret alle Völker" — sprach Christus zu ihnen. Im Apostolate lebte demnach so zu sagen Christus selbst fort. „Wer euch höret, der höret mich." Ihnen ward auch zunächst die Verheißung auf die Sendung des hl. Geistes. Richtig bemerkt Bossuet zu den Worten Jesu, welche er zu seinen Aposteln sprach: „Ich bin bei euch" u. s. w. — Was heißt denn dieses bei euch? Es heißt bei euch, Lehrenden und Tausenden: diejenigen, welche von Gott wollen belehrt werden Joh. 6, 45., haben bloß euch zu glauben, sowie diejenigen, welche getauft werden wollen, bloß an euch sich zu wenden haben. Die Apostel waren es auch, über welche der versprochene hl. Geist in sichtbarer Erscheinung herabkam. Es kann sonach keinem Zweifel mehr unterliegen, welches die Organe gewesen sind, durch die der hl. Geist zur Zeit der Apostel die hl. Schrift erklärt habe.

Aber auch die Apostel trugen ihre Sendung durch Händeauflegung wieder auf Andere über und pflanzten so ihr Amt im Dienste der Kirche fort, so daß der hl. Augustin in Wahrheit sagen kann: Pro patribus nati sunt filii. Das Episkopat ist demnach das Apostolat in seiner Fortpflanzung, und alle Gewalt, welche der Herr diesem gegeben, ging auch auf jenes über. Daher sagen die unter Cyprian auf dem Concilium zu Carthago versammelten Bischöfe: Apostolis nos successimus, eadem potestate ecclesiam Domini

gubernantes. Und der hl. Hieronymus kann ſchreiben: Apud nos Apostolorum locum episcopi tenent.

Die Apoſtel und ihre Nachfolger, die Biſchöfe, ſind alſo die vorzüglichſten Träger des hl. Geiſtes, ihnen wohnet er der ganzen Fülle nach ein, und von ihnen aus verſendet er in alle Glieder der Kirche die Strahlen ſeiner wohlthätigen Wirkungen. Das Verhältniß, in welches der hl. Geiſt zum einzelnen Individuum tritt, iſt daher kein ſolches, als wäre er ihnen bei Leſung der hl. Schriften unfehlbar zugegen: nein, dieſe ſind vielmehr als Glieder der lernenden Kirche angewieſen, den Sinn ihres chriſtlichen Bewußtſeins an der Hand der lehrenden Autorität zu bilden. Der von Chriſtus verheißene Geiſt der Erkenntniß und Wahrheit hat jedoch immerhin auch auf ſie Bezug; denn er iſt ja Allen verſprochen, welche an Chriſtus glauben. Aber dieſe Theilnahme am hl. Geiſte richtet ſich nach dem Verhältniſſe der Stellung des einzelnen Gliedes im kirchlichen Organism, nach dem Maaße des religiöſen Eifers und der moraliſchen Vollkommenheit, und iſt in gewöhnlichen Fällen dahin zu beſchränken, als der Geiſt Gottes (Gnade Gottes) überhaupt jedem Individuum zur geſegneten Erreichung ſeiner Beſtimmung nothwendig iſt. Von einer Erleuchtung jedes Einzelnen in dem Grade, daß Jeder vermöge ſeines innern Sinnes unfehlbar überall den wahren Sinn der hl. Schrift beſtimmen könne, kann um ſo weniger die Rede ſeyn, da dem Einzelnen nie dieſe Verheißung zu Theil ward, und ſelbſt ein Träger des Epiſkopats in ſeiner Trennung von der geſammten Kirche ſich dieſen Beiſtand nicht unfehlbar vindiziren kann. Der jedem Einzelnen in Bezug auf das Verſtändniß der hl. Schriften gegenwärtige göttliche Einfluß beſteht folglich nur darin, daß in ihm ein innerer Drang erweckt werde, da Aufklärung zu ſuchen, wo er ſie nach göttlicher Inſtitution finden kann, oder daß ſein innerer Sinn in ſolche Stimmung gebracht werde, daß er die durch die äußere Autorität ihm nahe gelegte Wahrheit aufzunehmen und auf ſich anzuwenden geneigt iſt.

Der hl. Geiſt erkläret demnach die hl. Schriften durch das kirchliche Lehramt. Und dieſes hat die Beſtimmung, die ihm zum Bewußtſein gekommenen Wahrheiten, ſowohl an ſich realiſirt darzuſtellen, als auch in die Herzen der übrigen zu verpflanzen, wodurch dieſe durch die Einſicht in den geſammten chriſtlichen Lehr-

begriff zugleich zum Verſtändniß der hl. Schriften ſelbſt gelangen, und dann auch mit eigenen Augen ohne eben immer ſagen zu müſſen, daß ihrem innern Sinne unfehlbar der hl. Geiſt inwohne, in den hl. Büchern mit Nutzen leſen können, indem ihnen das kirchliche Leben ſelbſt und endlich ihr eigenes, da ſie verpflichtet ſind, die ihnen in Wort und Beiſpiel nahe gelegten Wahrheiten an ihrer Perſon darzuſtellen, die Schrift deutet, weil dieſe nur in der Idee enthält, was das kirchliche Leben ihnen in der Wirklichkeit zeigt. Und ſchon in dieſer Hinſicht übertrifft die kirchliche Erklärungsweiſe — auch davon abgeſehen, daß in ihr ſtets derſelbe Geiſt gegenwärtig ſpricht, durch deſſen Willen die hl. Schriften ſelbſt entſtunden und eingegeben wurden, an Vortrefflichkeit alle andern ſogenannten oberſten Interpretations-Geſetze. Dieſen Vorzug mögen in ſeinem ganzen Umfange weniger diejenigen fühlen, welche von der Wiege an im Vaterhauſe großwuchſen, als vielmehr die, welche auf dürren Sandwüſten herumirrend lange die Quelle nicht finden konnten, welche den brennenden Durſt ihrer Seele löſchete. Darum ſtehe hier ein ſolches Zeugniß: „Das Leben in der kathol. Kirche iſt mir der unzweideutigſte Commentar zu jedem bedeutſamen Worte der Bibel. Wenn ich z. B. die Ermahnung des hl. Petrus leſe: „Erbauet euch zu einem geiſtlichen Hauſe“ oder den Zuruf des hl. Paul: „Wiſſet, daß ihr Gottes Theil ſeid“ und nun den Felſenbau der Gerechtigkeit, welcher der der Kirche iſt, liebend betrachte, wenn ich dabei erwäge, mit welcher mütterlichen Sorge die Kirche alle, die nach Gerechtigkeit hungern und durſten, herbeiruft und erquickt, damit jeder erbaue und erbauet werde: dann geht mein Leſen in heilige Bewunderung über: der große Sinn jener einfachen Worte berührt mich nicht mehr blos oberflächlich, denn er wird mir in geſchichtlicher Anſchauung lebendig. Oder wenn ich das Wort des Herrn vernehme: „Was ihr Einem der Geringſten unter dieſen meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan,“ und nun die Opfer katholiſcher Liebe, die täglich und ſtündlich auf den Altar des Herrn gelegt werden, theilnehmend bedenke; wenn ich mir dabei das Leben und Wirken der religiöſen Congregationen vergegenwärtige, deren Glieder das Gelübde der freiwilligen Armuth, der freiwilligen Keuſchheit, des freiwilligen Gehorſams begeiſtert, aus überſchwenglicher Liebe zu Chriſtus und zu den geringſten ſeiner

Brüder, dann erfahre ich das Wort des Herrn, das in diesen Congregationen geschichtlich geworden, und diese Erfahrung weckt die schlummernden Kräfte der Liebe in der eigenen Brust.“ — Antwort auf das Sendschreiben eines Gliedes der evangelischen Kirche ꝛc. von Dr. Ferdinand Ignat. Herbst.

53. Wie die Kirche die heilige Schrift auslegt.

Die Kirche erklärt nicht alle Stellen der hl. Schrift, sondern nur jene, welche Glaubens- und Sittenlehren enthalten, weil nur dieß die Theile des geoffenbarten Lehrbegriffes sind, und weil die Kirche nur darin unfehlbar ist. Dieß hat sie selbst auf dem Concilium von Trient klar ausgesprochen in den Worten: „Decernit (sancta synodus), ut nemo in rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae christianae pertinentium sacram scripturam contra eum sensum, quem tenuit et tenet sancta mater ecclesia interpretari audeat.“

Die Kirche ertheilt aber ihre Erklärungen über Schriftstellen, die Glaubens- und Sittenlehren enthalten, in den allgemeinen Concilien, auf welchen die Gesammtkirche repräsentirt ist, weil nur ihr als Gesammtkirche der hl. Geist verheißen ist.

Die kirchlichen Erklärungen über Schriftstellen, welche Glaubens- oder Sittenlehren enthalten und auf allgemeinen Concilien gegeben werden, sind entweder direkt oder indirekt. Direkt sind sie, wenn die Kirche absichtlich (ex professo) und unter Androhung des Anathems gegen jene spricht, die eine Stelle der hl. Schrift gegen den Sinn der Kirche erklären. So z. B. haben wir von der Stelle: Wer nicht wiedergeboren ist, kann nicht in das Reich Gottes eingehen (Joh. 3, 3. 5.), eine kirchliche Erklärung, vermöge welcher diese Stelle nicht von einer bloß moralischen Wiedergeburt, sondern von der Wassertaufe zu erklären ist. Die Erklärungen sind indirekt, wenn die Kirche eine Stelle der hl. Schrift nicht absichtlich erklären will, sondern sie nur zum Beweise einer Lehre anführt und diese darauf gründet. In einem solchen Falle hat die angeführte Stelle jenen Sinn, welchen die darauf gegründete Lehre hat. Wenn also die Kirche zum Beweise des Bußsakraments die Stelle: Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen u. s. w. (Joh. 20, 22.) anführt, so

erklärt ſie auch dieſelbe indirekt und zeigt, daß ſie ſie von der Nachlaſſung der nach der Taufe begangenen Sünden verſtehe. (cf. Shmitters Hermeneutik.)

Ein zweites Mittel zur kirchlichen Schrifterklärung zu gelangen, iſt die von der Kirche genehmigte Obſervanz. Ueber mehre dogmatiſche Bibelſtellen hat ſich die Kirche weder auf ökumeniſchen Concilien, noch ſonſt wie mit Beſtimmtheit ausgeſprochen. In dieſem Falle muß der Ausleger die Praxis der Kirche zu Rathe ziehen. So z. B. ſpricht Chriſtus Joh. 10, 34—36. ſcheinbar aus, daß er nicht wahrer Gott ſei, ſondern nur ein göttlicher Geſandter, und es gebührt ihm der Name Gott nur in ſoferne, als auch die Richter des alten Bundes von dem Pſalmiſten Götter genannt werden. Allein Praxis und Geſammtglaube der Kirche iſt es, daß Chriſtus wahrer Gott ſei, Eine Weſenheit mit dem Vater und hl. Geiſte. Darum muß dieſe Stelle auch dahin erklärt werden, daß Chriſtus wahrer, lebendiger Gott ſei.

Endlich hat der Schriftausleger nicht minder auf die hl. Väter zu ſchauen, denn in der einmüthigen Uebereinſtimmung derſelben findet er gleichfalls nichts Anders, als die kirchliche Schrifterklärung, und über dieſen letzten Punkt gibt das Folgende noch ausführlichere Aufſchlüſſe.

54. Bei der Auslegung der hl. Schrift iſt die Tradition zu Rathe zu ziehen.

Wenn wir ſagen: „Der hl. Geiſt erklärt die hl. Schrift durch das Lehramt der Kirche“ — wollen wir nicht behaupten, als ſpreche er jederzeit und überall unmittelbar durch daſſelbe. Gott häuft ſeine Wunder nicht unnöthiger Weiſe. Als die Evangeliſten und Apoſtel die hl. Bücher verfaßten, war ihnen Vieles aus dem mündlichen Lehrvortrage Jeſu Chriſti bekannt. Bei Aufſchreibung deſſen war kein eigener Revelationsakt nothwendig, ſondern der hl. Geiſt leiſtete hiebei den hl. Verfaſſern nur jenen Beiſtand, welcher nöthig war, um Gottes Wort rein und unverfälſcht, ohne allen menſchlichen Beiſatz, wieder zu geben. Dieß deutet auch der Heiland an, wenn er ſagt: Der hl. Geiſt wird euch an Alles erinnern, was ich euch geſagt habe, Joh. 14, 26. Und wieder: Wenn aber jener Geiſt der Wahrheit kommen wird, ſo wird er euch in alle

Wahrheit leiten; denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern was er hören wird, das wird er reden. Von dem Meinigen wird er nehmen und euch verkünden. Joh. 16, 13. 14.

Die hl. Schrift iſt alſo ihrem hauptſächlichen Inhalte nach aus der Tradition genommen; denn da der Geſammtbegriff des Chriſtenthums Tradition iſt, weil das Evangelium anfangs mündlich gegeben und in dieſer Weiſe ſich fortpflanzte, ſo muß wohl auch die hl. Schrift als ein Theil deſſelben Tradition ſeyn. Nimmt man aber auch die Tradition im engeren Sinne des Wortes als die mündlich fortgepflanzte Lehre im Gegenſatze zur Schriftlehre, ſo beruht ſelbſt das Anſehen der hl. Schrift vorzugsweiſe auf der Tradition. Denn da in der hl. Schrift nirgends vom Canon Erwähnung geſchieht, noch die Lehre von der Inſpiration der hl. Bücher mit Beſtimmtheit ausgeſprochen iſt, ſo gibt nur die mündliche Erblehre genügende Aufſchlüſſe über die Zahl der bibliſchen Schriften, über ihre Integrität, Authentie und Autorität, ſo wie über den Einfluß des hl. Geiſtes bei Abfaſſung derſelben. Ohne Tradition gäbe es demnach gar keine hl. Schrift.

Beides, Bibel und Tradition, ſtehen in dem innigſten Verhältniſſe zu einander; beides iſt daſſelbe Gotteswort; beides dieſelbe Lehre des Einen in und über der Kirche waltenden hl. Geiſtes. Die Tradition iſt das Geſammtbewußtſeyn der durch Chriſtus ſeiner Kirche mitgetheilten und durch den hl. Geiſt ſtets lebendigen Wahrheiten; die hl. Schrift iſt aber, wie Möhler ſagt, der verkörperte Ausdruck des in der Geſammtheit der Gläubigen lebenden hl. Geiſtes, ſie iſt das erſte Glied der geſchriebenen Tradition, und nimmt als ſolches unſere volle Achtung in Anſpruch, weil ſie durch die beſonders begnadigten Apoſtel unter unmittelbarem Einfluſſe des hl. Geiſtes niedergeſchrieben wurde.

Betrachtet man aber auch die hl. Schrift nur als gewöhnliches, in einer todten Sprache abgefaßtes Buch, ſo kann ſie ſchon darum, wie jedes andere Buch des Alterthums ohne Geſchichte nicht erklärt werden. Nur dieſe ertheilt die nothwendigen Aufſchlüſſe über den einem Buche eigenthümlichen Sprachgebrauch, über Veranlaſſung und Zweck ꝛc. des Buches. Auch hieraus geht wieder hervor, wie unzertrennlich die Bibel von der Tradition iſt. Wir ſehen auch in der That, daß bei jeder Gelegenheit, wo es ſich

um den wahren Sinn einer Schriftſtelle handelte, das Alterthum von denen, welche in der kath. Kirche ihre Auslegung beſtimmen wollten, erforſcht worden iſt.

Die Tradition findet ſich aber in ihrer Vollſtändigkeit nur in der Kirche. Denn ſie, die Grundſäule der Wahrheit, erbaut auf den nimmerwankenden Felſen, den die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen, geleitet durch den immerwährenden Beiſtand des hl. Geiſtes, — die Kirche bewahrt ſorgfältig das Depoſitum Fidei, das ihr der Herr anvertraute, und nimmer iſt eine Verfälſchung dieſer heiligen Hinterlage von ihr zu befürchten.

Da alſo, wo die ganze göttlich geoffenbarte Lehre ſich findet; wo das Wort Gottes nach ſeinem ganzen Weſen, nach ſeinem vollen Umfange hinterlegt iſt; wo der Geiſt Chriſti, des Stifters der hl. Religion, mächtig fortwaltet; wo des Glaubens heilige Hinterlage aller Zeiten und aller Orte niedergelegt iſt, — in der Kirche iſt das rechte Verſtändniß des geſchriebenen Wortes Gottes zu ſuchen, weil überhaupt nur da die hl. Schrift richtig verſtanden werden kann, wo bereits eine durch die Kirche erlangte Kenntniß des Chriſtenthums vorausgegangen iſt. Und ſo müſſen wir auf die Frage, wer der Ausleger der hl. Schrift ſei, um ſie in allen Theilen zu erſchöpfen, eigentlich antworten:

Der hl. Geiſt erklärt ſie aus der Tradition durch das unfehlbare Lehramt in der katholiſchen Kirche.

55. Ob die Proteſtanten wirklich bei der Leſung und Erklärung der hl. Schrift alle Tradition verwerfen.

Die Proteſtanten geben vor, ſie richten ſich bei Leſung der Bibel durchaus nach keiner Tradition; dieß iſt aber in der That die größte Täuſchung. Es finden ſich in der hl. Schrift viele Stellen, die, buchſtäblich genommen, wie ſie da liegen, einen ganz andern Sinn ausdrücken, als ihnen die verſchiedenen proteſtantiſchen Parteien unterlegen. Wir berufen uns hier nur auf die bekannten Worte Jeſu über die Euchariſtie: „Dieß iſt mein Leib.“ Alle proteſtantiſchen Sekten haben dieſe nämlichen Worte in ihren Bibeln; aber dennoch gehen ſie in ihren Anſichten über das hl. Abendmahl ſehr auseinander. Der Lutheraner hält es für den Leib des Herrn; weicht aber dadurch von der katholiſchen Kirche ab, daß er die

Wesensverwandlung des Brodes leugnet und außer dem Empfang Christum nicht gegenwärtig glaubt. Der Kalviniſt hingegen nimmt das Ganze bildlich und ſieht in dem Abendmahle nur ein Erinnerungszeichen an Chriſti Tod. Woher dieſe verſchiedene Auslegung der nämlichen und obendrein noch ſo deutlichen Worte? Die Urſache iſt: Luther und Kalvin legte dieſer Stelle einen von dem Buchſtaben abweichenden Sinn unter, und dieſer hat ſich unter ihren Anhängern ſeit 300 Jahren erhalten. Dieſe Tradition nimmt jede Partei ſich zur Idee beim Leſen der Bibel; in dieſer Tradition ſind ſie von Kindheit an unterrichtet und aufgezogen, und darum finden ſie auch keinen andern Sinn, als den ihnen die durch ihre Tradition eingeprägte Idee vorhält. Und auf dieſer traditionellen Idee halten ſie ſo feſt, daß ſie einen Jeden, der davon abweicht, mit Schmach überladen, wie ſie es beim Zurücktritt ſo manches großen Gelehrten, die in jüngſter Zeit den katholiſchen Sinn annahmen, thaten, wodurch ſie ſich freilich in unbegreifliche Inkonſequenzen verwickelten und den erſten Grundſatz ihres Lehrgebäudes umſtießen. Dieſer Grundſatz heißt nämlich theoretiſch: Du ſollſt dich an keine Autorität beim Bibelleſen halten, ſondern ſelbſt forſchen und das annehmen, was du nach redlichem Forſchen gefunden. Nun haben viele große Männer, wie Graf Stolberg, Schlegel, Müller, Werner, Haller u. ſ. w. redlich geforſcht und den Sinn der Bibel in der zweitauſendjährigen, apoſtoliſchen Tradition anders gefunden, als ihn die Proteſtanten in der von Luther, Zwingli und Kalvin aufgeſtellten Tradition finden. Aber eben darum wurden ſie jetzt getadelt und ſchimpflich behandelt, nicht anders als wollten die Proteſtanten mit ihrem Grundſatze ſagen: Forſche in der Bibel, und wenn du nicht bei unſerer von Luther, Kalvin ꝛc. ererbten Tradition ſtehen bleiben magſt, ſo magſt du den Socinianismus, den Theismus, den Naturalismus, ja den Atheismus ſelbſt finden, — wir legen dir nichts in den Weg; aber wenn du die katholiſche Lehre findeſt, ſo ſenden wir das ganze journaliſtiſche Läſterchor über dich, daß ſie dich in den Boden hineinſchimpfen.

Freilich können die Proteſtanten hier erwiedern: Wir halten uns an den Grundſatz, man müſſe ſo lange beim buchſtäblichen Sinne ſtehen bleiben, als kein Abſurdum (Unſinn) folgt. Allein es liegt auf der Hand, daß dieſer vornehmthuende Grundſatz völlig

haltlos, weil ganz subjektiv, ist. Ein jeder Grundsatz muß außer mir liegende und somit objektive Giltigkeit in sich haben; er darf nicht von meinen individuellen Ansichten abhängen, die in verschiedenen Menschen verschieden und in jedem veränderlich sind. Wer soll denn entscheiden, ob im buchstäblichen Sinne ein Absurdum liege oder nicht? Da wird der Eine nach seinen subjektiven Ansichten ein Absurdum finden, der Andere aber nicht; und dieß bestätigt die Erfahrung. Der Lutheraner findet in den Stellen von der Eucharistie an der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu kein Absurdum; der Zwinglianer und Kalvinist aber findet ein solches. Dem Socinianer erscheint die Gottheit Jesu in den deutlichsten Stellen der Bibel ein Absurdum, wo der Katholik und der Protestant keines sehen; der Theist endlich nennt die ganze Lehre des Evangeliums ein Absurdum.

Es ist also eine völlige Täuschung, wenn der Protestant sagt, er nehme keine Tradition an; im Gegentheile liest jede Partei wenn sie nicht dem Rationalismus sich bereits in die Arme geworfen hat, die Bibel in der Tradition ihres Glaubensstifters. Der einzige Unterschied also zwischen einem Katholiken und Protestanten, in so ferne der letztere noch nicht völlig ungläubig geworden ist, besteht darin, daß der Katholik die hl. Schrift so verstehet, wie sie in den ältesten Zeiten in der Kirche erklärt worden ist; der Protestant aber so, wie sie bei seiner Partei seit Luthers oder Kalvins Zeiten genommen wird. Der Katholik gehet in die Zeiten der Apostel zurück, und holt sich dort den Schlüssel zum Verständniß der hl. Schrift; der Protestant bleibt beim sechszehnten Jahrhunderte stehen, — mit einem Worte: Der Katholik läßt sich die Bibel von den Aposteln auslegen; der Protestant hingegen von Luther, Kalvin ꝛc. Diese legten aber die hl. Schrift keineswegs auf eine mit dem Alterthume übereinstimmende Weise aus, sondern schufen sich häufig eine neue Exegese. Wir wollen sie nicht der absichtlichen Verfälschung beschuldigen; einen großen Theil der Schuld hievon trägt vielleicht ihre wissenschaftliche Bildung. Die sogenannten Reformatoren waren nämlich zwar Sprachkundige und gewandte Dialektiker; aber in der alten Kirchengeschichte waren sie völlig unerfahren, wie denn das Studium der kirchlichen Alterthümer überhaupts bei den Deutschen damals ganz darniederlag. Vielleicht wäre Luther, der anfangs, so

lange ihm die Hitze des Streites noch nicht den gesunden Sinn genommen hatte, mit ziemlicher Achtung vom christlichen Alterthume sprach, nie so weit gegangen, als er gekommen ist, würden ihm die alt-christlichen Urkunden so zu Gebote gestanden seyn, wie wir sie in unsern Tagen haben. Freilich suchten nach der Zeit auch die Protestanten in dem Alterthume sich umzusehen; aber nur um ihr neues System darin zu finden. Sie gingen mit Vorurtheilen und einem gewissen Mißtrauen an diese Arbeit; sie forschten in den alten Urkunden, nicht um sich daraus zu belehren, sondern um diesen ihre Meinungen aufzudrängen. Daher jenes Bemühen, die alten Zeugnisse zu verdrehen und zu verfälschen oder sie gänzlich zu verwerfen. Bemerkenswerth ist die Geschichte eines alten liturgischen Codex. Der Protestant Flacius Illyrikus entdeckte ihn. Groß war die Freude; denn die Protestanten meinten, ihr neues System in demselben anzutreffen. Das Buch wurde gedruckt; aber es enthielt zu ihrem nicht geringen Erstaunen den reinen katholischen Lehrbegriff. Augenblicklich verschwand das Buch, und die neuern katholischen Alterthumsforscher hatten viele Mühe, noch ein Exemplar aufzutreiben, um es wieder neu aufzulegen. Merkwürdiger noch ist die Geschichte des sprachkundigen Protestanten Wansleb. Der Herzog von Sachsen-Gotha schickte ihn zu den entfernten Völkern von Afrika, zu den Kopten, Abyssiniern ꝛc., die damals bereits schon 1000 Jahre von der Kirche getrennt, seither beinahe keinen Verkehr mit der übrigen Welt mehr hatten. Die Protestanten hofften dort das Urchristenthum, worunter sie ihr neues System verstunden, zu entdecken. Wansleb sammelte viele Manuscripte und durchsuchte sie; fand aber in denselben den reinen katholischen Lehrbegriff. Als er daher wieder nach Europa zurückgekehrt war, wurde er katholisch.

Um den Sinn, welchen die Protestanten dem Buchstaben der hl. Schrift unterlegen, zu rechtfertigen, berufen sie sich hauptsächlich auf die Exegese. Aber es ist eine Frage, ob die, welche damit sich so breit machen, schon reiflich erwogen haben, was denn eigentlich eine richtige Exegese sei. Zur wahren Exegese ist unbedingt nothwendig, daß ich gewiß wisse, den wahren Sinn einer Schriftstelle zu haben. Nun kann mir diesen Sinn weder die Grammatik und Syntax, noch alle mögliche Sprachenkenntniß mit bestimmter Gewißheit gewähren, indem uns gerade diese Mittel, wie die Erfah-

rung lehrt, verſchiedene Sinnesarten an die Hand geben. Chriſtus ſprach in einem beſtimmten Sinne; die Apoſtel faßten dieſen auf, und verbreiteten ihn theils ſelbſt, theils durch ihre Schüler und Nachfolger; dieſer Sinn war ſchon vor dem Buchſtaben da und in die verſchiedenſten Länder der Erde verbreitet; denn das Chriſtenthum war nach dem Berichte des hl. Irenäus ſchon im zweiten Jahrhunderte nicht bloß in Aſien, ſondern auch in Afrika, dann auch in vielen Ländern Europas, wie in Gallien, Spanien, ſelbſt in Germanien bekannt: obſchon dieſe barbariſchen Völker weder Papier noch Tinte kannten, waren ſie doch wahre und ſehr gut unterrichtete Chriſten. Hieraus folgt, daß es zur Erforſchung des wahren Sinnes der hl. Schrift ein viel ſichereres Mittel gibt, als Sprachkenntniß oder Kritik ſind. Die Begründung und Verbreitung des Evangeliums iſt eine Thatſache, und eine ſolche kann weder durch theoretiſche Grübeleien, noch durch irgend eine andere Wiſſenſchaft ausgemittelt werden, ſondern man muß ſeine Zuflucht zu den Zeugen nehmen, die das Geſprochene ſelbſt gehört oder zu denen, die es von den Apoſteln vernommen haben. So bin ich von ſelbſt bei der Auslegung der hl. Schrift, wenn ich mich nicht der Gefahr ausſetzen will, ihr einen falſchen Sinn unterzulegen, an die Tradition gewieſen. Hiebei genügt aber keineswegs eine erſt mit den Reformatoren begonnene Tradition, ſondern ich muß, um vollkommen überzeugt zu ſeyn, und um einen Glauben, für welchen ich Blut und Leben einzuſetzen bereit bin, und nicht etwa eine bloße Meinung zu haben, die ſich mit jedem Winde ändert, meine Auslegung auf die apoſtoliſche Ueberlieferung gründen können.

56. Nähere Begründung des Satzes, daß die Kirche die hl. Schrift auslege.

Daß die Kirche das Recht habe die hl. Schrift auszulegen, und die Gläubigen auch hierin an ſie gewieſen ſeien, gehet hervor:

a) Aus dem innigen Verhältniſſe, in welchem die Kirche zur hl. Schrift ſteht. Die hl. Schrift iſt nichts Anders, als die in den Buchſtaben gebrachte Lehre der Kirche, ſo weit ſie dieſelbe umfaßt. Die hl. Verfaſſer ſchrieben als die erſten Glieder des Lehramtes in der Kirche nichts Anderes, als was ſie predigten. Sollen nun die an ſich ſprachloſen und ohne Leben in die feſten For-

men gebrachten Lehren wieder belebt und zur lebendigen Lehre werden, so wird wohl nur der ihnen den wahren Lebenshauch einhauchen können, der ihn besitzt. Wer anders sollte ihn nun besitzen, als nur die Kirche? Sind denn nicht die Worte der hl. Schrift die aus dem eigenen Bewußtseyn der Kirche herausgetretenen und verkörperten Lehren? Hat nicht die Kirche selbst durch ihre ersten Glieder die Lehren in das äußere Gewand des Buchstabens gehüllt? Wer anders als sie vermöchte also diese Hülle zu lichten, und den Geist, der darin verborgen ist, zu zeigen? Oder sollte sie es nicht vermögen? Sie ist ja die unfehlbare und stets lebendige und belebende, mithin ist sie auch immer sich bewußt, was sie gelehrt hat und noch lehrt; mithin weiß sie auch stets, welche Lehren sie gleich anfangs in den Buchstaben gebracht, und so kann nur sie allein immer mit aller Gewißheit aus dem Buchstaben ihre hineingelegte Lehre wiederfinden und mittheilen. — Faßt man das Verhältniß der Kirche und der hl. Schrift von einer andern Seite auf, nämlich von der, daß die Kirche das Organ des hl. Geistes ist, so gelangt man wieder auf dasselbe Resultat. Denn erklärt die Kirche die hl. Schrift, wer erklärt sie in diesem Falle? Wer anders, als der auctor primarius, welches der hl. Geist ist? Wenn aber schon nach menschlicher Weise der autor primarius die richtigste Erklärung von seinen Worten geben kann, wer würde nicht von Seite des Princips der Wahrheit eine unfehlbare Erklärung zugeben wollen? Auch ist es eine unleugbare Thatsache, daß die hl. Schrift allein nicht die gesammte christliche Lehre enthalte. Wer kann demnach manches in ihr Fehlende und zum Verständniß des Vorhandenen Dienende besser ergänzen als die Kirche? Wer das oft nur in Bezug auf das mündliche Evangelium Geschriebene, und in Hinblick auf dasselbe Verständliche mehr aufklären, als wieder nur die Kirche? Wer den zum vollkommenen Verständnisse nothwendigen innern Zusammenhang der in der heil. Schrift zerstreut liegenden Lehren besser auffinden und herstellen als die Kirche? Wer das oft nur Angedeutete und kurz Berührte in aller Entwicklung und Vollständigkeit besser darstellen, als die Kirche?

b) Aus ihrer Unfehlbarkeit. Daß die Kirche unfehlbar sei, folgt schon aus der Nothwendigkeit. Soll nämlich die Lehre Jesus für alle Menschen zu allen Zeiten zur Erreichung ihrer Wieder-

vereinigung mit Gott dienen, so ist nothwendig, daß sie auch immer vollständig und rein vorhanden sei. Denn was ist der Menschheit mit einer verfälschten Offenbarung gedient? Wäre da nicht die Möglichkeit vorhanden, daß gerade die wichtigsten Lehren in das Dunkel der Vergessenheit zurückkehren, oder ihr wahrer Sinn verfälscht würde, so daß die Menschen die Mittel zur Erreichung ihrer Bestimmung theils gar nicht, theils falsch kennen lernen würden? Der Heiland hat indeß selbst deutlich die Unfehlbarkeit seiner Kirche ausgesprochen Mtth. 28, 18 — 20; Joh. 14, 16, 26; Mtth. 16, 18. Ist aber die Kirche unfehlbar, so ist sie es nicht bloß in ihren Lehren, sondern auch in der Erklärung der heill. Schrift; denn als Lehrerin der christlichen Wahrheit nimmt sie ihre Glaubens- und Sittenlehren aus der hl. Schrift und Tradition. Eben deßwegen aber, weil die Kirche unfehlbar ist, so kömmt es ihr auch zu, die heilige Schrift zu erklären; denn nur jener Autorität, die in ihren Aussprüchen unfehlbar ist, kann sich, wie überall, so auch im Erklärungsgeschäfte der hl. Schrift die individuelle Vernunft unbedingt unterwerfen.

c) Aus der Ueberzeugung des christlichen Alterthums. Immer hatten die Gläubigen die feste Ueberzeugung, daß der Kirche es zukomme, die hl. Schrift auszulegen. Dieß verbürgen die Zeugnisse der hl. Väter. Wir setzen von ihnen nur folgende Aussprüche hieher:

In Erklärung der hl. Schrift müssen die Christen die Hirten der Kirche hören, die von den Aposteln herkommen und durch die göttliche Einrichtung mit der bischöflichen Stuhlfolge das Erbtheil der Wahrheit empfangen haben. Iren. advers haeres. l. 4. c. 43.

Es ist eine verkehrte Methode, sich auf die Schriften zu berufen, da diese entweder gar keine Entscheidung oder höchstens nur eine zweifelhafte geben. Wäre dieß aber auch nicht der Fall, so würde dennoch, wenn man sich auf die Schrift berufen will, die natürliche Ordnung der Dinge erfordern, daß wir zuvörderst untersuchten, wem die Schriften gehören. Von wem, durch wen, bei welcher Gelegenheit und wem die Ueberlieferung anvertraut worden sei, durch welche wir Christen geworden sind. Denn wo sich die Wahrheit der christlichen Lehre und des christlichen Glaubens findet, da ist die Wahrheit der Schrift und ihre Auslegung.

Tertull. praescript. adv. haeres. An einem andern Ort in derſelben Schrift ſagt Tertulian, daß man außer der Kirche ſich auf die Schrift gar nicht berufen dürfe. Es iſt offenbar, daß ſich die Ketzer durchaus nicht auf die Schrift berufen dürfen, weil ſie gar kein Recht an ſie haben. Daher kann man ſie fragen: Wer ſeid ihr? Woher kommt ihr? Was habt ihr Fremdlinge mit meinem Eigenthume zu ſchaffen? Mit welchem Rechte willſt du, Marcion, meine Stämme fällen? Mit welcher Autorität willſt du, Valentin, den Lauf meiner Ströme ändern? Unter welchem Vorwande willſt du, Apelles, meine Markſteine verrücken? Mein iſt der Beſitz, und er iſt der älteſte, früheſte. Ich habe die Titel und Urkunden von den urſprünglichen Eigenthümern überliefert erhalten. Ich bin der Erbe der Apoſtel: ſie haben ihr Vermächtniß zu meinen Gunſten gemacht, während ſie euch als Fremdlinge und Feinde enterbt und ausgeſchloſſen haben.

Wir dürfen denen keinen Glauben beimeſſen, die, wenn ſie wirklich canoniſche Schriften anführen, zu ſagen ſcheinen: „Sehet, ihr habt das Wort im Hauſe.“ Denn wir dürfen unſere erſte kirchliche Ueberlieferung nicht verlaſſen, noch etwas Anders glauben, als was die Kirchen Gottes in ihrer ununterbrochenen Folge uns gelehrt haben. Origenes.

Um zur Wahrheit der Schriften zu gelangen, müſſen wir dem Sinne folgen, den die allgemeine Kirche annimmt, welcher die hl. Schriften ſelbſt Zeugniß geben; denn da die hl. Schrift ſelbſt nicht irren kann, ſo muß, wer bei der Dunkelheit der Fragen, die wir unterſuchen, zu irren beſorget, jene Kirche darüber zu Rathe ziehen, welche die hl. Schrift uns ohne Zweideutigkeit bezeichnet. August. contr. crescon. l. 1. c. 33.

Man fragt vielleicht: Wenn der Canon der heil. Schriften vollkommen und überall zureichend iſt, zu was bedarf es daneben der Autorität der kirchlichen Lehre? Die Urſache iſt, weil die heil. Schrift wegen ihrer Kürze nicht von Allen in demſelben Sinne verſtanden wird, ſondern unter verſchiedenen Menſchen ein Jeder ſie auf verſchiedene Weiſe ausleget, ſo daß faſt ſo viele Meinungen ſind, als Leſer derſelben. Novatian erklärt ſie ſo, Photinus anders, Arius u. ſ. w. wieder anders. Deßhalb iſt es ſehr nothwendig, daß der rechte Weg zur Auslegung der Propheten und Apoſtel nach

der Richtschnur der katholischen Kirche bezeichnet werde. Vincentius von Lerin. — Derselbe stellt es als Regel auf, daß man die heil. Schrift der Ueberlieferung der kath. Kirche gemäß auslegen müße, um von dem ketzerischen Wahn befreit zu bleiben, der sich überall einzuschleichen sucht.

d) Aus der Verjährung. Weil man überzeugt war, daß der Kirche das Recht zukomme, die hl. Schrift zu erklären, nahm man auch in allen zweifelhaften und streitigen Fällen zu ihr seine Zuflucht und hielt ihre Erklärungen für Aussprüche des hl. Geistes selbst. So geschah es zur Zeit der Doketen, welche dasjenige, was die Schrift von der wahren Incarnation des Sohnes Gottes, von seinem Leiden und seiner Auferstehung enthält, von einer nur scheinbaren Menschwerdung, von einem bloß scheinbaren Tode und von einer scheinbaren Auferstehung verstunden; so zur Zeit der Arianer, Nestorianer, Eutychianer ꝛc., welche die beiden Naturen in Christus zum Gegenstande ihres Streites machten; so zur Zeit aller übrigen Sektirer, wo immer der Ausspruch der Kirche die Entscheidungsnorm war.

e) Weil es nach Verwerfung der kirchlichen Interpretation keine Autorität gibt, der dieses Geschäft zukömmt. Diese kann nämlich nicht seyn

I. Die Bibel selbst; denn

1) sie ist todt und kann keine Antwort geben, wenn über eine Stelle ein Streit entsteht;

2) beriefen sich von jeher alle Häretiker auf sie. Unter den neuern Sekten stellten die Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten u. s. w. die Bibel als Richterin in Glaubenssachen auf, und eine jede dieser Sekten führte Stellen aus ihr an, die vorgeblicher Weise deutlich zu Gunsten ihrer Irrthümer sprechen. Dasselbe thaten die Irrlehrer der frühern Zeit. Immer, sagt ein alter Schriftsteller, schreien sie: Die Schrift! Kömmt man aber auf sie, so staunet, wie sie sie lesen: Alles verfälschen sie, Alles drehen sie zu Gunsten ihrer Lehre. Auch der hl. Augustin sagt: Alle Häretiker lesen die hl. Schrift; aber das macht sie zu Ketzern, daß sie sie nicht recht verstehen, sondern ihre falschen Meinungen gegen ihre Wahrheit hartnäckig vertheidigen.

II. Nicht die individuelle Auslegung; denn

1) diese kann nicht dogmatisch seyn, d. h. zu keinem Glauben

es bringen, da ſie ihrer erſten Erforderniß, der Infallibilität, entbehrt und überhaupt gar keine Autorität hat.

2) Sie iſt das Grab der Religion; denn da faſt Jeder anders denkt und urtheilt als der Andere, ſo gibt es zuletzt ſo viele Auslegungen, als Köpfe ſind, die Folge iſt, daß die Zahl der Sekten bis ins Unendliche ſich mehrt, wie es wirklich da geſchieht, wo dieſes Princip gilt.

3) Wird dadurch die Veränderlichkeit gleichſam ſtabil gemacht. Ein Beweis hievon ſind die Proteſtanten, die einem Schifflein gleichen, das ohne Steuermanne auf ſtürmiſchem Meere iſt und unſtätt umhergetrieben wird. Wie oft änderten die Reformatoren ihre Meinungen? Wie wenig blieben ſie ſich in ihren Aeußerungen gleich! Dasſelbe geſchah auch in der folgenden Zeit: Wesley, der Stifter der Methodiſten, änderte ſechsmal ſeine Lehre. In der neueſten Zeit ſtellte Schleiermacher die ſchreckliche Behauptung auf, das Verſtändniß der hl. Schrift ändere ſich gleichſam alle fünfzehn Jahre, und er beweiſet dieß mit ſeinem eigenen Beiſpiele; denn 1820 habe er nach der hl. Schrift die Gottheit Jeſu Chriſti gelehrt, 1835 aber behauptete er nach derſelben Schrift, Chriſtus ſei bloßer Menſch.

4) Führt dieſes Princip zum Rationalismus; denn iſt einmal die Vernunft über die Schrift geſetzt, ſo unterwirft ſie ſich Alles. In Folge deſſen werden alle Geheimniſſe mythiſch, alle Wunder natürlich erklärt, mit einem Worte alle höhern Wahrheiten verworfen.

5) Gibt es keine Abſurdität und keine Gottloſigkeit, zu welche dieſes Princip nicht ſchon geführt hätte. Die Geſchichte des Proteſtantismus iſt ein klarer Beweis dafür. Aus ihr wiſſen wir, daß in Folge dieſes Principes die Einen Gott zum Urheber der Sünde machten, die Andern behaupteten, Gott habe die Menſchen wie zu ſeiner Unterhaltung zur ewigen Verdammniß erſchaffen; wieder Andere erklärten, die guten Werke ſeien zur Erlangung der Seligkeit unnütz, ja ſogar ſchädlich u. ſ. w.

III. Nicht die Privatinſpiration: denn

1) Alle, welche ſich unter den verſchiedenen Sekten des beſondern Beiſtandes des hl. Geiſtes rühmten, widerſprachen ſich einander. Nun aber iſt es nicht möglich, daß ein und derſelbe hl. Geiſt in Verſchiedenen ſich verſchieden manifeſtire.

2) Wird durch dieſes Syſtem nur der Phanatismus genährt,

wie uns die Geſchichte des Proteſtantismus zur Genüge beweiſet. Welche Verbrechen ſind nicht ſchon unter dem Vorwande einer innern Anregung des hl. Geiſtes vollbracht worden? So warf ſich Bockold zum Könige von Sion auf, bemächtigte ſich der Stadt Münſter, nahm auf einmal eilf Weiber und tödtete ſie nachher alle unter dem Vorwande, der hl. Geiſt habe es ihm eingegeben. Herrmann wurde von ſeinem hl. Geiſte angetrieben, ſich für den Meſſias zu erklären, und ſeinen Zuhörern zuzurufen: Tödtet die Prieſter und die Obrigkeiten in der Welt, und thut Buße; denn das Himmelreich iſt nahe. Ein gewiſſer David Georg überredete das Volk, daß ſowohl das alte als das neue Teſtament unvollkommen ſeien, daß nur ſeine Lehre zur Vollkommenheit führe und daß er der wahre Sohn Gottes ſei u. ſ. w.

3) Wenn jemand innerlich vom hl. Geiſte erleuchtet wird, ſo iſt nicht einzuſehen, wie er noch die hl. Schrift nöthig haben ſoll. Ganz folgerichtig haben ſie daher auch die Anabaptiſten verworfen. Daraus ſieht man, wohin das Princip der Privatinſpiration führt.

57. Warum die katholiſche Kirche bei der Schriftauslegung ſo viel auf die hl. Väter hält?

Wenn die katholiſche Kirche verlangt, man ſolle die Schrift nicht anders verſtehen, als die hl. Väter ſie auslegten, ſo hat ſie hiebei ihre guten Gründe; denn die hl. Väter beſitzen alle jene Eigenſchaften, welche von einem Schriftausleger erfordert werden.

Um den tiefen Sinn der hl. Schrift aufzufaſſen, reichen alle menſchliche Wiſſenſchaften nicht hin. Nur reinen Seelen iſt es gegönnt, das geheimnißvolle Wehen des hl. Geiſtes zu vernehmen; nur dem frommen und gläubigen Gemüthe theilt ſich Gottes Geiſt mit, oder, wie der hl. Athanaſius ſchön ſagt: Nur jene, welche auch durch Gleichförmigkeit des Lebens mit den heiligen, gotterleuchteten Schriftſtellern verbunden ſind, verſtehen die hl. Schriften. Darum ermahnen die hl. Väter diejenigen, welche die Schrift verſtehen wollen, vor allem zur Tugend und zum Gebete. Was ſie aber Andern ſo dringend empfahlen, das thaten ſie ſelbſt; davon überzeugt uns ihr heiliger Wandel, der alle Tugenden in ſich ſchließt. So gewiß es nun iſt, daß Gott denen ſeinen heiligen Geiſt gibt, die ihn demüthig darum bitten, ſo iſt es auch zuverläſſig, daß er den hl. Vätern und

Lehrern der Kirche seinen hl. Geist zum Verstehen und Erklären der hl. Schriften mittheilte. So sind die hl. Väter ihrer Frömmigkeit wegen die geeignetsten Schriftausleger.

In wissenschaftlicher Beziehung wird außer den übrigen Erfordernissen, die das Interpretationsgeschäft erleichtern, von dem Schriftausleger gefordert, daß er die Ursprache des zu erklärenden Buches mit ihren verwandten Dialekten kenne, und daß er mit dem Geist des Buches vertraut sei. Zu den biblischen Sprachen, namentlich für das neue Testament, rechnet man die griechische, die hebräische und die mit ihr verwandte syrisch-chaldäische. Was die griechische Sprache betrifft, so war sie die Muttersprache der orientalischen Väter, und wie sehr diese derselben mächtig waren, das zeigen uns ihre Schriften. Mit welcher Leichtigkeit und Bestimmtheit wußten sich Chrysostomus, die beiden Gregore von Nyssa und Nazianz, Athanasius und Andere auszudrücken? Welche Anmuth und Rednerfülle herrscht in den Schriften des hl. Basilius? Welche Würde und Reinheit des Ausdruckes findet sich in den Schriften der übrigen griechischen Väter? Eben so waren auch die meisten Väter des Abendlandes der griechischen Sprache kundig. Wer möchte dieses z. B. einem Irenäus, Augustin, Hieronymus und Andern absprechen. Die griechische Sprache war in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nicht nur die Gelehrtensprache, sondern überhaupt im römischen Reiche allgemein verbreitet. Um wie viel mehr mußten die Väter, die Gelehrten ihrer Zeit, derselben mächtig seyn. Was die hebräische und ihr verwandte syrisch-chaldäische Sprache betrifft, so war sie den Vätern nichts weniger als unbekannt. Mehrere von ihnen verwendeten auf die Erlernung derselben vielen Fleiß. Des hl. Ephraim nicht zu gedenken, der als ein geborner Syrier syrisch schrieb; wer wollte dem Hieronymus, der für die hebräische Sprache sich vier und für die chaldäische sich einen Sprachlehrer hielt; wer dem Epiphanius und Andern die Kenntniß dieser Sprache ableugnen?

Mit der Sprachkenntniß verbanden die hl. Väter ein andauerndes, fortgesetztes Bibelstudium. Gregor von Nazianz und Basilius beschäftigten sich dreizehn Jahre lang ausschließlich mit der Lektüre der hl. Schrift; Augustin verwendete fünfzehn volle Jahre auf das Studium derselben, und Hieronymus erzählt selbst, daß er mehr denn

fünfzehn Jahre keinen andern Schriftſteller in die Hände gebracht habe, außer der hl. Schrift.

Wer möchte nun Männern, die mit ſo ausgezeichneter Gelehrſamkeit einen ununterbrochenen Fleiß verbanden, genaue Kenntniß der hl. Schrift, ihres Haupt- und Lieblingsſtudiums, abſprechen? Ihre Schriften ſelbſt ſind die herrlichſten Beweiſe ihrer bibliſchen Kenntniſſe. Sie hinterließen uns in denſelben nicht bloß die Anweiſung, die hl. Schrift zu erklären, wie dieß z. B. Auguſtinus, Athanaſius, Hieronymus und Andere thaten, ſondern ſie erklärten ſelbſt die geſammte hl. Schrift, und zwar ſo umfaſſend, daß ſich keine Stelle im neuen Teſtamente von irgend einigem Belange findet, die von ihnen nicht genügend erklärt worden wäre.

Hierzu kommt als Hauptmoment noch der Umſtand, daß die hl. Väter dem Urſprunge des Chriſtenthums ſo nahe ſtunden und manche aus ihnen die Lehre Jeſu noch aus dem Munde der Apoſtel ſelbſt oder doch ihrer unmittelbaren Nachfolger vernahmen. Sie mußten daher auch am beſten wiſſen, wie die hl. Schrift zu verſtehen ſei; ihre Erklärungen ſind alſo zugleich Zeugniſſe, wie die Schrift in den Zeiten der Apoſtel verſtanden worden iſt. In ſo ferne ſind ſie der Schlüſſel zum Verſtändniß der Bibel; denn ſie machen ſich die Auslegung der hl. Schrift nicht ſelbſt, ſondern ſie geben ſie nur, wie ſie dieſelbe von ihren Vorgängern empfangen haben. **Quod invenerunt in ecclesia, ſagt der hl. Auguſtin, tenuerunt; quod didicerunt, docuerunt; quod a patribus acceperunt, hoc filiis tradiderunt.** Ja in ſo ferne, als die hl. Väter die Traditoren des Chriſtenthums ſind, ſo erſcheinen ſie nicht mehr als Privatperſonen, ſondern gleichſam als die Repräſentanten der gläubigen Vorzeit. Sie ſprechen als ſolche nicht ihre ſubjektive Ueberzeugung aus, ſondern den Geſammtglauben der Kirche, oder erſcheinen als Organe des hl. Geiſtes. Dieſes iſt immer der Fall, ſo oft ſich ihre einmüthige Uebereinſtimmung (**unanimis consensus**) nachweiſen läßt. Denn wie kann man ſich anders dieſe Uebereinſtimmung von Männern erklären, deren Anlagen ſo individuell, deren Bildung ſo verſchieden war, und die in Hinſicht auf Zeit und Raum ſo weit von einander getrennt lebten? Die Möglichkeit eines ſolchen Conſenſus findet ihren Grund einzig nur in einer durch die ganze Kirche verbreiteten, ſtets lebendigen überlieferten Lehre, aus der die Väter ge-

meinſchaftlich ſchöpften, oder in der unmittelbaren Inſpiration des hl. Geiſtes.

Aus dieſem Allen erhellt, wie viele Gründe die Kirche hat, wenn ſie bei der Auslegung der hl. Schrift auf die hl. Väter ſolches Gewicht legt.

58. Unter welchen Bedingungen iſt die Autorität der heiligen Väter im Schriftauslegen eine maßgebende?

Man braucht nicht unbedingt der Erklärungsweiſe der heiligen Väter zu folgen, ſondern nur unter gewiſſen Vorausſetzungen. Dieſe aber ſind:

1) Die Autorität der Väter kann nur in ſo weit eine maßgebende ſeyn, als es ſich um Glaubens- und Sittenlehren handelt, oder um ſolche Gegenſtände, die mit denſelben in ſo inniger Verbindung ſtehen, daß ohne ſie die Glaubens- und Sittenlehren nicht beſtehen können. Auf Dinge, die mit dem Dogma in keiner Beziehung ſind, auf geſchichtliche Begebenheiten oder auf philoſophiſche Gegenſtände kann ſich die bezeichnete Autorität durchaus nicht erſtrecken; denn der Kirchenrath von Trient ſagt ausdrücklich: „In rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae Christianae pertinentium“ dürfe man die Schrift nicht gegen die hl. Väter auslegen.

2) Die Väter müſſen als Traditoren des chriſtlichen Lehrbegriffes den Glauben der Vorzeit ausſprechen, widrigen Falles wird ihnen nie eine weitere Autorität eingeräumt, als eine ſolche, die jedem andern Gelehrten zuſteht und die auf der Tüchtigkeit und Haltbarkeit ſeiner Gründe beruht. Treten ſie hingegen als die Repräſentanten ihrer Zeit auf, ſo ſind ihre Ausſprüche in ihrer Uebereinſtimmung als der Glaube der geſammten katholiſchen Kirche anzuſehen. Dabei iſt es aber nicht nothwendig, daß ſie ihre Behauptungen ausdrücklich als die Lehre der Kirche bezeichnen; denn eine ſolche Anforderung würde jede Tradition untergraben. Daher hat ſie mit Recht ſchon Papſt Pius VI. im Jahre 1779 gegen den Theologen Iſenbiehl verworfen.

3) Die Uebereinſtimmung der Väter muß allgemein und einmüthig ſeyn, d. h. es müſſen alle Väter ſtets, überall und auf dieſelbe Weiſe eine Schriftſtelle erklärt haben. Dieſer Conſens kann

aber kein mathematiſcher, ſondern nur ein moraliſch-univerſeller ſeyn. Er iſt vorhanden:

a) Wenn ſo viele und ſo gewichtige Väter übereinſtimmen, daß ihr Zeugniß mit Grund für den Glauben der ganzen Kirche gehalten werden kann.

b) Wenn die ausgezeichnetſten Väter der Vorzeit bis zum fünften ökumeniſchen Concilium (dem zweiten zu Conſtantinopel, im Jahre 553) übereinſtimmen, und den Conſens der übrigen Väter bezeugen, ſollte man auch in ihren Schriften davon nichts mehr finden.

c) Wenn die übereinſtimmenden Väter mit ſolcher Beſtimmtheit ſprechen, daß ſie gar keinen Widerſpruch befürchten und ſomit zu erkennen geben, daß das, was ſie ausſagen, allgemeine Lehrmeinung der Kirche iſt.

d) Wenn bekannt iſt, daß einige Väter nur deßwegen ſchweigen, weil ſich ihnen entweder eine Gelegenheit darbot, ihren Glauben auszuſprechen, oder weil ſie den Uebrigen beipflichten, und dieß entweder ausdrücklich oder doch ſtillſchweigend zu verſtehen geben.

e) Wenn alle oder doch die vorzüglichſten Väter entweder des Orients oder des Occidents übereinſtimmen, und ihnen von keinem orthodoxen Kirchenſchriftſteller widerſprochen wird.

f) Wenn einige der Väter übereinſtimmen und ihre Behauptung von der Kirche gebilliget oder beſtätigt wurde.

Stimmen demnach die hl. Väter: Cyrill von Jeruſalem, Hilarius, Epiphanius, Ephräm der Syrer, Athanaſius, Baſilius, Chryſoſtomus, die beiden Gregore von Nazianz und von Nyſſa, Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Leo der Große in der Erklärung der hl. Schrift überein, ſo iſt ihre Auslegung als eine allgemeine zu betrachten, da ſie als die gelehrteſten und ausgezeichnetſten Väter uns von dem Verſtändniſſe der Schrift nach dem Geiſte und Sinne der Kirche in den erſten Jahrhunderten Zeugniß geben. Ihrem Ausſpruche hingen dann die Väter der ſpätern Jahrhunderte an. Wenn dagegen nur ein einziger, namentlich von den bezeichneten Vätern, eine widerſprechende Behauptung aufſtellt, ſo iſt keine Uebereinſtimmung da, und man darf mit vollem Rechte ſchließen, die von den übrigen Vätern ausgeſprochene Meinung könne nicht Kirchen-

lehre seyn, weil es sich nicht denken läßt, daß ein Vater eine der Kirche entgegengesetzte Lehre aufgestellt haben würde.

Die einmüthige Uebereinstimmung der hl. Väter gilt dem Schriftausleger als leitende Norm, und zwar um so mehr, da die auf einer solchen einmüthigen Uebereinstimmung beruhende Interpretation jede Bedenklichkeit eines Irrthums ausschließt. Oder sollten etwa jene, die an Weisheit und Heiligkeit Allen ihres Geschlechtes als Leuchte dienen, selbst die Wege der Finsterniß wandeln? In der That, haben die hl. Väter in ihrer Uebereinstimmung geirrt, so müßten wir diesen Irrthum Gott selbst zuschreiben. Wem schaudert es aber nicht bei einem solchen Gedanken? Cf. Die hl. Schrift ꝛc. v. Fr. Vogl.

59. Beweis, daß die übereinstimmende Erklärung der hl. Väter wirklich ein untrügliches Erklärungsmittel der hl. Schrift sei.

Daß die Uebereinstimmung der hl. Väter bei einer Schriftstelle ein untrügliches Erklärungsmittel sei, erhellet, wie die Theologen zu sagen pflegen:

a) **ex praesumtione**; denn es ist nicht möglich, daß alle hl. Väter eine Schriftstelle, die Glaubens- oder Sittenlehren zum Inhalt hat, falsch und irrig erklärt haben.

b) **Ex opposito.** Denn hätten alle heiligen Väter in der Erklärung einer Schriftstelle geirrt, so müßte auch die Kirche irren, weil sie ihre Beschlüsse auf die hl. Schrift und die hl. Väter gründet. Glauben wir aber an die Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Glaubens- und Sittenlehren, so müssen wir ihre Autorität auch annehmen in Erklärung jener Schriftstellen, welche Glaubens- und Sittenlehren zum Inhalte haben.

c) **Ex definitione ecclesiae.** Das Concilium von Trient sagt in seiner IV. Sitzung: Die hl. Synode beschließt, daß Niemand im Vertrauen auf seine Klugheit in Sachen des Glaubens und der Sitten die hl. Schrift nach seinem Sinne drehe gegen denjenigen Sinn, welchen hatte und hat die hl. Mutter, die Kirche, oder auch gegen die einstimmige Erklärung der Väter auszulegen wage.

d) **Ex praxi ecclesiae.** In allen verflossenen Jahrhunderten hat die Kirche die übereinstimmende Erklärung der hl. Väter

als ein übernatürliches Erklärungsmittel der hl. Schrift angesehen. Dieß erhellt nicht bloß aus den so eben angeführten Worten des Concils von Trient, sondern auch aus denen des Concils von Ephesus im Jahre 431. Auf letzterm wurde Nestorius verdammt, weil er behauptete, die hl. Schrift sei von allen frühern Lehrern irrig erklärt worden. Die versammelten Väter sagten: Wir sind erzürnt auf die gottlose Anmaßung des Nestorius, daß er sich brüstet, er verstehe zuerst und allein die hl. Schrift, und all diejenigen hätten sie nicht verstanden, welche vor ihm als Träger des geheimnißvollen Amtes mit den göttlichen Aussprüchen sich beschäftiget haben, und überdieß hätte die ganze Kirche geirrt, die nach seiner Meinung unwissenden Lehrern gefolgt wäre.

60. Ob das Halten an eine Autorität die Freiheit des Geistes hemmt.

Es gibt nicht Wenige, die es entehrend nennen, sich von einer Autorität, gleich einem Gängelbande leiten zu lassen. Ist dadurch, sagen sie, nicht die Freiheit des menschlichen Geistes eingeschränkt? Sollen etwa die Fesseln, welche man dadurch dem nach reiner Wahrheit und nach höherer Erkenntniß strebenden Geiste anlegt, uns wieder zurückführen in den Barbarismus längst verflossener Jahrhunderte oder in die Finsternisse eines mönchischen Aberglaubens? So lautet die Stimme unsers nach zügelloser Freiheit strebenden Zeitgeistes, der allen Fesseln sich entschlagend, nur den wilden Gelüsten der Leidenschaften fröhnt.

Aber hemmt denn wirklich die aufgestellte Autorität die Geistesfreiheit des katholischen Schriftauslegers? — Der Mensch, dieses schwache, dem Irrthum so sehr Preis gegebene Geschöpf, bedarf stets einer leitenden Autorität. Dieß kann ein Jeder an sich selbst erfahren. Niemand wird leugnen, daß er in einer Art von Furcht und Mißtrauen sich befand, so lange er für seine Meinung keinen Gewährsmann hatte, daß dagegen Zuversicht in seine Seele kehrte, sobald er an Andern, die mit seiner Denkweise übereinstimmten, einen Stützpunkt fand. Die Nothwendigkeit, eine Autorität anzuerkennen, ist so tief in der Menschennatur gegründet, daß ohne dieselbe kein Wissen, kein Glaube, keine Wahrheit bestehen kann. Wenn der Mensch von Natur aus eine Autorität angewiesen ist, so daß sich Niemand der-

ſelben erwehren kann: wer möchte es da ungeräumt finden, wenn auch in der chriſtlichen Religion, als einer geoffenbarten, die ſonach als rein geſchichtliche Thatſache auf eine Autorität ſich gründen muß, eine ſolche angenommen wird, und zwar von der Art, wie ihr die Vernunft vollen Beifall gibt, indem nur das als leitende Norm gilt, was allzeit, was überall und was von Allen auf dieſelbe Weiſe angenommen wurde? Setzen wir den Fall, wir hätten in der Religion keine andere Autorität, als unſere Vernunft, wie bald würden wir allen Glauben verloren haben! Die Erfahrung beſtätigt dieſe Wahrheit leider nur zu ſehr: wo immer die Religion dem Privaturtheile des Einzelnen überlaſſen iſt, da tritt an die Stelle des Glaubens völlige Anarchie der Meinungen.

Die Annahme einer Autorität hebt aber keineswegs die geordnete Freiheit des Geiſtes auf, ſondern fördert vielmehr dieſelbe. Wie in der phyſiſchen Welt Einheit und Ordnung nur dadurch erreicht wird, daß jedes Einzelne nach beſtimmten Regeln ſich richtet, ebenſo iſt in der Geiſterwelt nur dort die höchſte Einheit und Ordnung, alſo vollendete Freiheit, zu finden, wo der Einzelne der höhern Autorität ſich unterwirft. Dieſes Hingeben an die Autorität bewahrt vor Irrthum und führt zur Wahrheit; die Wahrheit aber iſt es, wie Jeſus ſelbſt ſagt, welche frei macht.

Höchſte Aufgabe der neuteſtamentlichen Schriftauslegung bleibt es immerhin, das ewig lebendige Wort Gottes, die Eine, katholiſche Wahrheit des Chriſtenthums aus den hl. Schriften des neuen Bundes darzulegen, und zwar nicht ſo faſt, um aus den hl. Büchern das erſt herauszufinden, was man zu glauben hat, als vielmehr, um durch die Schrift den Glauben an das lebendige Wort zu befeſtigen. Es kann daher dem Einzelnen nicht überlaſſen bleiben, nach eigener Willkühr die Schrift zu erklären; er muß ſie vielmehr nach dem Sinne verſtehen, wie ſie von jeher genommen worden iſt. So iſt er von ſelbſt an eine Autorität gewieſen, und ſtatt daß ihm dieſe läſtig ſeyn ſoll, muß er ſich vielmehr freudig an dieſelbe halten; denn nur ſo iſt er vor Irrthum geſchützt. Schön ſchreibt der geiſtreiche Möhler: Es hat etwas ungemein Erhabenes, Begeiſterndes und wahrhaft Göttliches, wie der Katholik die Schrift lieſt. Er lieſt ſie mit der Geſammtheit der Gläubigen, welchen er ohne Unterſchied der Zeiten durch Einen Geiſt verbunden iſt: es iſt, als

wären sie allesammt in einem heiligen Tempel vereint, wo derselbe Geist alle berührt und durchweht; wie wenn Eine Seele Alle wären, wie wenn eine Familie denselben Liebesbrief des liebenden und geliebten Vaters lese. Alle sind da von denselben Gefühlen überströmt, aber je nachdem der Sinn des einen oder des andern Kindes tiefer gehet, empfindet es lebendiger, kräftiger, umfassender: das ist das Bild der Einheit bei aller Freiheit.

61. Widerlegung einiger Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, daß die Bibel einer obersten Interpretationsautorität bedürfe.

I. Man darf in der Auslegung der hl. Schrift keine andere *Regel aufstellen*, als Gott selbst gegeben: nun aber verweiset Gott die Menschen in Streitfällen auf die Bibel. So heißt es bei Isaias 8, 20.: „Hin zum Gesetze und zum Zeugnisse." Christus thut hinsichtlich der Pharisäer dasselbe, indem er sagt: „Durchforschet die Schrift." Joh. 5, 39. Der Grund ist auch einleuchtend, warum die Schrift ihre eigene Interpretin ist: sie ist nämlich als Wort Gottes untrüglich; jeder Mensch aber ist nach Röm. 3, 4. dem Irrthume unterworfen.

Keineswegs zur Bibel, sondern zu den Priestern schickt Gott die Israeliten, wenn Streit sich erhebt. Denn Deut. 17. heißt es ausdrücklich: Wenn ein Urtheil dir schwer und zweifelhaft scheinet, so mache dich auf und geh hin zu dem Orte, den der Herr, dein Gott, erwählen wird, und komm vor die Priester vom Geschlechte Levi und vor den Richter, der zur selben Zeit seyn wird, und frage sie, so werden sie dir urtheilen nach der Wahrheit. Und du sollst thun, was die Vorsteher an jenem Orte sagen, die der Herr erwählen wird, daß sie dich lehren nach seinem Gesetze. Wer aber hoffärtig ist, und dem Gebote des Priesters nicht gehorchen will, noch dem Urtheile des Richters, der soll sterben. — Deßgleichen sagt auch Christus: „Wer die Kirche nicht hört, sei dir wie ein Heide und Publikan." In der Stelle bei Is. 8. verbietet Gott seinem Volke nur, daß es wegen der Zukunft die Zauberer und Wahrsager frage. Die Stelle hängt also mit dem gar nicht zusammen, wozu sie die Akatholiken gebrauchen wollen; denn wie lächerlich wäre es zu schließen: Gott verbietet den Israeliten in zweifelhaften

Fällen die Zauberer zu fragen, alſo bedarf die hl. Schrift keiner Interpretationsauktorität. Und doch erlauben ſich diejenigen dieſen Schluß, welche aus Iſ. 8. beweiſen wollen, daß die Bibel ſich ſelbſt auslege. — In der Stelle Joh. 5. aber redet Chriſtus von ſeiner göttlichen Sendung. Dabei iſt zu bemerken, daß er die Phariſäer erſt dann, nachdem er ſie ihnen durch das dreifache Zeugniß des Johannes, ſeiner Wunder und ſeines Vaters gezeigt hatte, auch auf die Schrift verweiſet, mit dem Beiſatze: „Sie ſind es, welche von mir zeugen.“ Weit entfernt alſo, daß er ihnen die Schrift als oberſten Richter bezeichnete, ſtellt er ſich vielmehr ſelbſt als Erklärer derſelben auf, und ſagt, ſie ſollen mit dem Sinne, welchen er ihr unterlegt, das Zeugniß des Johannes, das ſeiner Wunder und das ſeines Vaters vergleichen, ſo werden ſie ſich von der Wahrheit ſeiner Auslegung überzeugen. Darum ſagte der Herr auch nicht einfach: „Leſet die Schrift“ — ſondern: „Forſchet in derſelben.“ Nun aber vertritt die Autorität Chriſti bei uns die katholiſche Kirche. Somit liegt auch in der Stelle Joh. 5. das Gegentheil von dem, was die Gegner unſers Glaubens daraus beweiſen wollen.

Will man endlich noch ſagen, die Schrift müſſe deßwegen ihre eigene Interpretin ſeyn, weil nur ſie untrüglich, jeder Menſch aber dem Irrthum unterworfen iſt, ſo fällt dieſes Sophisma völlig in ſein Nichts zuſammen, wenn man erwägt, daß katholiſcher Seits nicht trügliche Menſchen, ſondern die unfehlbare Kirche, welcher der Herr ſeinen Beiſtand bis an das Ende der Welt verheißen hat, die hl. Schrift auslegt. Die ewige Wahrheit, Chriſtus ſelbſt, interpretirt hier ſein Wort. Aber auch diejenigen, welche in der Theorie den Grundſatz aufſtellen, die Bibel erkläre ſich ſelbſt, weichen in der Praxis davon ab. Denn in der Bibel leſen wir, der Sabbat ſei zu heiligen; ſie aber feiern mit uns Katholiken den Sonntag; in der Bibel heißt es: Ihr ſollt einander die Füße waſchen, — was die Proteſtanten keineswegs beobachten; in der Bibel ſagt Chriſtus: Will Jemand mit dir vor Gericht ſtreiten und dir den Rock nehmen, ſo laß ihm auch noch den Mantel: auch dieſes dürften ſie kaum beobachten. So iſt es alſo klar, daß ihnen in Glaubensſachen nicht die Bibel die oberſte Richterin iſt, ſondern daß ſie ſich über dieſelbe ſetzen, und ſie ſich zu Auslegern derſelben machen.

II. Es kommt jedem Einzelnen zu, die hl. Schrift ſich auszulegen; denn

1) Der Apoſtel ſagt in ſeinem erſten Sendſchreiben an die Theſſalonicenſer: Prüfet Alles, und was gut iſt behaltet. — Der Apoſtel redet in der angeführten Stelle von den Gnadengaben, nicht aber von den Glaubensſätzen. Selbſt Grotius ſchreibt: Die Prüfung iſt hier zu beziehen auf die prophetiſchen Gaben, deren ſich Viele rühmten, ohne im Beſitz derſelben zu ſeyn. Hierin ſollten alſo die Gläubigen vorſichtig ſeyn, und Alles wohl prüfen. Mit Unrecht berufen ſich demnach die Akatholiken in ihrer Sache auf dieſe Stelle. Sie legen den Worten des Apoſtels einen Sinn unter, an welchen er nicht von ferne dachte. Im Gegentheile, bei einer andern Gelegenheit, wo es ſich um Glaubensſätze handelte, ſagt er zu den Gläubigen nicht, ſie ſollten ſie „prüfen", ſondern „halten"; denn es heißt Apoſtelg. 16, 4.: „Sie empfehlen ihnen die Beſchlüſſe zu halten, die von den Apoſteln und Aelteſten zu Jeruſalem feſtgeſetzt waren."

2) Die Vernunft iſt ebenfalls eine Gabe Gottes, und hat die Beſtimmung, ſeine Mittheilungen an die Menſchen zu erfaßen. — Dieß kann nur zugegeben werden bezüglich derjenigen Dinge, welche innerhalb ihrer Grenzen liegen, nicht aber hinſichtlich deſſen, was über ſie hinausgehet. Unter das Letztere gehört die Offenbarung. Gott hat ſie nie der individuellen Vernunft unterworfen, ſondern vielmehr dieſe dem Glauben; würde es anders ſeyn, ſo wäre es um alle Religion geſchehen. So wenig alſo der Unterthan die Obrigkeit richten kann, ſo wenig iſt die Vernunft über die Bibel geſetzt: das Höhere iſt nicht dem Niedern untergeben, ſondern umgekehrt, dieſes muß ſich nach jenem richten. Die Rationaliſten verkennen hiebei völlig die Worte des Apoſtels: Die Waffen, womit wir kämpfen, ſind nicht fleiſchlich, ſondern mächtig durch Gott zum Niederreißen der Veſten, indem wir einreißen die Rathſchläge, und all die Hoheit, welche ſich erhebt wider die Erkenntniß Gottes, und gefangen nehmen jeden Verſtand zum Gehorſame Chriſti. II. Corinth. 10, 4. 5.

3) Wie man andere alte Bücher nach den Regeln der Hermeneutik auslegt, ſo muß dieß auch von der Bibel gelten, da auch ſie nach den gewöhnlichen

Sprachgesetzen verfaßt ist. — Dieß findet nur seine Anwendung in Bezug auf die wissenschaftliche, nicht aber auf die dogmatische Auslegung. Letztere muß vom hl. Geiste geschehen, von welchem auch die Schrift ist; denn wie der Verfasser ein höherer als der menschliche ist, so muß auch der Ausleger ein höherer seyn: widrigenfalls wäre die Autorität Gottes dem menschlichen Urtheile unterworfen, was gegen alle Ordnung ist.

4) Es ist thöricht die Auslegung der hl. Schrift dem Urtheile eines Menschen, nämlich dem des Papstes, anheimzustellen, wie die Katholiken thun. — Wenn es thöricht ist, die Auslegung der hl. Schrift menschlichem Urtheile zu überlassen, so sind ja eben die Protestanten und Rationalisten Thoren; denn bei ihnen wird die Bibel bloß von Menschen ausgelegt. Die Katholiken nehmen aber ihre Auslegung nicht von einem trüglichen Menschen, sondern von der unfehlbaren Kirche. Indem sich der Katholik der Kirche fügt, unterwirft er sich nicht einer menschlichen, sondern der göttlichen Autorität. Der Protestant hingegen, der entweder sich selbst oder einem Andern glaubt, hat immer nur eine menschliche Autorität, und weil diese trüglich ist, nie einen Glauben, sondern wird von jedem Wind der Lehre umhergetrieben.

5) Wenn die hl. Schrift nicht von der Vernunft erklärt werden darf, so ist es um alle biblische Wissenschaft geschehen, da man ja nur der Kirche williges Ohr zu leihen braucht. — Die Vernunft ist nicht zurückgesetzt, wenn die Kirche die Bibel erklärt, im Gegentheile, ihr Eifer wird dadurch erst recht belebt; denn sie wandelt jetzt im Lichte und ist vor Verirrung geschützt; ohne kirchliche Autorität aber ist sie hingestellt auf dunkle Wege, wo sie kein rechtes Vorwärts und kein Rückwärts weiß, sondern nur immer im Kreise herumgehet, wodurch sie sich selbst und Andere verwirret. Der Vernunft bleibt der wissenschaftliche, der Kirche aber der dogmatische Theil. Beide stehen sich nicht feindselig gegenüber, sondern sie unterstützen sich gegenseitig. Die Kirche leuchtet der Vernunft als Licht voran und bewahrt sie vor Abgründen; die Vernunft hingegen leihet der Kirche den Glanz der Wissenschaft und macht, daß dem Unglauben jede Einwendung, den er von der Natur oder Geschichte herholen

mag, genommen ist. So reichen sich beide, Kirche und Vernunft, die Hände. Anders aber außer der Kirche: dort ist die Vernunft ohne Licht, daher entdeckt sie auch nichts Wirkliches, sondern gehet in eitlen Träumereien unter.

III. Zugegeben, daß weder die Schrift selbst, noch die Vernunft Glaubensregel seyn kann, so läßt sich doch dieses von der Privatinspiration nicht sagen.

1) Hier ist der hl. Geist selbst Ausleger der hl. Schrift. — Der hl. Geist muß allerdings selbst die Bibel auslegen; allein wir wissen, daß er nicht durch jedes einzelne Individuum spricht: in diesem Fall wäre ja jeder einzelne Mensch unfehlbar, was sowohl gegen die Erfahrung ist, als auch gegen die hl. Schrift, wo es heißt: omnis homo mendax. Der hl. Geist spricht nur durch die Kirche, bei welcher er nach der Verheißung Christi bis an das Ende der Zeiten ist. Durch jeden Einzelnen kann er schon deßwegen nicht reden, weil diese sich einander widersprechen; der Geist der Wahrheit aber die absoluteste Einheit ist, und es in ihm keinen Widerspruch geben kann.

2) Viele Stellen der hl. Schrift deuten ein solches Lehramt des hl. Geistes an, wodurch die Menschen zur sichern Erkenntniß der Wahrheit und also auch zum rechten Verständniß der hl. Schrift kommen; denn

a) Christus selbst sagt: der Tröster, der hl. Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. — Christus redet hier nur von seinen Aposteln und ihren Nachfolgern, also von der lehrenden Kirche. So ist diese Stelle immer von den hl. Vätern verstanden worden; legen ihr die Neuerer einen andern Sinn unter, so ist es eben ein Beweis, daß der hl. Geist nicht durch Jeden spricht; denn der Geist der Wahrheit kann nicht Anders durch die hl. Väter und Anders durch die Neuerer reden: man muß nothwendig annehmen, daß ein Theil den hl. Geist nicht hatte. Nun mit welchen Gründen wollen Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. darthun, daß nicht durch die hl. Väter der hl. Geist gesprochen habe, sondern nur sie seine unfehlbaren Organe seien? Wir wollen übrigens nicht läug-

nen, daß auch jeder Einzelne an der Gnade des hl. Geiſtes Theil habe, ja wir ſagen vielmehr, er muß zur Erreichung ſeiner Beſtimmung nothwendig daran Theil haben; allein wir ſetzen ſogleich auch hinzu, nur nach dem Verhältniſſe ſeiner Stellung und in dem Maße, als es zu ſeinem und der ganzen Kirche Beſten heilſam iſt. Ein Gefäß kann nur ſo viel Dinge aufnehmen, als ſein Raum geſtattet; wer mehr hineinzwängen will, wird dieſes zuletzt zerſprengen. So empfängt auch der einzelne Gläubige nur im Verhältniß ſeines Amtes die Gnade des hl. Geiſtes: ein Uebermaaß wäre ihm vielmehr ſchädlich, ſtatt nützlich. Nun ſind in der Kirche nicht Alle gleich: es ſind nicht alle Lehrer, nicht alle Ausleger und Propheten, wie der Apoſtel ſagt. Folglich kann ſich auch nicht jeder Einzelne die Gnade des hl. Geiſtes zum Lehramte oder Auslegungsgeſchäfte der hl. Schrift anmaßen, ſondern nur diejenigen haben ſie, welche dazu berufen ſind.

b) Der Apoſtel Paulus ſagt: „Der geiſtige Menſch beurtheilt Alles; er ſelbſt aber wird von Niemanden beurtheilt. 1. Corinth. 2, 15. Und der hl. Johannes ſchreibt: Ihr habt nicht nöthig, daß euch Jemand lehre, ſondern ſo wie euch ſeine Salbung über Alles belehrt, ſo iſt es wahr und keine Lüge, und wie er euch gelehrt hat, ſo bleibet in ihm. I. Brf. 2, 27. Damit ſtimmt überein Jerem. 31, 33.: „Ich will mein Geſetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz ſchreiben, und ich will ihr Gott ſeyn, und ſie ſollen mein Volk ſeyn. Es wird hinfüro keiner ſeinen Nächſten lehren, ſprechend: Erkenne den Herrn! denn Alle werden mich erkennen, vom Kleinſten bis zum Größten.“ — Was zunächſt die Stelle des hl. Paulus betrifft, ſo ſagt zwar der Apoſtel, daß der geiſtige Menſch Alles beurtheile; aber er ſagt nicht, daß auch ein Jeder wirklich geiſtig ſei; im Gegentheile redet er auch von einem thieriſchen Menſchen, dem die göttliche Erleuchtung mangelt. Daraus folgt gerade das Gegentheil von dem, was man aus den Worten des hl. Paulus beweiſen will, nämlich dieſes, daß der hl. Geiſt nicht durch jeden Einzelnen die hl. Schrift erklärt. Da es überdieß kein untrügliches Merkmal gibt, woran man den geiſtigen Menſchen erkennt, ſo

kann die Privatinſpiration überhaupt nicht oberſte Glaubensnorm ſeyn; dieß um ſo weniger, wenn man erwägt, daß ſelbſt diejenigen, welche im ſtrengſten Sinne des Wortes als geiſtige Menſchen bezeichnet werden können, nicht ſo unter dem Einfluße des hl. Geiſtes ſtehen, daß ſie vor jedem Irrthume geſchützt wären. Darum glaubt der Katholik ſelbſt einem oder mehreren heiligen Vätern, wenn ſie auch von Gott mit Wundern und Prophezeiungen ausgezeichnet worden ſind, nicht unbedingt, ſondern nur ihrem einſtimmigen Urtheile. Ja ſelbſt dieſes iſt ihm nicht ausgemacht, ob der Inhaber der Fülle aller geiſtigen Gewalt, das Oberhaupt, für ſich allein infallibel ſei. Sonderbar iſt es, daß die, welche uns ſo gerne Köhlerglauben vorwerfen, hier einem Principe huldigen, das völlig vom Zufall abhängt. Und doch bauten die Reformatoren urſprünglich größtentheils ihr Gebäude darauf. Ich meine der katholiſche Köhlerglauben gewährt vielmehr Sicherheit und hält viel leichter die Angriffe des Unglaubens aus. Es iſt überhaupt der Ausdruck des Apoſtels: „Der geiſtige Menſch beurtheilt Alles“ — nur allgemein zu nehmen. Er beurtheilt ferner das Göttliche nicht in ſeiner Weſenheit, ſondern in ſeiner Beziehung. Ich will ſagen, er unterſucht Alles nach den Regeln des Glaubens, und findet dadurch, ob etwas aus Gott ſei oder nicht. Ueber den geoffenbarten Glauben ſtellt er alſo ſeine Unterſuchung an, dieſer iſt ihm bereits eine ausgemachte Wahrheit; er iſt ihm der Maaßſtab, wornach er alles Uebrige mißt. Folglich muß er ihn ſchon von einer andern Autorität haben, ehe er zu richten anfängt. Der Apoſtel ſcheint mir nichts Anders zu ſagen, als dieſes: Der geiſtige Menſch lebt nothwendig in der Kirche; denn nur dadurch wird er geiſtig, d. h. des hl. Geiſtes theilhaftig. Jetzt iſt es ihm leicht, nicht blos in irdiſchen, ſondern auch in himmliſchen Dingen Wahrheit und Irrthum unterſcheiden zu können. In dem Maße, in welchem er den Kirchenglauben aufgenommen hat, wird er auch theilhaftig des göttlichen Geiſtes, und nun gibt der Geiſt ihm Zeugniß, daß er leicht erkennt, was aus Gott ſei und was nicht: Alles nämlich, was mit dieſem in ihm zum klaren Bewußtſein gekommenen Kirchenglauben nicht übereinſtimmt, ſtößt er als Irrthum ab. Je vollkommener ferners der Kirchenglauben in ſein Bewußtſein übergehet, deſto heller wird es in ihm, deſto lichtvollere Blicke öffnen ſich ihm in die ewigen

Wahrheiten, desto geistiger wird er. Weit entfernt also, daß der geistige Mensch über den geoffenbarten Glauben, wovon auch die hl. Schrift ein Theil ist, ein Richteramt ausübte, ist er gerade dadurch, daß er sich alles Richtens begeben, und in Demuth der kirchlichen Autorität sich unterworfen hat, erst geistig geworden.

Eben so wenig spricht der hl. Johannes in der oben angeführten Stelle im Sinne der Akatholiken. Auch aus seinen Worten folgt gerade wieder das Gegentheil von dem, was die Gegner unsers Glaubens daraus schließen wollen; denn statt daß er die Leser seines Briefes in Glaubensdingen zu ihren eigenen Lehrern und Richtern machte, weiset er sie vielmehr auf die kirchliche Autorität hin. Er warnt sie nämlich vor den Irrlehrern, und ermahnt sie, daß sie ihnen keinen Glauben schenken, sondern bei dem stehen bleiben sollen, was von den Aposteln gesagt worden ist. Es ist, als sagete der hl. Johannes: Ihr habt nicht nothwendig, daß die Ketzer euch über den wahren Glauben belehren, da ihr ihn schon von den Aposteln durch die Salbung des hl. Geistes empfangen habt. An diese von den Aposteln unter Mitwirkung des hl. Geistes empfangene Lehre sollten sie sich halten. Das heißt nichts Anders, als sie sollten der Kirche anhängen, nicht aber sich selbst oder andern Menschen glauben, die von Gott zum Lehramte keine Sendung erhalten haben. Bellarmin bemerkt zu dieser Stelle: Es ist, als wenn ein Katholik Andern seiner Glaubensbrüder, die von Irrlehrern beunruhigt werden, schreiben würde: Ihr habt nicht nöthig, euch von Lutheranern oder Calvinisten das Evangelium predigen zu lassen, da ihr durch das kirchliche Lehramt hinreichend unterrichtet seid. — Der Apostel schreibt: „Durch die Salbung des hl. Geistes" — weil es nämlich ein ausgemachter Glaubenssatz ist, daß der hl. Geist den Menschen innerlich anregen und zur Annahme des gehörten Wortes geneigt machen muß, wenn die Predigt des Evangeliums Eingang finden soll. Daher unterscheiden die hl. Väter einen doppelten Lehrer: einen äußern, der das göttliche Wort den leiblichen Ohren verkündet, und einen innern, der im Herzen ihm Eingang verschafft, und welches der hl. Geist ist. So sagt der hl. Augustin: Was mich betrifft, habe ich zu Allen gesprochen; aber die, welche der hl. Geist innerlich nicht belehrt, gehen ohne Unterricht hinweg. Die äußern Lehrstühle sind nur Hilfsmittel, der, welcher im Himmel seinen Sitz

hat, iſt es, der die Herzen lehret. Darum ſagt er ſelbſt im Evangelium: Laßt euch nicht Lehrer auf Erden nennen; Einer iſt euer Lehrer, nämlich Chriſtus; er ſpricht innerlich zu euch. Und der hl. Gregor ſchreibt: Wenn nicht der hl. Geiſt im Herzen des Zuhörers iſt, ſo iſt die Rede des Lehrers vergeblich. In dieſer Beziehung finden die Worte Joh. 6, 45.: „Es werden Alle von Gott gelehrt werden" — ihre Anwendung.

Was endlich noch die fragliche Stelle Jerem. 31, 33. betrifft, iſt ſie den Neuerern zur Begründung ihres Principes eben ſo wenig günſtig, als die Uebrigen. Gott verſpricht hier im Allgemeinen nur eine reichlichere Gnade zur Beobachtung des Geſetzes und eine vollkommenere Kenntniß des Einen Gottes. Um aber den Sinn dieſer Stelle näher vor die Anſchauung zu bringen. Gott redet von den Vortheilen des neuen Bundes vor dem alten. Im alten Bunde gab er ſein Geſetz zu Pfingſten auf dem Berge Sinai dem Moſes auf ſteinernen Tafeln, und ſo brachte es dieſer dem Volk. Das Geſetz war dem Iſraeliten damals noch etwas Aeußerliches, daher beobachtete er es auch häufig nur auf eine äußere Art, ja er vergaß oft völlig auf dasſelbe, weil Dinge, die außer uns ſind, oft eben ſo ſchnell aus der Erinnerung verſchwinden, als ſie den Augen entrückt werden. Im neuen Bunde aber ſchrieb Gott ſein Geſetz nicht mehr auf ſteinerne Tafeln, ſondern in die Herzen. Die Apoſtel bekamen am Pfingſtfeſt keine Tafeln, ſondern den hl. Geiſt, und mit ihm alle Wiſſenſchaft in den göttlichen Dingen. Sie waren alſo gleichſam ſelbſt lebendige Geſetztafeln. Und wie ſie es empfangen hatten, ſo gaben ſie es wieder, d. h. ſie ſchrieben das Geſetz Gottes nicht auf Papier, ſondern wieder in die menſchlichen Herzen ein; und zwar nicht bloß durch die Predigt des Evangeliums, ſondern auch, und dieß vorzüglich, durch Mittheilung des hl. Geiſtes in der Ausſpendung der hl. Sakramente. Daher wiſſen wir wohl, daß alle Apoſtel predigten und die hl. Sakramente ausſpendeten; nicht aber von Allen, daß ſie auch Schriften verfaßten. Letzteres war zufällig und ihnen nicht aufgetragen, geſchah auch erſt, nachdem ſie das Geſetz bereits ſchon in die Herzen geſchrieben hatten. Gerade die Worte: „Ich will mein Geſetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz ſchreiben" — zeugen gegen die Neuerer, welche nur immer Bibel, und Bibel allein ſchreien. Gott ſagt nicht, daß er

ſeine Worte in die Schrift, ſondern daß er ſie in das Herz lege. Was iſt aber das Herz anders, als das Lehramt der Kirche? Wie das Herz in Mitte des Leibes, und im Innern verſchloſſen iſt, ſo iſt das Lehramt im Innern der Kirche und geheimnißvoll im Mittelpunkte derſelben verwahrt; wie das Herz in den ganzen Leib Lebensthätigkeit vertheilet, hingegen der Tod eintritt, wenn es zu ſchlagen aufhört: ſo gehen vom Lehramte alle Bewegungen aus und ſtrömt Kraft und Leben in die Glieder der Kirche über; wo es aber ſchweigt, da tritt geiſtige Erſtarrung ein, der Glaube hört auf. Denn wie wollen ſie glauben, ſagt der Apoſtel, da ſie keine Prediger haben? Die Kirche iſt alſo jenes geheimnißvolle Herz, in welchem das Geſetz lebendig iſt, und wer der Kirche einverleibt wird, erhält ſelbſt das Geſetz lebendig in ſeinem Herzen, ſo wie der, welcher in einem Strome untertaucht, am ganzen Leibe durchnäßt wird. Dieß geſchieht durch die Annahme des Glaubens. Darum nennen wir dieſen eine von Gott eingegoſſene Tugend. Und nun iſt es erklärlich, warum die hl. Väter die Gläubigen bei jeder Gelegenheit an die Kirche wieſen: ſie erhielten hier das göttliche Wort nicht bloß äußerlich, auf Tafeln geſchrieben, ſondern in ihr eigenes Herz wurde es ihnen gelegt. Erhielte demnach auch die hl. Schrift alle Heilswahrheiten, ſo wäre doch zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus ein ungemein großer Unterſchied: der Proteſtant hätte die Offenbarung bloß äußerlich, in einer Urkunde; er ſtände noch auf Sinai, wo das Volk bloß ſteinerne Tafeln erhielt; der Katholik hingegen iſt in das Heiligthum ſelbſt eingegangen, ihm iſt Gottes Wort innerlich geworden durch ſein Leben in der Kirche, und mit dem Geſetze hat er auch die Gnade erhalten, es beobachten zu können. Wie nun der, welcher im Innern des Hauſes iſt, dasſelbe viel beſſer kennt und viel genauer ſeine Schönheiten ſchauet, als der, welcher draußen ſtehet, und gleichſam nur mit aller Anſtrengung ſo verſtohlene Blicke beim Fenſter hineinwirft: ſo ſchauet auch der Katholik viel richtiger die Geheimniſſe des Reiches Gottes: dem Proteſtanten bleiben viele davon verſchloſſen, und ſo hat er in göttlichen Dingen eine höchſt mangelhafte Erkenntniß. —Wenn es ferners in der angeführten Stelle noch heißt: „Es wird hinfüro Keiner ſeinen Nächſten mehr lehren“ — ſo iſt damit angedeutet, daß in den Zeiten des neuen Bundes die Belehrung nicht

von Menſchen etwa durch die Wiſſenſchaft komme, ſondern durch göttliche Autorität, wie die Kirche ſie iſt, welche die hl. Väter den Mund des hl. Geiſtes nennen, was Iſaias in den Worten andeutet: „Alle deine Kinder werden Lehrlinge des Herrn ſeyn.“ Iſai. 54, 12. Auch wird in dieſer Zeit die Wiſſenſchaft in göttlichen Dingen ſo allgemein ſeyn, daß ſelbſt die Ungebildetſten in den Geheimniſſen des Heiles unterrichtet ſind. Dieß iſt in den Worten ausgedrückt: „Alle werden mich erkennen, vom Kleinſten bis zum Größten.“ Die Erfüllung ſehen wir wirklich in den Zeiten des neuen Bundes, wo der einfachſte Landmann mehr vom Reiche Gottes weiß, als in den vorchriſtlichen Jahrhunderten der gelehrteſte Weltweiſe. — Das iſt das Verſtändniß jener prophetiſchen Stelle; und jetzt möchte ich fragen: Was liegt ihr ferner, als jener Sinn, welchen ihr die Akatholiken aufbürden wollen, nämlich daß der hl. Geiſt durch jeden Einzelnen die hl. Schrift erkläre? Hätten übrigens die Gegner Recht, ſtände jeder Einzelne ſo unter dem Einfluſſe des hl. Geiſtes, daß er wie durch ſein Organ durch Jeden ſpräche, ſo läßt ſich gar nicht mehr einſehen, wozu die hl. Schrift noch nothwendig iſt. Es wäre dem göttlichen Geiſte viel anſtändiger, wenn er unabhängig von jeder Schrift jedem Einzelnen die göttlichen Wahrheiten unmittelbar eingäbe; denn die Schrift erſcheint jetzt nur wie ein Stützpunkt des Gedächtniſſes; um menſchlich zu reden, es kommt heraus, als bedürfe der hl. Geiſt der Schrift, um bei ſeiner Eingebung nichts zu vergeſſen.

3) Leicht läßt ſich die wahre Inſpiration des hl. Geiſtes von einer Täuſchung unterſcheiden, wenn man bedenkt, daß die Eingebung des hl. Geiſtes nicht das einzige Mittel ſei, den wahren Sinn einer Schriftſtelle zu erkennen, ſondern daß auch der Gebrauch der Vernunft erfordert wird. Beruft ſich daher Jemand in Dingen auf die Eingebung des hl. Geiſtes, welche der geſunden Vernunft widerſprechen, ſo iſt es offenbar, daß ſeine Inſpiration eine Täuſchung ſei. —

Es iſt durchaus verkehrt, wenn die göttliche Eingebung an der menſchlichen Vernunft erprobt werden ſoll. Da würde ja das Höhere dem Niedern untergeordnet; der hl. Geiſt müßte gleichſam vor dem

Richterſtuhle der Vernunft erſcheinen, und ſich jedes Mal unterſuchen laſſen, ob er die Wahrheit eingebe. Ueberdieß ſind die Gedanken Gottes viel höher, als die der Menſchen; Gott iſt viel größer, als daß ihn unſere Vernunft ausmeſſen könnte. Es kann alſo gar wohl geſchehen, und iſt auch ſchon geſchehen, daß Gott Manches offenbaret, was gegen die Vernunft iſt, und was nach obigem Princip verworfen werden müßte. Aber ſelbſt in jenen Fällen, wo der Irrthum auf der Hand liegt, würde der, welcher einmal einer göttlichen Eingebung ſich rühmt, von ſeiner Meinung nicht abgebracht werden können. Wer könnte denn durch die Vernunft die Ketzer von ihren Irrthümern überzeugen? Ein Beiſpiel kann uns Luther ſeyn, der z. B. den Brief des hl. Jakobus als ſtroherne Epiſtel verwarf, die Nothwendigkeit der guten Werke leugnete, eine Stelle im Römerbrief zu Gunſten ſeines Irrthums verfälſchte ꝛc. Als man ihn darüber zu Rede ſtellte, war ſeine Antwort: „So will ich es, ſo befehl ich es; mein Wille gelte ſtatt der Vernunft.“

4) Wegen des Mißbrauches, den Einige von der Privatinſpiration gemacht haben, darf dieſe ſelbſt nicht verworfen werden, ſonſt müßte man auch die Vernunft, ja die hl. Schrift ſelbſt verwerfen, die ebenfalls ſchon mißbraucht worden ſind. —

Es iſt allerdings wahr, daß der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebt; aber dieß gilt nur von Dingen, welche wirklich von Gott zu einem gewiſſen Zwecke beſtimmt und von den meiſten Menſchen auch in dieſer Weiſe gebraucht werden; die Privatinſpiration aber iſt keineswegs von Gott dazu beſtimmt, daß durch ſie jeder Einzelne des Inhaltes der hl. Schrift ſich bewußt werde, ſondern nur von trügeriſchen Menſchen erfunden, um ihre ausgehegten Irrthümer mit einem gewiſſen Schein zu umgeben. Weil alſo das Princip in ſich ſelbſt falſch iſt, und es nicht erſt durch die Anwendung wird, iſt es nicht blos relativ, ſondern abſolut verwerflich.

62. Die katholiſche Kirche legt dem Bibelſtudium kein Hinderniß in den Weg.

Die Proteſtanten machen der katholiſchen Kirche gerne den Vorwurf, als vernachläſſige ſie die hl. Schrift, ja als ſähe ſie ihr Studium gar nicht gerne. Allein wie ungegründet dieſer Vorwurf iſt, ſieht

auch der oberflächlichſte Geiſt leicht ein. Die Kirche hat nie den rechten Gebrauch, ſondern nur den Mißbrauch der Bibel verboten; ſie hat nie verboten, daß man die hl. Schrift auslege, aber daß man ſie verdrehe, verfälſche und verkehrt auslege, — ja das hat ſie unterſagt. Denn das den Proteſtanten ſo anſtöſſige Geſetz heißt: „Um muthwilligen Geiſtern Schranken zu ſetzen, verordnet die hl. Synode, daß Niemand, im Vertrauen auf ſeine Klugheit, in Dingen, die auf den Glauben, die Sitten und die Erbauung der chriſtlichen Lehre Bezug haben, die hl. Schrift nach ſeinem Sinne verdrehend, gegen denjenigen Sinn, welchen hatte und hat die hl. Mutter, die Kirche, der es zukömmt, über den wahren Sinn und die Auslegung der hl. Schrift zu urtheilen, oder auch gegen die einmüthige Uebereinſtimmung der hl. Väter auszulegen wage.“ — Wer kann wohl aus dieſen Worten folgern, daß die Kirche dem Bibelſtudium abhold iſt? Schärft ſie nicht vielmehr faſt bei jeder Gelegenheit dasſelbe denen nachdruckvollſt ein, welche der hl. Geiſt aufgeſtellt hat, die Kirche Gottes zu regieren? Und fehlet es in der katholiſchen Kirche etwa an Solchen, welche faſt all' ihre Zeit, ihren Fleiß und ihre Kenntniſſe auf Auslegung der hl. Schrift verwendeten? Tadelt etwa dieſe die Kirche? Hält ſie ſie nicht vielmehr in Ehren, ja hat ſie nicht Manche von dieſen ſogar unter die Heiligen verſetzt? Hat die Kirche nicht eigene Lehrſtühle für das Bibelſtudium gegründet? Noch mehr, ſie will auch, daß dem gläubigen Volke die in die Bibel niedergelegten Schätze nicht verſchloſſen bleiben, ſondern ermahnet die Seelenhirten, daß ſie ihre Angehörigen mit allem Eifer die in der hl. Schrift verborgenen Geheimniſſe erklären. Und wie, die Kirche ſoll hinſichtlich der hl. Schrift ſtiefmütterlich handeln, dem Studium derſelben beſchränkende Feſſel anlegen? Im Gegentheile, ſie ermuntert dazu, und ſucht auf alle Weiſe wahre Bibelkunde zu verbreiten; nur vor möglichen Abwegen ſucht ſie durch *ihre Vorſchriften* ihre Angehörigen zu bewahren. Dadurch vereitelt ſie aber das Bibelſtudium nicht, ſondern befördert es vielmehr.

Auch hat die Kirche nur in Dingen des Glaubens und der Sitten Schranken geſetzt; was die Wiſſenſchaft betrifft, iſt auch der kath. Schriftausleger vollkommen frei. Die Kritik, die Philologie, Chronologie, Geographie, Geſchichte, Archäologie und unzählbar andere Dinge geben dem kath. Interpreten ein unendlich weites Feld, auf welchem er die Schärfe ſeines Geiſtes zeigen kann. Was ſoll

ich erſt noch ſagen von den Unterſuchungen mancher zweifelhaften Stellen und Worte, und von den Bemühungen, viele Stellen mehr zu beleuchten, oder ihnen einen mehrfachen Sinn abzugewinnen?

Vergleicht man endlich die katholiſchen Exegeten mit den proteſtantiſchen, ſo findet ſich zwiſchen beiden ein ungemein großer Unterſchied; denn dieſe ſind meiſtens trocken, außerordentlich verlegen, faſt den Anatomiſten vergleichbar, die einen Leichnam zerſchneiden und nach den Urſachen des tödtlich gewordenen Uebels fragen; ſie geben ſich auch gerne das Anſehen, als verachteten ſie die katholiſchen Ausleger; dabei wiſſen ſie ſich aber nicht ſelten mit Federn zu ſchmücken, die ſie ihnen heimlicher Weiſe ausgeriſſen haben. Die katholiſchen Ausleger hingegen ſind klar und beſtimmt in ihren Aeußerungen, ſie kennen keine Zweizünglichkeit; ſie bleiben ſich gleich, verbreiten überallhin Licht, und weiden ſo auf angenehme Art den Geiſt des Leſers und fördern Tugend und Frömmigkeit.

Wie ſehr die Kirche wünſcht, daß allenthalben die wahre Aufklärung leuchte und auch insbeſonders Bibelkunde ſich verbreite, mag unter anderm folgende von ihr gegebene Verordnung beweiſen: „Damit jener himmliſche Schatz der hl. Bücher, welchen der hl. Geiſt mit größter Freigebigkeit den Menſchen übergab, nicht vernachläſſiget daliege, ſo verordnete die hl. Synode (von Trient), daß allenthalben Männer aufgeſtellt werden ſollen, die geſchickt wären, dem Volke die hl. Schrift auszulegen.“ Sess. V. in decreto de reform. cap. 1., Cf. sess. 24. de reform. c. IV., wo den Biſchöfen und Pfarrern befohlen wird, daß ſie wenigſtens alle Sonn- urd Feiertage, in den vierzigtägigen Faſten aber und im Advent täglich, oder mindeſtens dreimal in der Woche die hl. Schrift und das göttliche Geſetz auslegen ſollen.

63. Obwohl die Kirche die hl. Schrift auslegt, bleibt dem Interpreten doch noch ein weites Feld, auf welchem er ſich bewegen kann.

Die Kirche will, wie ſo eben geſagt worden iſt, die heilige Schrift nur in Dingen auslegen, welche auf den Glauben und die Sitten Bezug haben; in allen übrigen Fällen ſucht der katholiſche Interpret durch die gewöhnlichen Auslegungsmittel den wahren Sinn zu erforſchen. Aber ſelbſt bei den von der Kirche erklärten Stellen iſt er nicht müßig. Er erforſcht den Text,

prüft die Lesearten, vergleicht die Uebersetzungen, untersucht die von gelehrten Männern vorgenommenen Verbesserungen. Er erlernt die alten Sprachen und ihre verwandten Dialekte, in welchen die Bibel ursprünglich verfaßt worden; studirt das Alterthum, und ist bemüht, sich sowohl von den biblischen Völkern als dem biblischen Schauplatz eine möglichst vollkommene Kenntniß zu verschaffen. Er durchsucht die Schriften der hl. Väter, und zieht auch andere gleichzeitige Schriftsteller und Denkmäler des Alterthums zu Rath. Er benutzt ferner die Arbeiten derjenigen, die ihm auf demselben Wege vorausgegangen sind, den er jetzt selbst wandelt u. s. w. Dieß thut er Alles in der Absicht, um dadurch die kirchliche Erklärung immer mehr in's Licht zu setzen, durch immer mehr Gründe, von der Wissenschaft hergenommen, zu befestigen und gegen die Angriffe der ungläubigen Kritiker zu schützen.

Außerdem hat der kath. Schriftausleger noch größere Freiheiten, als vielleicht diejenigen ihm zutrauen, denen die kirchliche Interpretation so lästig scheinen will. Er darf den Originaltext der Vulgata auf das Ansehen des masorethischen Textes hin oder der alten Uebersetzungen in gewissen Fällen ändern. Denn der eben so fromme als gelehrte Bischof Wittmann schreibt: „Wenn eine Stelle in der Vulgata einen unschicklichen Sinn zu geben scheint, so soll man den masorethischen Text, die Uebersetzungen, die Septuaginta, die syrische, chaldäische, auch die alte Itala und die gothischen, noch mehr den samaritanischen Pentateuch vergleichen, und wenn man eine schickliche Lesart in ihnen findet, darf man sie annehmen." Freilich darf hievon nur ein weiser und sparsamer Gebrauch gemacht werden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sieht sich daher der nämliche Autor genöthiget, hinzuzufügen: „Ist Jemand hiezu von Gott nicht berufen, so wird es besser und ersprießlicher seyn, wenn er sich von den Verbesserungen enthält." Ja er fährt fort: „Ich halte dafür, aus alten Manuscripten gar keine Verbesserungen vorzunehmen; denn die Vulgata hat ein bei weitem höheres Alter, als alle Uebersetzungen, die wir noch haben." (Kath. Principien ꝛc.)

Auch neue Auslegungen der hl. Schrift sind oft zulässig. Der schon genannte fromme Bischof Wittmann sagt im angeführten Werke über diesen Gegenstand: „Im Allgemeinen sind neue Auslegungen der hl. Schrift, auch wenn sie Glaubens- und Sittensachen betreffen,

nicht zu verwerfen, wenn sie nicht gegen eine Erklärung der Kirche oder den einstimmigen Sinn der Väter anstoßen. Denn wie in den Pflanzen und andern Körpern, obschon von Anbeginn der Welt an zum Heile der Menschen bestimmt und gleich anfangs ersprießlichen Nutzens, doch alle Jahrhunderte neue, heilsame Kräfte entdeckt werden, so verbarg der barmherzige Gott auch in der hl. Schrift sehr Vieles, um zur gelegenen Zeit von jenen, denen es gegeben ist, erkannt zu werden. Wie ein Vater, wenn er seinem Sohne, der in fremde Länder reisen will, einige heilsame Erinnerungen schriftlich mittheilt, diese allen Umständen, in die der Sohn kommen kann, anzupassen wünscht, so daß er bei jedem neuen Umstande sich daraus eine neue Warnung hervorsuchen könnte; so konnte auch der hl. Geist für besondere Bedürfnisse gewisser Zeiten durch die verschiedenen Sinne der heiligen Schrift Vorsorge treffen." Damit aber auch hier kein Mißbrauch getrieben werde, setzt derselbe Autor hinzu: „Es sei ferne von mir, Jemanden das Streben, neue Auslegungen zu erfinden, anzuempfehlen. Die Neuerungssucht riecht nach Hoffart, und die Wahrheit entzieht sich den Hoffärtigen. Lies fleißig und demüthig die hl. Schrift, und wird eine Wahrheit dir nothwendig seyn, so wird sie dir geoffenbart werden."

64. Von den natürlichen Erklärungsmitteln der hl. Schrift.*)

Da der hl. Geist, um sowohl von den hl. Schriftstellern, deren er sich als Organe bediente, als auch von den übrigen Menschen verstanden zu werden, sich der menschlichen Sprache bediente und dabei den gewöhnlichen Sprachgesetzen sich anbequemte, so muß der Sinn der hl. Schrift nach den gewöhnlichen Spracherklärungsgesetzen, so weit diese im Stande sind, uns denselben zu geben auch wiedergefunden werden. Und hiebei hat der Erklärer alle jene Punkte in das Auge zu fassen, die man bei der Auslegung anderer Bücher berücksichtigen muß. Dahin gehört:

*) Wir bitten um Nachsicht, wenn wir hier in ein fremdes Gebiet überzuschweifen scheinen; manchen unserer verehrlichen Leser erweisen wir vielleicht einen Dienst, indem wir diese hermeneutischen Grundsätze, die zugleich ein indirekter Beweis sind, daß das Verstehen der hl. Schrift nicht Jedermanns Sache seyn kann, in Kürze angeben.

I. Der bibliſche Sprachgebrauch. Darunter verſteht man den Gebrauch der einzelnen Wörter und Redensarten in der Bedeutung, in welcher ſie zur Zeit, wo die hl. Schriftſteller ſprachen und ſchrieben, gebraucht wurden, um damit beſtimmte Ideen zu bezeichnen. Der Sprachgebrauch wird durch verſchiedene Dinge beſtimmt, nämlich

a) durch die Zeit, indem gewiſſe Wörter in einer frühern Zeit eine andere Bedeutung haben, als in einer ſpätern.

b) Durch das Land, indem ein und dieſelbe Sprache in verſchiedenen Gegenden und Ländern in mancher Beziehung ſich ändert.

c) Durch die Religion, indem im profanen Gebrauch die Wörter oft eine andere Bedeutung haben, als im religiöſen.

Da der Sprachgebrauch ein hiſtoriſches Faktum iſt, wird er durch Zeugen erwieſen, und dieſe ſind entweder unmittelbare oder mittelbare. Unter den erſteren verſteht man jene, welche dieſelbe Sprache eines fraglichen Schriftſtellers als Mutterſprache redeten, oder ſie von Solchen erlernten, denen ſie Mutterſprache war; unter den letztern ſolche, die zwar die Mutterſprache eines fraglichen Schriftſtellers ſelbſt nicht redeten, aber doch ſolche Sprachen redeten, die mit der Mutterſprache des fraglichen Schriftſtellers nahe verwandt waren. Daraus folgt, daß zur Ermittelung des Sinnes der hl. Schrift die Kenntniß der bibliſchen Sprachen und ihrer verwandten Dialekte ſehr zweckdienlich iſt; denn einem Solchen iſt es gegönnt, die Worte der ewigen Wahrheit gleichſam in den Urtönen zu vernehmen.

Wer in den Sinn der Worte der hl. Schrift tiefer eindringen will, darf alſo in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nicht unerfahren ſeyn; denn es iſt unmöglich, daß lateiniſche Worte den Nachdruck der Worte des Originals ausdrücken. Die Eigenthümlichkeit der hebräiſchen Sprache, ſagt der hl. Hieronymus, können der Grieche und Lateiner nicht ausdrücken. Wenn ferners in der Originalſprache ein Doppelſinn durch ein und denſelben Satz ausgedrückt wird, ſo iſt es nicht möglich, denſelben auch mit den nämlichen Worten im Lateiniſchen zu geben. Auch iſt es nicht möglich, daß in einer Ueberſetzung immer ſolche Worte gebraucht werden, die keinen zweifelhaften Sinn zulaſſen. Beſonders aber iſt es in unſerer Zeit ein großes Bedürfniß geworden, die Originalſprachen der hl. Schrift zu erlernen, da faſt keine einzige Stelle derſelben in der Theologie mehr gebraucht wird, der nicht aus dem Originaltext von den Gegnern

eine andere Erklärung beigelegt wird. Indeß gilt das Alles nur von gelehrten Exegeſen. Für andere Fälle genügt wohl auch eine autentiſche Ueberſetzung. Und mit Recht ſagt Profeſſor Kotz in ſeinem trefflichen Buche „Lehre der Kirchenväter über das Wort Gottes:" Will man durchaus auf der Behauptung beſtehen, daß es, um die hl. Schrift recht verſtehen zu können, in der Regel kein anderes Mittel gebe, als die Fertigkeit in den Grundſprachen, die Kenntniß gewiſſer Auslegungsregel und eines ähnlichen Apparates: was müßte der größte Theil, ich will nicht ſagen des chriſtlichen Volkes, ſondern ſelbſt der chriſtlichen Volkslehrer anfangen? Da wäre alſo für einen jeden, der nicht auf Sprachenkunde und dergleichen tüchtig gerüſtet iſt, die ganze hl. Schrift, dieſer unſchätzbare Brief Gottes, ein verſiegeltes Buch, und deſſen wahrer Sinn ihm ſchlechterdings unzugänglich. Zugleich wären jene wenigen Auserwählten, die ihre Lebenstage und Geiſteskräfte über dem Sprachſtudium verzehren, Päpſte einer ganz neuen, unerhörten Art. Jedes Jahrhundert brachte mit genauer Noth kaum einige Orientaliſten von Celebrität hervor; auch fanden die Nachfolgenden an den vorausgegangenen gewöhnlich Manches zu tadeln."

II. Die Rhetorik, worunter man die ganze Compoſition, den Styl und insbeſondere die Tropen und Figuren der Rede und ihre Anwendung verſteht. In dieſer Beziehung unterſcheidet man

a) einen unmittelbaren und buchſtäblichen Sinn, wenn die Wörter in der Bedeutung genommen werden, die ihnen nach dem Sprachgebrauche zukommen; widrigenfalls nennt man ihn

b) einen mittelbaren.

Der buchſtäbliche Sinn zerfällt wieder:

α) in den eigentlichen, wenn die Wörter in ihrer eigentlichen, und

β) in den uneigentlichen, wenn ſie in ihrer uneigentlichen Bedeutung genommen werden.

Erſtreckt ſich der uneigentliche Sinn nur auf einzelne Theile des Satzes, ſo entſtehen die bekannten rhetoriſchen Figuren, nämlich die Metapher, Metonymie und Synekdoche; erſtreckt ſich aber der uneigentliche Sinn auf ganze oder mehre Sätze, Glieder und Perioden, ſo entſtehen die Allegorie, welches eigentlich nur eine fortgeſetzte Metapher iſt wie Pſ. 79. V. 9—18.; Iſ. 5, 1—6.; Eccleſ. 12, 5. ꝛc.;

die Parabel, d. h. die Erzählung einer Begebenheit, welche ſich allerdings hätte ereignen können, aber ſich doch nicht ereignet hat, und gebraucht wird, um eine wichtige Wahrheit deſto anſchaulicher zu machen; die Fabel oder der Apolog, d. h. eine Erzählung von einer Begebenheit, die ſich weder ereignet hat, noch ſich ereignen konnte, und die gebraucht wird, um eine gewiſſe, niedere Wahrheit anſchaulicher zu machen.

Der mittelbare oder myſtiſche Sinn beſteht darin, daß er nicht unmittelbar durch Worte, ſondern mittelbar durch Perſonen, Sachen, Bilder, Geſetze, u. ſ. w. ausgedruckt wird, u. daß dieſe Objekte in höherer Weiſe auf Sachen des neuen Bundes oder auf Zuſtände im künftigen Leben bezogen werden, wie 4. Moſ. 21, 9. der Fall iſt. Der *myſtiſche* Sinn iſt aber wieder:

a) myſtiſch-allegoriſch, wenn die in einer alt-teſtamentlichen Stelle befindlichen Perſonen, Sachen, Geſetze u. ſ. w. in höherer Weiſe auf Glaubenswahrheiten des neuen Bundes bezogen werden müſſen, wie 4. Moſ. 21, 9.

b) Myſtiſch-tropologiſch, wenn die in einer alt-teſtamentlichen Stelle enthaltenen Gegenſtände in höherer Weiſe erfaßt und auf ſittliche Vorſchriften des neuen Bundes bezogen werden müſſen, wie 5. Moſ. 25, 4.

c) Myſtiſch-anagogiſch, wenn die Perſonen oder Sachen in höherer Weiſe erfaßt und auf Zuſtände im künftigen Leben bezogen werden müſſen, wie Pſ. 94, 10. 11.*)

Von den hl. Vätern hat der hl. Hieronymus vorzüglich dem Literalſinne, der hl. Ambroſius dem allegoriſchen, der hl. Auguſtin dem anagogiſchen, der hl. Gregor der Große dem tropologiſchen gehuldiget.

Die Hermeneuten unterſcheiden auch noch

a) einen ſubjektiven und objektiven Sinn: jenen hatte der hl. Verfaſſer im Auge, dieſen intendirte der hl. Geiſt.

b) Einen emphatiſchen Sinn, wenn ein Wort oder eine Rede im verſtärkten Nachdruck genommen werden muß, wie 1. Sam. 26, 15.

---

*) Man hat die Arten des myſtiſchen Sinnes in die Verſe zuſammengefaßt:

Litera gesta docet, quid credas allegoria,
Moralis quid agas, quo tendas anagogia.

c) Einen sensus explicitus und implicitus: jener ist in einer Stelle mit klaren Worten ausgedrückt, dieser wird erst durch die Schlußfolge aus dem sensus explicitus abgeleitet, wie Mth. 22, 31. 32.

d) Einen kabbalistischen Sinn; dieß ist derjenige, der aus dem Zahlenwerthe jener Buchstaben genommen wird, mit denen ein Wort zusammengesetzt ist. Ein Beispiel davon findet sich Apoc. 13, 18.

e) Einen sensus accommodatitius (angewandten Sinn): dieser ist dann vorhanden, wenn Stellen der hl. Schrift auf Personen oder Zustände angewendet werden, auf welche sie sich nach dem Sinne des hl. Schriftstellers nicht beziehen. So werden die Worte: Nigra sum, sed formosa. Cant. 1, 4. auf Maria in ihren Schmerzen bezogen.

Von diesen verschiedenen Sinnesarten gilt: man soll von dem buchstäblichen Sinne so lange nicht abgehen, als nicht hinreichende Gründe zum Gegentheil nöthigen. Viel- und Doppelsinn soll der Erklärer nur dann annehmen, wenn aus dem Zusammenhange, oder aus der Entscheidung der Kirche, oder aus der einstimmigen Erklärung der hl. Väter einleuchtet, daß der hl. Verfasser viel- oder mehrsinnig schreiben wollte.

III. Der Zusammenhang. Darunter versteht man die Verbindung, in welcher einzelne Wörter und Sätze oder ganze Reihen von letztern mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden stehen. Der Zusammenhang selbst ist entweder grammatisch oder logisch: jener beruht auf der Verbindung der verschiedenen Redetheile untereinander nach den Regeln der Grammatik; dieser auf den menschlichen Denkgesetzen. Der grammatikalische Zusammenhang wird sowohl im alten als neuen Bunde sehr oft durch Enallagen (Verwechslungen z. B. der Zahl wie Mtth. 1, 21. „Ipse salvabit populum a peccatis eorum für ejus;“ des Casus wie Luc. 1, 55. „sicut locutus est ad patres nostros, Abraham et semini ejus;“ der Person, wo plötzlich von der zweiten Person auf die dritte übergegangen wird und umgekehrt u. s. w. wie Is. 1, 29.; durch Ellipsen und durch Parentheſen gestört: auch der logische Zusammenhang ist nicht selten unterbrochen.

IV. Die Parallelstellen, d. h. jene, welche dadurch einander ähnlich oder gleich sind, daß in ihnen entweder die gleichen Wörter, Ausdrücke und Redensarten oder gleiche Wahrheiten in derselben Be-

deutung vorkommen. Daher unterſcheidet man einen **Parallelismus verbalis** und **realis**. Die Parallelſtellen gewähren oft ſehr großen Nutzen beim Schriftauslegen, indem ſie nicht blos über einzelne Worte, ſondern nicht ſelten auch über ganze Sätze Licht verbreiten.

V. **Die analogia fidei.** Darunter verſteht man die Uebereinſtimmung deſſen, was irgend ein hl. Schriftſteller in Bezug auf Glaubens- und Sittenlehren ſagt, mit den Wahrheiten der Religion, wie ſie in der Schrift und Tradition hinterlegt ſind. Wenn uns alſo bei der Leſung eines hl. Schriftſtellers einige Stellen dunkel ſind, oder mit unſern beſtimmten Glaubenswahrheiten zu ſtreiten ſcheinen, ſo können wir dieſelben aus der Summe der chriſtlichen Lehre erklären. Bei der Anwendung der analogia fidei muß man aber die Geſammtlehre der ganzen hl. Schrift und Tradition wohl kennen, und darf von ihr nur Gebrauch machen, wenn wirklich der Sinn einer Stelle dunkel iſt.

VI. **Die Individualität eines Schriftſtellers.** Was in dieſer Hinſicht zu bemerken iſt, drückten die Alten in dem Vers aus:

„Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando.“

Quis? Wer iſt der Verfaſſer des Buches, und an wen wird die Rede gehalten?

Quid? Was iſt der Gegenſtand des Buches oder der Stelle? Iſt er hiſtoriſch oder didaktiſch? Enthält er eine Offenbarung, Wunder oder Weisſagungen?

Ubi? Welches iſt der Ort, wo ein Buch verfaßt, ein Brief geſchrieben oder eine Rede gehalten worden iſt?

Quibus auxiliis? Welch glückliche Umſtände wirkten zuſammen, eine Sache zu fördern, welche Hinderniſſe hemmten ihr Gedeihen?

Cur? Welches war die Abſicht und Veranlaſſung zu einem Buche, zu einer Rede, zu einer That?

Quomodo? Welches iſt die Art und Weiſe, wie etwas geſchrieben oder geſchehen iſt?

Quando? Wann iſt ein Buch verfaßt, oder eine Weisſagung erlaſſen worden?

Mit all dieſen perſönlichen, lokalen, temporären und religiöſen Verhältniſſen ſoll ſich ein Jeder vertraut machen, welcher ein heiliges Buch mit Nutzen leſen oder erklären will. Er ſoll überdieß ganz und gar in die Stelle des hl. Schriftſtellers ſich verſetzen und künſt-

lich gleichsam in seiner Lage seyn. In seinen Geist und Charakter, in seine Phantasie, in seine Denk- und Empfindungsart, in sein Dichten und Trachten, in seine Lebendigkeit, in seine Bildung und seinen Ausdruck, kurz in seine ganze Individualität sich versenkend, sollen dieselbe Welt um ihn her, derselbe Schauplatz, dieselben Menschen, dieselben Begebenheiten, dieselben Umstände der Zeit, des Ortes u. s. w. gerade so lebendig vor der Seele des Auslegers stehen, als sie dem hl. Verfasser gegenwärtig waren. Cf. Grundlinien der biblischen Hermeneutik v. Schmitter.

VII. Außerdem sind noch äußere Hilfsmittel zur Erklärung der hl. Schrift die Interpreten. Die alten Ausleger sind vorzüglich nützlich, weniger die Interpreten des Mittelalters; aber auch alte Profanschriftsteller bringen oft Licht in eine dunkle Stelle. — Die Geschichte; sie dient zur Verständigung dunkler Stellen und Entwicklung historischer Schwierigkeiten. Die Chronologie; sie dient dazu, um die Uebereinstimmung der Geschichte der Hebräer mit der Geschichte der benachbarten Völker zu zeigen, und um die Zeiten, die in der heiligen Schrift vorkommen, recht zu bestimmen, und auch noch zur Lösung anderer Schwierigkeiten. Die Geographie; sie dient dazu, um von den erzählten Thatsachen eine klärere Anschauung zu erhalten; auch fehlt es an historischen und andern Schwierigkeiten nicht, welche durch sie ihre Auflösung erhalten. Endlich sind alle Wissenschaften zur Auslegung der hl. Schrift nicht nur nützlich, sondern oft auch nothwendig, und zwar sagt der fromme Bischof Wittmann: „die dogmatische Theologie, damit man keine Auslegung gegen bestimmte Glaubenslehren mache; das Naturrecht, um nirgends gegen die Gesetze der Natur anzustoßen; die Moraltheologie, um weder eine Verneinung noch Behauptung aufzustellen, die uns erlaubte, etwas gegen die Lehre und Praxis der Kirche in Sittensachen zu thun. Sodann geschieht in der hl. Schrift Erwähnung fast von jeder Gattung der Dinge, die wir nur aus der Wissenschaft derselben verstehen können. So wird von der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Lichte überhaupt u. s. w. ohne Philosophie; von den Steinen, Pflanzen, Thieren ohne Naturgeschichte; von den Gebäuden, Dimensionen, Proportionen ohne Architektur, Mathematik, Geometrie; von den Schiffen, der Schifffahrt und dem Fischfang ohne Schiff- und Fischfangkunde die hl. Schrift nicht recht verstan-

den und erklärt werden können." Daraus ist zugleich ersichtlich, wie viel dazu gehört, bis man sich an die Auslegung der Bibel wagen darf, und wie wenig jeder Einzelne diesem Geschäfte gewachsen ist, an welches sich selbst die gelehrtesten Männer nicht ohne heilige Scheu wagen können.

65. Wie sich der katholische Schriftausleger von dem rationellen respektive protestantischen unterscheidet.

Der kath. Schriftausleger unterscheidet sich in vielen und wesentlichen Punkten von dem protestantischen

1) Der Katholik empfängt die hl. Schrift von der untrüglichen Kirche, und ist daher im Voraus überzeugt, daß alle jene Theile *göttliches* Ansehen haben, welche die Kirche ihm als vom hl. Geiste eingegeben in die Hände legt. Er hat somit gleichsam das Haus schon fertig, in welchem er wohnen soll. Der Protestant hingegen muß es sich erst bauen, ja er muß sich erst die Steine dazu brechen und die Bäume fällen; denn er weiß eigentlich noch gar nicht, welches die hl. Schrift ist. Er muß sie erst ausfindig machen, d. h. er muß genau untersuchen, ob jene Bücher wirklich göttliches Ansehen haben, welche man ihm als solche bezeichnet, ob sie in allen Theilen Glauben verdienen, ob im Laufe der Jahrhunderte nichts verfälscht worden ist u. s. w. Er muß nach diesem allem erst den wahren Sinn der einzelnen Stellen bestimmen und daraus seinen Glauben sich bilden.

2) Der Katholik schlägt den Lehrbegriff seiner Kirche ungemein höher an, als alle menschliche Vernunft. Gehet er an die Schriftauslegung, so setzt er diesen Lehrbegriff voraus; seine Privatauslegung darf in der hl. Schrift nichts finden, was diesem Lehrbegriffe entgegen wäre, ihm muß vielmehr alles gemäß seyn: dieß weiß er zum Voraus. Und hier handelt er ganz der Ordnung gemäß; denn das göttliche Wort, wie es aus dem Munde Jesu kam, war eher in der Kirche, als im Buchstaben der Bibel. Soll es aus der Bibel wieder gewonnen und gleichsam fließend gemacht werden, so muß sie in den Strom der mündlichen Ueberlieferung gebracht werden. Da löset sich das Wort von der Schaale des Buchstabens, und wird wieder lebendig. Daraus wird klar, daß der Katholik in der Bibel nichts anderes finden kann, als was im Glauben der Kirche

iſt. Er lieſt alſo die hl. Schrift im Glauben der Kirche, und dieſer iſt ihm ſo zu ſagen ein Licht, das ihm überall vorleuchtet und die größten Dunkelheiten aufhellet. Der Proteſtant lieſt hingegen die Bibel außer der Kirche; er trennt ſich von dem Geſammtgeiſt der Gläubigen und verläßt ſich nur auf ſeine eigenen Einſichten. Er weiß zum Voraus nicht, was er in der Bibel finden wird: er kann ſeiner individuellen Lage nach Alles darin entdecken. Eben darum kann er nie in Wahrheit ſagen, er ſtimme im Glauben mit den erſten Chriſten überein; iſt in einigen Punkten dennoch eine ſolche Uebereinſtimmung vorhanden, ſo iſt ſie ganz zufällig. Er wird es überhaupts nie zu einem Glauben bringen, ſondern immer, weil er für ſein Gefundenes keine höhere Gewißheit, als ſeine eigene Autorität hat, nur eine wandelbare Meinung haben.

3) Der Katholik hält die Bibel für inſpirirt; nicht Menſchenworte, ſondern Ausſprüche des hl. Geiſtes ſind ihm ihr Inhalt. Daher iſt er mit heiliger Ehrfucht gegen ſie erfüllt. Er zweifelt nicht an der Wirklichkeit deſſen, was ihm erzählt wird. Werden ihm auch tiefe, unbegreifliche Geheimniſſe vor die Augen geſtellt, er demüthiget ſeinen Geiſt vor ihnen und nimmt ſie gläubig an, und iſt weit entfernt, die Unendlichkeit Gottes mit dem kaum merkbaren Punkte ſeiner Vernunft ausmeſſen zu wollen. Der proteſtantiſche Ausleger unterſcheidet häufig die Bibel nicht viel von einem andern, alten, von gewöhnlichen Menſchen verfaßten Buche. Gewohnt nur das anzunehmen, was ſeinen individuellen Anſichten zuſagt, deutet er Alles nach dieſen Meinungen; er legt überall das ſcharfe Meſſer der Kritik an; er iſt voll Argwohn gegen die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit einer Stelle, die eine über ſeine Faſſungskräfte hinausliegende Wahrheit enthält: einmal ſchiebt er ſie unter dem Vorwande bei Seite, daß ſie verfälſcht oder interpolirt ſei; ein anderesmal dadurch, daß er vorgibt, der Verfaſſer habe den Vorurtheilen ſeiner Zeitgenoſſen zu ſehr gehuldiget. Auf dieſe Weiſe nimmt er der hl. Schrift alles göttliche Anſehen und ſetzt ſie in die Reihe der blos menſchlichen Bücher herab. Auf dieſem Wege noch einige Schritte vorwärts gethan, ſo hält man die alt-teſtamentlichen Schriften für nichts Anders mehr, als für eine ſchätzbare Sammlung hübſcher hebräiſcher Mythen und lehrreicher Poeſien; Jeſus ſelbſt, der Held des neuen Teſtamentes, erſcheint nur noch als ein weiſer Rabbi, der durch ſeine

Taſchenſpielerkünſte dem leicht zu bethörenden Volke Dinge vormachte, die es für Wunder hielt. Daß viele rationaliſtiſche Bibelausleger unter den Proteſtanten bis dahin gekommen ſeien, lehrt die Erfahrung. So werden in einem Buche, das den Namen führt: „ausführliche Erklärung der ſämmtlichen meſſianiſchen Weisſagungen" — die Propheten für Menſchen ausgegeben, die Gaukeleien ausgeübt und das unwiſſende Volk getäuſcht haben. In den Aphorismen am Grabe der Theologie wird geſagt, daß die Bibel, beſonders das neue Teſtament, die Hemmkette der Aufklärung und für unſere Zeiten gar nicht mehr paſſend und ſchlechterdings unnütz ſei. Wieland nennt in ſeiner geprieſenen Schrift „Agathodämon" Chriſtum einen Enthuſiaſten, und ſeine Apoſtel dumpfſinnige Leute, denen es zwar nicht an gutem Willen, aber an Vermögen gefehlt, ihren Meiſter zu verſtehen und ſich zu der Höhe, worauf er ſtand, empor zu ſchwingen. Buchholz in ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Abhandlung „Moſes und Jeſus" ſtellt Moſes als einen grauſamen Betrüger vor, der bei dem mindeſten Zweifel gegen ſein Vorgeben durch ſeinen Terrorismus die Lüge in Wahrheit zu verwandeln gewußt habe, wobei die Leviten die entſchloſſenſten Henker des Geſetzgebers geweſen. Der Superintendent Cludius ſagt: daß das Evangelium des hl. Johannes und ſeine Briefe von irgend einem unbekannten Juden verfaßt ſeien. Es kämen darin Widerſprüche und noch anderes Tadelnswürdiges vor. Paulus aber ſei noch von jüdiſchen Vorurtheilen befangen; er glaube überdieß das Mährchen von der Auferſtehung der Leiber. Die Briefe Petri und Jakobi ſeien nicht beſſer. Nach des Superintendenten Kannabichs Kritik alter und neuer Lehren wird der Glaube an die Dreifaltigkeit als eine ungegründete und vernunftwidrige Lehre bezeichnet. Nach derſelben kennt die Bibel auch keine Erbſünde, keine durch die Sünde Adams verderbte Natur des Menſchen. Ich kenne, ſagt er, kein Uebel, das trauriger und gefährlicher ſei, als der Glaube an die Erbſünde. Es wäre alſo wohl hohe Zeit, daß wir einmal eine Lehre aus unſern Glaubensbüchern auslöſcheten und verbannten, die ſo grundlos und ſo ſchädlich iſt, und die ſich zur Schande des menſchlichen Geſchlechts lange genug erhalten hat. Henke zu Helmſtädt ſagte, daß die Monogamie (die eheliche Verbindung mit einem Weibe) und das Verbot unehelicher Vermiſchung zu den Reliquien des Mönchthums gehören und auf blindem Glauben beruhen. Auf

ähnliche Weiſe äußert ſich der ſchon genannte Kannabich, indem er ſagt, daß ein gemäßigter ſinnlicher Genuß der Liebe außer der Ehe eben ſo wenig als in der Ehe unmoraliſch ſei. Dieſen Autoritäten, welche größtentheils ſchon einer frühern Zeit angehören, können wir uns der Gegenwart nach die Namen eines Paulus von Heidelberg, eines Wegſcheider, Bretſchneider, Röhr, Strauß u. ſ. w. beifügen, welche dieſelben Wege wandeln und alles poſitive Chriſtenthum hinwegräſonniren.

4) Der Katholik, ſich fußend auf die Lehre ſeiner Kirche und die Zeugniſſe der hl. Väter, gehet von dem Grundſatze aus, daß die hl. Schrift außer der buchſtäblichen Bedeutung noch einen tiefern geheimnißvollen Sinn enthält, der ſich nur den Eingeweihten erſchließt; denn ſchön bemerkt ein Kirchenlehrer: „Wie Gott ſich in dem Himmel verbirgt, ſo verbirgt er ſich auch in den Schriften; und wie zwar alle Menſchen den körperlichen Himmel ſehen, nicht aber Gott ſchauen, der darin wohnt, ſo leſen zwar alle die göttlichen Schriften, aber nicht alle erkennen, wie der Gott der Wahrheit in ihnen ſeinen Sitz habe.“ Ueber dieſen doppelten Sinn, den buchſtäblichen und geiſtigen und über ihr Verhältniß zu einander ſagt treffend Gregor der Große: „Vor die Augen unſerer Betrachtung werden die Sprüche der Väter als verſchiedene Ruthen hingelegt. Wenn wir dabei hauptſächlich den buchſtäblichen Sinn außer Acht laſſen, ſo ſchälen wir ſie gleichſam: und wenn wir hauptſächlich dem buchſtäblichen Sinne folgen, ſo laſſen wir gleichſam die Rinde daran. Während nun die Rinde des Buchſtabens entfernt wird, zeigt ſich das innere Weiß der Allegorie: und wenn man die Rinde daran läßt, ſo zeigen ſich die grünen Beiſpiele des äußern Verſtändniſſes. Jakob legte ſie in die Waſſerleitungen, weil auch unſer Erlöſer ſie in die Bücher der heiligen Wiſſenſchaft, wodurch wir innere Eingießungen empfangen, gelegt hat. Da man nun die göttlichen Sprüche zuweilen mehr innerlich erforſchen, und manchmal mehr von Außen beobachten muß, ſo wird auch durch Salomon (Sprüch. 30, 33.) geſagt: Wer das Euter ſtark melket, um die Milch heraus zu locken, der gewinnt beim Ausrühren Butter, und wer heftig daran reißt, der locket Blut hervor. Wir melken ſtark, wenn wir die Worte der heiligen Offenbarung mit ſeinem Verſtande überlegen, und während wir durch dieſe Anſtrengung Milch ſuchen, finden wir Butter, weil wir bei

unſerm Verlangen, durch einen ſehr feinen Sinn genährt zu werden, mit reichlicher, innerer Fettigkeit geſalbt werden. Dieſes darf man jedoch weder zuviel, noch immer thun, damit nicht, während man von dem Euter Milch ſuchet, Blut folge. Denn gemeiniglich fallen gewiſſe Menſchen, indem ſie in den Worten der heiligen Offenbarung über Gebühr grübeln, in einen fleiſchlichen Sinn; denn wer gar zu heftig daran reißt, der lockt Blut hervor, weil das, was man aus allzu großer Unterſuchung des Geiſtes zu verſtehen glaubt, fleiſchlich wird. (Moral. libr. XXI. cap. 5.)

Der rationelle Schriftausleger bleibt nur bei ſeinem Buchſtaben ſtehen, aber gerade darüber verliert er oft den Geiſt. Er verſtehet von der hl. Schrift nur ſoviel, als auf der Oberfläche ſchwimmt; in die innern Gemächer dieſes geheimnißvollen Tempels wird er nicht eingeführt; er ſieht den Bau gleichſam nur von Außen. Wie es aber geſchieht, daß oft ein koſtbarer Edelſtein in verächtlichem Gefäße verborgen iſt, ſo hat es auch Gott gefallen, die tiefſten Wahrheiten in die unanſehnliche Hülle des Buchſtabens zu bergen. Wer die Schaale nicht geſchickt abzulöſen vermag, bekommt das inwendige Kleinod nicht zu ſehen, ſondern wirft es ſeiner verächtlichen Einfaſſung wegen oft unwillig von ſich. So ergehet es dem rationellen Schriftausleger: weil er die Hülle des Buchſtabens nicht zu löſen vermag, gelangt er nicht zum tiefern, geiſtigen Verſtändniſſe. Solche benagen gleichſam die hl. Schrift nur und auf ſie laſſen ſich die Worte Gregor des Großen anwenden: „Man pflegt dasjenige zu benagen, was man nicht eſſen kann.“ Weil nun die Irrlehrer ſich Mühe geben, die heilige Schrift durch eigene Kraft zu verſtehen, ſo können ſie dieſelbe nicht faſſen, und weil ſie dieſelbe nicht verſtehen, ſo eſſen ſie ſie auch nicht, und ſo nagen ſie nur an ihr mit großer Anſtrengung; denn ſie berühren ſie nur von der Außenſeite, bis in ihr Inneres dringen ſie nicht vor. Sie leben nur von Kräutern und Baumrinden, das kräftige Mark wird ihnen nicht gegeben, d. h. nur den äußeren, offen daliegenden Sinn erfaſſen ſie; die innern Wahrheiten bleiben ihnen verſchloſſen. So weit der hl. Gregor. Eben deßwegen aber, weil ſie in den Geiſt nicht eindringen, iſt ihnen die hl. Schrift ſelbſt an vielen Stellen anſtößig, und nun weichen ſie allerdings vom Buchſtaben ab, jedoch nicht, um in eine Stelle tiefer einzudringen, ſondern ſie noch mehr zu verflachen, und ſie jeden Charakters einer

geoffenbarten Wahrheit zu entkleiden. Man nimmt zu dem sogenannten Vulgär- oder mythischen Sinn der Neuern seine Zuflucht, und meint, dieser sei überall vorhanden, wo sich eine Stelle nicht mit den Einsichten der Vernunft begreifen lasse. Da ist immer von Vorurtheilen des gemeinen Volkes die Rede, denen sich Christus und die Apostel in ihrem Lehrvortrage akkommodirt hätten, und unter diesem Vorwande räsonnirt man alle geoffenbarten Wahrheiten hinweg, so daß am Ende nichts mehr bleibt, als eine geläuterte Naturreligion, zu der sich auch jeder verständige Heide bekennen kann.

5) Der Katholik verschmähet in Auslegung der hl. Schrift die menschlichen Hilfsmittel nicht. Er durchforscht das Alterthum, studirt die Geschichte, Chronologie und Geographie; er erlernt die biblischen Sprachen zieht alte Ausleger zu Rath, schaut sich in der Kritik und in den hermeneutischen Regeln um, und weil er weiß, daß alle Wissenschaften bei dem Auslegungsgeschäfte der Bibel von großem Nutzen sind, sucht er dieselben nach Möglichkeit sich anzueignen. Allein bei all diesem vergißt er nicht, mit dem hl. Augustin zu sagen: „Diese Dinge leisten wohl Beihilfe, aber sie schließen nicht auf.“ Und so mißtraut er gerne seinen Einsichten, setzt aber alles Vertrauen auf die Auslegung der Kirche. Der Protestant hingegen macht diese Hilfsmittel zur Hauptsache, will überall durch sie den wahren Sinn finden. Die Folge ist, daß er immer sucht, und doch nie findet; daß er immer lernt, und doch nie zur Erkenntniß der Wahrheit kömmt. II. Tim. III, 7.

66. Die hl. Schrift enthält oft in ein und derselben Stelle einen mehrfachen Sinn.

Man hält oft die Annahme eines mehrfachen Sinnes in der hl. Schrift nur für eine Erfindung philosophirender Ausleger, die ihren Autor veredeln und vergeistigen wollten. Die griechischen Philosophen hätten schon lange vor Christus ihrem Homer einen, wie sie meinten, höhern Sinn untergelegt, als der Buchstabe lautete; dieser Gewohnheit hätten auch die Christen gehuldiget. Allein es ist Thatsache, daß der heilige Geist wirklich in vielen Stellen der hl. Schrift einen mehrfachen Sinn beabsichtiget hat. Die Zweifel dagegen sind hauptsächlich erst seit der Zeit entstanden und allgemein geworden, als man in der biblischen Hermeneutik nach den Grund-

ſätzen, die bei der Auslegung der Klaſſiker befolgt werden, darauf aufmerkſam machte, daß der Menſch nur in Einem Sinne rede und ſchreibe, und der Ausleger nur dieſen Einen Sinn zu finden habe. Den hl. Vätern war es eine ausgemachte Wahrheit, daß es einen mehrfachen Sinn in der hl. Schrift gebe. Origenes ſagt: Ich bin der Meinung: gleichwie Chriſtus verhüllt im Leibe kam, daß er von fleiſchlichen Menſchen, die nur die Geſtalt ſeines Leibes anſchauten, für einen Menſchen angeſehen wurde, während geiſtige, die nicht auf die Geſtalt des Leibes Acht hatten, ſondern ſeine Werke betrachteten, ihn als Gott erkannten: eben ſo iſt es mit einer jeden in den Körper der Buchſtaben gebundenen heiligen Schrift, beſonders jener des alten Teſtaments. Denn der geiſtige und prophetiſche Sinn der Schrift iſt verhüllt in der Geſchichte der vorgetragenen Sache: mithin wird jede Schrift von denen, die es noch nicht ſonderlich weit gebracht haben, nach der Geſchichte verſtanden, von Geiſtigen und Vollkommenen aber nach dem geiſtigen Geheimniſſe. Der hl. Gregor der Große ſagt: Es iſt mit der hl. Schrift in Abſicht auf ihre Worte und ihren vielfachen Sinn wie mit einem Gemälde in Abſicht auf ſeine Farben und ſeine Vorſtellungen. Wer ſich mit ſeiner Betrachtung ſo heftig auf die Farben des Gemäldes wirft, daß er darüber von den Gegenſtänden, die gemalt ſind, keine Kenntniß nimmt, der iſt doch gar zu thöricht. Wenn nun auch wir uns ſo feſt an die Worte, welche äußerlich geſagt werden, halten und ihren vielfachen Sinn verkennen, ſo gleichen wir denen, welche blos die Farben im Auge behalten, und auf die vorgeſtellten Gegenſtände nicht achten. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber macht lebendig; denn der Buchſtabe verdeckt den Geiſt, wie Spreu das Getreide; unvernünftigen Thieren kömmt es zu, die Spreu zu freſſen; das Getreide iſt Speiſe für die Menſchen. — Der heilige Auguſtin ſchreibt: die Dunkelheit der göttlichen Schrift nützt auch dazu, daß ſie mehre wahre Anſichten erzeugt und an das Licht der Erkenntniß fördert, indem der Eine ſie ſo, der Andere wieder anders verſteht, doch ſo, daß ſich dasjenige, was bei einer dunklen Stelle verſtanden wird, entweder durch das Zeugniß offenbarer Sachen, oder durch andere nichts weniger als zweifelhafte Stellen bewähre. Man mag nun, wenn Vieles unterſucht wird, bis zum Sinne des Schriftſtellers durchdringen, oder der Sinn desſelben mag verborgen bleiben: wenn nur aus Veranlaſſung, welche die Er-

forſchung der tiefen Dunkelheit darbot, ſonſt manches Wahre vorgebracht wird, dann ſcheint mir in jedem Falle das Verſtändniß für die Schriften Gottes nicht unwürdig zu ſeyn. — Selbſt die alte antiocheniſche Schule und Hieronymus, welche dem Unfug der myſtiſchen Erklärung zu ſteuern und dagegen der buchſtäblichen aufzuhelfen ſuchten, leugneten darum den mehrfachen Sinn der hl. Schrift nicht. So ſagt z. B. der hl. Chryſoſtomus: Je mehr man die Gewürze mit den Händen reibt, deſto größern Wohlgeruch geben ſie vermöge ihrer Natur von ſich. Dasſelbe gilt von den hl. Schriften: je größern Fleiß Jemand auf ſie verwendet, deſto mehr wird er in den in ihnen liegenden Schatz ſehen können, und deſto mehre Früchte unſäglicher Reichthümer wird er gewinnen.

67. Beweis für das Daſeyn des myſtiſchen Sinnes in der hl. Schrift.

Für das Daſeyn des myſtiſchen Sinnes in der hl. Schrift ſprechen folgende Gründe: *)

1) das Geſetz, welches Gott in die phyſiſche und moraliſche Welt gelegt hat, und nach welchem Alles in beiden Welten progreſſiv zu ſeiner Entwicklung und Vollendung ſchreitet. So iſt z. B. ſchon im Saamenkorn die ganze Pflanze keimartig enthalten, und Eingeweihte können nach genauer Beſichtigung eines Körnleins zuverläßig angeben, was ſich daraus für eine Pflanze entwickle. Dieß berechtiget zur Annahme, daß Gott auch bei dem größten und wichtigſten Werke, bei der Erlöſung und Gründung der chriſtlichen Kirche dieſes Geſetz beobachtet und ſowohl im alten als auch im neuen Teſtamente Manches aus einem höhern Bunde geheimnißvoll niedergelegt habe.

2) Für das Vorhandenſeyn des myſtiſchen Sinnes im alten Teſtamente ſprechen die altteſtamentlichen Schriftſteller ſelbſt. Von Gott unmittelbar erleuchtet und belehrt hat ſchon Moſes die Beſchneidung 5. Moſ. 10, 16.; die goldene Stirnblatte des Hohenprieſters 2. Moſ. 28, 37. 38.; das Paſſalamm 2. Moſ. 12, 27.; und die jüdiſchen Feſte in höherer Weiſe gedeutet. Wir dürfen daher in jenen Stellen des alten Teſtaments myſtiſchen Sinn annehmen, wenn Perſonen höhere Eigenſchaften beigelegt werden, als ihnen eigentlich zukommen; ſo werden dem David Eigenſchaften beigelegt, die nur auf Chriſtus

*) Cf. Schnitters Hermeneutik.

paſſen. Ferner, wenn Geſetze und Ceremonien zu geringfügig erſcheinen, z. B. 2. Moſ. 12, 46. wo vom Nichtzerbrechen der Beine des Oſterlammes die Rede iſt; oder wenn hiſtoriſche Umſtände ſichtbar auf Perſonen oder Verhältniſſe der chriſtlichen Religion hinweiſen, z. B. die Geſchichte des Iſaak, Joſeph u. ſ. w.; oder wenn Handlungen angeführt werden, die an und für ſich tadelnswerth, in der hl. Schrift aber belobt werden, z. B. die Verſtoſſung Agars.

3) Für das Daſeyn des myſtiſchen Sinnes ſpricht ſich Chriſtus ſelbſt aus, wenn er z. B. ſagt: Alles muß erfüllt werden, was im Geſetze, in den Propheten und in den Pſalmen von mir geſchrieben ſteht. Luk. 24, 44. Der Herr deutet auch manche Begebenheit des alten Bundes auf ſich, z. B. die Geſchichte des Jonas im Bauche des Wallfiſches, die Erhöhung der ehernen Schlange in der Wüſte u. ſ. w. Wie der Herr, ſo geben auch die Apoſtel dem Vorhandenſeyn des myſtiſchen Sinnes Zeugniß, z. B. iſt dem hl. Paulus der Fels, aus welchem Moſes Waſſer hervorbrachte, Chriſtus.

4) Die Kirche und alle hl. Väter ſind Zeugen für das Vorhandenſeyn des myſtiſchen Sinnes in der hl. Schrift. Wir haben in dem zunächſt Vorhergehenden Zeugniſſe dafür angeführt, und berufen uns hier noch auf den hl. Hieronymus, der in ſeinem Commentar über Matthäus ſagt: Die einzelnen Wörter, Silben, Striche und Punkte in der hl. Schrift ſind voll Sinn und athmen himmliſche Geheimniſſe. Ein Schüler des hl. Chryſoſtomus ſchreibt: Die Geheimnißlehren der Wahrheit ſind Perlen; denn gleichwie dieſe in Schaalen eingeſchloſſen und in die Tiefe des Meeres verſenkt ſind: ſo ſind auch die göttlichen Geheimnißlehren in Worte eingeſchloſſen und ganz innen in der Tiefe des hl. Schriftſinnes verborgen. Und wie nicht Jedermann in das Meer untertauchen und die Perlen aus der Tiefe herausholen kann, außer er iſt ein Künſtler, der hierin Uebung hat, eben ſo kann nicht ein jeder Menſch in die Tiefe des vielfachen Geiſtesſinnes hineinſteigen und da die verborgenen Perlen der Geheimnißlehren auffinden, es ſei denn, daß er ein Geiſtesmann iſt, der Uebung hat in geiſtigen Reden Gottes. **Autor. op. imperf. in Matth. num. 17, 17.** Origenes ſagt, daß die Schrift gleichſam aus einem Leibe, einer Seele und einem Geiſte beſtehe, und er fährt fort: „Der Leib gehört denen, die uns vorangegangen; die Seele gehört uns; der Geiſt aber denen, die in der künftigen Welt das ewige Leben beſitzen.“

68. Die heiligen Väter haben über dem Aufſuchen des myſtiſchen Sinnes keineswegs den buchſtäblichen vernachläſſiget.

Es kann nicht geläugnet werden, daß einige Väter die myſtiſche Interpretationsweiſe ausdehnten und vielen Stellen der hl. Schrift eine allegoriſche Deutung gaben, denen zunächſt gerade kein ſolcher Sinn zu Grunde liegt. Indeß iſt dieß immer nur bei Einzelnen der Fall, und nie trifft dieſer Vorwurf die Geſammtheit der Väter, zumal da wir von mehrern wiſſen, daß ſie ſich vorzugsweiſe mit Darſtellung des Literalſinnes befaßten, wie Hieronymus, Theodorus, Chryſoſtomus, Ambroſius, Baſilius, Gregor von Nazianz u. ſ. w. Ferner zeugen die polemiſchen ſowohl als apologetiſchen Schriften der Väter auf das deutlichſte, daß ſie ſich bei Beweisführung der einzelnen Dogmen nie der myſtiſchen Interpretation bedienten, ſondern dieſelbe faſt durchgängig nur in ihren homiletiſchen und ascetiſchen Schriften in Anwendung brachten, um manche an und für ſich trockene und unfruchtbare Wahrheit dem Gemüthe ihrer Zuhörer recht nahe zu legen, und um überhaupt dem Chriſtenthume in den Herzen der Ungläubigen leichter Eingang zu verſchaffen. Denn wenn die Väter zu Heiden ſprachen, deren Ohr an die Myſterien der heidniſchen Götterlehre gewohnt war; wenn ſie den Hellenen predigten, die in der platoniſchen Ideenwelt gleichſam erzogen, im Chriſtenthume aber wenig geübt, darum im Glauben wankend und unbehilflich waren: ſo nöthigte ſie das beſondere Bedürfniß ihrer Katechumenen, womöglich den typiſchen Sinn, die hohe, geheimnißvolle Deutung der hl. Schrift hervorzuheben. Wie viel, ſagt Möhler, die allegoriſche Interpretation für die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden und Heiden geleiſtet habe, iſt gar nicht zu berechnen; ſie ſteht mit der Erzeugung einer reinern Auffaſſung des Chriſtenthums in einer weſentlichen Verbindung.

Daß die heiligen Väter den buchſtäblichen Sinn nicht vernachläſſigten, beweiſen ihre eigenen Ausſprüche. Der hl. Athanaſius ſagt: Wir räumen durch den Geiſt den Buchſtaben nicht bei Seite, ſondern wir bewahren die Kraft und Wirkſamkeit des Geiſtes durch den Buchſtaben auf. Der hl. Auguſtin ſagt: Wir müſſen uns dahin beſcheiden, daß wir die Dinge erſtlich nach der Eigenthümlichkeit der Sprache nehmen, und nicht ſogleich meinen, es ſei eine figürliche

Rede vorhanden... Wenn es nun zuvörderſt kein vernünftiger Grund verwehrt, die Sachen ſelbſt, wie ſie daliegen, eigentlich zu verſtehen, warum folgen wir nicht einfältig dem Anſehen der Schrift, und verſtehen zuvor in der Erzählung von Thatſachen dieſe wirklich als ſolche und forſchen erſt hernach, was ſie etwa ſonſt noch anzeigen? — Iſidor von Peluſium ſchreibt: Die, welche durchgehends das alte Teſtament auf Chriſtum zu beziehen ſich anſtrengen, ſind nicht von einer Tadelhaftigkeit frei zu ſprechen; denn ſie räumen dadurch den Heiden und jenen Irrlehrern, welche das alte Teſtament verwerfen, in ihrem Streite gegen uns einen ſtarken Vortheil ein. Während ſie das, was gar nicht von ihm geſagt iſt, gleichſam bei den Haaren herziehen, ſo bringen ſie es ſo weit, daß auch dasjenige, was von ihm ungezwungen geſagt iſt, verdächtiget wird. Denn ſobald die Widerſacher diejenigen, welche dem Wortſinn Gewalt anthun, widerlegen können, dann haben ſie gleich das Vorurtheil für ſich, ſie hätten auch da recht, wo ſie das von Chriſtus klar Geſagte in Abrede ſtellen. Ich aber ſage, daß nothwendiger Weiſe Beides geſchehen, daß nämlich nicht durchgängig Alles von Chriſtus geſagt, und wiederum, daß doch auch Vieles von ihm geſagt worden ſei. **Epist. libr. II. ep.** 195.

69. Bei den Juden des alten Bundes hatte der gemeine Israelit keineswegs eine Pflicht, die hl. Schrift zu leſen.

Der gemeine Israelit hatte nur das Gebot der Liebe tief ſeinem Herzen einzuprägen, und dann die zehn Gebote zu gewiſſen Zeiten als Denkzettel theils an die Hand, theils als ein Stirnband zwiſchen die Augen zu binden, und ferner den Inhalt derſelben auf die Thürſchwellen zu ſchreiben, damit der Anblick dieſer Schrift ihm ſelbſt zum Gegenſtande täglicher Betrachtung diene, er auch ſtets vor ſich habe, worüber er ſeine Kinder nach ihren Faſſungskräften zu belehren hätte. „Den Herrn, deinen Gott ſollſt du lieben aus ganzem deinem Herzen, aus ganzer deiner Seele und aus allen deinen Kräften.“

Dieſe Worte, (ſo leſen wir 5. Moſ. 6, 5—9.) die ich (Moſes) dir heute vortrage (im Namen des Herrn, deines Gottes) ſollen in deinem Herzen verbleiben: erzähle ſie deinen Kindern und rede davon zu Hauſe und auf der Straße, früh und ſpät. Binde ſie

als einen Denkzettel an deine Hand und als ein Stirnband zwiſchen deine Augen; ſchreibe ſie auf die Schwellen und Pfoſten und an die Thüren deines Hauſes.

Den ganzen übrigen Inhalt der heiligen Bücher erfuhr der gemeine Israelit nur aus dem Munde der Schriftgelehrten und den öftern ſtückweiſen Vorleſungen, die beſonders an den Sabbathen in der Folge Statt fanden. Wäre dieſes nicht der Fall geweſen, hätte jeder Israelit das moſaiſche Geſetz in Händen gehabt, ſo würden ſie es einſt nicht für nöthig befunden haben, aus allen Städten ſich in Jeruſalem einzufinden und den Schriftgelehrten Esdras dringend zu bitten, das Buch des Geſetzes herbeizubringen und es ihnen öffentlich vorzuleſen. (2. Esd. 8, 1 sqq) So wie übrigens Esdras während der Feier des damals mit ſo vieler Freude begangenen Laubhüttenfeſtes dem Volke täglich etwas aus dem Buche des göttlichen Geſetzes vorlas (ebenda v. 18.), das Vorgeleſene aber näher erklärte; ſo wie er das ganze Geſetz den Vorſtehern aller Stämme, den Prieſtern und Leviten ausgelegt hatte (ebenda v. 13.): ſo legten auch in der Folge, nachdem mehre Abſchriften gefertigt und den Synagogen zugeſtellt worden waren, die Prieſter einzelne, vorgeleſene Bruchſtücke näher aus, wie dies noch zu den Lebzeiten Jeſu der Fall war. (Luk. 4, 17.)

Nur den Königen war es befohlen, beim Antritte ihrer Regierung ſich das 5te Buch Moſes, oder das wiederholte Geſetz von den Prieſtern vorlegen zu laſſen, davon eine Abſchrift ſich zu machen, und dann das Geſetz ſammt allen dabei vorgeſchriebenen Gebräuchen zum Gegenſtande ihrer täglichen Betrachtungen zu machen.

Wenn er (der König, heißt es 5. Moſ. 17, 18 u. 19.) auf dem Throne ſitzt, ſoll er dieſes wiederholte Geſetz von den Prieſtern der Zunft Levi empfangen, und eine Abſchrift davon in einem Buche machen, welche er bei ſich haben und worin er alle Tage ſeines Lebens leſen ſoll, auf daß er den Herrn, ſeinen Gott, fürchten und alle Worte vollziehen lerne mit allen Gebräuchen, die das Geſetz zu halten befiehlt.

Daß außerdem den Prieſtern allein geboten war, die Schrift ununterbrochen zu durchforſchen, ſie zum Hauptgegenſtande ihrer Betrachtungen zu machen und darnach das Volk zu belehren, erhellet am Deutlichſten vielleicht aus Malachias 2, 7., wo es heißt: „Denn die

Lippen des Prieſters ſollen die Wiſſenſchaft bewahren, und von ſeinem Munde fordert man das Geſetz, weil er ein Geſandter des Herrn der Heerſchaaren iſt."

70. Es lag nicht in der Abſicht Jeſu Chriſti, daß ſeine Anhänger durch Leſung der hl. Schrift zum Glauben kommen ſollen.

Jeſus Chriſtus, die ewige Wahrheit, hat ſicherlich am beſten gewußt, welches Mittel am geeignetſten war, ſeiner Lehre Eingang zu verſchaffen und ſie bis an das Ende der Welt unverfälſcht zu erhalten. Nun er hat nie etwas niedergeſchrieben. Eine alte Sage läßt ihn zwar einen Brief an Abgarus, Fürſten zu Edeſſa, ſchreiben; allein ſie iſt völlig ungegründet. Es läßt ſich auch leicht begreifen, daß es gar nicht im Plane Jeſu liegen konnte, ſeine Lehre ſchriftlich zu hinterlaſſen. Denn Zweck der Schriften, die er verfaßt haben möchte, hätte nur ſeyn können, ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkömmlingen von der Wahrheit des Evangeliums ſtärkere Ueberzeugungsgründe zu verſchaffen, und den Inhalt ſeiner Lehren in einem wohlgeordneten Zuſammenhange deutlich vor Augen zu legen. Aber keiner dieſer Zwecke ließ ſich vor ſeinem Tode mit einer Schrift erreichen, weil gerade ſein Tod und die darauf folgende Auferſtehung der Schlußſtein ſeiner Worte und Thaten war.

Aber auch ſeinen Apoſteln gab der Herr keinen Auftrag, etwas aufzuſchreiben; im Gegentheile, er befahl ihnen die mündliche Verkündigung ſeines Evangeliums. „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Geſchöpfen." Mrc. 16, 15. Wenn ſich aber dieſe dennoch Manches aus dem Lehrvortrage ihres Meiſters aufzeichneten, thaten ſie es ohne erhaltenen Befehl, und nach Gewohnheit der Lehrjünger der Rabbiner, die ſich manche Sprüche ihrer Meiſter, wenn ihnen dieſe wichtig ſchienen, aufſchrieben.

Jeſus hat auch nirgends das gemeine Volk ermuntert, geſchweige es ihm zur Pflicht gemacht, die hl. Schrift zu leſen; vielmehr hat er es ausdrücklich angewieſen, dem Lehrvortrage der Schriftgelehrten mit Aufmerkſamkeit beizuwohnen. „Alles was ſie (die auf dem Stuhle Moſes ſitzen) euch ſagen, das haltet und thuet." Mtth. 23, 3. Nur jene, deren Amt es war, dem Volke die in dem moſaiſchen Geſetze und in den Büchern der Propheten niedergeſchriebenen Wahrheiten

näher zu erklären, und die ſich oft ein beſonderes Geſchäft daraus machten, den in den hl. Schriften enthaltenen Erklärungen nach ihren Vorurtheilen einen andern Sinn unterzuſchieben und auf ſolche Art den gemeinen Mann in Irrthum zu bringen: dieſe forderte er auf, ihren menſchlichen Vorurtheilen zu entſagen und in den Geiſt der hl. Schrift beſſer einzudringen. Solche hatte Jeſus im Auge, wenn er Joh. 5, 39. ſagt: Ihr forſchet in der Schrift u. ſ. w. Deßgleichen war auch jener ein Schriftgelehrter, zu dem der Heiland ſagte: „Was ſteht im Geſetze geſchrieben? Wie lieſeſt du da?“ Luc. 10, 26.

71. Die Apoſtel haben das Leſen der hl. Schrift nie den Gläubigen zur Pflicht gemacht.

Wie Jeſus ſeine Lehre mündlich vortrug, ſo verkündeten auch die Apoſtel das Evangelium auf dieſelbe Weiſe. Das Wort des Lebens verkündigen wir euch, ſagt Johannes 1. Br. 1, 1. Und durch die mündliche Predigt bekehrten ſie die damaligen Menſchen. Daher ſagt auch der hl. Paulus: Der Glaube iſt aus dem Gehör. Röm. 10, 17. Ja das Chriſtenthum glich bereits einem Strom, den nichts mehr aufzuhalten vermochte, ehe irgend einer der Jünger Jeſu daran dachte, etwas aus dem Leben und Lehren Jeſu ſchriftlich zu hinterlaſſen. Schrieben ſpäter einige von ihnen diejenigen Evangelien und Briefe, die wir noch beſitzen, ſo hatten ſie dabei größtentheils keinen andern Zweck, als den Bitten und Wünſchen der erſten Gläubigen zu entſprechen oder Irrthümer zu widerlegen, welche durch andere Schriften unter den Chriſten verbreitet worden waren.

Daß die Apoſtel und Evangeliſten beim Niederſchreiben ihrer Bücher nicht entfernt daran dachten, allen Gläubigen ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechtes das Leſen derſelben zur Pflicht zu machen, liegt klar am Tage. Oder kann man vernünftiger Weiſe annehmen, der hl. Matthäus habe es den aus dem Heidenthum bekehrten Gläubigen zur Pflicht machen wollen, das zu leſen, was er für die Chriſten in Paläſtine in hebräiſcher Sprache geſchrieben hatte? Oder ſollten die übrigen Evangeliſten, welche in griechiſcher Sprache geſchrieben, den Gläubigen in Paläſtina und in den entfernteſten Gegenden der Welt zugemuthet haben, das zu leſen,

was ſie nicht einmal zu verſtehen im Stande geweſen wären? Iſt es unbekannt, wie wenig Menſchen damals in den niedern Ständen leſen und ſchreiben konnten? Iſt es unbekannt, mit welchen Schwierigkeiten damals, wo noch an keine Buchdruckerkunſt zu denken war, das Abſchreiben der hl. Bücher verbunden geweſen?

Die Apoſtel und Evangeliſten hatten keine andere Abſicht, als daß ihre Schriften den Gläubigen bei den gottesdienſtlichen Verſammlungen vorgeleſen und erklärt werden möchten. Dieß drückt der hl. Paulus klar aus 1. Theſſ. 5, 27., wo es heißt: Ich beſchwöre euch bei dem Herrn, daß dieſer Brief allen Brüdern vorgeleſen werde. (Cf. Koloſſ. 4, 16.)

Es läßt ſich auch keine Stelle, weder in den Evangelien, noch in den Briefen der Apoſtel vorbringen, woraus die Pflicht erwieſen werden könnte, daß ein jeder Gläubige ohne Unterſchied zum Leſen der hl. Schrift verbunden wäre. Aus der Stelle Apoſtelgeſch. 17, 11. kann dieſe Pflicht nicht abgeleitet werden; denn dort iſt, wie ſelbſt Hugo Grotius bemerkt, nur von Perſonen des Lehrſtandes die Rede. Und ſo liegt es klar am Tage, daß die Apoſtel eben ſo wenig allen Gläubigen das Leſen der Bibel zur Pflicht machten, als es Chriſtus der Herr gethan hat.

72. Wie es von jeher mit dem Gebrauch der Bibel in der Kirche gehalten worden iſt.

Daß man zur Zeit Chriſti und ſeiner Apoſtel ſich den Glauben nicht aus der hl. Schrift holte, ſondern ihn durch die Predigt des Evangeliums erhielt, gehet aus dem oben Angedeuteten klar hervor. Auch in der folgenden Zeit ging man von dieſem vorgezeigten Wege nicht ab. Man ſammelte zwar die hl. Schriften und beſorgte auch Ueberſetzungen davon; allein dieſe wurden gewöhnlich nur in der Kirche aufbewahrt, und nicht den einzelnen Gläubigen übergeben. Bei den Verſammlungen der Gläubigen aber wurden ſie von den Biſchöfen und Prieſtern fleißig vorgeleſen und erklärt. Als zur Zeit der Verfolgungen die Biſchöfe und Prieſter häufig von ihren Gemeinden auf längere Zeit getrennt wurden, hielten es einige Kirchenvorſteher für zweckdienlich, erprobten Gläubigen, die ſich durch Gottesfurcht und beſſere Einſicht auszeichneten, die hl. Bücher zu übergeben, um nach Umſtänden nicht blos ſich ſelbſt, ſondern auch ihre

Brüder im Glauben zu ſtärken und im Worte Gottes zu erbauen. Zu dieſem Zwecke ließen mehre Kirchenvorſteher, wie z. B. Pamphilus zu Cäſarea, mehre Abſchriften der hl. Bücher, ſo wie auch einzelner Stellen derſelben verfertigen. In Folge deſſen kam zwar die hl. Schrift in die Hände von mehrern Privaten und den Gläubigen überhaupt wurde ſie ſo bekannt, daß Einzelne ganze Theile derſelben auswendig herſagen konnten; aber deſſenungeachtet läßt ſich nicht ſagen, daß die Bibel damals in aller Gläubigen Händen war und allgemein geleſen wurde. Nichts weniger als dieſes; Niemand hat ſich ſelbſt die Bibel genommen und ſie ſelbſtſtändig ſich ausgelegt; im Gegentheile, er bekam ſowohl das Buch als das Verſtändniß desſelben von der Kirche. Hören wir einen gewiß unparteiiſchen Zeugen: Die erſten Chriſten, ſagt Leſſing in ſeinem fünften Bande der Beiträge zur Geſchichte und Literatur, die erſten Chriſten durften die Schriften des N. B. ohne Erlaubniß des Presbyters, welcher ſie in Verwahrung hatte, nicht leſen. Ja, es ward den Laien zu keinem geringen Verbrechen gemacht, wenn ſie dem geſchriebenen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen ihres Biſchofs. Leſſing ſagt weiters, er habe wiederholt die Kirchenväter der erſten Jahrhunderte geleſen, und ſei von dieſer Wahrheit ſo ſehr überzeugt, daß er im Stande ſei, ſich hierüber mit den gelehrteſten Patriſtikern in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen. Bei einer andern Gelegenheit ſagt derſelbe, es ſei ſtrenge Wahrheit, daß die Bibel vor dem neunten Jahrhundert nie in den Händen des gemeinen Mannes geweſen ſei.

Es läßt ſich zwar nicht in Abrede ſtellen, daß die Kirchenväter die hl. Schrift hoch anpreiſen (wie es ja die Kirche in allen Jahrhunderten thut), und daß ſie auch zum Forſchen in derſelben ermuntern. Allein man thut Unrecht, aus dieſen Zeugniſſen den Schluß zu ziehen, die hl. Väter hätten ein allgemeines Leſen der Bibel empfohlen. Wenn die Gegner unſers Glaubens redlich zu Werke gehen, und ſich keine Verfälſchungen und Verdrehungen erlauben, läßt ſich dieſer Beweis durchaus nicht führen. Im Gegentheile, wenn man z. B. die von van Eß zu dieſem Zwecke geſammelten Väterſtellen näher unterſucht, ſo zeigt ſich, daß die meiſten derſelben theils von den Vorſtehern der Kirche, theils von einſichtsvollen, ausgezeichnet gottesfürchtigen Laien gelten, theils nur auf das Anhören der hl.

Schrift, wie ſie in den Verſammlungen der Gläubigen vorgeleſen und erklärt wurde, ihre Anwendung finden.

Die Kirche hat niemals das allgemeine rückſichtsloſe Leſen der Bibel gewollt. Wenn auch einzelne Väter die Gläubigen zum eifrigen Leſen der Bibel ermuntern, ſo hat doch die Kirche ſelbſt nie ein Geſetz gegeben, wodurch dieſes zur Pflicht gemacht worden wäre. Es fehlt auch nicht an ſolchen Väterſtimmen, welche es deutlich ausſprachen, daß die hl. Bücher nicht für Jedermann ſind. So ſchreibt Clemens von Alexandrien: „Nicht allen Menſchen iſt es gegeben, das vom hl. Geiſte eingegebene Wort Gottes recht aufzufaſſen; ſie dürften ſich darin gar oft betrügen. Daher ſteht es nur außerordentlichen Menſchen zu, die zu einem höhern Lichte des Glaubens gekommen ſind, die Geheimniſſe des hl. Geiſtes zu erforſchen.“ Geſetzt aber auch, die Kirche war ehedem hierin weniger ängſtlich und geſtattete im Gebrauch der Bibel eine größere Freiheit, ſo folgt daraus nicht, daß ſie heutzutage, wo ſie dieſe Freiheit beſchränkt, darüber Tadel verdient. Mit großer Vorſicht hat ſie auch in frühern Zeiten den Gläubigen die Bibel in die Hand gegeben. Nur denen, welche ſich durch Gottesfurcht, Gelehrigkeit und Gehorſam gegen die Vorſteher der Kirche auszeichneten, und welche ſie hinreichend vorbereitet fand, die heilige Schrift mit Nutzen leſen zu können, hat ſie den Gebrauch der Bibel erlaubt, auf daß ſie ſich ſelbſt von der Wahrheit deſſen überzeugten, was ihre Seelſorger ihnen vorgetragen hatten. Die Chriſten, denen dieſe Freiheit zu Theil wurde, hatten auch die größte Achtung vor der hl. Schrift. Sie laſen dieſelbe nie anders, als mit heiliger Vorbereitung und in immerwährender Verbindung mit dem mündlichen Unterrichte ihrer Lehrer. Sie öffneten ſie nie, als nachdem ſie zuvor um Erleuchtung zum Vater der Lichter gefleht hatten, wohlwiſſend, daß nur der hl. Geiſt den Sinn derſelben ihnen erſchließen könne. Unter ſolchen Umſtänden war aus dem Gebrauche der hl. Schrift für die Gläubigen kein Nachtheil zu beſorgen, ſondern vielmehr großer Nutzen zu hoffen. Ganz anders verhält es ſich heutzutage. Jetzt wollen ſich Menſchen ohne alle Gottesfurcht und Kenntniß in göttlichen Dingen das Leſen der hl. Schrift anmaßen. Man erfleht ſich nicht zuvor die Gnade des hl. Geiſtes dazu, ſondern hält dieß für eine Schmach, und glaubt mit ſeiner eigenen Einſicht in alle Tiefen des göttlichen Buches dringen zu kön-

nen. Man forſcht auch nicht in der Abſicht in der hl. Schrift, um das zu finden, und in dem ſich zu beſtärken, was man ſchon von Jugend auf gelehrt worden iſt, ſondern ſucht vielmehr nach Waffen, um damit den Kirchenglauben zu bekämpfen. Aus dieſem gehet klar hervor, daß die Kirche in vollem Rechte iſt, wenn ſie die hl. Schrift mehr in ihr inneres Heiligthum zurückzieht. Nicht die Kirche hat ſich dabei geändert, ſondern die Gläubigen haben ſich geändert, und dieſe Aenderung machte es nothwendig, die bekannte Bahn einzuſchlagen.

Vorzüglich der Mißbrauch, welchen die Irrlehrer mit der Bibel trieben, veranlaßte die Kirche, den Laien das Leſen der hl. Schrift zu verbieten. Im Mittelalter brüteten die Albigenſer die unſinnigſten und gottloſeſten Irrlehren aus, und ihre Träumereien ſuchten ſie mit Stellen der hl. Schrift zu belegen. Dieß veranlaßte die Väter des Kirchenrathes von Toulouſe im Jahre 1229 zu der Manchen übertrieben ſcheinenden, aber von den Umſtänden gebotenen Verordnung: „Den Laien iſt es verboten, Bücher des alten oder neuen Teſtamentes bei ſich zu haben, mit Ausnahme des Pſalters, und auch dieſen nicht in einer Ueberſetzung in der Landesſprache.“ Dieſes Verbot wurde vom Kirchenrathe zu Albi im Jahre 1253 erneuert. Zur Zeit, als Wiklef ſeine Irrthümer ausbreitete, verordnete Thomas Arundelus, Erzbiſchof von Kanterbury, auf einem Kirchenrath zu Oxford im Jahre 1408, daß unter Androhung der Exkommunikation keine Bibelüberſetzung, wenn ſie nicht zuvor vom Biſchofe genehmigt iſt, in der Volksſprache erſcheinen dürfe.

Je mehr jetzt die Irrlehrer zu Gunſten ihrer Sache eine allgemeine Verbreitung der Bibel verlangten, deſto nachdrucksvoller widerſetzten ſich dieſem Anſinnen jene, welchen das Heil der Gläubigen am Herzen lag. Unter dieſen nennen wir vorzüglich den gelehrten und ſeiner Zeit ſo berühmten Gerſon, Kanzler der Univerſität zu Paris, der im Jahre 1429 geſtorben. Er ſagt hierüber: Aus dieſer vergifteten Quelle (der allgemeinen Verbreitung der hl. Schrift) fließen alle Tage die Irrthümer der Beguarden, Waldenſer und Anderer ihres Gleichens, worunter es viele Laien gibt, die eine Ueberſetzung der Bibel in ihrer Mutterſprache zum größten Nachtheile und Aergerniſſe der katholiſchen Wahrheit leſen. Man muß die Ueberſetzung der hl. Bücher in die Volksſprache hindern, denn es iſt eine zu gefährliche Sache, einfältigen Leuten, die nicht hinlängliche Kenntniß

beſitzen, die in der Landesſprache überſetzten heiligen Bücher in die Hände zu geben. — Die Univerſität Paris ſelbſt erklärte ſich im Jahre 1527 alſo über dieſe Angelegenheit: Die Albigenſer, Waldenſer und Turlipiner haben uns gelehrt, wie gefährlich es ſei, das Bibelleſen in der Mutterſprache Allen ohne Unterſchied zu geſtatten.

Zur Zeit der Reformation kam ein neuer Grund hinzu, warum die Kirche den allgemeinen Gebrauch der hl. Schrift in der Landesſprache verbieten mußte. Menſchen ohne alle Fähigkeit und mit den unlauterſten Abſichten erfüllet, unternahmen das ſchwierige Werk, die hl. Schrift in die Landesſprache zu überſetzen. So gab es eine Menge verfälſchter Bibelüberſetzungen. Um dieſem Uebel einen Damm entgegen zu ſtellen, wurde auch von dem Concilium zu Trient unter den verſchiedenen lateiniſchen Ueberſetzungen die Vulgata als allein ächt und autentiſch erklärt, und um derſelben Urſache willen that das Oberhaupt der Kirche alle in die Landesſprache überſetzten und vom römiſchen Stuhle nicht genehmigten Bibeln in die Zahl der verbotenen Bücher. Denn die vierte Regel des Index lautet: „Da es durch die Erfahrung bekannt iſt, daß, wenn das Leſen der Bibel ohne Unterſchied in der Landesſprache zugelaſſen wird, wegen Vermeſſenheit der Menſchen mehr Schaden als Nutzen entſtehet, ſo hat man ſich deßhalb an das Urtheil des Biſchofs oder Inquiſitors zu halten, welche mit Berathſchlagung des Pfarrers oder des Beichtvaters das Leſen der von Katholiken in die Landesſprache überſetzten Bibeln denen geſtatten können, von welchen ſie glauben, daß das Leſen ihnen nicht ſchaden, ſondern vielmehr ihren Glauben und ihre Frömmigkeit vermehren könne. Dieſe Erlaubniß ſollen ſie ſchriftlich erhalten. Wer ſich aber anmaßt, ohne ſolche Erlaubniß die Bibel zu leſen und zu beſitzen, der ſoll keine Losſprechung der Sünden erhalten, bevor er die Bibel dem Ordinariate zurückgibt. Auch die Buchhändler, welche die in der Landesſprache überſetzten Bibeln Solchen verkaufen, oder auf irgend eine andere Weiſe denen zukommen laſſen, welche die vorgenannte Erlaubniß nicht haben, ſollen des Verkaufsgeldes, welches dann von den Biſchöfen zu milden Zwecken zu verwenden iſt, verluſtig und mit noch andern Strafen belegt werden, nach Gutbefinden des Biſchofs und nach dem Verhältniſſe des Ungehorſams.“ Dieſe Verordnung, welche allerdings ſcharf lautet, hatte in den damaligen Zeitverhältniſſen ihren

Grund, wo man ſich alle Mühe gab, verfälſchte Bibelüberſetzungen in die Hände der Katholiken zu bringen und dadurch ſie um ihren Glauben zu betrügen. Auch wird unter den Theologen geſtritten, ob dieß Geſetz auf alle Länder und insbeſonders auf Deutſchland auszudehnen ſei. Sobald ſich indeß die Umſtände änderten, wurde auch die Praxis der Kirche wieder milder. Mit Unrecht berufen ſich daher heutzutage die Gegner unſers Glaubens auf die angeführte Verordnung; mit Unrecht werfen ſie den Katholiken vor, es ſei ihnen auf keine Weiſe erlaubt, die hl. Schrift in der Landesſprache zu leſen. Schon Papſt Benedikt XIV. hat ſeine Einwilligung zum Leſen der hl. Schrift in der Landesſprache ertheilt, vorausgeſetzt, daß die Bibel von katholiſchen Schriftſtellern überſetzt, mit gehörigen Erklärungen aus den Kirchenvätern verſehen und vom hl. Stuhle approbirt iſt. An dieſer Verordnung haben die nachfolgenden Päpſte nichts Weſentliches mehr geändert. Pius VI. ſchrieb ſelbſt an Abt Martini, nachherigen Erzbiſchof von Florenz: Du denkſt ſehr richtig, wenn du die Gläubigen zum Leſen der göttlichen Schriften nachdrücklich ermuntern zu müſſen glaubſt; denn ſie ſind die reichſten Quellen, die Allen offen ſtehen müſſen, um daraus ſowohl die Reinheit der Sitten als der Lehre ſchöpfen zu können. Pius VII. erhebt ſich zwar mit Nachdruck gegen das allgemeine Bibelleſen, er nennt es „eine Erfindung boshafter Argliſt, eine Peſt, einen ruchloſen Plan boshafter Abſichten, ein ewiges Verderben, eine neue Art von Unkraut.“ Aber er kommt dadurch nicht in Widerſpruch mit ſeinem Vorgänger; denn Pius VII. redet von irrigen und verfälſchten Bibeln, wie ſie häufig von Bibelgeſellſchaften in Umlauf geſetzt werden.

Schon kann es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, wie ſich der katholiſche Laie in Anſehung der hl. Schrift zu verhalten hat. Es iſt ihm das Leſen derſelben nicht abſolut verboten, aber nur mit gewiſſen Bedingniſſen erlaubt: er ſoll ſich einer von einem Katholiken überſetzten, mit Anmerkungen aus den Kirchenvätern verſehenen und vom römiſchen Stuhle approbirten Bibel bedienen, und dieſe überhaupt nie anders verſtehen, als ſie von der Kirche erklärt wird.

73. Die Lektüre der hl. Schrift iſt keineswegs allen ohne Unterſchied zum Heile nothwendig.

Die Glaubensneuerer des ſechszehnten Jahrhunderts haben behauptet, alle ohne Ausnahme müßten die hl. Schrift, als zur Erlangung ihres ewigen Heiles unerläßlich nothwendig, leſen, und deßwegen beſtrebten ſie ſich auch, die Bibel in alle möglichen lebenden Sprachen zu überſetzen. Hierin pflichteten ihnen auch die Janſeniſten bei, und beſonders Quesnell ſtellte unter andern in ſeiner 80. Theſis den Satz auf: Das Leſen der Schrift iſt für Alle. Die 82. Theſis lautete: Der Sonntag muß von Chriſten vor Allem durch das Leſen der hl. Schrift geheiligt werden, und es iſt ſchädlich, die Chriſten von deren Leſen zurückzuhalten. Und die 85. Theſis heißt: Den Chriſten das Leſen der hl. Schrift, insbeſonders des Evangeliums unterſagen, heißt den Kindern des Lichtes den Gebrauch desſelben unterſagen und machen, daß ſie eine Art Exkommunikation erleiden. Alle dieſe Sätze, womit auch der 79., 81., 83. und 84. zuſammenhängen, wurden 1713 von Papſt Clemens XI. in der Bulle Unigenitus verdammt. Die nämliche Lehre hat ſpäter die Synode von Piſtoja erneuert, wurde aber wieder von Papſt Pius VI. im Jahre 1794 in der Bulle Auctorem fidei als falſch, verwegen und die Seelenruhe ſtörend verworfen. Auch jetzt fanden ſich noch Einzelne, welche die längſt verworfenen Irrthümer hinſichtlich des Bibelleſens abermals aufwärmten, und unter dieſe gehören beſonders Leander van Eß.

Daß es aber für die Gläubigen zur Erlangung ihres Heiles (wir reden hier nicht von denen, welche das kirchliche Lehramt verwalten) keine Nothwendigkeit iſt, die hl. Schrift zu leſen, iſt klar; denn die Pflicht dazu müßte in der Natur der Sache ſelbſt liegen, oder aus einem göttlichen oder menſchlichen Gebote hervorgehen.

In der Natur der Sache liegt eine ſolche Verpflichtung nicht; denn man konnte, ohne die hl. Schrift geleſen zu haben, in jener Zeit ſelig werden, wo ſie noch nicht beſtand; auch nachdem ſie bereits vorhanden war, konnten ohne Erfüllung dieſer Bedingniß jene noch ihr Heil finden, welche des Leſens nicht kundig waren, und dieſe machten in jenen unwiſſenden Zeiten wohl den größern Theil aus. Es kann das Leſen der hl. Schrift um ſo weniger eine zum

Heile nothwendige Bedingniß seyn, da sie selbst nicht einmal absolut nöthig ist.

Es gibt aber auch kein Gebot, weder ein göttliches, noch kirchliches, welches die Gläubigen zum Lesen der hl. Schrift verpflichtete; die Gegner selbst wissen kein solches anzugeben. Hätte je ein solches Gebot bestanden, so müßte das Alterthum darum wissen. Die Väter ermahnen im Allgemeinen zum Lesen der hl. Schrift, sagen aber nie, daß ein Gebot dafür bestehe; im Gegentheile machen sie die Erlangung des Heiles von ganz andern Dingen, als dem Bibellesen abhängig. Ein Mensch, schreibt der hl. Augustin (de doctrina christiana l. 1. cap. 39. n 43.), der sich auf den Glauben, die Hoffnung und die Liebe stützt, und unerschütterlich daran festhält, bedarf der hl. Schrift nicht, außer um Andere zu unterrichten. Daher leben auch Viele mit diesen Dreien in der Wüste, ohne die hl. Bücher zu haben. Wie ließe sich diese Rede des hl. Augustin, der auch der Ausspruch Tertullians (de praescript. haeret. cap. XIV.) und des hl. Irenäus (contr. haeres. c. IV. n. 2.) an die Seite gesetzt werden kann, mit einer Verordnung, daß das Lesen der hl. Schrift zum Heile unumgänglich nothwendig sei, vereinigen?

74. Das allgemeine Lesen der Bibel ist an und für sich kein Tugendmittel.

Der Mann des sechszehnten Jahrhunderts, Luther, meinte, das wirksamste Mittel gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit sei die allgemeine Verbreitung der Bibel, und zu diesem Behuf fertigte er selbst eine deutsche Uebersetzung. Aber was war der Erfolg? Ist dadurch die verlorne Zucht des Volkes zurückgebracht, der Glaube geschützt, die Liebe vermehrt und die Religion befestiget worden? Nichts weniger als dieses. Im Gegentheile, die Einheit des Glaubens ging verloren, die Demuth und der Gehorsam hörte auf; sich einander verfolgende Parteien erhoben mit Grimm das Haupt; Irrlehrer, Spaltungen und Sekten zeigten sich allenthalten. Und wem sind unbekannt die vielen und unbeschreiblichen Gräuel und Blutscenen, welche die Reformation in ihrem Gefolge hatte? Johannes Justus Lanspergius, der im Jahre 1539 gestorben ist, sagt: Alle sind jetzt begierig, die heilige Schrift zu lesen, so daß sogar der Landmann und Handwerker ihre deutsche Bibel haben; aber obschon es scheint, daß

Alle das Wort Gottes begierig leſen und anhören, ſo findet man doch bei ihnen keine wahre Andacht, keine Liebe: ſie leſen nicht, um nach dem Geleſenen zu handeln, ſondern nur aus Neugierde und aus ſtolzer Rechthaberei. Luther ſelbſt beklagt ſich oft bitter, daß die Menſchen unter dem reinen Evangelium nicht beſſer, ſondern nur noch verdorbener würden. Auch das kam nicht ſelten vor, daß das Volk mit der Bibel in der Hand weder auf geiſtliche noch weltliche Obrigkeit mehr achtete, und nach eigenen, von ihm ſelbſt ausgegangenen Geſetzen, oder beſſer geſagt, nach ſeiner Willkühr leben wollte.

Auch heutzutage machen die Akatholiken mit ihren Bibel-Vertheilungen unter den Ungläubigen für das Reich des Glaubens keine größere Eroberungen. Sie machen alle Jahre großen Lärm von der Menge der Bibeln, welche unter heidniſche Völker vertheilt werden; aber kaum Ein Heide wird dadurch für das Chriſtenthum gewonnen; denn zur Genüge hat der gelehrte Wiſemann die Unfruchtbarkeit der proteſtantiſchen Miſſionen gezeigt. So beſtätigt es ſich zu jeder Zeit, daß das Wort Gottes nicht im Buchſtaben allein beſteht, ſondern im Sinne, den aber nur die wahre Kirche Jeſu in ſeiner Unverfälſchtheit zu geben vermag.

75. Das katholiſche Volk verliert mit der Bibel in der Hand die ſchuldige Achtung für die Kirche und Tradition.

Daß bei den, von der Kirche getrennten Parteien, wo der Gebrauch der Bibel allen ohne Unterſchied geſtattet iſt, das Lehramt ohne alles Anſehen iſt, lehrt die Erfahrung; aber auch katholiſcher Seits würde das Volk für die Kirche bald alle Achtung verlieren, wenn ihm die heilige Schrift willkührlich überlaſſen wäre. Jeden Unberufenen des Volkes, der die Bibel in eigener Hand hat, wird der Satan, in einer Schlange verborgen, alſobald zurufen: Es iſt ſchmählich, der Meinung Anderer zu folgen, da wir die hl. Schrift, den ſicherſten Maßſtab aller Wahrheit, in Händen haben; ſie enthält das untrügliche Wort Gottes; Niemand wird mich ſo belehren können, wie dieſes göttliche Wort; leicht ſoll Jeſu Bürde ſeyn, ſüß ſein Joch, ich will es mir darum von keinem Menſchen erſchweren laſſen, ich will mir von der Kirche keine neue Bürde auflegen laſſen; will alle, die dieſes thun wollen, meiden, will ſie verachten als Pha-

riſäer. — Auf ſolche Weiſe verliert ſich alle Achtung vor dem durch Chriſtus eingeſetzten Lehramte. Man mag dem Volke immerhin zurufen, die hl. Schrift enthalte Gottes Wort nicht vollſtändig; man müſſe die Anſprüche der Kirche hören u. ſ. w. Solche Erinnerungen werden bald kein Gehör mehr finden, beſonders in unſern aufgeklärten Tagen, wo ein raiſonirender Geiſt und ein irreligiöſer Freiſinn ſo viele Menſchen auch in der unterſten Klaſſe beherrſcht. Noch mehr, es wird unter ſolchen Umſtänden dem Volke bald alle Luſt vergehen, das Wort Gottes von den Kanzeln anzuhören; die Tempel Gottes werden zuletzt leere Hallen ſeyn. Die natürliche Trägheit des Menſchen und ſeine Bequemlichkeitsliebe ſäumen nicht, ihr mächtiges Wort an den Bibelleſer zu richten. Sich beſchränken auf eine beſtimmte Stunde, um eine Predigt hören zu können, und ſich Stunden lang vorpredigen laſſen, da man Gottes Wort ſelbſt zu Hauſe nach Belieben leſen kann, wird Vielen bald unbequem und läſtig werden, um ſo mehr, da man an einem ſonntäglichen Morgen nach einer Arbeitswoche ſich gerne länger der Ruhe hingibt, ſein Frühſtück nicht übereilen will, in der beliebten Negligee ſich wohl thut und ohne vollendeten Putz nicht gerne aus dem Hauſe tritt. Und wer wird, um einen Unterricht in der Kirche zu erhalten, ſich ſo mancherlei Ungemächlichkeiten ausſetzen, Wind und Wetter, Hitze, Kälte, Regen, das Gedräng der Menſchen und andere Unannehmlichkeiten ſich gefallen laſſen, wenn er ſich den nämlichen göttlichen Unterricht aus der Bibel ſelbſt nach beliebiger Luſt verſchaffen zu können glaubt? Wir finden in der That, daß auf Seite derjenigen, wo dieſes Prinzip Geltung hat, kein beſonderer Drang nach Anhörung des göttlichen Wortes ſich zeigt, und die Predigten oft ſehr wenig beſucht werden.

76. Die Bibel, in die Hände aller gelegt, verliert an eigener Würde.

Es wird allenthalben durch die Erfahrung beſtätiget: Was ſelten iſt, behält ſeinen Werth; was aber in den Händen Aller iſt, wird bald nicht mehr geachtet. So möchte es auch der Bibel ergehen, wenn ſie von Allen ohne Unterſchied geleſen wird. Anfangs wird man am Leſen der hl. Bücher, wie die Israeliten am Manna, ſich laben; bald aber wird ſich Eckel einſtellen, und in Folge davon

wird ſich alle Luſt zum Leſen und Hören des göttlichen Wortes zugleich verlieren. Man achtet doch das tägliche Brod, die Speiſe des körperlichen Lebens nicht, ſieht es von Hausvätern verſchwenderiſch hinwerfen, und von Bettlern verſchleudern, wenn die Jahre zu fruchtbar ſind, und es Gott den Menſchen durch Mißwach nicht manchmal ſeltner macht. Gerade ſo ergehet es auch der Seelenſpeiſe, den göttlichen Schriften, wenn dieſe in Aller Hände ſind. Von unkundigen und ſpöttiſchen Leſern, von Schwärmern, Zweiflern und auch ſich gelehrt ſcheinenden Vielwiſſern würde die hl. Schrift unendlich viele Mißdeutungen zu leiden haben, und dadurch würde ſie ſelbſt alles Anſehen verlieren. Dieß ſehen wir in der That bei den von der Kirche getrennten Parteien. In welcher Achtung ſtehet bei ihnen die Bibel noch? Wird ſie nicht größtentheils für ein bloß menſchliches Buch angeſehen, von welchem ein Jeder annimmt und verwirft, ſo viel als ihm beliebt. Auch hier gelten die Worte des Herrn: Gebt das Heilige nicht den Hunden, werft euere Perlen nicht den Schweinen vor, ſonſt möchten dieſe mit ihren Füßen ſie zertreten, ſich umwenden und euch zerreißen. Mtth. 7, 6.

77. Auch nüchterne Proteſtanten können den allgemeinen Gebrauch der Bibel nicht anrathen.

Es ließen ſich viele proteſtantiſche Zeugniſſe vernehmen, die den allgemeinen Gebrauch der Bibel verwerfen.

Eine Stimme in der allgemeinen deutſchen Bibliothek B. 63. S. 45. lautet: „Es läßt ſich nicht leugnen, daß Sprüche in der Bibel vorkommen, welche man nicht leicht einem Kinde ohne Nachtheil in die Hand geben kann, ja daß viele Kapitel, oft auch ganze Bücher manchem Laien unverſtändlich ſind.

Hume bekennt, daß man wegen der ſchlimmen Folgen in England ſich genöthiget ſah, die Ueberſetzungen der Bibel in der Mutterſprache dem Volke wieder zu entziehen.

Der proteſtantiſche allgemeine Anzeiger Jahrg. 1806. N. 264. verſichert, daß weiſe, gelehrte und gottesfürchtige Männer immer einiges Bedenken bei der Empfehlung des uneingeſchränkten Gebrauchs hinſichtlich des A. T. beim Volke und der Jugend gefunden haben. Welches Buch muß ſo nachtheilig auf den ungebildeten Haufen wirken als dieſes, wenn es ihm uneingeſchränkt in die Hände ge-

geben ist! Mit Recht hat man den Protestanten vorgeworfen, daß ein großer Theil ihrer Spaltungen, Verirrungen und abgeschmackten Sekten daher entstanden sei.

Schröck in seiner Kirchengeschichte 1. Th. S. 803 gesteht, daß der Gebrauch der Bibel unter der Leitung der Religionslehrer stehen müsse.

Steinhart bemerkt in seiner gemeinnützigen Anleitung zum regelmäßigen Selbstdenken S. 328, daß man die Bibel dem gemeinen Christen nicht ohne erläuternde Anmerkungen in die Hand geben solle.

78. Einwendungen derjenigen, welche das Lesen der hl. Schrift als zum Heile nothwendig vertheidigen.

1) Gott wollte durch die hl. Schrift den Menschen seinen Willen kund thun; nun ist es Pflicht für Jeden, daß er den Willen Gottes kennen lerne: folglich ist Jeder auch schuldig, die hl. Schrift zu lesen. — Dieß könnte nur zugegeben werden, wenn es für die Menschen keine andere Erkenntnißquelle des göttlichen Willens gäbe, als die hl. Schrift. Diese Annahme ist aber falsch; denn die hl. Verfasser schrieben die hl. Schrift nicht in der Absicht, daß die Menschen sich darin den Glauben zusammensuchen sollen, sondern daß sie sich in dem, was sie bereits schon wußten, noch mehr bestärken sollen. Vergl. Luk. Cap. 1.

2) Wie die Juden verpflichtet waren, Moses und die Propheten zu hören, welche im Auftrage Gottes zu ihnen redeten, so wären die Christen schuldig, Christum und die Apostel zu hören, wenn sie noch im Leben wandelten und predigten; nun enthalten die hl. Schriften ihre Worte: also ist jeder Gläubige schuldig, sie zu lesen. — Christus sagte zu seinen Aposteln: Wer euch höret, der höret mich. Luk. 10, 16. Und wiederum: Ich bin bei euch (Aposteln und euren Nachfolgern) alle Tage bis an das Ende der Welt. Math. 28, 20. Daraus erhellet, daß die, welche die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel hören, auch Christum und die Apostel hören; denn Christus lebt in seinen Dienern und macht durch sie seine Sendung gleichsam ewig dauernd, wie der hl. Paulus sagt: Wir sind an Christi Stelle getreten, und Gott ermahnet durch

uns. II. Corinth. V. 20. Ueberdieß ist durch die Schrift nicht der ganze Lehrbegriff Christi auf uns gekommen, und so kann auch um dieser Ursache willen „die Bibel lesen" und „Christi Worte hören" nicht ein und dasselbe seyn.

3) Die des Lesens unkundigen oder sonst unwissenden Leute sind verpflichtet in den Kirchen den biblischen Vorlesungen und Erklärungen beizuwohnen. — Wer dieses zugibt, hebt die ganze Nothwendigkeit des Bibellesens auf; denn sind alle dazu verpflichtet, so darf für die Unkundigen keine Ausnahme gemacht werden, sondern sie sind anzuhalten, daß sie sich die zum Bibellesen nothwendigen Kenntnisse verschaffen; denn wer zum Zwecke verbunden ist, hat auch die Verpflichtung zu den Mitteln, ohne welche sich jener nicht erreichen läßt. Diese Obliegenheit erfüllt man aber nicht durch das Anhören, da ja nach der eigenen Behauptung der Gegner das Selbstlesen zur Pflicht gemacht ist. Die Unwissenden, welche mit ihrem Glauben an Andere angewiesen sind, könnten sich auch nie der Bedenklichkeit erwehren, ob ihnen nicht Manches verfälscht vorgelesen worden ist. Endlich können die Akatholiken überhaupts keinen Beweis dafür vorbringen, daß es eine Pflicht sei, für die Einen die hl. Schrift in der Mutterſprache in den Kirchen zu lesen, und für die Andern diesen Vorlesungen beizuwohnen.

4) Es ist für die Gläubigen ein Gebot, die hl. Schrift zu lesen; denn

a) heißt es Deutr. 6, 8. von den Gesetzen des Herrn: Du sollst sie wie ein Zeichen an deine Hand binden und zwischen deinen Augen haben und an die Pfosten und Thüren deines Hauses schreiben. — Was hier Moses sagt, kann in seiner wörtlichen Bedeutung höchstens auf den Dekalog bezogen werden; denn es wäre lächerlich das ganze Gesetz oder die Propheten an die Thüren der Häuser zu schreiben oder wie ein Zeichen in der Hand zu tragen. Auch die Pharisäer, welche die Stelle wörtlich nahmen, trugen auf Denkzetteln und an den Säumen ihrer Kleider nur einige wenige mosaische Gesetze. Uebrigens sind die obigen Worte Moses vernünftiger Weise nur figürlich zu nehmen, und haben den Sinn, daß das Volk die Gesetze Gottes nie ver-

geſſen ſoll; eine wörtliche Deutung riecht zu ſehr nach dem Phariſaismus.

b) Chriſtus ſagt zu den Phariſäern: „Forſchet in der Schrift.“ Joh. 5. Mit dieſen Worten hat er das Bibelleſen allgemein eingeſchärft. — Eben weil hier Chriſtus nur zu den Phariſäern und Schriftgelehrten ſpricht, hat er hier nicht ein allgemeines Bibelleſen eingeſchärft. Das letztere hat Chriſtus eben ſo wenig in dieſer Stelle gethan, als ein Fürſt, wenn er zu ſeinen Räthen ſpricht: „Schlaget die Geſetzbücher nach“ — allen ſeinen Unterthanen es zur Pflicht machen will, in den Geſetzbüchern zu forſchen. Er kann es nicht einmal wünſchen, geſchweige denn befehlen. Auch iſt es noch eine Frage, ob Chriſtus in dem griechiſchen Worte „ἐρευνᾶτε“ lateiniſch „**scrutamini**“ befehlend und nicht viel mehr anzeigend geſprochen habe, daß alſo der Sinn iſt: „Ihr forſchet“ ſtatt: „Forſchet.“

c) Der hl. Paulus befiehlt den Coloſſern, daß ſie jenen Brief leſen, welchen er an die Laodicenſer geſchrieben, und daß dieſe den leſen, welchen er jenen zugeſchickt. Coloſſ. 4, 16. — Der Befehl des Apoſtels iſt nicht an jeden einzelnen Gläubigen, ſondern an die Vorſteher der Kirche gerichtet; dieſe laſen die apoſtoliſchen Briefe der verſammelten Gemeinde nicht bloß vor, ſondern erklärten ſie ihnen auch. Daß dieſes häufig in der Kirche geſchehen, brauchen wir um ſo weniger in Abrede zu ſtellen, da es ja in gewiſſer Weiſe noch geſchieht; denn es werden Abſchnitte aus den Evangelien und den Briefen der Apoſtel ausgewählet, welche dem Volke an Sonn- und Feiertagen in der Mutterſprache vorgeleſen und dann ausgelegt werden.

d) Der hl. Chryſoſtomus befiehlt das Bibelleſen ausdrücklich; denn er ſagt zu ſeinen Zuhörern: „Schaffet euch Bibeln an, die Arznei der Seele, und wenn ihr nicht mehr wollet, das neue Teſtament, die Apoſtelgeſchichte, die Evangelien.“ Und dann ſchließt er: „Es kann Niemand ſelig werden, wenn er nicht beſtändig der geiſtigen Leſung obliegt.“ — Es iſt ſonderbar, daß die Gegner, denen die hl. Väter gewöhnlich nichts gelten, ſich auch auf dieſe berufen. Wenn auch die hl. Väter ein Anſehen haben, dann iſt ja der Streit entſchieden: ihr müßt katholiſch werden. Aber ihr

berufst euch auf die hl. Väter nur da, wo ſie zu euern Gunſten zu ſprechen ſcheinen. Dieſes iſt indeß hier nicht einmal der Fall. Der hl. Chryſoſtomus konnte ſeinen Zuhörern unmöglich einen Befehl zum Bibelleſen geben, weil kein Gebot dazu in der Kirche exiſtirte, wie wir bereits hörten. Nur das kann aber befehlend eingeſchärft werden, was Gebot iſt. Der Heilige wollte ſeine Zuhörer nur von Schauſpielen und von der Lektüre profaner Bücher abhalten, und ſie ſtatt deſſen, wie wir ſagen würden, zur geiſtigen Lektüre anhalten. Daß er dabei vorzüglich die hl. Schrift im Auge haben mußte, iſt natürlich, weil es außer ihr noch wenig ascetiſche Schriften gab. Wie aber ſicher nicht Alle und am wenigſten das gemeine Volk heidniſche Schauſpiele laſen, ſo hat er gewiß auch nicht Alle ohne Unterſchied zum Leſen der heiligen Schrift ermuntern, viel weniger ihnen dieſes befehlen wollen. Der hl. Chryſoſtomus ſpricht nicht ſelten am Schluß der Rede hyperboliſch. Daß er dieß auch im gegenwärtigen Falle gethan hat, zeigt der Nachſatz: „Es kann Niemand ſelig werden, wenn er nicht beſtändig mit geiſtiger Lektüre ſich abgibt.“ Wer wollte denn dieſen Ausſpruch in ſeiner ganzen buchſtäblichen Strenge vertheidigen? Der hl. Chryſoſtomus kann unmöglich allen ſeinen Zuhörern nur rathen, geſchweige denn befehlen haben wollen, die hl. Schrift ſich anzuſchaffen, da gewiß Viele aus ihnen des Leſens gar nicht kundig waren.

e) Aber ſelbſt van Eß, katholiſcher Pfarrer und Profeſſor in Marburg, vertheidigte es mit vielen Beweiſen, daß nur das allgemeine Leſen der hl. Schrift das wirkſamſte Mittel ſei, die chriſtliche Religion wieder blühend zu machen. — Iſt etwa van Eß infallibel? Iſt er nicht ein gewöhnlicher, dem Irrthum preisgegebener Menſch, der in Anführung ſeiner Zeugniſſe nicht einmal immer redlich zu Werk gegangen iſt? Und was vermag denn ſein vereinzeltes Zeugniß gegenüber der Menge ſo vieler Anderer, die ihm widerſprechen? Was hat denn ſeine Privatmeinung für ein Anſehen im Gegenſatze zu den kirchlichen Entſcheidungen? Nicht van Eß hat die Kirche zu regieren und für ihr Wohl zu ſorgen; ſondern diejenigen haben dieſe Pflicht, welche vom hl. Geiſte dazu aufgeſtellt ſind. Wenn aber dieſe, wenn das Oberhaupt, wenn die Biſchöfe, wenn die geſammte Kirche ſich gegen das allgemeine Bibelleſen erklärt haben: was iſt

van Eß, wenn er dennoch dazu ermuntert, anders als ein Widersacher des hl. Geistes? Und als solcher soll er Glauben verdienen?

79. Die Kirche hat nie den Gebrauch der Bibel in der Muttersprache allen Gläubigen ohne Unterschied verboten.

Die Protestanten werfen der katholischen Kirche häufig vor, sie verbiete den Gebrauch der Bibel in der Muttersprache, und dieß aus keinem andern Grunde, als daß ihre Anhänger nicht zur Einsicht kämen, in welch gräulichen Irrthümern ihre Kirche stecke. Diese Sprache lautet so ziemlich jener ähnlich, welche die Schlange einstens mit Eva führte: Gott verbietet euch den Genuß dieser Frucht, daß ihr nicht werdet, wie er ist, — und sie ist auch ohne Zweifel von demselben Geiste eingegeben.

Daß die kath. Kirche nie die hl. Schrift absolut verbot, gehet klar aus dem hervor, was wir oben sagten. Schon in den ältesten Zeiten ist die Bibel in verschiedene Landessprachen übersetzt worden, was die Kirche, wie auch die Gegner zu geben, niemals mißbilligte. Dagegen hätte sie sich aber erklären müssen, wenn es in ihrer Absicht gelegen wäre, keinem Laien die hl. Schrift in die Hände zu lassen. Vor dem 16. Jahrhunderte gab es überhaupts kein allgemein verbindendes Kirchengesetz in dieser Sache; denn die oben angeführte Verordnung des Kirchenraths von Toulus war, weil bloß von einem Provincialconcilium ausgegangen, nur partikular. Dasselbe gilt von einem etwas frühern Erlasse des Papstes Innocenz III., der den Gläubigen in der Diözese Metz das Bibellesen in der Muttersprache verbot. Zur Zeit der Reformation aber, wo es als Dogma aufgestellt wurde, daß jeder Gläubige die hl. Schrift zu lesen habe, und diese zugleich in Uebersetzungen, die in vielen Stellen falsch waren, verbreitet wurde, ward um dem Uebel zu steuern, auf Veranlassung des Papstes Pius IV. die bereits allegirte vierte Regel des Index gegeben, in welcher das allgemeine Lesen der hl. Schrift in der Muttersprache untersagt ist. Aber auch diese Regel ist kein allgemeines Verbot der Bibel; denn es wurden die Bischöfe und Inquisitoren mit Beiziehung der Pfarrer und Beichtväter ermächtiget, denjenigen die Erlaubniß zum Bibellesen ertheilen zu können, welchen es nützlich seyn möchte. Weil

man aber dieſe Erlaubniß oft zu leicht und zum Nachtheil des Bittſtellers ertheilte, machte Clemens VIII. die Erlangung derſelben von der hl. Congregation des Inder abhängig. Als indeß die Zeit kam, wo es nützlich ſchien, die hl. Schrift in der Landesſprache zu leſen, verboten es die Päpſte nicht nur nicht, ſondern beförderten es vielmehr, indem ſie von den Ueberſetzungen Einſicht nahmen und ſie in ſchwierigen Stellen mit Erläuterungen verſehen ließen. So veranlaßte Gregor XIII. den Jeſuiten Wiechio, daß er die hl. Schrift in das Polniſche überſetzte, und ſeine Verſion erſchien mit Gutheißung Clemens VIII. zu Krakau; in Deutſchland erſchien, um von den Ueberſetzungen aus älterer Zeit zu ſchweigen, eine neue von Emſer; in Frankreich die des Fenelon; in Italien die des Martinus, Erzbiſchofs von Florenz, welche Papſt Pius VI. im Jahre 1778 durch ein eigenes Breve empfahl. Dasſelbe gilt auch von den übrigen Nationen, deren jede ihre Ueberſetzungen hatte.

Aus dieſem erhellet zur Genüge, daß die katholiſche Kirche die Bibel nie im Allgemeinen, ſondern nur beziehungsweiſe für jene verboten hat, welche aus dem Gebrauch derſelben mehr Schaden als Nutzen ziehen würden. Und dieſes Verbot gab ſie aus den weiſeſten Abſichten. Sie wurde nämlich, wie ſchon oben erörtert worden iſt, veranlaßt,

a) durch die vielen falſchen Ueberſetzungen, die man in Umlauf brachte,

b) durch den verkehrten Gebrauch, welchen die Akatholiken von der Bibel machten,

c) durch die Mißdeutung, deren ſie überhaupts fähig iſt.

Nachdem aber die Bibliomanie auf Seite der Irrlehrer etwas vertobt hatte, ließ auch die Kirche von ihrer Strenge nach, und die Päpſte ſelbſt empfehlen Ueberſetzungen, wenn ſie von erprobten Katholiken ſtammen und mit geeigneten Erläuterungen der ſchwerern Stellen verſehen ſind. Somit iſt es dem Katholiken heut zu Tage keineswegs verboten, die hl. Schrift zu leſen, wenn er ſich, wie wir ſchon oben ſagten, einer vom hl. Stuhle begutachteten und mit den nothwendigen Erläuterungen verſehenen Ueberſetzung bedient. Wir Deutſche haben in dieſer Hinſicht vorzüglich die Allioliſche Ueberſetzung.

80. Was hat der Katholik von den Bibelgesellschaften zu halten?

Die Protestanten haben in der jüngsten Vergangenheit den Entschluß gefaßt, alle Welt mit Bibeln zu überschwemmen. Zu diesem Zwecke haben sie große Vereine gebildet, und lassen sich jährlich viele Millionen kosten. Da die katholische Kirche von jeher gegen das allgemeine Bibellesen war, und da diejenigen ihrer Kinder aus dem Laienstande, welche dieselbe lesen wollen, einer von einem katholischen Gelehrten übersetzten, mit Anmerkungen aus den hl. Vätern versehenen und vom römischen Stuhle approbirten Bibel sich bedienen sollen, bei den von solch protestantischen Gesellschaften verbreiteten Bibeln aber keine dieser Bedingungen erfüllt ist, im Gegentheile, da von ihnen oft in vielen Stücken verfälschte Bibeln in Umlauf gesetzt werden: so liegt es am Tage, daß der Katholik die protestantischen Bibelgesellschaften im Allgemeinen als ein seinem Glauben feindselig gegenüberstehendes Institut zu betrachten habe. Dieß hat denn auch das Oberhaupt der Kirche, Pius VII. in seinem Breve vom 3. Septbr. 1816 an den Erzbischof von Mohilew deutlich ausgesprochen. Wir entnehmen daraus folgende Stelle:

Mit großem und bitterm Schmerze haben wir vernommen, wie vor noch nicht gar langer Zeit der verderbliche Plan gefaßt worden sei, das heilige Buch der Bibel in neuen, und ohne Beachtung der höchst heilsamen Vorschriften der Kirche verfaßten, arglistig zu irrigem Sinne verdrehten Uebersetzungen in den verschiedenen Landessprachen unter das Volk zu verbreiten. Denn schon von manchen Seiten haben Wir aus den Uns vorgelegten Uebertragungen solcher Art wahrgenommen, daß dieselben zum Verderbniß der reinen Lehre und ihres heiligen Sinnes veranstaltet seien, damit die Gläubigen leicht aus eben denjenigen Quellen den gistigen Trank des Todes einschlürfen mögen, aus welchen sie die Wasser heilsamer Weisheit hätten schöpfen können.

Aber noch weit größere Betrübniß hat unser Herz ergriffen, als wir ein Schreiben mit Eurer brüderlichen Liebe Namen unterzeichnet durchlasen, wodurch ihr dem Eurer Fürsorge anvertrauten Volke Ermahnung und Rath ertheiltet, diese neuern Bibelübersetzungen sich anzuschaffen, oder die ihm dargebotenen mit Bereitwilligkeit anzu-

nehmen, und mit Fleiß und angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu durchleſen. Denn fürwahr! nichts Schmerzlicheres hätte Uns widerfahren können, als in Euch, die Ihr den Weg der Gerechtigkeit den Uebrigen anzuweiſen berufen ſeid, einen Stein des Anſtoßes zu erblicken.

Von Euch hätte es nicht unbemerkt und unerwogen bleiben ſollen, wie auch von Unſern Vorfahrern ſtandhaft erinnert worden, daß nämlich, wenn man den Ueberſetzungen der heiligen Schrift in die Landesſprachen, ohne Unterſcheidung, im Allgemeinen freien Raum geſtatten wollte, eben dadurch mehr Nachtheil als Nutzen entſtehen würde. Ferner weiſt die römiſche Kirche, indem ſie nur allein die ſogenannte Vulgata, der bekannten Vorſchrift des tridentiniſchen Conciliums zu Folge, gut heißt, die Ueberſetzungen in andern Sprachen zurück, und geſtattet nur ſolche, welche mit zweckmäſſigen aus den Schriften der hl. Väter und der katholiſchen Lehrer entnommenen Anmerkungen begleitet ſind, damit nicht ein ſo großer Schatz der Seuche der Neuerungen Preis gegeben werden möge, und damit die über den ganzen Erdkreis verbreitete Kirche nur mit Einer Lippe rede und ihre Worte die gleichen ſeien zu Folge der Bemerkung zur IV. Regel des Index.

Da wir ferner in den Landesſprachen den häufigſten Wechſel und vielfältige Verſchiedenheiten und Umwandlungen wahrnehmen, ſo würde in der That durch die unbeſchränkte Geſtattung der Bibelüberſetzungen jene Unwandelbarkeit gefährdet werden, welche den göttlichen Zeugniſſen ziemt, und der Glaube ſelbſt würde erſchüttert werden, vornehmlich da die Beſchaffenheit einer einzigen Sylbe mitunter für die Wahrheit eines Dogma entſcheidend iſt. Eben darum pflegen die Irrlehrer zur Verfolgung ihrer argen und heilloſen Zwecke durch Uebertragung der Bibel in die Landesſprachen, (wobei ſie jedoch über die unglaublichen Verſchiedenheiten und Widerſprüche ſich untereinander gegenſeitig anklagen und Vorwürfe machen,) jeder ſeine eigenen Irrthümer, eingehüllt in das Gewand des heiligen Wortes Gottes, dem Volke argliſtig aufzudringen. Denn die Häreſien, ſo ſagt der hl. Auguſtin, ſind auf keine andere Weiſe erzeugt worden, als indem die reinen Schriften unrein verſtanden werden, und dasjenige, was unrein in ihnen verſtanden wird, frech und mit Kühnheit verfochten wird. (Tract. 18. über Joh. Bd 1.) Wenn Wir mit

Schmerz ſehen, daß ausgezeichnete, fromme und weiſe Männer in der Auslegung der heiligen Schriften nicht ſelten erliegen, was würde man nicht zu fürchten haben, wenn man dem unerfahrnen Volke, welches meiſtentheils nicht nach Gründen, ſondern auf Geradewohl urtheilt, die in verſchiedenen Landesſprachen überſetzten Bücher der heiligen Schrift ohne irgend eine Schranke zur freien Durchleſung in die Hände legte? Iſt's nicht alſo? Sehr paſſend ruft der hl. Auguſtin: Ohne Kenntniß poetiſcher Kunſt würdeſt du nicht wagen, den Terentius anders, als unter Leitung eines Lehrers zu leſen.... Du aber ſtürmſt ohne Führer in die Bücher der hl. Schrift, und wagſt über ſie, ohne Lehrer, ein Urtheil zu fällen? (Buch von dem Nutzen des Glaub. an Honorat. 2. Kap.)

Aus dieſer Urſache hat Unſer Vorfahrer, Innocentius III. in ſeinem berühmten Briefe an die Gläubigen der Kirche zu Metz mit Weisheit folgendes verordnet: „Die geheimnißvollen Heiligthümer des Glaubens ſind nicht ohne Unterſchied Allen zu erklären, indem ſie nicht ohne Unterſchied von Allen können verſtanden werden; ſondern nur allein denjenigen, welche ſie mit gläubigem Verſtande zu erfaſſen vermögen. Deßhalb, ſagt der Apoſtel, habe ich euch, den Einfältigeren und gleichſam Kleinen in Chriſto, Milch zum Getränke gegeben, nicht Speiſe. Denn den Erwachſenen ziemt ſtärkere Koſt, wie er ſelbſt zu Andern redete. „Die Weisheit verkünden wir unter den Vollkommenen, unter euch aber habe ich für geziemend gehalten, nichts zu wiſſen, als Jeſum Chriſtum und Ihn als Gekreuzigten." Denn ſo groß iſt die Tiefe der göttlichen Schriften, daß nicht allein die Einfältigen und Ungelehrten, ſondern auch die Weiſen und Gelehrten nicht Einſicht genug haben, um ihren Verſtand vollkommen zu ergründen. Deßwegen ſagt die hl. Schrift: daß Viele erlegen ſind, forſchend in ihrer Unterſuchung. Daher auch mit Recht einſt in dem göttlichen Geſetze verordnet war, daß das Thier, welches den Berg erſteigt, geſteinigt werden ſollte, damit nämlich nicht ein einfältiger und ungelehrter Menſch es wagen möchte, die Höhe der göttlichen Schrift zu erreichen, oder ſie den Andern zu verkünden. Denn es ſteht geſchrieben: Was höher iſt als Du, das ſuche nicht. Darum ſagt der Apoſtel: „Nicht mehr wiſſen, als zu wiſſen geziemt, ſondern weiſe ſeyn zur Nüchternheit." — Sehr bekannt ſind aber nicht allein des eben gerühmten Innocentius III., ſondern auch

Pius IV., Clemens VIII., und Benedikt XIV. Verordnungen, wodurch vorgesehen ward, daß nicht durch unbeschränkte, allgemeine Gestattung des Gebrauches der Bibel vielleicht sie selbst herabgesetzt und dem Gespötte Preis gegeben werde, oder, von minder Verständigen mißverstanden, Irrthümer erzeugen möge. Was aber die Gesinnung der Kirche sei, in Ansehung des Lesens und der Auslegung der heiligen Schrift, wird Eure brüderliche Liebe aus der trefflichen Verordnung Unseres andern Vorfahrers, Clemens XI., ersehen, worin jene Lehren ausdrücklich mißbilligt werden, welchen zu Folge es für nützlich und nothwendig ausgegeben wurde, zu jeder Zeit, an jedem Orte und ohne Unterschied der Personen, die Geheimnisse der hl. Schrift zu erforschen, und behauptet wurde, daß Alle sie zu lesen berufen seien, und daß es verdammlich sei, das christliche Volk von derselben abzuhalten, ja, daß der Mund Christi für die Gläubigen verstopft werde, wenn man das neue Testament ihnen aus den Händen reiße. (Propos. Quesnelli 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85.)

Derselbe Papst sagt in einem Breve an den Erzbischof von Gnesen:

Mit Abscheu erfüllte Uns allerdings jene Erfindung boshafter Arglist, wodurch selbst die Grundpfeiler der Religion untergraben werden, und nachdem Wir in Erwägung der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes Unsere ehrwürdigen Brüder, die Kardinäle der hl. römischen Kirche, zu Rath gezogen hatten, haben Wir mit äußerster Sorgfalt und Aufmerksamkeit erwogen, welche Maaßregeln Unserer päpstlichen Würde zur gänzlichen Heilung und Ausrottung dieser Pest am meisten geeignet seyn dürften. Inzwischen nehmen Wir lebhaften Antheil daran und ertheilen Euch das gebührende Lob in dem Herrn, daß Ihr unter den das Christenthum so bedrohenden Umständen einen so ausgezeichnet thätigen Eifer bewiesen, und diese Befleckung unseres Glaubens und diesen höchst seelengefährlichen Plan Unserm apostolischen Stuhle angezeigt habet.

Zu diesem Ende haben Wir dieses Schreiben an Euch erlassen, um nicht nur Eurer lobenswürdigen Thätigkeit das gebührende Zeugniß Unsers Beifalls zu ertheilen, sondern auch Eure Wachsamkeit und Pastoralklugheit in Euern Berufsgeschäften noch mehr anzuspornen. Die allgemeine Wohlfahrt heischt es auf das dringendste, daß Ihr Eure äußersten Kräfte anstrenget, um die Anschläge zu zernich-

ten, welche die Widerſacher Unſerer hochheiligen Religion zu dem Untergange derſelben bereitet haben; es liegt daher im Berufskreiſe eines jeden Biſchofs, vor allem die Gottloſigkeit dieſes ruchloſen Planes den Gläubigen nach Euerm muſterhaften Vorgange vor Augen zu ſtellen, und denſelben, den Vorſchriften der Kirche gemäß, nach Eurer gerühmten Gelehrſamkeit und Weisheit bekannt zu machen, daß die von Irrlehrern im Drucke herausgegebenen Bibeln nach den Regeln des Index (Nro II. und III.) in die Klaſſe verbotener Bücher gehören, und daß die Erfahrung gezeigt habe, daß die in die Landesſprache überſetzten Bibeln ob der Vermeſſenheit der Menſchen mehr Schaden als Nutzen ſtiften; (Reg. IV.) und daß dieſer traurige Erfolg um ſo mehr bei der großen Verdorbenheit der gegenwärtigen Zeit zu befürchten ſei, wo unſere heilige Religion von allen Seiten her mit großer Schlauheit und Gewandtheit angegriffen wird und unſerer Kirche die ſchmachvollſten Wunden geſchlagen werden. Man hat ſich demnach an den heilſamen Beſchluß der Congregation des Index (vom 13. Juni 1757) zu halten, welcher alle Ueberſetzungen der hl. Schrift in die Landesſprache verbietet, wenn ſie nicht zuvor von Unſerm apoſtoliſchen Stuhle genehmigt oder mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern verſehen ſind.

Papſt Leo XII. proſcribirt ebenfalls in ſeiner Enzyklika an die Patriarchen, Primaten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe vom 8. Mai 1824 die Bibelgeſellſchaften. In dieſer Enzyklika heißt es unter Anderm: „Es iſt Euch nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, daß eine ſogenannte Bibelgeſellſchaft über den ganzen Erdkreis ſich kühn verbreite: ſie verachtet die Ueberlieferungen der hl. Väter und trachtet im klaren Widerſpruche mit der Verordnung des Tridentiniſchen Concils mit allen Kräften und auf alle Weiſe dahin, daß die heilige Schrift in die lebenden Sprachen aller Nationen überſetzt oder vielmehr verfälſcht werde. In Folge deſſen iſt ſehr zu beſorgen, daß, wie es ſchon an einigen Orten geſchehen iſt, nicht auch in den übrigen das Evangelium Chriſti durch falſche Auslegung das Evangelium eines Menſchen, oder was noch ſchlimmer wäre, das des Teufels wird. . . Sehet, ehrwürdige Brüder, wohin das Trachten dieſer Geſellſchaft gehet, die überdieß, um ihr gottloſes Ziel zu erreichen, nichts unverſucht läßt. Es gefällt ihr nicht blos ihre Ueberſetzungen drucken zu laſſen, ſondern ſie ſucht dieſe auch in

allen Städten unter dem Volke zu verbreiten. Ja, um arglose Gemüther an sich zu locken, verkauft sie sie theils um einen Spottpreis, theils verschenkt sie sie mit arglistiger Freigebigkeit.

Alle diese Verordnungen seiner Vorgänger bestätigte neuerdings das jüngst verstorbene Oberhaupt der Kirche, Papst Gregor XVI. in seiner Enzyklika von 1840.

In neuester Zeit hat insbesondere der Bischof von Dardanien in einem eigenen Hirtenbrief gegen die Bibelgesellschaften sich erhoben und diese in allen Kirchen seines Sprengels am 14. Septb. vorigen Jahres (1845) von den Kanzeln verlesen lassen. Darin heißt es unter Anderm: „Kaum ist ein Jahr verlaufen, da der Stellvertreter des hl. Petrus, der Statthalter Jesu auf dieser Erde, seine Stimme erhob, um die ganze christliche Kirche vor den neuen Versuchen der sich also nennenden Bibelgesellschaften zu warnen, und schon sehen wir mit tiefster Trauer, daß in dem unseren geistlichen Sorgen besonders anvertrauten kirchlichen Distrikte eine Abtheilung jener unheilbringenden Gesellschaften sich niedergesetzt hat. Ja, geliebte Gläubige, so in der Nähe droht uns die Gefahr, daß in unserer Mitte die Pfeile geschmiedet werden, womit der Teufel die Herzader eures Glaubens zu treffen sucht; in unserer Mitte, wie man uns versichert, werden die Bücher gedruckt, welche durch eine gotteslästerliche Anmaßung unter dem Titel von Bibel, hl. Schrift, Gotteswort oder dergl. dahin führen müssen, euch zu bringen zum Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit gegen die göttliche Auctorität, womit Jesus Christus seine hl. Kirche beschenkt hat. Und diese Bücher werden mit einer solchen Unverschämtheit verbreitet, daß man sich nicht damit zufrieden stellt, sie öffentlich in den Zeitungen anzukündigen, wo und bei wem sie für sehr geringe Preise zu kaufen sind, sondern daß man selbst auch so verwegen ist, sie unter jedem Prätexte und mit lieblichen, jedoch erheuchelten und gefährlichen Worten, selbst auch an römisch-katholische Laien, feilzubieten und sie für den geringsten Preis oder auch unentgeldlich zu empfehlen und ihnen in die Hände zu spielen. Bei dieser an Euch gerichteten Warnung haben wir uns nicht vorgenommen, eine Abhandlung zu schreiben über das Unzweckmäßige, das Christenthum durch die Verbreitung der hl. Schrift befördern zu wollen; — auch nicht über die Verachtung, der die göttlichen Bücher preisgegeben wer-

den, wo ſie der Willkür eines jeden Laien ausgeſetzt ſind; — und eben ſo wenig von der unvermeidlichen Vernichtung aller Einheit des Glaubens, welche daraus hervorgeht, wie die Erfahrung bei allen Feinden der Kirche Solches deutlich erwieſen hat; — ſelbſt glauben wir, daß es nicht nöthig ſeyn wird, für's Gegenwärtige beſonders zu zeigen, welche Gefahren und welche Sünden mit dem Leſen verfälſchter oder ketzeriſcher Bibeln verbunden ſind; — noch auch, um Euch die weiſe Vorſichtigkeit bemerklich zu machen, womit die heilige Kirche auch ganz beſonders dafür ſorgt, daß ſie ihren Kindern ſelbſt gute und getreue Ueberſetzungen der hl. Schrift in die Hände gibt. Möchte das einmal nöthig erfunden werden, dann werden wir, unter göttlichem Schutze, darauf ſpäter zurückkommen. Jetzt, vertrauen wir, wird es hinreichen, geliebte Gläubige! daß wir euch vorhalten, was Seine Heiligkeit der Papſt von Rom, der allgemeine Vater der Chriſten und das Oberhaupt der Kirche Gottes auf dieſer Erde, noch im letztverfloſſenen Jahre über die Bibelgeſellſchaften ausgeſprochen in ſeinem allgemeinen Rundſchreiben an alle Biſchöfe der ganzen Welt, welches uns auch zugeſchickt iſt." Sodann wird der Inhalt jenes päpſtlichen, von uns oben ſchon citirten Schreibens angegeben.

Aus dieſen Autoritäten erhellet, daß ſich der Katholik, ohne ſeiner Kirche ungehorſam zu werden, an Bibelgeſellſchaften nicht betheiligen kann. Im nächſten Abſatze wollen wir die Gründe angeben, warum die kath. Kirche dem Weſen der Bibelgeſellſchaften ſo abhold iſt.

81. Mit Recht haben die Römiſchen Päpſte die Bibelgeſellſchaften verworfen.

Lange Zeit haben ſich die Proteſtanten um die Bekehrung der Ungläubigen in Nichts bekümmert; im Gegentheile man erklärte auf der Synode zu Dordrecht, man dürfe die Heiden in ihrem Glauben nicht ſtören, die Bekehrungsverſuche ſeien eine Einmiſchung in fremde Angelegenheiten, die der Apoſtel Petrus verbiete. Als ſie aber die glücklichen Erfolge der katholiſchen Miſſionäre ſahen, erwachte auch bei ihnen das Verlangen, ihre Lehre bei ungläubigen Völkern zu verbreiten; es läßt ſich ſagen, daß man ſich hiebei mehr von der Eiferſucht als der Ueberzeugung leiten ließ. Schon im

Jahre 1647 wurde in England eine Gesellschaft für die Verbreitung des Protestantismus gegründet; 1706 stiftete Friedrich IV., König von Dänemark, eine Mission für die dänische Colonie Tranquebar und um das Jahr 1792 begannen auch die Wiedertäufer ihre Missionen. Dieß waren nur schwache Anfänge, das Hauptwerk sollte 1804 zu Stande kommen. Man begann die Bekehrung der ungläubigen Völker auf eine ganz neue, bisher unerhörte Weise; statt der Glaubensprediger schickte man Bibeln in die heidnischen Länder. Darum stiftete man im genannten Jahre zu London die Bibelgesellschaft. Zu diesem Zwecke übersetzte man die Bibel in alle möglichen Sprachen, und vertheilte sie, ohne sie mit Commentaren oder den mindesten Anmerkungen zu versehen. Die Sache fand bald in allen protestantischen Ländern den größten Anklang, und überall bildeten sich zur Unterstützung der Hauptgesellschaft in London Filialvereine. Die Mitglieder dieser Vereine gehören allen möglichen Sekten des Protestantismus an: in ihnen sind die Lutheraner, Calvinisten, Methodisten, Quäcker, Socinianer, Arminianer, Herrnhuter, kurz alle Sekten repräsentirt. Ganz abgesehen davon, daß in diesen Gesellschaften oft die Bibel von Leuten übersetzt wird, die diesem wichtigen Geschäfte durchaus nicht gewachsen sind, und die nicht selten aus Unkunde den Sinn einer Stelle ganz lächerlich machen oder auch verfälschen; so werden absichtlicher Weise nicht wenige Verfälschungen vorgenommen; denn jede Sekte sucht die Bibel ihren Irrthümern anzupassen. — Das ist der Ursprung der Bibelgesellschaften, das sind ihre Mitglieder, das ihre Werkzeuge zur Verbreitung des Glaubens! Was läßt sich davon Gutes hoffen?

Der Geist der Bibelgesellschaften ist ferner ein der katholischen Kirche ganz feindseliger; denn ihr Ziel ist kein anders, als dieser Kirche Abbruch zu thun: ja wenn es möglich wäre, sie aus der Welt zu vertilgen. Damit es nicht scheine, als wären unsere Worte übertrieben, fügen wir Beweise hinzu. O'Collaghan, selbst ein Protestant, findet an ihnen eine Opposition gegen Rom. Cottarel aber sprach es in einer Rede, die er 1813 vor den Vereinsmitgliedern gehalten, laut aus, er hoffe, daß die Bibelgesellschaften zum Umsturz des päpstlichen Ansehens sehr viel beitragen werden. (**The orthodox journal Octb. 1813 pag. 179.**) Frohlockte nicht auch unlängst der belgische Agent der Bibelgesellschaften darüber, als über

ein wichtiges Eingeſtändniß, daß nach dem päpſtlichen Rundſchreiben die Bibelgeſellſchaften überall dem Katholicismus entgegen zu wirken ſuchen? Schon die Vertheilung der Bibeln an und für ſich, die ohne alle Erklärungen und Noten Jederman zum beliebigen Gebrauche in die Hände gegeben werden, iſt dem kath. Glauben feindſelig und verſchafft dem proteſtantiſchen Princip von der freien Bibelauslegung ein Uebergewicht. Daher begünſtigen auch alle Sekten des Proteſtantismus dieſes Inſtitut und ſcheuen dabei weder Zeit, noch Mühe, noch Koſtenaufwand.

Daß die Bibelgeſellſchaften direkt auf Vernichtung oder doch Beeinträchtigung des kath. Glaubens ausgehen, erhellet auch daraus, daß ſie nicht bloß unter den Ungläubigen, ſondern auch unter den Katholiken ihre verfälſchten Bibeln ausgeben. So haben ſie in Frankreich im Jahre 1839 allein 137,000 Bibeln verbreitet; in Spanien wußten die Methodiſten vom Monate September bis Januar 1841 nicht weniger als 100,000 Bibeln in Umlauf zu bringen; in Italien verbreiten ſie die verfälſchte Ueberſetzung eines gewiſſen Diodat, eines Calviniſten; in Deutſchland beſonders die im Index ſtehende des Leander van Eß. Sie begnügen ſich aber damit noch nicht, bloß Bibeln zu verbreiten, ſondern wie als Dareingabe fügen ſie ihre Traktätlein hinzu, in welcher die katholiſche Kirche lächerlich gemacht, ihre eigenen Lehren aber als göttliche Wahrheiten gerühmt werden. Die Sion hatte unlängſt aus der gewiß unverdächtigen Quelle der Berliner Kirchenzeitung einen Beweis geliefert, mit welchem Eifer die Proteſtanten in Frankreich ihre Traktate verbreiten. Es iſt, heißt es dort, eine neue Methode der Traktatenvertheilung verſucht worden; dieſelben werden in die Häuſer getragen und nach 14 Tagen wieder abgeholt; in einer einzigen Stadt haben auf dieſe Weiſe 900 derſelben cirkulirt, der Oppoſition der katholiſchen Geiſtlichkeit ungeachtet, die in einem Orte die Traktate ſogar verbrennen wollte. Seit dem Beſtehen des Vereines ſind 9 Millionen Exemplare aus ſeinen Magazinen hervorgegangen. Dieſes Jahr wurden allein 700,000 gedruckt, wovon ſchon (den 15. April 1845) 500,000 ausgegeben waren. Nebenbei wurde der Allmanach des bons conseils zu 127,000 Exemplare abgezogen; auch ſind 14 neue Traktate erſchienen; außerdem wird eine neue

Art derſelben vorbereitet, ſogenannte Geſängetraktate mit Muſikbegleitung.

Dazu nehme man noch welche Quälereien und Verfolgungen diejenigen, welche im Auftrage der Bibelgeſellſchaften abgeſchickt werden, den kath. Miſſionären in den noch ungläubigen Ländern bereiten, und mit welcher Argliſt ſie die erſt bekehrten Katholiken in ihrem Glauben irre zu machen ſuchen. Die Sandwichsinſeln ſind ein ſprechender Beweis davon, und wer die Miſſionsnachrichten lieſt, kann dieſem Beiſpiele noch viele andere Belege an die Seite ſetzen. Erſt neulich wurden in Perſien zwei katholiſche Miſſionäre auf Betreiben eines Methodiſten, der beim Ruſſiſchen Geſandten viel vermochte, eingeſperrt und dann des Landes verwieſen. Sehr viele dieſer Bibelagenten ſtreuen, wo ſie immer hinkommen, nur den Saamen der Zwietracht aus, und ſtatt die Völker für das Evangelium zu gewinnen, erfüllen ſie dieſelben oft nur mit Abneigung ja Verachtung dagegen. So geſchieht es, daß unſere Miſſionäre durch Nichts mehr in ihrer Wirkſamkeit gehemmt werden, als gerade durch die Agenten der Bibelgeſellſchaft.

Was bringen alſo die Bibelgeſellſchaften für einen Nutzen? Die eigene Partei hat wenig Urſache, ſich über den Erfolg derſelben zu erfreuen. Neunzehn Jahre nach Entſtehung der Bibelgeſellſchaft, nämlich im Jahre 1823 hielt Pickerſeth, der Sekretär derſelben, bei Gelegenheit der Aufnahme neuer Mitglieder eine Rede. In dieſer legt er das auffallende Bekenntniß ab, daß im Verlauf der erſten zehn Jahre die Geſellſchaft nur von einem einzigen Individuum die Kunde erhalten, daß er durch die Bemühungen der Bibelagenten vom Götzendienſte zum Proteſtantismus übergegangen wäre. Ein Jahr darauf kann Dr. Heinrich Toweley, Miſſionär der Wiedertäufer in Bengalen nur drei, und zwar noch zweifelhafte, Bekehrungen als die Frucht ſeiner apoſtoliſchen Wirkſamkeit aufzählen. „Ich habe drei Fälle von Neubekehrten angeführt, von denen ich mit einigen Vertrauen ſprechen kann.“ Auch weiß er bei ſeiner Abreiſe von Bengalen im Jahre 1823 nur von Einem Indier zu reden, von dem die Miſſionäre in Calkuta die Hoffnung hegten, daß er aus wahrhaft edlen Abſichten in die chriſtliche Kirche aufgenommen zu werden ſuche. Man hat zwar in ſpäterer Zeit mit glänzendern Worten von dem Erfolge der Bibelgeſellſchaften geſprochen; aber

man weiß auch gar wohl aus andern, gewiß unverdächtigen Quellen, daß es nur Worte waren. Als der gelehrte Bramine Rammohum Roy vom Herrn Warn aus Cambridge gefragt wurde, welchen Erfolg die großen Anstrengungen hätten, die man zur Bekehrung der Eingebornen Indiens zum Christenthume mache, erwiderte er: „Die Antwort auf diese Frage ist sehr zarter Natur; denn die Missionäre der Wiedertäufer zu Serampore haben beschlossen, Jedem zu widersprechen, der es wagen wollte, den geringsten Zweifel über den guten Erfolg ihrer Bemühungen zu äußern.“ Nach welcher Richtschnur die protestantischen Missionäre bei ihren Berichten über ihre Wirksamkeit nach Europa zu verfahren pflegen, sagt uns der apostolische Vikar von Siam in einem Briefe vom 20. Juni 1829: „Die Agenten der Bibelgesellschaften zählen die ausgetheilten Bibeln und schreiben dann nach Europa, so viele Heiden seien bekehrt; doch ich sage als Augenzeuge, daß nicht ein Einziger dadurch Christ geworden sei. Dieß bestätigt auch der General Hislop in seiner Geschichte der Feldzüge gegen die Mahratten und Pindarren. Diese Missionäre glauben, sind seine Worte, daß die Austheilung des Evangeliums in chinesischer, Sanskrit-, hindostanischer und malayischer Sprache bei diesen Völkern genug sei, um ihre Absichten zu erreichen; und da sie diese Bücher an die englischen Agenten und Magistrate in verschiedenen Gegenden schicken, so berechnen sie die Anzahl ihrer Neubekehrten und die Früchte ihrer Arbeiten nach dem Verhältniße der vertheilten Exemplare. — Dieß sind also die glänzenden Erfolge von jenen Opfern und Anstrengungen, welchen die Bibelgesellschaften sich unterziehen! In 148 Sprachen wurde die Bibel übersetzt; mehr als dreizehn Millionen Exemplare hat man bereits von ihr unter die verschiedensten Völker vertheilt, und jährlich verwendet man bei dreißig Millionen Franken auf dieses von Gott so wenig gesegnete Werk! Aber wäre die Vertheilung der Bibel unter die Ungläubigen nur des geringen Erfolges wegen verwerflich! Es kommen noch andere Uebelstände hinzu. Dadurch, daß man die Bibel rohen Menschen, die vom Christenthume noch gar keine Kenntniß haben, zum beliebigen Gebrauche hingibt, verliert diese selbst alles Ansehen und wird oft zu den profansten Dingen mißbraucht. Martyn, ein in dieser Sache gewiß unparteiischer Zeuge, berichtet selbst von seinen Bibelvertheilungen, daß Viele von ihm Bücher ge-

fordert haben, in der Meinung, es ſei in ihnen die Ramayuna, ein indiſches Gedicht, enthalten. Das nouveau Journal Asiatique berichtet von den durch Dr. Moriſon ins Chineſiſche überſetzten Bibeln, daß ſie in China häufig von den Schuhmachern zu Pantoffel-Futter gebraucht worden ſeien; Andere haben die hl. Bücher, welche von den Bibelagenten oft nur an den Meeresſtrand ausgeſetzt und dann auseinander geſtreuet werden, aufgeleſen, und hierauf, weil ſie nicht wußten, was mit dem ſonderbaren Geſchenk, das ihnen die Europäer ſo freigebig austheilten, zu machen ſei, unter Gelächter zerriſſen oder ſie ihren Kindern als Spielzeug mit nach Hauſe gebracht. Die Geringſchätzung gegen die Bibel wird aber darin von den ungläubigen Völkern häufig auch auf das Chriſtenthum übergetragen, und mit jener verwirft man auch dieſes. Statt die Gemüther der Ungläubigen durch die vertheilten Bibeln für das Chriſtenthum zu gewinnen, werden ſie demſelben vielmehr abwendig gemacht. Dazu kömmt noch, daß die Unklugheit der Bibelagenten nicht ſelten den Chriſten in heidniſchen Ländern von Seite der weltlichen Regierung, die ſich durch die unſinnige Verbreitung dieſer fremden Bücher in ihren Inſtitutionen angegriffen fühlt, die blutigſten Verfolgungen erregt hat. Solches geſchah z. B. vor nicht gar langer Zeit im Reiche Siam, an deſſen Ufern die Bibelagenten ihre Bücher ausſtreuten.

82. Wie die hl. Schrift zu leſen iſt.

Jede heilige Schrift muß in dem Geiſte geleſen werden, in welchem ſie geſchrieben iſt. So ſagt Thomas von Kempis (1, 5.), dieſer gottſelige Mann, der in ſchlichter, oft unlateiniſcher Rede goldene Tugendlehren vorträgt. Durch innere Erleuchtung, durch unmittelbares Wort ſprach Gottes Geiſt zu dem Geiſt der heiligen Schriftſteller; und durch ſie ſpricht er zu uns. Mit tiefſter Ehrfurcht, mit Anbetung, mit demüthigſtem Geiſte ſollen wir dieß Wort vernehmen, dieſe Schriften leſen. Vor allen heiligen Schriften ſind die evangeliſchen heilig. In ihnen ſehen wir den menſchgewordenen Sohn des Allerhöchſten auf Erden wandeln, Werke ſeines Vaters, Werke der Allmacht verrichten; in ihnen ſehen wir den Erlöſer der Welt von den Böſen verfolgt, verläſtert, angeklagt, gerichtet, an's Kreuz geheftet; in ihnen ſehen wir ihn, den Herrn

der Herrlichkeit, auferſtehen von den Todten, auffahren zum Himmel, um zu ſitzen an der Rechten ſeines Vaters; in ihnen hören wir ihn, den Richter der Welt drohen, richten, ſtrafen und verdammen. Was der heilige Chryſoſtomus von allen heiligen Schriften ſagt, das gilt von den evangeliſchen vorzüglich: „Zum Leſen der heiligen Schriften muß man hintreten, als wenn man in den Himmel einginge. Denn die Leſung der heiligen Schriften iſt die Aufſchließung des Himmels; der Propheten Mund iſt Gottes Mund.“ (Hom. 2 über Iſaias.) Der heilige Auguſtinus ſchreibt von ſich, als ihn Gott noch nicht erleuchtet hatte zur Demuth: „Ich beſchloß meinen Geiſt zu wenden auf die heiligen Schriften, damit ich ſähe, was ſie wären. Und ſieh! ich erblickte Dinge, nicht offenbar den Hoffärtigen, noch enthüllt den Kindern, ſondern im Beginn unſcheinbar, im Fortgang erhaben und von Geheimniſſen umſchleiert: und ich war der nicht, welcher in ſie dringen konnte, oder den Nacken beugen zu ihrem Schritte.... Meiner Aufgeblaſenheit widerſtand ihre Art und meine Spähkraft drang nicht in ihr Inneres. Denn ſie iſt's, die mit den Kleinen wächſt; ich aber verſchmähte es, der Kleinen Einer zu ſeyn, und geſchwollen vor Stolz ſchien ich mir groß.“ (Bekenntn. 3, 5.)

Die heiligen Schriften ſind geſchrieben zu gottſeliger Erbauung: ſo auch müſſen ſie geleſen werden, nicht aus Vorwitz, nicht um ſeinen Scharfſinn an ihnen zu üben, oder mit ihrer Kenntniß zu glänzen, ſondern zur chriſtlichen Erbauung, zuvörderſt ſeiner ſelbſt willen, dann auch um fähig zu ſeyn, Andere zu erbauen. Vortrefflich ſchreibt der hl. Bernard: „Es ſind welche, die wiſſen wollen, nur zu dem Zweck, damit ſie wiſſen. Das iſt ſchnöder Vorwitz. Es ſind welche, die wiſſen wollen, damit ſie ihre Wiſſenſchaft ausbieten, zum Beiſpiel um Geld, um Ehren und Würden. Das iſt ſchnödes Gewerbe. Es ſind welche, die wiſſen wollen, damit ſie erbauen — das iſt Liebe — auch die wiſſen wollen, damit ſie erbaut werden; das iſt Klugheit. Nur die zwei Letzten ſind es, die das Wiſſen nicht mißbrauchen. Die Andern laß beherzigen: Wer das Gute weiß und es nicht thut, zur Sünde iſt's ihm. (Jak. 4, 17.) Zuvörderſt und zuerſt aber ſoll Einer wiſſen für ſich, weil das erſprießlich iſt und ordnungsmäßig. Ordnungsmäßig: weil, was wir ſind, uns das erſte iſt; erſprießlich: weil ſolches Wiſſen nicht auf-

blähet, und weil es Vorbereitung ist zur Erbauung Anderer." (Ueber das hohe Lied, Rede 36.)

Die heiligen Schriften sind geschrieben mit reinem Herzen: daher müssen sie mit reinem Herzen gelesen werden, oder doch mit eifrigem Bestreben, das Herz zu reinigen. Der weise Mann sagt: „Schlechte Gesinnung ist fern von Gott ... denn die Weisheit kömmt nicht in eine boshafte Seele und wohnet nicht in einem Leibe, welcher den Sünden unterworfen ist. Denn der heilige Geist, der Geist der Zucht, flieht den Heuchlerischen und weichet von unberathenen Gesinnungen." (B. der Weisheit 1, 3—5.) Unser Heiland spricht: „Wer will Dessen Willen thun, Der Mich gesandt hat; der wird inne werden der Lehre, ob sie von Gott sei, oder ich von mir selbst rede." (Joh. 7, 17.) Im Geiste dieser Worte schreibt der hl. Bernard: „Alles kommt hier an auf Gesinnungen, nicht durch des Verstandes Kraft gelangt man hin, sondern durch Gleichförmigkeit." (Ueber das hohe Lied, Rede 67.) In eben dem Geiste auch der hl. Augustinus: „Man gelangt nicht zur Wahrheit, als durch Liebe. Die Liebe ist, welche macht, daß man völliger und besser erkenne." (Wider Faustus B. 32, 18. und über Joh. Abhandl. 16.)

Die hl. Schriften sind uns überliefert als Urkunden unsers Glaubens, sie sind das Siegel der Erbarmungen Gottes, das Unterpfand seiner Verheißungen und Gnaden. Wir sollen sie lesen mit frommer Sammlung des Gemüthes, mit gottseligem Eifer und Durst, mit frohem, dankbarem Geiste für dieß Geschenk der Gottheit. Mit welchem Hochgefühl heiliger Freude las sie der Kirchenlehrer Chrysostomus! Hören wir ihn, wie er von denselben, insonderheit von den apostolischen Sendschreiben spricht: „Ich erhebe mich und erglühe vor Verlangen, diese mir so liebe Stimme zu vernehmen; ich glaube ihn, den Apostel, gegenwärtig zu sehen und sprechend zu mir." (1. Hom. über d. Sendschr. an d. Röm.)

Der inhaltreiche Sinn der hl. Schrift, die geheimnißvolle Tiefe mancher Stellen fordert uns mehr auf zum gottseligen Nachdenken, zur ernstlichen Betrachtung. „So geheimnißreich" (schreibt der hl. Augustin) „ist die Tiefe der hl. Schriften, daß ich täglich in ihnen voranschritte, wenn ich sie allein, von Jugend an bis in's hohe Alter, mit aller Muße, mit größtem Fleiße, mit besseren Verstandes-

kräften, zu erforſchen mich beſtrebte. So verborgen iſt die Tiefe der Weisheit, daß den Betagteſten, Scharfſinnigſten, Lehrbegierigſten das widerfährt, was eben dieſe Schrift irgendwo ſagt: „Wenn der Menſch endigt, dann fängt er an.“ (Schreiben an Voluſianus.)

Das Faßliche und das Helle der Schrift, das Tiefe und das Dunkle, ſtehen in ſolcher göttlichweiſen Einigung, daß ſie Allen zugänglich iſt, Wenigen aber durchdringlich. Hören wir hierüber denſelben Kirchenlehrer: „Um ſo verehrungswerther und des heiligen Glaubens würdiger erſcheint mir das Anſehen der hl. Schriften, da ſie Jedem lesbar ſind, aber dennoch die Würde ihrer Geheimniſſe in tieferem Verſtande bewahren; in den klarſten Worten und in der einfachſten Redensweiſe Allen ſich darbieten; und die Geiſtesanſtrengung derer üben, die nicht leichtſinniges Herzens ſind, auf daß ſie Alle aufnehmen in ihren menſchenfreundlichen Buſen.“ (Bekenntn. 6, 5.) „Was ſie gemeinfaßlich vorträgt, das ſpricht ſie, wie ein vertrauter Freund, zu dem Herzen der Ungelehrten und der Gelehrten. Was ſie in Geheimniß verbirgt, das hüllet ſie nicht ein in hochfahrende Rede, zu der nicht zu nahen wagte der Schwächere und Ungelehrte, wie der Arme nicht zum Reichen; ſondern ſie ladet Alle ein mit einfältiger Rede; nährt ſie mit offen vorliegender Wahrheit, übet ſie aber auch durch verborgene.“ (Schreiben 137. an Voluſian.) Cf. Kiſtemacker die hl. Schriften ꝛc.

83. Anſichten des großen Erzbiſchofs Fenelon über das Leſen der hl. Schrift.

Fenelon hat in ſeinem Briefe an den Biſchof von Arras über das Bibelleſen unter Anderm ſich alſo geäußert:

Man muß nach meiner Anſicht die beiden Maximen der Kirche nie von einander trennen; man muß nämlich

a) nur denjenigen Gläubigen die Schrift in die Hände geben, welche ſchon vorbereitet ſind, dieſelbe mit Frucht zu leſen; aber

b) ohne Unterlaß daran arbeiten, die Gläubigen zu dieſem Leſen vorzubereiten.

Begnügt man ſich damit, beſtändig zu vermuthen und zu behaupten, daß alle Gläubigen ſchon dazu vorbereitet ſeien, ohne ſie wirklich dazu vorzubereiten, ſo unterhält man nur den Vorwitz, die

Vermeſſenheit und eine unbeſonnene Kritik und gibt dieſen Fehlern die Schrift ſelbſt zur Nahrung.

Den Beweis hievon ſieht man nur gar zu klar in unſern Tagen. Setzt man im Gegentheil beſtändig voraus, daß die Gläubigen zu dieſer Lektüre noch nicht hinlänglich vorbereitet ſeien, ohne daß man je an dieſe Zubereitung im Ernſte Hand anlegt, ſo raubt man ihnen jene Tröſtungen und Früchte, welche die erſten Chriſten ohne Unterlaß aus den heiligen Büchern zogen. Mein Schluß iſt demnach, daß man ſich unaufhörlich bemühen müſſe, die Gläubigen zum Leſen der hl. Schrift vorzubereiten; daß man nicht rechnen müſſe auf die Zahl derjenigen, welche hinreichend unterwieſen und gründlich befeſtigt ſind in Jeſu Chriſto; ſondern nur auf jene, die man ſelbſt in den Stand geſetzt hat, dies Brod der Starken zu verdauen; daß man ihnen gemäß der Anweiſung erfahrner, geiſtlicher Führer nur nach und nach die verſchiedenen Bücher der hl. Schrift in die Hände geben müſſe, nachdem man ſie fähig befindet, dieſelben zu vertragen; in Betreff der Uebrigen aber ihnen ſagen muß: „Non potestis portare modo, poteritis autem postea.“

Nun zeigt Fenelon ausführlicher, wie nothwendig es ſei, die Gläubigen zum Bibelleſen vorzubereiten.

Ich habe Leute geſehen, fährt er hierauf fort, die faſt glaubten, man wolle ſie mit Kindermährchen unterhalten, wenn man ihnen die Stellen der hl. Schrift zu leſen gab, wo es heißt: eine Schlange habe mit Eva geſprochen, um ſie zu verführen; eine Eſelinn habe den Propheten Balaam angeredet, und Nabuchodonoſor habe wie ein Ochs Gras gefreſſen. St. Auguſtin ſah ſchon voraus, daß ſich anfangs manche Leſer darüber aufhalten würden, daß die Patriarchen ſo viele Weiber hatten; und er hielt es für nöthig, dasjenige ausführlich anzugeben, was ſie darüber rechtfertigen könnte. Jedermann weiß, wie viele Mühe ſich dieſer Kirchenvater gegeben habe, zu beweiſen, daß Jakob nicht gelogen, daß er ſeinen Vater nicht hintergangen habe, als er ſeinen ältern Bruder um den väterlichen Segen brachte. Ich habe einen vernünftigen Mann kennen gelernt, der es nicht ohne Unwillen anſehen konnte, daß ein Volk, welches vorgab, es werde durch die Hand Gottes geleitet, erſt die Schätze Aegyptens ſtahl, ehe es aus dieſem Lande zog; daß dieſes Volk in der Wüſte ſich gegen Moyſes empörte, ein goldenes Kalb anbetete, und endlich

ſeine göttliche Sendung nur dazu gebrauchte, ſich der Länder der benachbarten Völker zu bemächtigen, dieſelben zu erſchlagen, um ihre Plätze einzunehmen, und bei allem dem eben ſo verdorben, als dieſe Völker war. Ich mußte, um dieſen Tadelkopf zurecht zu weiſen, mich mit einer weitläufigen Widerlegung all dieſer Einwürfe abgeben. Andere habe ich geſehen, denen es anſtößig war, daß David ſeinem Sohne ſterbend eine Rache anbefahl, die er im Leben nicht genommen hatte. — Man kann es nicht in Abrede ſtellen, daß es gemeinen Leuten, deren Verſtand ſich noch nicht dem Anſehen der hl. Bücher unterworfen hat, wunderlich vorkomme, wenn ſie ſehen, daß ſelbſt die Propheten manche Handlungen unternehmen, die eben nicht die anſtändigſten und vernünftigſten zu ſeyn ſcheinen.

Es iſt wahr, daß dieß außerordentliche und auf eine nicht gewöhnliche Weiſe angegebene (inſpirirte) Dinge ſind; es iſt wahr, daß ſie uns wichtige Wahrheiten lehren. Wie ſind aber die gemeinen Leute, Leute ohne Demuth, ohne einige erworbene Tugend, wie ſind ſie vermögend, ſolche Beiſpiele zu faſſen und zu ertragen? Steht es nicht zu befürchten, daß ſich ein Jeder dieſelbe nach ſeinem Eigendünkel erkläre und ſie alſo mißbrauche? So lange man nicht an dieſe tiefen Geheimniße gewöhnt iſt, muß man da nicht erſtaunen, wenn man ſieht, daß Abraham ſeinen eigenen Sohn ſchlachten will, ob ihm gleichwohl Gott denſelben durch ein Wunder gegeben und verheißen hatte, daß Einer aus der Nachkommenſchaft dieſes Sohnes der Segen der ganzen Welt ſeyn ſollte? Es kömmt Einem wunderbar vor, wenn man ſieht, daß Jakob, von ſeiner inſpirirten Mutter angeleitet, die Rolle eines Betrügers ſpielt. Man wundert ſich eben ſo ſehr, wenn man ſieht, was für ein Weib ſich Oſeas auf Geheiß Gottes zur Gemahlin ſuchen muß. Ungelehrige und verderbte Leute erſtaunen darüber, daß man ihnen den Job als ein Muſter der Geduld vorſtellt, der doch dem Tage ſeiner Geburt flucht, damit groß that, er habe nie die Strafe verdient, die er leide, und der in dem Uebermaaße ſeiner Qual gegen Gott ſelbſt zu murren ſcheint, nachdem er den Troſt, den ihm ſeine Freunde beibringen wollten, verſchmäht hatte, indem dieſe ihn ermahnten, er ſolle ſich als einen Sünder erkennen. Es läßt ſich äußerſt ſchwer erklären, wie ſich doch die Judith, welche uns der heilige Geiſt als ein Wun-

der der Tugend ſchildert, zu einem Beſuche des Holoſernes habe entſchließen können. Sie reizt ihn zum Böſen, ſagen die Freidenker, ſie betrügt ihn, ſie bringt ihn meuchelmörderiſcher Weiſe ums Leben. In dem ganzen hohen Liede kömmt nicht ein Wort von Gott und der Tugend vor: der Buchſtabe zeigt dort nichts Anders, als eine ſinnliche Liebe, welche die gefährlichſten Eindrücke machen kann, wenn das Herz des Leſers nicht wohl geläutert iſt. Freilich finden diejenigen, deren Augen der Glaube erleuchtet hat, die ſchon eine hl. Liebe gekoſtet haben, in dieſem Liede eine herrliche Allegorie, welche die Vereinigung reiner Seelen mit Gott ſchildert; aber nur Wenige ſind hinlänglich erneuert in Chriſto Jeſu, um in das Geheimniß der hl. Vermählung der Braut mit dem Bräutigam völlig einzudringen. Bleibt man bei dem Buchſtaben des Predigers ſtehen, ſo glaubt man das Gewäſch eines Gottloſen zu hören, welcher glaubt, es ſei Alles Eitelkeit unter der Sonne, weil der Menſch ſo ganz, wie auch das Vieh dahinſterbe. Die Bücher der Machabäer ſchildern uns ein Volk, welches das Joch der ſyriſchen Könige abſchüttelt und um eine freie Religionsübung zu haben, die Waffen ergreift, ſtatt den Martyrertod geduldig zu leiden, wie es die erſten Chriſten thaten, ohne ſich jemals gegen die Kaiſer zu empören. Eine große Anzahl der Alten iſt in den Irrthum der Millenarier verfallen, indem ſie von dem tauſendjährigen Reiche der Apokalypſe laſen, und der hl. Auguſtin geſteht, er habe ſelbſt dem falſchen Vorurtheile der gemäßigten Millenarier beigepflichtet. Alle diejenigen, die ſchon zum Voraus mit proteſtantiſchen Vorſtellungen eingenommen ſind, können in Verſuchung gerathen, zu glauben, Rom ſei noch jetzt jenes Babylon, welches Götzen zur Anbetung aufſtellt, weil es vorſchreibt, die Bilder zu verehren und die Heiligen anzurufen. Ich habe Leute geſehen, welchen der Purpur und Scharlach auffallend war, mit welchem dieſes Babylon übermüthig prangte. Es koſtet Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß der hl. Johannes in dieſen Stellen das heidniſche Rom geſchildert habe, welches die Chriſten dreihundert Jahre hindurch verfolgte.

Alle diejenigen, welche zum Voraus für dergleichen Vorurtheile eingenommen ſind, glauben in dem Briefe an die Römer zu leſen, daß Gott die meiſten Menſchen haſſe und verwerfe, ohne einige Verſchuldung von ihrer Seite, welche ihn dazu vermögte. Dieſe näm-

lichen halbproteſtantiſch denkenden Leute können nicht leſen, daß Gott das Wollen und auch das Wirken gebe, ohne ſogleich zu ſchließen, daß Gott dieſes durch eine zwingende Gnade thue. Sie ſuchen in der Folge, wer weiß, wie viele eitle Spitzfindigkeiten auf, um dieſer Gnade nicht den Namen einer zwingenden zu geben, von der ſie doch vorausſetzen, daß ſie der Wille nicht ausſchlagen könne, ſobald ſie ſich anbietet, weil man dieſer unvermeidlichen und unüberwindlichen Luſt nothwendig folgen muß.

Die Socinianer, welche in unſern Tagen ſo zahlreich und ſo gefährlich ſind, bedienen ſich des Evangeliums, um zu beweiſen, daß Jeſus Chriſtus ſich erklärt habe, er habe in keinem andern Sinne für einen Gott wollen gehalten werden, als nur in jenem uneigentlichen und allegoriſchen Verſtande, in welchem zu den Menſchen geſagt wird: Ihr ſeid Götter; und daß Jeſus Chriſtus in förmlichen Ausdrücken erklärt habe: Mein Vater iſt größer, als ich.

Die Proteſtanten behaupten aus den Briefen an die Römer, an die Galater und an die Hebräer zu beweiſen, daß der Glaube ohne die Werke genugſam ſei, obſchon die Werke dem Glauben folgen. Sie wollen aus dem Briefe an die Hebräer darthun, daß in dem neuen Bunde nur Ein Sünd- und Verſöhnopfer Statt finden könne, welches nicht brauche, wiederholt zu werden, weil es nicht unzulänglich ſei, wie es die Schlachtopfer der Juden waren.

Die Proteſtanten glauben in der Epiſtel des hl. Johannes Beweiſe für die Unſündlichkeit derjenigen zu finden, in welche der göttliche Saame der Gnade iſt gepflanzt worden. Andere glauben allda den Fanatismus zu erblicken, wenn der Apoſtel ſagt, daß Gottes Salbung uns Alles lehre. Sie ſagen, der hl. Paulus beſtätige dieſe Maxime, wenn er ſpreche: daß der geiſtige Menſch über Alles richte und von Keinem gerichtet werde. Jene überdieß, die einigen Hang zum Unglauben haben, laſſen es an Einwürfen gegen die ſcheinbaren Widerſprüche nicht fehlen, welche ſich in den verſchiedenen Ausgaben der hl. Schrift befinden. Es macht ſie irre, daß einer von den Evangeliſten ein ganz anderes Geſchlechtsregiſter Jeſu Chriſti anführt, als der andere. Sie ärgern ſich daran, daß Jeſus Chriſtus ſagt: Ich gehe nicht hinauf gegen Jeruſalem zu dieſem Feſte; und daß er hernach doch heimlich hinreiſet. Sie werfen ihm vor, daß er ſich fürchte, daß er ſeinen Vater bitte, er möge ihn des Lei-

dens überheben, daß er ſich endlich am Kreuze beklage, von ihm verlaſſen zu ſeyn. Sie ſetzen noch hinzu: daß die Jünger nicht einſtimmig mit einander ſeien, daß Paulus dem Petrus ins Angeſicht widerſpreche, und ſich mit dem Barnabas nicht vertragen könne u. ſ. w. Alle dieſe Schwierigkeiten, fährt Fenelon fort, ſchwinden ohne Mühe, ſobald der Geiſt von ſtolzem Zutrauen auf ſich ſelbſt geheilet iſt. Alsdann übergehet man nach der Regel des hl. Auguſtin all dasjenige, was man nicht verſteht, und man erbaut ſich an Allem, was man verſteht. Man glaubt dann ganz gerne, daß Gottes Wort für uns eine geheimnißreiche Tiefe habe, wohin unſer ſchwacher Verſtand nicht eindringen kann. Man hört alsdann mit gelehrigem Gemüthe Alles, was uns unſere Seelenhirten lehren, um die beſchwerlichen Stellen zu rechtfertigen. Man wendet alsdann ſeine ganze Achtſamkeit auf jene Grundſätze, die uns zum Schlüſſel dienen. Man iſt immer mißtrauiſch auf ſich ſelbſt, und fürchtet ſtets, dem Vorwitz und eigenen Vernünfteln freien Lauf zu laſſen. Alsdann wirft man ſich nicht ſelbſt zum Richter dieſes Wortes auf, ſondern man unterwirft ſich ſeinem Gerichte. Alsdann lieſt man keine Stelle der Schrift, als nur nach dem Rathe erfahrner Seelſorger und Geiſtesführer; man lieſt ſie anders nicht, als in dem Geiſte der Kirche ſelbſt. Man betet alsdann mehr, als man lieſt, und man lieſt nicht anders, als in dem Geiſte des Gebetes; und man iſt gewiß, daß es das Gebet iſt, welches uns die Schrift öffnet. Dann bringt die Seele, wie es Caſſian verſichert, verarmt durch jene Armuth, welche die erſte der Seligkeiten iſt, in den Sinn dieſes geheiligten Wortes, nicht ſo ſehr durch das Leſen des Textes, als durch ihre eigene Erfahrung. Dann öffnet ſich die Schrift deutlicher, ihre Adern theilen uns das Mark derſelben mit, indem wir den Schriftſtellern dieſes Textes gleich und mit demjenigen eines Sinnes werden, wovon derſelbe ſeinen Urſprung hat.

84. Bemerkungen über einige von den Ungläubigen häufig angefochtene Angaben des Pentateuchs.

a) Die Nachrichten, welche Moſes von der Schöpfung gibt, verdienen allein unter allen Fabeleien der Heiden unſern Glauben.

Alles, was die Heiden von der Entſtehung der Welt und ihrer

Geſchöpfe fabeln, iſt oft eben ſo albern als vernunftwidrig; was aber Moſes von der Schöpfung erzählt, iſt eben ſo vernunftgemäß, als glaubenswürdig. Nach der moſaiſchen Erzählung ſchuf nämlich Gott zuerſt den ganzen Stoff zu dieſem unſerm Sonnenſyſteme Gen. 1, 1. Dieſer Stoff, welchen man das Weltall und die erſte Schöpfung nennen kann, war eine ungeſchiedene, chaotiſche, flüſſige Maſſe. Wie lange dieſer Zuſtand dauerte, und welche Erſcheinungen er darbot, hat die hl. Schrift vor unſern Augen verhüllt; indeß hat die Geologie aus dem Schooße der verſchiedenen Erdſchichten alte Geſchlechter, nun erloſchene Raçen, zu Tage gefördert, und dadurch unumſtößliche Beweiſe von den großen und verſchiedenen Veränderungen geliefert, welche unſere Erde in der Urwelt erfahren. Man findet in allen Welttheilen in den niedrigſten Gegenden, wie in Bergen bis zur bedeutenden Höhe horizontale Lager von unzähligen Verſteinerungen der Pflanzen und Thierwelt, oft ſo häufig, daß die ganze Maſſe des Bodens daraus beſtehet, und nicht blos im loſen Sande, ſondern auch im feſten Geſtein eingeſchloſſen. Die tiefſten Lager ſind durch dieſe Pflanzenwelt ausgezeichnet, die darauf folgenden, durch eine große Anzahl ſpäter wieder vernichteter Thiere, unter denen ſich rieſenmäßige Reptilien bemerkbar machen, dann Fiſche, Vögel, zuletzt Landſäugethiere. Die Naturkundigen bemerken, daß die Beſchaffenheit der organiſchen Ueberreſte aus der Urwelt in den Schichten genau der Ordnung entſpreche, in welcher nach Erzählung der hl. Schrift die Klaſſen, denen ſie angehören, hervorgebracht wurden. Auch die alten Kosmogonieen ſtimmen damit überein und reden von einer Reihe aufeinander folgender Umwälzungen, wodurch die Welt zerſtört und erneuert wurde. Die Geſetze des Menu, ein indiſches Werk, ſagen: Es gibt unzählige Weltenſchöpfungen und Weltenzerſtörungen; das höchſt erhabene Weſen vollführt all dieſes, ſo leicht wie zum Spiele, um Glückſeligkeit zu verbreiten.

Man hat zwar die ſo eben genannten Verſteinerungen für eine Folge der Sündfluth gehalten; allein man hat die Entdeckung gemacht, daß viele von dieſen Ueberreſten in ſolchen Lagen eingegraben liegen, welche die Sündfluth, ſo gewaltſam und ausgedehnt ſie ſeyn mochte, nicht berührt haben konnte; denn ihre Wirkſamkeit erſtreckte ſich nur auf die Oberfläche der Erde und ließ da ihre Spuren der Zerſtörung zurück. Dieſe Ueberreſte werden aber unter Lagern ge-

funden, welche die äußerſte Erdrinde bilden. Wären ſie in Folge der Sündfluth entſtanden, ſo müßte man ſie auch in Verwirrung durcheinander gemiſcht entdecken; aber es zeigt ſich vielmehr, wie oben bemerkt, in dieſen Lagern eine unverkennbare Ordnung. Dabei iſt auch noch dieß zu bemerken, daß man in den Lagern, wo Spuren der Sündfluth angenommen werden können, Knochen von Thieren, die zu noch beſtehenden Arten gehören, antrifft, umgekehrt aber bei jenen tiefer gelegenen Foſſilen; im Gegentheile ihre Skelette geben uns eine Vorſtellung von Ungeheuern, ſowohl in Beziehung auf Größe als auf Geſtalt, die gar keine analoge Gattung in der Gegenwart haben, und deren Daſeyn neben dem Menſchen kaum als möglich gedacht werden kann. Es iſt alſo höchſt bedeutungsvoll, daß Moſes, ehe er die Schöpfung unſerer gegenwärtigen Welt erzählet, die Worte vorausgehen läßt: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde; aber die Erde war wüſte und leer, und Finſterniß war über dem Abgrund, und der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern.“ In dieſen Worten ſind all jene Zertrümmerungen und Erhebungen, jene gewaltigen Ereigniſſe überhaupt, wie wir ſie oben bezeichneten, angedeutet.

Was das Sechstagwerk ſelbſt betrifft, welches eigentlich als zweite Schöpfung bezeichnet werden kann, ſo gehet Eines aus dem Andern hervor. Man hat ſich das Weltall zu Anfang des Sechstagwerkes in einem vollſtändig flüſſigen Zuſtande zu denken, der von einer außerordentlichen Wärme ganz unabhängig von den Sonnenſtrahlen, bewirkt worden iſt, wofür ſchon die Thatſache ſpricht, daß die Temperatur der Erde wächst, je weiter man in das Innere eindringt. Das Licht trat zuerſt durch das Wort der Allmacht aus dem Chaos hervor; denn es iſt die Quelle alles organiſchen Lebens. Und aus dieſer von dem Grundſtoffe geſchiedenen lichtvollen Materie bildete Gott ſpäter, wie der hl. Thomas von Aquin ſagt, die Himmelskörper. Nun ſchuf Gott jenen unermeßlichen Raum, den wir Firmamentum nennen, und ließ wäſſerige Grundſtoffe in die Region der Lichtmaterie aufſteigen. (V. 6.) Am dritten Tage ſammelten ſich die Waſſer an einem Ort. (V. 9.) In Folge der Rotalbewegung der Erde mußten nämlich die Waſſer ſchon am erſten Tage gegen den Aequator ſtrömen und verſchiedene Gegenden gegen die beiden Pole zu entblößt zurücklaſſen. Da aber das Gleichgewicht nicht ſogleich

erfolgte, mußten die Waſſer zurücktreten und abermals anſchwellen, bis ſie ungefähr am dritten Tage ein feſtes Gleichgewicht erhielten. Die Maſſe Waſſers aber, welche gegen den Aequator allzuſehr angelaufen, mußte ſelbſt vermöge ihrer Schwere in die innerſten Eingeweide der Erde ſich einen Weg bahnen. So entſtand das Trockene und auf demſelben käumten alſobald Pflanzen und Kräuter und Bäume. Die rieſenmäßige Vegetation änderte den Zuſtand der Atmoſphäre auf eigenthümliche Weiſe; indem ſie den Ueberfluß an Kohlenſäure, die darin verbreitet war, verzehrte, machte ſie dieſelbe reiner und für das Athmen der Thiere geeigneter. Es traten daher die Thiere erſt in der Schöpfung ein, nachdem die Pflanzen bereits vorhanden waren; die Priorität dieſer war auch darum nöthig, weil ſie für jene die Lebensbedürfniſſe ſind. Auch üben die Himmelskörper auf das animaliſche Leben ihren Einfluß aus. Darum ſchuf Gott auch dieſe zuvor und gab ihnen ihre feſten Geſetze. Jetzt ging es an die Schöpfung der Thiere, und zwar wird der Anfang bei den Waſſerthieren gemacht und dann zu den Vögeln übergegangen. Nicht ohne Grund werden die Fiſche und Vögel vereiniget; denn ſie haben denſelben Bau des Gehirns und ſetzen durch eine blos innere Anſtrengung ohne äußere Beihilfe der Füße, oft nicht einmal der Flügel und Floßfedern, ihren Lauf fort. Am ſechsten Tage ſchuf Gott endlich die Landthiere, ſowohl die vierfüßigen als kriechenden, und zuletzt endete er, nachdem er noch das vorzüglichſte Geſchöpf, den König der ganzen Schöpfung, den Menſchen, nach ſeinem Bilde und Gleichniſſe geſchaffen hatte. Aus dem Niedern ſtieg alſo Gott zum Höhern auf, und weil der Menſch über Alles herrſchen ſollte, war es angemeſſen, daß das, welches er beherrſchen ſollte, ſchon gleich bei ſeinem Entſtehen ihm übergeben werden konnte.

Auch die heidniſchen Sagen ſpielen, ſo fabelhaft ſie im Allgemeinen ſind, in einzelnen Dingen unleugbar auf die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte an. Nach der phöniziſchen Sage iſt Schlamm die ewige Materie; auf dieſe wirkte der Hauch der Stimme aus dem Munde Jah's; der geiſtige Hauch verband ſich mit der Liebe. Daraus entſtand das dunkle Chaos. Dieſes, von dem Hauch durchdrungen, gab den Urſchlamm, worin der Saame zu Erzeugungen lag u. ſ. w. — Der babyloniſchen Sage zu Folge gab es eine Zeit, in welcher alles Finſterniß und Waſſer war; hierauf riß Belus ſein Weib Omo-

roka in zwei Hälften: aus der Einen bildete er die Erde, aus der Anderen den Himmel. — An die sechs Schöpfungstage erinnern bei den Chinesen die von ihnen verehrten fünf Planeten nebst der Sonne und dem Monde; bei den Aegyptern die Verehrung der Planeten als kosmogonische Gottheiten und als Vorsteher der Wochentage u. s. w.

Viel Aehnlichkeit hat mit der Schöpfung, wie sie von Moses erzählt wird, die Bildung des Küchleins im Ei. Wenn das Küchlein im Ei entstehet, schreibt der selige Bischof Wittmann, erscheint vor allem Blut mit Lebenswärme. Sieh hier den Geist über dem Gewässer. Hernach entsteht zuerst ein springender Punkt, der in seiner Ausdehnung als sehr kleiner Feuerfunken erglänzt, und in seiner Zusammenziehung bald wieder dem Auge sich entzieht und vor Kleinheit verschwindet. Sieh das Licht und die Sonderung des Lichtes von der Finsterniß. Zweitens ein flüssiger Theil, wie Nebel vermengt, worin kaum einige Adern sich zeigen, sondert sich von der übrigen Masse. Sieh hier die Theilung der Wasser von einander. Drittens allmählig entstehen feste Theile, vorzüglich das Haupt und der Rückgrat, hernach erhebt sich die Zusammenfügung der Seiten, nach und nach erscheinen auch die innern Theile, endlich wird das Eingeweide von einer Haut umschlossen und es wachsen die Federn hervor. Sieh das Hervorgehen des Trockenen aus den Wassern und das Hervorsprossen der Pflanzen aus dem Trockenen! Viertens das Küchlein öffnet das Ei und kommt an das Licht: und nun erst werden durch Sonne, Mond und Sterne auch die Tage und Nächte, Zeiten und Jahre. Sieh die Geschichte des vierten Tages! Fünftens das Küchlein, das aus dem Ei hervorgegangen, lebt und handelt von selbst; zuletzt, nachdem es erwachsen ist, erzeugt und gebärt es auch. Sieh allmählig die vollkommene Geburt des Lebens am fünften und sechsten Tage der Schöpfung!

b) Ob das Alter der Erde höher hinaufreicht, als es von Moses angegeben wird.

Es wäre nicht gegen den Glauben, wenn man der Erde ein höheres Alter zuschriebe, als sie nach den mosaischen Angaben hat; denn unbeschadet der Dogmen läßt sich sagen, daß diese Erde lange schon vor Adam bestanden; dann aber sei sie in ein Chaos zurückgefallen und von Gott innerhalb sechs Tagen wieder hergestellt worden. Diese Meinung kann sich sogar auf Gen. 1, 1. fussen. Allein

man hat keinen ſtichhaltigen Grund, unſerer gegenwärtigen Welt, wie ſie als Sechstagwerk aus der Hand Gottes hervorging, ein höheres Alter zuzuſchreiben; denn

a) die geologiſchen Beobachtungen geben keine Gewißheit und können höchſtens zur Annahme bewegen, daß vor dem Sechstagwerk die Materie zu unſerer gegenwärtigen Welt ſchon geſchaffen war. Andere Naturkundige wollen ſogar das Gegentheil entdeckt haben. Der verdienſtvolle de Lück, welchen man den Vater der Erdkunde zu nennen pflegt, hat den Beweis geliefert, daß die Erde nicht älter ſei, als Moſes ſagt, und La Metherie und Dolomieu, zwei bittere Feinde des Chriſtenthums, ſahen ſich genöthiget, die Bündigkeit ſeines Beweiſes anzuerkennen.

b) Die Chronologie anderer Völker iſt weit unzuverläſſiger, und ihr ſtehet das Fabelhafte an der Stirne geſchrieben. So läßt z. B. die Chronologie der Aegyptier viele tauſend Jahre vor den menſchlichen Königen die Sonne und verſchiedene Götter regieren. Selbſt diejenigen, die in Ermanglung anderer Quellen dieſer Angaben ſich bedienten, ſetzten keinen Glauben in ſie. Daher ſagt Herodot von den Ueberlieferungen der Aegyptier: „Was ſie erzählen, deſſen mag ſich jener bedienen, dem es glaubwürdig ſcheint.“ Dieß hat aber neuere Feinde des Chriſtenthums nicht gehindert, eine Chronologie von zahlloſen Jahren, ganz unverträglich mit der des Moſes aufzuſtellen. So ſetzte z. B. Volney die Bildung der Prieſterhöfe in Aegypten 13,300 Jahre vor Chriſtus und nannte dieß den zweiten Zeitraum ſeiner Geſchichte. Man rief die ungeheuern und halb vergrabenen Rieſenbilder und die unterirrdiſchen Tempel auf, von dem Alter des Volkes Zeugniß zu geben, welches ſie errichtete; deßgleichen ſprach man zu dieſem Zwecke die aſtronomiſchen Ueberreſte an; vor Allem aber warf man ſich auf die Hieroglyphen, mit Triumph zeigte man auf dieſe geheimnißvollen Inſchriften und meinte, es wäre nur ein Daniel nöthig, der ſie deuten könnte, und um das Anſehen der hl. Schrift wäre es geſchehen. Aber eitle Prahlerei! Man hat die Alterthümer durchforſcht; jedoch ſtatt daß die Bibel an Anſehen verloren, hat ſie vielmehr gewonnen: die Unterſuchung iſt völlig zu ihrem Gunſten ausgefallen.

Auch aus dem fernen China holte man Einwürfe gegen die bibliſche Zeitrechnung herbei. Denn auch die Chineſen hegen eitle

Anſprüche auf fabelhaftes Alterthum. Aber die vermeintlichen Weiſen wurden auch hier zu Schanden. Man entdeckte gar bald, daß die Chineſen keine ältern Bücher, als den Confucius haben, der 500 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, und dieſer findet ſelbſt in der Geſchichte ſeines Volkes in der früheren Zeit alles Dunkel und ſagenhaft; denn in ſeinem Buche Lun-Wu ſchreibt er: „Wiewohl ich gleich Andern die Geſchichten des erſten und zweiten Königsſtammes, wegen der Sittenlehren, die ſie enthalten, erzählen könnte, mag ich es doch nicht thun, wegen Mangel an Beweiſen.“ Die Geſchichte des zweiten Königsſtammes endete aber ungefähr eilfhundert Jahre vor Chriſti Geburt. Was alſo über dieſe Zeit hinausliegt, iſt nach Confucius ſelbſt unzuverläſſig. Was ſoll man nun von den vielen tauſend Jahren denken, von welchen die Chineſen fabeln? Der Gelehrte de Guignes, der die ganze Geſchichte der Chineſen gründlich erforſcht hat, fand das Meiſte nach dem eigenen Geſtändniß der chineſiſchen Schriftſteller als ungewiß, und ſetzte den wahrſcheinlichen Anfang ihrer Geſchichte in das Jahr 800 vor Chriſti Geburt.

Eben ſo wenig ließ ſich in den indiſchen Alterthümern ein triftiger Grund gegen die bibliſche Chronologie finden. Die Hunderttauſende von Jahren, in welche dieſes Volk ſeinen Anfang zurückverſetzt, ſchwinden vor denjenigen, die ſeine Geſchichte ſtudirten, ſehr ins Kleine zuſammen. Die Chronologie und Geſchichte der Hindu, ſagt Guigniaut, iſt in der Regel eben ſo poetiſch und idealiſch als ihre Geographie: bei dieſem Volke hat die Einbildungskraft über jedes andere Vermögen die Oberherrſchaft. Heeren hat die Indier bis zu ihren früheſten Anſtalten verfolgt und ihre älteſten Staatsverhältniſſe erörtert. Das Reſultat ſeiner Forſchung aber war, daß er ſagte: „Aus den bisherigen Betrachtungen ergibt ſich, daß die Gegend des Ganges wahrſcheinlich 2000 Jahre vor Chriſtus der Sitz beträchtlicher Königreiche und blühender Städte geweſen ſei.“ Sir W. Jones, der viele Zeit mit Unterſuchung der indiſchen Alterthümer hinbrachte und völlig unparteiiſch zu Werke ging, da er von ſich ſelbſt ſagt: „Ohne einem Syſteme zugethan zu ſeyn, und eben ſo bereit, die moſaiſche Geſchichte zu verwerfen, wenn ſie ſich als irrig zeigen ſollte, wie ſie zu glauben, wenn ſie durch triftige Gründe beſtätiget wird,“ — ſpricht das Ergebniß ſeiner Arbeiten in folgenden Worten aus: „Wir haben einen Umriß der indiſchen Ge-

ſchichte während des längſten Zeitraumes, der ihr zugemeſſen werden kann, gegeben, und haben die Gründung des indiſchen Reiches etwa 3800 Jahre vor der gegenwärtigen Zeit aufgeſpürt." Statt der 6000 Jahre alſo vor Alexander, die auf Arrians Bericht von Manchen angenommen wurden, oder der Millionen, die man aus den Mährchen der Brahminen entnahm, haben wir die Zeit Abrahams als die früheſte hiſtoriſche Epoche einer organiſirten Gemeinſchaft in Indien. — Ein gelehrter Engländer, Halhed, hatte ſich von den indiſchen Aufthürmungen von Jahrtauſenden in Verbindung mit der phantaſtiſchen Philoſophie und Götterlehre der Brahminen ſo blenden laſſen, daß er der Religion des Brahma huldigte, und über das moſaiſche Menſchengeſchlecht von geſtern her, wie er ſagte, ſeinen Spott trieb. Als er aber tiefer in die Lehre der Brahminen eindrang, und nach überſtandenem Rauſche wieder nüchtern ihre vermeinten heiligen Bücher mit unſern göttlichen Urkunden verglich, kehrte er beſchämt zur Wahrheit zurück und bekannte ſeinen Irrthum.

Weit entfernt, daß die moſaiſche Zeitrechnung durch geringe Zahl der Jahrhunderte, welche ſie umfaßt, verdächtig würde, gibt ihr gerade dieſes ein giltiges Gepräge ächter Wahrheit. Denn die Völker haben von jeher einen großen Werth auf Alterthum gelegt. Jedes Volk wollte für das älteſte gelten, und lieber als einer andern Nation ihren Urſpung zu verdanken, ließen manche Völker ihre Stammväter aus dem Boden fabelhafter Weiſe hervorgehen. Moſes hingegen läßt unter den verſchiedenen Völkern, deren Urſprung er erzählt, das Seinige das Jüngſte ſeyn. Warum ſetzte er ſein Alter nicht höher hinauf, offenbar deßwegen, weil er die einfache Wahrheit und keine Fabeleien erzählen wollte. Je mehr die Sagen der Völker geprüft und mit einander verglichen werden, deſto mehr überzeugt man ſich, daß die ganze alte Geſchichte der Völker auf die moſaiſche Stammtafel zurückführt, weil der Anfang der Völker immer an den Faden der moſaiſchen Urkunde anknüpft, die als Wurzel erſcheint, aus welcher der ganze Baum der Menſchheit mit ſeinen Aeſten und Zweigen hervorgehet.

c) Was die hl. Schrift vom Sündenfall der erſten Menſchen erzählt, iſt nicht gegen den geſunden Menſchenverſtand.

Um die Freiheit des erſten Menſchen zu erproben, gab ihm

Gott das Geſetz, von der Frucht eines Baumes in Mitte des Gartens nicht zu eſſen. Nach der Erzählung der Bibel wurde er durch die Schlange zur Uebertretung dieſes Gebotes verleitet. An dieſem Vorfall hat der Unglaube Manches auszuſetzen.

Man ſagt vorzüglich, daß die Schlange mit dem Menſchen in Unterredung begriffen ſei, iſt ein Unſinn; denn eine Schlange kann nicht reden. Hierauf iſt zunächſt zu erwidern, daß in der Schlange der Teufel war, darum wird er auch die alte Schlange, der alte Drache genannt, weil er in dieſer Geſtalt ſchon die erſten Menſchen verführte. Der Teufel kann ja verſchiedene Geſtalten annehmen. Bei der Verſuchungsgeſchichte des Herrn erſchien er als ein Menſch. Dort im Paradieſe konnte er, ohne bei Adam und Eva Aufſehen zu erregen, dieſe Geſtalt nicht annehmen, weil es außer ihnen noch keine Menſchen gab. Um daher nicht von vorneherein ſich das Spiel zu verderben, zeigte er ſich als Schlange; denn dieſes Thier war vor der Sünde viel vollkommner, hatte eine aufrechte Stellung und viele Klugheit; mit ihr hatte ſich der Menſch vielleicht ſchon öfters unterhalten, vielleicht war ſie unter den übrigen Thieren eines ſeiner liebſten. Klug war es daher vom Teufel, daß er dieſe Geſtalt wählte: ſo durfte er nicht fürchten, daß das Weib vor ihm zurückweiche.

Freilich kann man immer noch einwenden, daß die Schlange redete, mußte der Eva auffallen und ſie ſtutzig machen. Dieſes läßt ſich nur behaupten, wenn wir nach unſern gegenwärtigen Verhältniſſen urtheilen. Aber denken wir, daß der Vorfall im Paradies, vor der Sünde ſich ereignete. Da war nicht bloß der Menſch, ſondern auch ſeine Umgebung vorzüglicher; da nahmen auch die Thiere an dieſem Vorzuge Antheil. Von der Schlange heißt es eigens: „Sie war liſtiger als alle Thiere der Erde.“ Gen. 3, 1. Hier ſcheint angedeutet zu ſeyn, daß ſie vor den übrigen Thieren bevorzugt war. Was hindert es, anzunehmen, daß es ihr auch verliehen war, mit den Menſchen beſonders freundlich umzugehen und ſich durch eine Art Sprache ſich ihnen zu verſtändigen. Finden wir ja noch nach der Sünde bei einzelnen Heiligen wunderbaren Verkehr mit den Thieren. Roſa von Lima bewohnte eine Gartenhütte an einem feuchten Orte; darum hielten ſich gerne Schnacken bei ihr auf. Wenn ſie nun am frühen Morgen die Thüre und

Fenſter öffnete, ſo pflegte ſie die Schnacken, welche zwiſchen den Brettern und Wänden ihre Nachtherberge gehabt, mit den Worten anzureden: Auf, ihr meine Geſpannen! zum Lobe unſers allmächtigen Schöpfers. Sogleich fing es an, ſich zu regen und zu bewegen, zu ſchwirren und zu ſummen, und in ſchönſter Ordnung flogen dieſe Inſekten um ihre Herrin herum. Wenn Roſa nach einiger Zeit ſagte: Nun, da ihr euern Schöpfer gelobt habt, ſo flieget hin und nehmet die Nahrung, die er euch beſcheert hat, — ſo flogen ſie ſchaarenweiſe hinaus, und kamen erſt gegen Mittag wieder. — Mit dem Einſiedler Goderich lebten die Schlangen in aller Vertraulichkeit. Wenn er am Feuer ſaß, umwanden ſie ſeine Füße, und ließen ſich auch ſonſt von ihm ohne Widerſtreben anfaſſen. Als er ihnen aber eines Tages den Eintritt in ſeine Zelle unterſagte, verloren ſie ſich und kamen nicht wieder. — Als einmal der hl. Franz von Aſſis an einen Ort kam, wo wieder Vögel ſich aufhielten, ging er auf ſie zu und grüßte ſie, als ob ſie verſtändige Weſen wären. Sie flogen aber keineswegs fort, ſondern warteten, bis er ihnen nahe kam. Nun ſprach er zu ihnen: Ihr meine geflügelten Brüder, müßt immer euern Schöpfer lieben und ihn recht vom Herzen preiſen, der euch in Feder gekleidet, euch Flügel gegeben und es euch an Nichts fehlen läßt. Edel hat er euch vor allen ſeinen Kreaturen gemacht, und euch den Aufenthalt in der reinen Luft geſtattet, und ohne daß ihr zu ſorgen braucht, erhält er euch. Bei dieſer Rede geberdeten ſich die Vögel wunderbar, ſie reckten die Hälſe in die Höhe, öffneten die Schnäbel und ſahen ihn aufmerkſam an. Der Heilige aber ſtrich einen um den andern und keiner bewegte ſich von der Stelle, bis er das Zeichen des hl. Kreuzes über ſie gemacht und mit dem Segen ſie entlaſſen hatte; nun erſt flogen ſie davon. Solche Beiſpiele von wunderbarem Verkehr mit den Thieren von Seite mancher Heiligen ließen ſich noch mehre anführen. Nun dürfen wir mit Recht annehmen, dieſes Verhältniß ſei im Paradies noch viel inniger geweſen, und ſo wird der Vorfall mit der Schlange leicht erklärlich.

Auch hievon finden ſich in den Sagen der alten Völker unverkennbare Spuren. Daran erinnert z. B. bei den Indiern Kriſchna, der wahre Mittler und Retter, der auf einer Schlange ſtehend abgebildet wird. Die Schlange erſcheint überhaupts häufig als das

Sinnbild des geſtifteten Uebels. Daher genoß ſie auch im ganzen Orient göttlicher Verehrung. Nicht minder legt die Natur ſelbſt von dem Geſchehenen Zeugniß ab. Die Schlange iſt nach der Sünde in der That der Gegenſtand des Abſcheues unter allen Thieren des Feldes, zum Gehen auf dem Bauche, zum Aufſuchen der Nahrung im Staube und zur Feindſchaft mit dem Menſchen verurtheilt. Dieſer Zuſtand kann unmöglich ihr urſprünglicher geweſen ſeyn: ſo kann ein Thier nicht aus der Hand des Schöpfers gekommen ſeyn, von dem die Bibel eigens ſagt, daß es klüger, alſo auch vorzüglicher als die übrigen geweſen ſei. Auch die gegenwärtige Beſchaffenheit des Weibes zeugt von der Erfüllung des über dasſelbe ergangenen Fluches; denn wie in der hl. Schrift angedrohet iſt, bringt es in der That ſeine Kinder mit Schmerzen zur Welt und ſtehet es unter der Herrſchaft des Mannes. Der Mann ſeufzet nicht minder unter dem dort gedrohten Fluche, im Schweiße des Angeſichtes ißt er ſein Brod, und die Erde, mit dem größten Fleiße bebauet, trägt ihm oft nur Diſtel und Dornen. So begegnen uns überall die traurigen Folgen jener Sünde, und ſchon dieß berechtiget zum Schluße, daß ſie ſelbſt in der bezeichneten Weiſe geſchehen ſei; es läßt ſich durchaus kein gegründeter Zweifel dagegen erheben.

d) Die verſchiedenen Raçen der Menſchen ſind kein hinreichender Grund zu leugnen, daß Alle von einem Menſchenpaare abſtammen.

Der Umſtand, daß es heut zu Tage verſchiedene Menſchenraçen gibt, vermag die Wahrheit nicht umzuſtoßen, daß alle von einem einzigen Menſchenpaare abſtammen. Wenn wir nur auf das Pflanzenreich ſchauen, ſo führt uns jede Beobachtung mehr und mehr zu dem Schluße, daß jede Gattung ihren Urſprung von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt nimmt, von wo aus ſie ſich allmählig verbreitet hat. So hat Dekandolle eine geographiſche Vertheilung der Pflanzen verſucht, und den Mittelpunkt nachzuweiſen unternommen, von dem eine jede wahrſcheinlich ausging; und zu dieſem Zwecke hat er zwanzig botaniſche Provinzen aufgezählt, in welchen die urſprünglichen Pflanzen vorkommen. So ſind von 4100 Species, die in Neuholland entdeckt wurden, nur 166 mit unſern Gegenden gemein, und von dieſen ſind viele durch Anſiedler verpflanzt worden. Dieß zeigt das Streben der Natur nach Einfachheit im

Urſprunge der Dinge, während die Abarten, die in der Pflanzenwelt unter dem Einfluße äußerer Umſtände entſtehen, die beſtändige Wirkung eines ändernden Einflußes nachweiſen.

Die Uebereinſtimmung zwiſchen Thieren und Menſchen iſt noch enger und anwendbarer. Nun iſt gewiß, daß Thiere, die anerkannt nur Eine Gattung bilden, unter beſondern Umſtänden ſich in Abarten ſpalten, die eben ſo beſtimmt hervortreten wie beim Menſchen. Was z. B. die Bildung des Schädels betrifft, ſo iſt der des italieniſchen Windſpieles weit mehr von dem des Bullenbeißers verſchieden, als der europäiſche von dem Nägerſchädel. Aenderungen der Farbe ſind nicht weniger gewöhnlich. Alle Vögel in Guinea und auch die Hunde ſind nach Beckmann ſo ſchwarz als die Einwohner. Der Ochs der römiſchen Campagna iſt durchaus grau, während in andern Theilen Italiens ein größtentheils rother Schlag iſt. Mehre Schriftſteller ſchreiben einzelnen Flüßen die Eigenſchaft zu, dem Vieh an ihren Ufern die Farbe zu geben. So bemerkt Vitruvius, daß die Flüße Böotiens und der Xanthus bei Troja ihren Heerden gelbe Farbe geben, woher der Fluß Xanthus ſeinen Namen hatte. Aehnlichem Wechſel iſt der Haarwuchs unterworfen. Jeder Verſuch in Weſtindien Wolle zu erzeugen, hat fehlgeſchlagen, weil die Schaafe, die hinüber gebracht werden, ihre Wolle gänzlich verlieren und ſich mit Haaren bedecken. Auch andere Thiere ſind dieſem Wechſel unterworfen. Der Biſchof Heber berichtet, daß Hunde und Pferde, die nach den Hügeln Indiens gebracht werden, bald mit Wolle bedeckt ſind. Und wenn wir den Bau und die Geſtalt der Thiere im Allgemeinen betrachten, ſo finden wir, daß ſie den größten Abänderungen unterworfen ſind. Nach Bosman arten die europäiſchen Hunde an der Goldküſte bald in einem ſeltſamen Grade aus. Ihre Ohren werden lang und ſteif, wie die des Fuchſes, zu deſſen Farbe ſie ſich auch hinneigen, ſo daß ſie in 3 — 4 Jahren ganz häßlich werden und ihr Bellen in ein Geheul ſich verwandelt. Wahrhaft merkwürdig iſt die Zucht der ſogenannten Otterſchaafe in England: ſie entſtanden aus einer zufälligen Abweichung oder eigentlichen Mißgeſtaltung in einem Thiere, welches ſeine Eigenthümlichkeiten ſeiner Nachkommenſchaft ſo vollkommen mittheilte, daß die Raçe vollkommen gebildet iſt und dauernd zu werden verſpricht.

Aus dieſen Thatſachen läßt ſich analoger Weiſe auf das

menſchliche Geſchlecht ſchließen, und es iſt nicht einzuſehen, warum unter den Menſchen nicht eben ſo große Verſchiedenheiten entſtanden und auf die Nachkommenſchaft übergegangen ſeyn könnten, wie unter Thieren. Ja es finden ſich in jeder Familie Raçe des menſchlichen Geſchlechtes zufällige Abweichungen, welche ganz das Eigenthümliche einer andern Raçe ſind. Rothe Haare werden z. B. als faſt ausſchließlich auf die kaukaſiſche Raçe beſchränkt und doch gibt es beinahe in jeder andern Individuen mit dieſer Eigenthümlichkeit. Ein Reiſender der neuern Zeit fand in der Gegend jenſeits des Jordans bei einer Familie, deren Glieder von Abkunft reine Araber waren, vollkommene Negerzüge. Es gibt auch Beiſpiele, daß weit fremdartigere Abweichungen, als jene ſind, welche die unterſcheidenden Merkmale der verſchiedenen Raçen bilden, unter den Menſchen entſtanden und ſich vom Vater auf den Sohn fortpflanzten. Eine der merkwürdigſten iſt die, welche im vorigen Jahrhunderte in der Familie Lampert durch drei Generationen hindurchging, und allgemein unter dem Namen Stachelſchweinmenſchen bekannt war. Der ganze Leib dieſer Menſchen mit Ausnahme der Handflächen, der Fußſohlen und des Geſichtes, war bedeckt mit röthlich braunen, harten, elaſtiſchen, etwa einen Zoll langen, hornigen Auswüchſen, welche, wenn ſie mit der Hand gerieben wurden, an einander rauſchten. Mr. Backer, der ſich mit Unterſuchung dieſer Familie abgab, ſagt von dem Haupte derſelben: Es ſcheint außer allem Zweifel, daß von dieſem Manne eine ganze Menſchenraçe abſtammen könnte, welche eine eben ſo rauhe Decke hätte, wie er ſelbſt; und wenn dieß geſchähe und der zufällige Urſprung vergeſſen würde, ſo könnte man ſie für eine beſondere Menſchengattung halten. Wäre es nun unmöglich, daß auch die ſchwarze Haut der Neger und viele andere Verſchiedenheiten ihren Urſprung einer ſolchen zufälligen Veranlaſſung verdanken? Eine andere, gewöhnlichere Abweichung, welche durch ganze Familien hindurchgehet, beſteht in überzähligen Fingern. Im alten Rom wurden Solche mit einem eigenen Namen bezeichnet. Sie werden bei Plinius und andern Schriftſtellern als Sedigiti erwähnt.

Daraus ergibt ſich, daß in der Natur ein Streben ſtattfinde, in unſerer Gattung Spielarten zu erzeugen, die oft einen ganz außerordentlichen Charakter tragen und die ſich vom Sohne auf den Vater forterben. Dieß berechtigt zu dem Schluße, daß die ver-

ſchiedenen Menſchenraçen auf ähnliche Weiſe entſtunden, nämlich durch die zufällige Entſtehung einer Abweichung, welche dadurch, daß die Familie, in der ſie entſtund, ſich abſonderte und in der Folge ihre Glieder ſich heiratheten, ſtändig durch folgende Geſchlechter geworden iſt. Cf. hier und im Vorhergehenden Dr. Wiſeman's Zuſammenhang der Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung mit der geoffenbarten Religion.

e) Für das lange Leben der Menſchen in den erſten Zeiten laſſen ſich glaubwürdige Gründe angeben.

Daß die Menſchen in der Zeit vor der Sündfluth ein ſo hohes Alter erreichten, will Manchen unglaublich ſcheinen. Sie meinen daher, man habe ſich unter den dort angegebenen Jahren kürzere Zeitabſchnitte zu denken. Die Einen halten ſie bloß für Monate; allein in dieſem Falle hätten die älteſten Patriarchen ihr Leben nicht über 80 Jahre gebracht und ſo würde ihr Alter nichts Auffallendes haben; auch wäre in dieſem Falle Malaleel, der im 65ſten Jahre den Jared gezeugt haben ſoll, ſchon im fünften Jahre zeugungsfähig geweſen. Auch Mondesjahre können nicht gemeint ſeyn; denn abgeſehen davon, daß dieſe Annahme die anſtößige Schwierigkeit nicht entfernt, da ein ſolches Jahr nur um 11 Tage kürzer wäre, läßt ſich aus verſchiedenen Stellen der Geneſis ſchließen, daß man nach Sonnenjahren rechnete.

Daß aber die dortmaligen Menſchen ein ſolch hohes Alter erreichten, fällt weniger auf, wenn man erwägt:

a) Daß die Menſchen vor der Sündfluth eine viel reinere Luft hatten. Nicht mit Unrecht ſchließt man aus Gen. 2, 5. und Gen. 9, 13., daß es vor der Sündfluth nicht geregnet hat. Die Folge davon war, daß die Luft weniger feucht und neblicht, und daher viel reiner und geſünder ſeyn mußte.

b) Die Erde war noch von keinem Meerſalze geſchwängert. Dieſes, und der Umſtand, daß die Luft reiner und die Erde ſelbſt noch fruchtbarer war, bewirkte, daß beſſere Pflanzen wuchſen, die den Körper kräftiger nährten. Daß einſtens die Conſtitution der Pflanzen ſowohl als der Thiere eine andere war, bezeugen noch verſchiedene Ueberbleibſel.

c) Die Menſchen hatten in jenen Zeiten eine größere Geiſtesſtille als heut zu Tage, wo die feuchte und ſchwer drückende Luft

und die oftmalige Heftigkeit der Winde ein schwereres und dickeres Blut macht. Deßgleichen reiben wir die Maschine unsers Körpers eher auf, da wir mehr Speise nöthig haben, und an allerlei Leckerbissen und verschiedenen Getränken uns ergötzen.

Das verkürzte Leben des Menschen hat also seine Ursache in der Sünde, und es ist eine weise Anordnung Gottes, daß er ihm seine Lebensjahre minderte; denn eben deßwegen, weil der Mensch durch die Länge seines Lebens nicht die Frömmigkeit und Buße, sondern die Bosheit vermehrte, verhinderte Gott durch Abkürzung der menschlichen Lebenstage die Anhäufung der Sünden. Zugleich war die von Geschlecht zu Geschlecht erfolgende Abnahme der Lebensdauer sehr geeignet, ernste Todesbetrachtungen zu bewirken.

f) Was die hl. Schrift von der Sündfluth erzählt, ist Alles höchst glaubwürdig.

Nach der biblischen Erzählung war die Fluth über die ganze Erde ausgebreitet. Dafür sprechen:

a) Die Traditionen der Völker. Die Ueberlieferungen und Sagen aller Völker beginnen die Geschichte des Menschengeschlechtes mit seiner Wiedererneuerung nach einer gewaltigen Ueberschwemmung. Die ältesten Profangeschichtschreiber, wie der Assyrer Abydenus, der Chaldäer Berosus stimmen in Erzählung dieses Ereignisses auffallend mit den mosaischen Urkunden überein. Nach der griechischen Ueberlieferung wurde die Erde um der Bosheit der Menschen willen so sehr überschwemmt, daß Alle in den Fluthen ihr Grab fanden; nur Deukalion rettete sich und die Seinigen und von einer jeden Gattung Thiere ein Paar in einem ungeheuern Schiffskasten. Auch die Amerikaner wissen von der Sündfluth. Die Brasilianer melden in ihren Liedern, daß einmal alle Menschen außer den Bewohnern ihrer Gegend in der Sündfluth umgekommen seien. Nach den Mexikanern sind alle Menschen und alle Thiere in der Sündfluth umgekommen mit Ausnahme eines Mannes Coxcox und seines Weibes Chiaquetzal, die auf einem Schiffe gerettet wurden. Deßgleichen ist den Indern die Sündfluth bekannt. In ihren heiligen Büchern wird gelehrt, die ganze Erde sei schon zum vierten Male unter Wasser gesetzt worden.

b) Die geologischen Entdeckungen. Man findet nämlich überall auf der Erde, sowohl im Orient als Occident, in den Polargegen-

den, in den gemäßigten und heißen Zonen Ueberreste des Meeres. Man entdeckte überdieß in Nordländern Leichen großer, vierfüßiger Thiere z. B. von Elephanten in Eis eingehüllt bis auf unsere Tage erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Thiere durch eine hereinstürzende Katastrophe überrascht starben, wo sie jetzt liegen, und daß daselbst das Klima eine plötzliche Veränderung erlitt, indem derselbe Augenblick, der ihnen den Tod gab, auch das Land, welches sie bewohnten, mit Eis bedeckte, wodurch sie vor Fäulniß gesichert wurden. In Höhlen nördlicher Länder fand man im Schlamme zerbrochene Knochen von allerlei Thieren, die zum Theile südlichen Gegenden angehören, und Zähne von Hyänen, welche daselbst mehre Geschlechter hindurch ihre Lager gehabt und jene Thiere bis auf die Knochen verzehrt haben müssen, bis eine Ueberschwemmung den Schlamm hineinbrachte, der sie vor der Verwesung bewahrte. Alle diese Erscheinungen nöthigen zur Annahme einer einzigen großen Fluth, welche die ganze Erde umfaßte. In dieser Ueberzeugung bestärken auch die sogenannten Entblößungsthäler, d. h. Thäler, welche zwischen Hügeln fortlaufen, und deren Schichten sich genau entsprechen, so daß das Thal offenbar aus ihrer Substanz ausgegraben ist. Dieses kann von keiner gegenwärtig wirkenden Ursache herrühren; denn durch viele dieser Thäler läuft kein Wasser. Zudem finden sich in dem so abgelagerten Geschiebe Ueberreste von Thieren, so wie sie in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge durch eine plötzliche Fluth zerstört wurden. Dasselbe gilt von Findlingen oder Irrfelsen und andern so genannten Diluvialablagerungen, theils von Sand und Kies da, wo gegenwärtig kein Wasser wirkt, noch in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge gewirkt haben konnte. Wiseman ꝛc.

Wenn Einer die Frage aufwirft: Wie hatten alle Thiergattungen paarweise in der Arche Platz? — so bedenke er, daß sie 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch gewesen, also wenn man die hebräische Elle nur zu 1½ Fuß annimmt, den ungeheueren Raum von 1,516,750 Kubikfuß eingenommen habe. Nun konnten sich die Vögel zu höchst oben unter dem Dache der Arche aufhalten, das eine Elle hoch war. Was die übrigen Thiere betrifft, zählt Pererius 25 Arten kriechender Thiere, die sowohl wegen ihrer Kleinheit als Natur so beschaffen waren, daß sie sicher in den Ritzen und Winkeln einen Aufenthalt suchen konnten. Derselbe Pererius

zählt an fleischfressenden Thieren 35 Arten und hält ihre Mittelgröße der Größe von Wölfen gleich. An nicht fleischfressenden Thieren zählt er 34 Arten und nimmt ihre Größe im Durchschnitte als eine dem Ochsen gleiche an; von andern kleinen Thieren, die kein Fleisch fressen, zählt er 37 Arten von der Mittelgröße der Schafe. Diese Berechnung mag immerhin mangelhaft seyn; aber sie kann uns doch eine Anschauung über die Vertheilung des Raumes in der Arche gewähren. Nimmt man nämlich für jede der vorgenannten Arten von Thieren die runde Zahl 40 an, so werden sie in der Arche so viel Raum einnehmen müssen, als für 80 Wölfe, 80 Ochsen und 80 Schafe nöthig wäre, weil aber von den 10 Arten der Deutr. 14 aufgezählten reinen Thiere je sieben aufgenommen worden sind, so müssen noch fünfzig hinzu kommen, und die Zahl aller in die Arche gegangenen Thiere wird seyn 290, oder um eine runde Zahl zu haben 300. Diese dürften in Hinsicht ihrer Größe etwa 100 Wölfen, 100 Ochsen und 100 Schafen gleich kommen. Geben wir nun einem jeden Paar Schafen eine Wohnung von 120 Kubikfuß, jedem Paar Ochsen eine Wohnung von 200 Kubikfuß, einem jeden Paar Wölfe eine Wohnung von 160 Kubikfuß, so verhält sich dieser Raum zu dem der ganzen Arche wie 1: 13. Wenn man ferner den Menschen und verschiedenen Geräthen eben so viel Raum zutheilt, so bliebe für die Viktualien noch ein Raum von 1,402,760 Kubikfuß übrig.

g) Das Manna ein wirkliches Wunder.

In Arabien und in den Gegenden des Euphrat und Tigris sammelt man noch heut zu Tage eine Art Manna, und daraus ziehen manche Ungläubige den Schluß, auch jenes Manna, welches die Israeliten assen, sei ein natürliches gewesen. Allein ohne gänzliche Verdrehung der hl. Schrift kann die Wirklichkeit des Wunders nicht geleugnet werden; denn

a) zeigte sich das Manna der Israeliten anfangs Juni plötzlich in großer Menge Exod. 16, 1.; das gewöhnliche Manna aber erscheint erst im Monat Juli zerstreut an den Eichenblättern und bei Ispahan auch an einigen Gesträuchen.

b) Das Manna der Israeliten ging, wenn man es auf den andern Tag aufbewahrte, in Fäulniß über, mit Ausnahme nur der Sabbatstage; das Manna aber, welches die Araber, Perser u. s. w.

ſammeln, läßt ſich ſehr lange aufbewahren. Auch läßt ſich der Umſtand, daß es gerade am Sabbatstage vor Fäulniß bewahrt blieb, auf keine natürliche Weiſe erklären.

c) Das Manna der Israeliten fiel alle Tage, nur nicht an den Sabbaten, was wiederum gegen die Geſetze der Natur iſt; auch ſammelte man es auf dem Boden, da das der Araber ꝛc. an Geſträuchen und Blättern gefunden zu werden pflegt. Exod. 16, 13. 14.

d) Das Manna der Israeliten ſammelte man das ganze Jahr hindurch und zwar in ſolcher Menge, daß alles Volk genug hatte, während, wie ſchon bemerkt, das natürliche Manna nur einige Monate, und zwar in geringer Quantität aufgefunden wird.

Bilder ſieh den Artikel **Heilige.**

Artikel XXVIII.

Bruderſchaft.

1. Vom Namen und Urſprung der Bruderſchaften.

Der Name Bruderſchaft bezeichnet eine Vereinigung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Leben oder zu gegenſeitiger Förderung ihrer gemeinſamen zeitlichen oder geiſtlichen Intereſſen, gleichſam als wären ſie Geſchwiſter; darum werden ſie denn auch gewöhnlich Mitbrüder und Mitſchweſtern genannt.

Man ſetzt den Anfang ſolcher Bruderſchaften hinauf bis in's heidniſche Alterthum. Schon der zweite König des heidniſchen Rom, Numa Pompilius, ſoll dergleichen Vereinigungen für Künſtler und Handwerker geſtiftet und jeder derſelben beſondere Opfer vorgeſchrieben haben, welche ſie den Schutzgöttern, die er ihnen anwies, bringen ſollten. Zu den Zeiten der Apoſtel lebten die erſten Gläubigen in ſolcher Eintracht und Liebe, daß ſie nur „Ein Herz und Eine Seele waren," (Apg. 4, 32) und gewiſſermaſſen nur Eine große geiſtliche Bruderſchaft bildeten.

Darum finden wir in der Geſchichte der erſten Jahrhunderte unſerer Kirche kein Beiſpiel von der Errichtung einer beſonderen Bru-

derſchaft, wenn man nicht die verſchiedenen Orden, welche zuerſt im Orient am Ende des dritten Jahrhunderts entſtanden, und ſpäterhin, beſonders durch den hl. Benediktus ſich auch im Abendlande verbreiteten, als ſolche anſehen will. Daß ſie den ſpätern Bruderſchaften vielfach als Vorbild dienten, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Das erſte Beiſpiel, deſſen in der Geſchichte Erwähnung geſchieht, iſt die Bruderſchaft Confalone, welche im Jahre 1267 unter dem Pontifikate Clemens IV. errichtet wurde. Ihr Zweck war die Auslöſung der von den Sarazenen gefangenen Chriſten. Sie hatte eine Fahne, die man Confalone nannte, von welcher ſie den Namen erhielt. Auf derſelben befand ſich das Bildniß der hl. Jungfrau, unter deren Schutz ſie ſich geſtellt hatte. Die Brüder verpflichteten ſich, wenigſtens dreimal im Jahre zu beichten und die heilige Kommunion zu empfangen. Für jedesmal verlieh Clemens IV. ihnen einen Ablaß von hundert Tagen.

Bald bildeten ſich andere Vereinigungen frommer Perſonen, von denen einige den Zweck hatten, ſich gegenſeitig zur Buße zu ermuntern oder zur Ausübung der Tugend; andere, durch Abläſſe, Gebet, Almoſen und andere gute Werke den leidenden Seelen im Fegefeuer beizuſpringen; endlich vereinigten ſich wieder andere, um die Armen zu unterſtützen, die Betrübten zu tröſten, die Todten zu begraben u. ſ. w. Außerdem entſtanden auch fromme Vereine, um dieſes oder jenes Geheimniß unſerer Religion zu verehren, oder die Andacht zur allerſeligſten Jungfrau, den Engeln oder Heiligen zu beleben oder zu erhalten.

Die Päpſte hielten es für ihre Pflicht, dergleichen fromme Vereine zu befördern, und verliehen ihnen beſondere Gnaden, Privilegien und beſonders viele Abläſſe.

(Cf. Bouvier über den Ablaß und die Bruderſchaften, eine Schrift der wir über den fraglichen Artikel Mehres entnommen haben.)

2. Beſondere Vorſchriften hinſichtlich der Bruderſchaften.

Um allen Uebelſtänden hinſichtlich der Bruderſchaften abzuhelfen, gab Clemens VIII. im Jahre 1604 beſondere Vorſchriften. Der Papſt verordnete nämlich unter Anderm Folgendes:

1) Daß die Obern aller klösterlichen Institute ferner keine Bruderschaften oder Congregationen mehr errichten sollten, selbst im Falle sie von seinen Vorgängern oder von ihm selbst die Genehmigung dazu erhalten hätten, ohne Erlaubniß des betreffenden Ordinarius; diese Erlaubniß müßte schriftlich gegeben werden, und die Andachtsübungen und die Werke der christlichen Liebe namentlich anführen, welche die Theilnehmer derselben sich vorsetzen.

2) Die Ablässe, welche jede Bruderschaft besitzt, müssen vom Bischofe als authentisch anerkannt und dürfen nur mit seiner Erlaubniß publicirt werden. Handelte es sich um eine Bruderschaft, die bis dahin in der Kirche nicht bekannt wäre, so könnte der Bischof fordern, daß man ihm die Urkunden vorlegte. Gestattet aber der Bischof, daß eine schon allgemein bekannte Bruderschaft in einer Kirche seiner Diözese eingeführt wird, so gibt er dadurch auch die Erlaubniß zur Verkündigung der Ablässe, welche die Erzbruderschaft besitzt, und die durch rechtmäßige Anschließung an dieselbe auch der besondern Bruderschaft zu Theil werden.

3) Nur die Bruderschaften oder Congregationen, welche einem Orden oder klösterlichen Institute, einer Erzbruderschaft oder einer General-Congregation rechtmäßig einverleibt sind, haben Antheil an den Ablässen und besondern Gnaden, welche jene besitzen.

4) Die Geldbeiträge sollen den Vorstehern der Bruderschaft eingehändigt werden. Die Einsammlung darf nur in der Weise geschehen, wie sie für jeden Ort vom Bischofe vorgeschrieben worden, und diese Gelder dürfen nur zur Herstellung und Ausschmückung der Kirchen verwendet werden. In den Kirchen oder Kapellen Schüsseln, Teller oder Opferstöcke aufzustellen, und im Namen der Bruderschaft Gaben einzusammeln, ist eigentlich nicht gebilligt.

5) Clemens VIII. verordnete auch, daß alle bereits bestehenden Bruderschaften sich auf's Neue den Orden, den Erzbruderschaften oder Congregationen, zu denen sie gehören, in der von ihm vorgeschriebenen Weise sollten einverleiben lassen, und zwar die in Europa bestehenden innerhalb eines, die außerhalb Europa innerhalb zweier Jahre, und dieses unter der Strafe des Verlustes aller ihrer Privilegien, Gnaden und Ablässe, welche sie besäßen. Die Einverleibungsurkunden aber müssen ganz kostenfrei ausgefertiget werden.

Dieſe Beſtimmungen beſtehen noch in voller Kraft. Außerdem aber iſt noch zu bemerken: die Errichtung einer Bruderſchaft iſt noch nicht hinreichend zur Gewinnung der Abläſſe; auch die Einverleibung (aggregatio) muß in der vorgeſchriebenen Form ſtatt gefunden haben.

An ein und demſelben Orte darf nur Eine Bruderſchaft derſelben Gattung beſtehen. Es können alſo in derſelben Stadt nicht in zwei Kirchen die Bruderſchaft vom Roſenkranze oder vom Skapulier beſtehen. Um zwei Bruderſchaften derſelben Gattung in zwei verſchiedenen Kirchen errichten zu können, iſt erforderlich, daß ſie drei italieniſche Meilen oder eine Stunde Weges von einander entfernt ſind. Von dieſer Regel ſind jedoch ausgenommen:

1) Die Bruderſchaften vom allerheiligſten Altarsſakrament, welche in allen Pfarrkirchen errichtet werden dürfen, mögen ſie auch noch ſo nahe beiſammen ſeyn, oder was immer für andere Bruderſchaften bereits beſitzen.

2) Die Bruderſchaft der chriſtlichen Lehre, welche ebenfalls in jeder Pfarrkirche errichtet werden kann.

3) Nimmt man davon aus alle Bruderſchaften, welche vor der Publikation der Bulle Clemens VIII. rechtmäßig errichtet worden waren.

4) Das Beſtehen einer Bruderſchaft in einer Kirche ſchließt aber die Errichtung einer andern nicht aus, ſofern ihr Titel nicht derſelbe iſt. So können alſo in einer und derſelben Kirche nebeneinander beſtehen: die vom Skapulier, vom Roſenkranze, vom Herzen Jeſu u. ſ. w.

3. Kurze Bemerkungen über einige der vorzüglichſten Bruderſchaften.

I. Die Roſenkranzbruderſchaft.

Wie bekannt wurde der Roſenkranz in ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit vom hl. Dominikus eingeführt. Schon Sixtus IV. hatte durch ſeine Conſtitution am 9. Mai 1479 auf die Vorſtellung des Herzogs und der Herzogin von Bretagne fünf Jahre und fünf Quadragenen Ablaß für jedes Drittel des Roſenkranzes allen denen verliehen, welche den ganzen Roſenkranz von 15 Geſetzen beten würden.

Leo X. nimmt in ſeiner Bulle, vom 6. Oktober 1520 als aus-

gemacht an, daß die Rosenkranzbruderschaft schon lange bestehe, daß die Errichtung derselben vorzugsweise den Dominikanern übertragen worden, daß sie aber fast gänzlich in Vergessenheit gerathen und in Köln im Jahre 1475 bei Gelegenheit blutiger Kriege, in welchen die Stadt und Diözese den besondern Beistand der seligsten Jungfrau habe anflehen wollen, wieder hergestellt worden sei. Dieser Papst verlieh auch den Mitgliedern der Rosenkranzbruderschaft, wenn sie dreimal in der Woche den Rosenkranz von 15 Gesetzen beteten, jedesmal einen Ablaß von zehn Jahren und zehn Quadragenen. Clemens VII. erlaubte, je fünf Gesetze des hl. Rosenkranzes an drei verschiedenen Tagen derselben Woche zu beten.

Als Johann von Oesterreich am 7. Oktober 1571 in Golf von Lepanto einen glorreichen Sieg über die Türken erfochten hatte, setzte Papst Pius V. um das Andenken daran zu verewigen, ein feierliches Fest ein zu Ehren der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel: „Unserer lieben Frau vom Siege," und ließ in der Litanei die Worte beisetzen: Du Helferin der Christen, bitt für uns! Zwei Jahre nachher änderte Gregor XIII. den Titel dieses Festes, und nannte es das Rosenkranzfest und bestätigte dafür ein besonderes Officium, welches immer den ersten Sonntag im Oktober in allen Kirchen sollte gefeiert werden, worin sich ein Altar befindet, welcher unserer lieben Frau vom Rosenkranze gewidmet wäre.

Dieser Bruderschaft sind viele Abläße*) verliehen. Ihre Mitglieder können eines vollkommenen Ablasses theilhaftig werden:

a) Am Tage ihrer Aufnahme, wenn sie reumüthig beichten, die hl. Kommunion in der Bruderschafts-Kapelle empfangen, einen Rosenkranz beten, und ein Gebet für den Frieden der Kirche verrichten.

b) Einen vollkommenen Ablaß gewinnen diejenigen Mitglieder, welche reumüthig beichten und kommuniciren und den Altar vom Rosenkranz besuchen, an folgenden Tagen: Am dritten Sonntage im April, am Ostertage, am Tage Christi Himmelfahrt, am Pfingsttage, am Dreifaltigkeitstage, am Frohnleichnamsfeste, um Weihnach-

*) Wir halten es nicht für überflüssig, wenn es auch Manchen langweilig scheinen sollte, hier die vorzüglichsten, der den einzelnen Bruderschaften verliehenen Abläße anzuführen, da nicht jedem unserer Herren Amtsbrüder die Quelle gegenwärtig seyn möchte, welcher er es nöthigen Falles entnehmen könnte.

ten, am Feſte ihres Kirchenpatrons, am Charfreitage, am Sonntage nach Mariä Himmelfahrt und am Sonntage nach Mariä Geburt.

c) Eben ſo gewinnen ſie einen vollkommenen Ablaß, wenn ſie beichten, kommuniziren und alsdann der Prozeſſion beiwohnen, welche gewöhnlich am erſten Sonntage des Monats, am Tage Mariä Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und am Roſenkranzfeſte gehalten wird.

d) Vollkommenen Ablaß an allen Marien-Feſten, am Roſenkranzfeſte und an den Tagen, wo man eines der Geheimniſſe des Roſenkranzes feiert, wenn ſie beichten, kommuniziren und von der Zeit der erſten Veſper an bis zum Abend des folgenden Tages die Kapelle oder den Altar der Bruderſchaft beſuchen.

e) Die Reiſenden zu Waſſer und zu Lande, die Dienſtboten, welche der Prozeſſion an dem erſten Sonntage eines jeden Monats nicht beiwohnen können, gewinnen den vollkommenen Ablaß, wenn ſie den Roſenkranz beten und die übrigen Bedingungen erfüllen. Untergebene und Andere, welche rechtmäßig verhindert ſind, den beſagten Prozeſſionen beizuwohnen, gewinnen dieſelben Abläſſe, wenn ſie den Roſenkranz von fünfzehn Geſetzen beten, und wenigſtens das aufrichtige Verlangen haben, zu beichten und zu kommuniziren.

f) Vollkommenen Ablaß in der Sterbeſtunde gewinnen alle Brüder, welche gebeichtet und die heilige Wegzehrung empfangen haben, oder falls ſie dazu nicht im Stande ſind, wenn ſie wenigſtens ihre Sünden herzlich bereuen und mit dem Herzen, wofern ſie es mit dem Munde nicht mehr können, den hl. Namen Jeſu andächtig anrufen. So die Bulle Pius V. In vielen Gegenden iſt es gebräuchlich, daß die Mitglieder der Roſenkranzbruderſchaft eine von den Direktoren der Bruderſchaft geſegnete Kerze bei ſich aufbewahren. Man gibt ihnen dieſe in ihren letzten Augenblicken in die Hand, und wenn ſie ſo ſterben und im Zuſtand der Gnade ſind, gewinnen ſie einen vollkommenen Ablaß.

g) Der Altar der Roſenkranzbruderſchaft iſt privilegirt für alle Prieſter, welche Mitglieder ſind, wenn ſie an demſelben das hl. Meßopfer für einen verſtorbenen Mitbruder darbringen. So die Bulle Innozenz XI., welche beginnt: Nuper etc.

Die Gläubigen, welche nicht Mitglieder der Bruderſchaft ſind, gewinnen jedesmal einen Ablaß von ſieben Jahren und ſiebenmal

vierzig Tagen, wenn ſie den Prozeſſionen beiwohnen, die jeden erſten Sonntag im Monat gehalten werden, und am Roſenkranzfeſte einen vollkommenen Ablaß, wenn ſie beichten, kommuniziren und die Kapelle der Bruderſchaft beſuchen. — Von den zahlreichen, unvollkommenen Abläſſen, welche den Brüdern verliehen worden, ſind die vorzüglichſten folgende: 100 Tage Ablaß, wenn ſie der Abſingung des Salve Regina nach der Complet vor dem Altare der Bruderſchaft beiwohnen; jedesmal, wo ſie die Kapelle der Bruderſchaft beſuchen, 100 Tage Ablaß; 140 Tage, wenn ſie einen Roſenkranz von fünf Geſetzen entweder ſelbſt beten, oder von einem Andern beten laſſen; 100 Jahre und 100 Quadragenen, wenn ſie den Roſenkranz zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gegen die allerſeligſte Jungfrau bei ſich tragen; 5 Jahre und 5 Quadragenen für das Ausſprechen des heiligen Namens Jeſu am Ende des Ave Maria; 3 Jahre und 3 Quadragenen, wenn ſie einen kranken Mitbruder beſuchen oder dem Begräbniſſe eines verſtorbenen beiwohnen; 60 Tage für jede Andachtsübung und jedes Liebeswerk, welches ſie verrichten und endlich die Stationsabläſſe, welche die Mitglieder gewinnen können, wenn ſie fünf Altäre der Bruderſchaftskirche, oder im Falle ſie nur einen Altar hat, wenn ſie dieſen fünfmal beſuchen. Dieſe Abläſſe können ſie aber nur an den Tagen gewinnen, welche im römiſchen Miſſale für die Stationen in Rom bezeichnet ſind. Gemäß der Bulle Clemens X. vom 16. Februar 1571, welche mit den Worten beginnt: Coelestium munerum, können alle dieſe Abläſſe den Verſtorbenen zugewendet werden.

Pius VII. hat durch ein Breve vom 6. Febr. 1808 allen Chriſtgläubigen, mögen ſie nun Mitglieder der Bruderſchaft ſeyn oder nicht, auf ewige Zeiten einen vollkommenen Ablaß verliehen, der auch den Verſtorbenen zugeeignet werden kann, welche ſich einen beſtimmten Tag und eine beſtimmte Stunde im Jahre feſtſetzen, um mit Betrachtung der verſchiedenen Geheimniſſe den Roſenkranz von fünfzehn Geſetzen zu beten, und dann an dieſem Tage beichten und die heilige Kommunion empfangen. Man nennt dieſes auch den immerwährenden Roſenkranz, weil man annimmt, daß in der ganzen katholiſchen Welt immer fromme Gläubige mit dieſem Gebete beſchäftigt ſind. Den Mitgliedern dieſer Bruderſchaft wird auch anempfohlen, an fünfzehn aufeinander folgenden Dienſtagen im Jahre

zu Ehren des hl. Dominikus die Kommunion zu empfangen, welcher der Stifter des Dominikanerordens und der Urheber des Roſenkranzes iſt. An jedem dieſer Dienſtage gewinnt man einen Ablaß von 100 Tagen, und an einem derſelben, den man frei wählen kann, einen vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen. So die Breven von Alexander VII., Innozenz XI., Clemens XII., und Pius VII.

Die Brüder, welche die obigen frommen Uebungen unterlaſſen, hören nicht auf, Mitglieder der Bruderſchaft zu ſeyn; ſie gehen nur der Abläſſe verluſtig, welche mit denſelben verbunden ſind, gewinnen aber ſolche alsbald wieder, wenn ſie die vorgeſchriebenen Uebungen wieder anfangen und die übrigen Bedingungen erfüllen.

II. Die Bruderſchaft des lebendigen Roſenkranzes.

Dieſe Andacht entſtand zu Lyon im Jahre 1826, theilte ſich dann den benachbarten Diözeſen mit und iſt zur Zeit ſehr verbreitet. Der Papſt Gregor XVI. beſtätigte ſie am 27. Januar 1832 und bereicherte ſie mit vielen Abläſſen.

Die Einrichtung des lebendigen Roſenkranzes iſt ſehr einfach, und entſpricht dem Sinnbilde einer Roſe, eines Roſenſtockes und eines Roſengartens. Fünfzehn vereinte Perſonen, von denen eine der Vorſteher oder die Vorſteherin iſt, bilden eine Roſe des lebendigen Roſenkranzes. Eilf Roſen, denen ein Rath oder eine Räthin vorſtehet, ſtellen einen blühenden Roſenſtock (von 165 Perſonen) vor, und die abermalige Vereinigung von fünfzehn dergleichen blühenden Roſenſtöcken bildet einen Marianiſchen Roſengarten (von 2475 Perſonen). — Um jedoch der Himmelskönigin Maria jene Huldigung darzubringen, welche der lebendige Roſenkranz ſich zum Ziele ſetzt, iſt es nicht nöthig, ſogleich einen Roſengarten oder einen blühenden Roſenſtock zu bilden; auch eine einfache Roſe desſelben, aus fünfzehn reuevollen und demüthigen Herzen zuſammengeſetzt, vermag ſchon die Mutter der Barmherzigkeit zu rühren und viele Gnaden zu erlangen.

Um die Abläſſe zu gewinnen, welche Se. Heiligkeit Papſt Gregor XVI. dem Vereine des lebendigen Roſenkranzes zu verleihen ſich würdigte, iſt nothwendig: 1) daß fünfzehn Perſonen vereinigt ſeien. 2) Daß jede derſelben in das Verzeichniß des Vorſtehers oder der Vorſteherin dieſer fünfzehn Mitglieder eingetragen ſei. 3) Daß jedes

Vereinsmitglied ein Monat hindurch täglich eines von den fünfzehn Geheimniſſen des Roſenkranzes betrachte, und zu Ehre desſelben ein Vater unſer und zehn Gegrüßt ſeiſt du Maria abbete. Auf ſolche Weiſe wird von dieſen fünfzehn Perſonen alle Tage der ganze Roſenkranz (Pſalter) gebetet.

Der Vorſteher oder die Vorſteherin eines jeden ſolchen Vereins von fünfzehn Perſonen hat die fünfzehn Geheimniſſe des Roſenkranzes gedruckt auf abgeſonderten Zetteln, welche untereinander gemiſcht und alle Monate an einem beſtimmten Tage durch das Loos vertheilet werden. Um die monatliche Umwechslung derſelben zu erleichtern, ſo looſen der Vorſteher oder die Vorſteherin, da die fünfzehn Mitglieder ſich nicht auf Ein Mal verſammeln können, mit noch dreien der Vereinsmitglieder in der Art, daß jedes der Verſammelten vier dieſer Geheimniſſe zieht, eines für ſich und drei für die Abweſenden, welchen ſie ſelbe ſogleich zu überbringen ſich verpflichten.

Unter den vielerlei Obliegenheiten, welche dieſer Verein in Frankreich ſich auferlegt, um den alldort im hohen Grade eingeriſſenen geiſtlichen Uebeln zu ſteuern, fand ſich derſelbe bewogen, die Vereinsmitglieder auch dahin zu vermögen, daß jedes von ihnen im Namen aller andern Mitglieder des lebendigen Roſenkranzes jährlich ein Mal als Ehrenabbitte vor dem allerheiligſten Altarsſakramente ein Stundengebet halten, und eine halbe Stunde hindurch den heiligen Kreuzweg beſuche, zur Genugthuung für die Beleidigungen, welche Jeſu Chriſto täglich in dieſem allerheiligſten Sakramente zugefügt werden, und zur Hilfe der abgeſchiedenen Seelen aller Vereinsmitglieder; jene aber, die Prieſter ſind, daß ſie überdieß ein Mal des Jahres auf die nämliche Meinung eine heilige Meſſe leſen, und die Ordensperſonen, daß ſie ebenſo ein Mal die hl. Kommunion empfangen. Auf ſolche Art wird unſerm göttlichen Heilande zu allen Zeiten der Tribut der Anbetung dargebracht, als eine Art Erſatz für die Schmach, welche ihm in dem anbetungswürdigſten Sakramente ſeines Fleiſches und Blutes angethan wird; während auch die Seelen der Abgeſchiedenen nicht unbedacht bleiben, und fortan Linderung in ihren Leiden und oftmals gänzliche Erlöſung erlangen. — Mächtige Gründe, den Eifer der Mitglieder des lebendigen Roſenkranzes mehr und mehr zu entflammen!

Die Ablässe, welche den Mitgliedern des lebendigen Roſenkranzes verliehen wurden, ſind:

1) Ein vollkommener Ablaß am erſten feierlichen Tage nach ihrem Beitritte zum Vereine.

2) Alle Abläſſe, welche bisher für die Abbetung des hl. Roſenkranzes verliehen worden ſind.

3) Ein Ablaß von 100 Tagen für jedesmal, als man den angewieſenen Theil an Werktagen abbetet.

4) Ein Ablaß von ſieben Jahren und ſieben Quadragenen an Sonn- und Feiertagen des Jahres, desgleichen alle Tage durch die ganze Oktav von Weihnachten, Oſtern, Himmelfahrt Chriſti, Pfingſten, Frohnleichnam, und den Feſten der Geburt und Empfängniß der allerſeligſten Jungfrau Maria.

5) Ein vollkommener Ablaß an den hohen Feſttagen: Weihnachten, Beſchneidung (Neujahr), heil. drei Könige, Oſtern, Himmelfahrt Chriſti, Pfingſten, heil. Dreifaltigkeit, Frohnleichnam, Peter und Paul und Allerheiligen; deßgleichen an allen hohen, ſo wie an allen mindern Feſttagen der allerſeligſten Jungfrau, und am dritten Sonntage eines jeden Monats.

Die vollkommenen Abläſſe können den Verſtorbenen zugewendet werden. Um ſie zu gewinnen, wird aber erfodert, daß man beichte, (an den genannten Tagen) kommunizire und in einer Kirche das gewöhnliche Ablaßgebet verrichte.

Die Kranken können die hier angeführten Abläſſe ebenfalls gewinnen, wenn ſie jene Gebete und Werke verrichten, welche ihnen der Beichtvater, den ſie ſich gewählt haben, zu dieſem Ende vorſchreibt.

Ausgezogen aus dem Breve Sr. Heiligkeit Papſt Gregor XVI., vom 27. Jänner 1832.

III. Die Skapulierbruderſchaft.

Ueber den Urſprung des Skapuliers iſt ſchon B. I. S. 76—78 das Nöthige geſagt. Hier fügen wir nur folgende Punkte noch bei:

a) Aufnahme in dieſe Bruderſchaft. Um Mitglied der Skapulierbruderſchaft zu ſeyn, muß man das Skapulier aus der Hand eines Prieſters empfangen, der die Vollmacht dazu beſitzt; es immer tragen und endlich in das Namensverzeichniß der Mitglieder eingeſchrieben ſeyn, das dazu mittelſt beſonderer Vollmacht beſtimmt

worden. Wenn eine dieſer Bedingungen fehlt, kann man der der Bruderſchaft verliehenen Gnaden nicht theilhaftig werden. Iſt man einmal gehörig in dieſe Bruderſchaft aufgenommen, ſo bleibt man fortwährend Mitglied derſelben. Verliert oder zerreißt man ſein Skapulier, ſo kann man ſich ſelbſt ein anderes machen; es iſt aber gut, es ſich von einem beliebigen Prieſter benediciren zu laſſen. Sollte ein Mitglied dieſer Bruderſchaft aus Nachläſſigkeit das Skapulier nicht getragen, ja es ſogar weggeworfen haben, ſo kann es ſich dasſelbe ſelbſt wieder anlegen, und dadurch der Gnaden wieder theilhaftig werden, welche der Bruderſchaft verliehen ſind, wofern es die übrigen Bedingungen erfüllt.

b) Pflichten der Mitglieder. Es iſt üblich, daß alle Mitglieder täglich ein Gebet zur Ehre der ſeligſten Jungfrau verrichten, z. B. die lauretaniſche Litanei, einige Geſetze des Roſenkranzes ꝛc. Die Bruderſchaftszetteln empfehlen gewöhnlich den Mitgliedern, alle Tage ſieben Vater Unſer und Ave Maria zu beten, Mittwochs und Samstags von Fleiſchſpeiſen ſich zu enthalten oder ſtatt deſſen 14 Vater unſer und Ave Maria zu beten; ferner die kleinen Tagzeiten zur Ehre der hl. Jungfrau zu verrichten, um auch der Abläſſe theilhaftig zu werden, welche in der Bulle Johann XXII. enthalten ſind. — An den Orten, wo die Bruderſchaft errichtet iſt, hält man, wenn der Biſchof die Erlaubniß dazu ertheilt hat, an einem Sonntage in jedem Monate eine Proceſſion zur Ehre der ſeligſten Jungfrau Maria.

c) Die den Mitgliedern verliehenen Abläſſe ſind:

Papſt Paul V. verlieh durch ſeine Breven vom 30. Oktober 1606, vom 31. Auguſt 1609 und vom 19. Juli 1614 den Mitgliedern dieſer Bruderſchaft folgende Abläſſe:

1) Am Tage, wo ſie das Skapulier empfangen, einen vollkommenen Ablaß, wenn ſie beichten, kommuniziren und die gewöhnlichen Gebete verrichten.

2) Einen vollkommenen Ablaß für alle Mitglieder, welche am Feſte unſerer lieben Frau vom Berge Carmel, am ſechszehnten Juli oder am Sonntage darnach, wo das Feſt gewöhnlich begangen wird, beichten, kommuniziren und das Ablaßgebet verrichten.

Benedikt XIV. dehnte im Jahre 1752 dieſe Friſt auf die ganze Oktave des Feſtes vom Skapulier aus, im Falle man am Tage ſelbſt den Ablaß nicht hätte gewinnen können.

3) Einen vollkommenen Ablaß in der Todesſtunde für alle Mitglieder, wenn ſie den heiligen Namen Jeſus wenigſtens mit dem Herzen ausſprechen, wofern ſie es mit dem Munde nicht mehr können.

4) Einen vollkommenen Ablaß in jedem Monat für alle Brüder, welche der Prozeſſion beiwohnen, die mit Erlaubniß des Ordinarius an einem Sonntag in jedem Monat gehalten wird.

5) Clemens X. erlaubte durch ſein Breve: Commissa nobis vom 8. Mai 1673 denjenigen, die durch Schwachheit oder Krankheit oder durch ein ſonſtiges rechtmäßiges Hinderniß dieſer Prozeſſion nicht beiwohnen könnten, denſelben Ablaß durch andächtige Beſuchung der Bruderſchaftskapelle zu gewinnen; oder wenn ſie auch dazu nicht im Stande wären, wie die Gefangenen, die Reiſenden zu Waſſer und zu Lande ꝛc., die kleinen Tagezeiten der allerſeligſten Jungfrau, oder fünfzig Vater unſer und Ave Maria zu beten und Reue und Leid zu erwecken nebſt dem feſten Vorſatze, ſobald als möglich ihre Sünden zu beichten und die heilige Kommunion zu empfangen. Die Ordensleute beiderlei Geſchlechts, in deren Kloſterkirchen oder Kapellen dieſe Bruderſchaft nicht beſteht, können dieſelben Abläſſe gewinnen, wenn ſie einzeln oder insgeſammt die Litanei von allen Heiligen beten und die übrigen von Paul V. bezeichneten Erforderniſſe erfüllen.

6) Fünf Jahre und fünf Quadragenen Ablaß für die, welche das Skapulier tragen und einmal im Monat die heilige Kommunion empfangen und für die heilige Kirche zu Gott beten.

7) Drei Jahre und drei Quadragenen für die, welche dasſelbe an den Marienfeſten thun.

8) Fünf Jahre und fünf Quadragenen, wenn ſie die heilige Wegzehrung begleiten, wo ſie zu einem Kranken getragen wird.

9) Dreihundert Tage für die, welche Mittwochs und Samstags ſich vom Genuſſe der Fleiſchſpeiſen enthalten.

10) Vierzig Tage Ablaß, wenn ſie alle Tage 7 Vater unſer und Ave Maria zu Ehren der allerſeligſten Jungfrau beten.

11) Hundert Tage, wenn ſie dem Begräbniſſe eines Verſtorbenen beiwohnen, mag dieſer nun Mitglied der Bruderſchaft geweſen ſeyn oder nicht.

12) Hundert Tage, wenn ſie die Tagzeiten von der allerſeligſten Jungfrau andächtig beten.

13) Hundert Tage jedesmal, wenn ſie die heilige Meſſe mit Andacht hören, oder dem übrigen Gottesdienſte beiwohnen, der in der Bruderſchaftskapelle gehalten wird, oder wenn ſie die Armen beherbergen oder in ihrer Bedrängniß erquicken, oder irgend ein anderes Werk der Barmherzigkeit ausüben. — Alle dieſe Abläſſe können gemäß einer Conſtitution Clemens X. vom 2. Januar 1672, welche mit den Worten beginnt: **Cum sicut accepimus**, auch den Verſtorbenen zugewendet werden. —

IV. Die Bruderſchaft vom heiligſten Altarsſakrament.

Sie entſtand zu Rom in der Kirche der hl. Maria **sopra Minerva** zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. Ihr Zweck war und iſt die beſondere Verehrung Jeſu Chriſti im heiligſten Altarsſakrament, um dadurch die Schmach wieder gut zu machen, welche er von allen Seiten erleiden muß. Paul III. beſtätigte dieſe Bruderſchaft in einer Bulle vom 30. Novb. 1539. Vermöge derſelben verpflichten ſich die Brüder:

1) Immer Sorge zu tragen, daß man dem hl. Sakramente die ſchuldige Ehrfurcht erweiſe, daher auch, daß es in den Pfarrkirchen mit jenem Schmucke umgeben ſei, den das gläubige Gemüth fordert, und daß Tag und Nacht ein Licht vor demſelben brenne.

2) Im Falle die Kirche zu arm wäre, um dieſe Koſten zu beſtreiten, verpflichten ſie ſich auf ihre Koſten das dazu Erforderliche anzuſchaffen, ſo wie auch nicht zuzugeben, daß das heilige Sakrament als Wegzehrung zu einem Kranken getragen werde, ohne ein eigenes dafür beſtimmtes Velum, welches jede Pfarrkirche erhalten ſollte.

3) Sollten ſie, im Falle ſie nicht rechtmäßig verhindert wären, das hochwürdigſte Sakrament mit einer brennenden Fackel begleiten, da es zu den Kranken getragen wird, oder es begleiten laſſen durch eine der angeſehenſten Perſonen ihrer Familie. Darum ſollte der Pfarrer oder jeglicher andere Prieſter, welcher die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trägt, durch einige Glockenſchläge ein Zeichen geben laſſen, um die Mitglieder der Bruderſchaft, welche erſcheinen könnten, zu verſammeln, und den übrigen

Nachricht davon zu geben, damit ſie nach der Intention des Kranken beteten.

4) Am dritten Sonntag eines jeden Monats vereinigen ſich alle Mitglieder in der Kirche der heiligen Maria sopra Minerva, laſſen dort eine feierliche Meſſe halten, wohnen derſelben bei und halten unter der Wandlung eine brennende Fackel in der Hand.

5) Am Freitage nach Frohnleichnam wird das hochheilige Sakrament in feierlicher Prozeſſion um die Kirche getragen und alle Mitglieder beiderlei Geſchlechts begleiten dasſelbe mit brennenden Fackeln.

6) Wird ein Mitglied der Bruderſchaft krank, ſo ſoll der Pfarrer des Kranken und ein Mitglied der Bruderſchaft ihn beſuchen und ihn zum Empfange der Sterbeſakramente vorbereiten.

7) Die Glieder der Bruderſchaft beiderlei Geſchlechts verpflichten ſich, alle Wochen zu Ehren des allerheiligſten Sakramentes fünf Vater unſer und Ave Maria zu beten.

8) Da man es unſchicklich fand, daß die Frauen jeden Augenblick durch die Straſſen laufen ſollten, um das allerheiligſte Sakrament zu Kranken zu geleiten, ſo wurde beſtimmt, daß ſie zu Hauſe bleiben, im Geiſte ſich mit den Brüdern vereinigen und fünf Vater unſer und Ave Maria beten ſollten, wenn ſie das Glockenzeichen hörten.

Abläſſe, welche dieſer Bruderſchaft verliehen ſind. Als Paul III. dieſe Statuten, deren Hauptinhalt wir im Vorſtehenden angegeben haben, beſtätigte, machte er die Bruderſchaft vom heiligen Sakramente mittels derſelben Bulle theilhaftig aller Gnaden, Privilegien, Exemptionen und Abläſſe, in deren Beſitz ſchon viele zu Rom errichtete, und von ſeinen Vorgängern beſtätigte Bruderſchaften waren. Auſſerdem verlieh er aber den Mitgliedern noch folgende beſondere Abläſſe:

1) Einen vollkommenen Ablaß in Form eines Jubiläums am Tage ihres Eintritts in die Bruderſchaft, wenn ſie alsdann reumüthig beichteten und andächtig kommunizirten. Dazu denſelben Ablaß unter denſelben Bedingungen noch dreimal während ihres Lebens.

2) Einen Ablaß von 100 Tagen jedesmal, wenn ſie das heilige Sakrament mit Fackeln zu Kranken begleiten, oder wenn ſie das

nicht könnten, fünf Vater unſer und Ave Maria beteten. Denſelben Ablaß können ſie gewinnen, wenn ſie der Prozeſſion mit dem hochwürdigſten Gute oder dem Gottesdienſte der Bruderſchaft beiwohnen. Denen, welche alle Freitage des Jahres die Kirche der heiligen Maria sopra Minerva beſuchten, jedesmal einen Ablaß von zehn Jahren und zehn Quadragenen.

3) Denſelben Ablaß von 100 Tagen den Frauen, welche nicht mit Anſtand das heilige Sakrament zu den Kranken begleiten können, wenn ſie bei gegebenem Zeichen mit der Glocke ſich mit den begleitenden Brüdern im Geiſte vereinigten und fünfmal das Vater unſer und Ave Maria beteten.

4) Verlieh er allen Mitgliedern beiderlei Geſchlechts die Vollmacht, ſich auf ihrem Todbette einen beliebigen Beichtvater zu wählen, und dieſer ſollte ſie von allen Sünden und kirchlichen Cenſuren losſprechen können, ſogar von den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen.

5) Die Vorſteher der Bruderſchaft wurden von demſelben Papſte bevollmächtigt, die Statuten abzuändern oder mit andern zu vertauſchen, wenn dieſes zur Förderung der Bruderſchaft dienen ſollte und weiſe Umſicht dieſes räthlich zu machen ſchiene.

6) Alle anderswo nach dieſem Vorbilde errichteten Bruderſchaften ſollen derſelben Gnaden, Privilegien und geiſtlichen Vortheile theilhaftig werden, ſowohl der ſchon verliehenen, als derjenigen, die noch verliehen werden ſollten, und zwar an und für ſich, ohne daß eine beſondere Verleihung oder Anſchließung an die obige Bruderſchaft vorhergegangen iſt, wie eine Deklaration der Congregation der Abläſſe vom 15. Februar 1608 beſagt.

Paul V. verlieh unterm 3. November 1603

1) einen vollkommenen Ablaß allen Mitgliedern, welche gebeichtet und kommunizirt hätten und der feierlichen Prozeſſion mit dem hochwürdigſten Gute beiwohnten, welche die Bruderſchaft am Donnerſtag in der Frohnleichnams-Oktave zu halten pflege; von Innozenz XII. wurde ſie auf den Freitag in der Oktave verlegt.

2) Denſelbigen Ablaß allen denen, welche, auch wenn ſie der Prozeſſion nicht beiwohnen, beichten, die heilige Kommunion empfangen und nach der Meinung des heiligen Vaters beten.

3) Eben dieſen Ablaß allen Mitgliedern, welche auf ihrem Todbette gebeichtet und kommunizirt haben, und wenigſtens mit dem

Herzen, wenn ſie mit dem Munde nicht mehr können, den heiligen Namen Jeſus anrufen.

4) Einen Ablaß von ſieben Jahren und ſieben Quadragenen allen Mitgliedern der Bruderſchaft, welche am Frohnleichnamsfeſte nach reumüthig abgelegter Beicht die heilige Kommunion empfangen und nach der Meinung des heiligen Vaters beten.

5) Hundert Tage Ablaß jedesmal, wo ſie an den Freitagen im Laufe des Jahres die Bruderſchaftskirche beſuchen.

6) Jedesmal hundert Tage Ablaß, wenn ſie dem Gottesdienſte oder den Prozeſſionen der Bruderſchaft beiwohnen.

7) Sieben Jahre und ſieben Quadragenen, wenn ſie nach reumüthiger Beicht und Kommunion der Prozeſſion am dritten Sonntag im Monat oder am Grünendonnerstage beiwohnen.

8) Sieben Jahre und ſieben Quadragenen jedesmal, wo ſie das heilige Sakrament mit oder ohne Fackeln begleiten, wenn es zu Kranken getragen wird.

9) Einen Ablaß von hundert Tagen, wenn ſie am Grünendonnerstage das heilige Sakrament beſuchen und andächtig vor demſelben beten.

10) Hundert Tage, wenn ſie einen Verſtorbenen zu Grabe geleiten.

Dieſen letzten Ablaß verlieh Clemens X. am 24. Januar 1673.

Benedikt XIV. verlieh am 2. Auguſt 1749 den Mitgliedern der Bruderſchaft jedesmal hundert Tage Ablaß, wenn ſie der Meſſe in der Kirche oder Kapelle der Bruderſchaft, oder den allgemeinen oder beſondern Verſammlungen, oder den Prozeſſionen beiwohnten, welche mit Erlaubniß des Ordinarius gehalten würden, oder wenn ſie einen Armen beherbergten, oder Feinde mit einander ausſöhnten, oder im Falle ſie der Prozeſſion nicht beiwohnen, oder das heilige Sakrament zu einem Kranken nicht begleiten könnten, wenn ſie dann auf das mit der Glocke gegebene Zeichen ein Vater unſer und Ave Maria für den Kranken, oder fünf Vater unſer und Ave Maria für einen verſtorbenen Mitbruder beteten, oder auch wenn ſie Irrende zurechtwieſen, Unwiſſende belehrten, Kranke und Gefangene beſuchten, und ihnen ein geiſtliches oder leibliches Almoſen mittheilten, oder irgend ein anderes Werk der Frömmigkeit oder chriſtlichen Liebe verrichteten.

Auch gestattete Benedikt XIV. durch ein Dekret vom 13. September, daß alle diese Abläße, vollkommene wie unvollkommene, den Verstorbenen könnten zugeeignet werden.

V. Die Bruderschaft vom heiligen Herzen Jesu.

Der Cardinal Somaglia, damals Cardinal-Vikar Sr. Heiligkeit für die Stadt Rom, erlaubte unterm 14. Febr. 1801 den Weltprieſtern aus der Congregation des hl. Paulus eine Bruderſchaft zur Verehrung des heiligen Herzens Jeſu in ihrer Kirche zu errichten. Pius VII. verlieh dieſer Bruderſchaft durch ein Breve vom 7. März desſelben Jahres zahlreiche Abläſſe, und durch ein anderes Breve vom 25. Januar 1803 erhob er ſie zu einer Erzbruderſchaft und begnadigte ſie mit mancherlei Privilegien, darunter auch dieſes, daß an ein und demſelben Orte mehre dieſer Bruderſchaften errichtet werden können, wenn es die Anzahl der Aufzunehmenden erfordert.

Dieſe Andacht verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit, ſo daß die Prieſter der Congregation vom hl. Paulus vom Jahre 1803—1822 bereits 1962 Filialbruderſchaften der ihrigen einverleibt hatten.

Die Abläſſe, welche dieſer Bruderſchaft verliehen worden, ſind:

a) vollkommene:

1) am Tage der Aufnahme in die Bruderſchaft. (Reſcript vom 7. März 1801.)

2) Am Tage, wo das Feſt des heiligen Herzens Jeſu gefeiert wird oder am Sonntage nachher. (Reſcript vom 20. März 1802.)

3) Am erſten Freitage oder am erſten Sonntage eines jeden Monats. (Reſcript vom 12. Juli 1803.)

4) An einem Tage im Monat, welchen die Mitglieder ſich wählen können (Reſcript vom 15. Juli 1803 und 5. Juli 1805); und noch einen vollkommenen Ablaß an einem beliebigen Tage des Monats gewinnen diejenigen, welche jeden Tag dreimal „Ehre ſei dem Vater" ꝛc. zu Ehren der allerheiligſten Dreifaltigkeit als Dankſagung für die Gnaden und Vorzüge, welche ſie der allerſeligſten Jungfrau verliehen, beten, nämlich einmal Morgens, dann im Laufe des Tages und endlich am Abend. (Reſcript vom 15. November 1802.)

5) In der Sterbeſtunde, wenn ſie mit dem Herzen, wo ſie es mit dem Munde nicht mehr können, den heiligen Namen Jeſu anrufen. (Reſcript vom 7. und 20. März 1801 und 1802.)

6) Am heiligen Charfreitage, am grünen Donnerstage, am heiligen Oſtertage und am Tage Chriſti Himmelfahrt (Reſcript vom 15. November 1802).

7) Am Feſte Mariä unbefleckter Empfängniß, Mariä Geburt, Mariä Verkündigung, Mariä Lichtmeß, Mariä Himmelfahrt und am Feſte aller Heiligen und am Allerſeelentage; am Feſte St. Petrus und Paulus, St. Joſeph und St. Johannes Evangeliſt (Breve vom 2. April 1805).

8) An den ſechs Freitagen oder ſechs Sonntagen, welche dem Feſte vom heiligen Herzen Jeſu unmittelbar vorhergehen (Reſcript vom 4. März 1806).

b) Unvollkommene Abläſſe:

1) Dreißig Jahre und dreißig Quadragenen an den drei Tagen nach Chriſti Geburt, am Feſte der Beſchneidung und der Erſcheinung des Herrn, an den Sonntagen Septuageſima, Sexageſima und Quinquageſima, am Charfreitag und Samstag, alle Tage der Oktave vom Oſterfeſte, am Sonntage Quaſimodo, am Pfingſttage und an allen Tagen während der Oktave.

2) Fünf und zwanzig Jahre und eben ſo viele Quadragenen am Palmſonntage.

3) Fünfzehn Jahre und fünfzehn Quadragenen am Aſchermittwoche, am vierten Sonntag in der Faſten, am dritten Sonntage im Advent, am Tage vor dem heiligen Chriſtfeſte, bei der Mitternachtsmeſſe und der Meſſe am frühen Morgen am heiligen Chriſttage.

4) Zehn Jahre und eben ſo viele Quadragenen am erſten, zweiten und vierten Sonntage im Advent, an allen Tagen während der heiligen Faſtenzeit, an denen kein beſonderer Ablaß verliehen iſt, am Tage vor dem heiligen Pfingſtfeſte, an den drei Tagen der Quatemberzeiten des Jahres (Breve vom 2. April 1805).

5) Sieben Jahre und ſieben Quadragenen an den Tagen Mariä Heimſuchung und Mariä Darſtellung im Tempel, an allen Apoſtelfeſten, welche wir oben nicht genannt haben.

6) Eben ſo viel Ablaß an allen Tagen der Novene, welche dem Feſte des hl. Herzens Jeſu vorhergehen.

Dieſe Abläſſe ſind alle angegeben in den Dokumenten, welche wir oben bereits angeführt haben, und in einem Reſcripte vom 4. März 1806.

7) Sieben Jahre und sieben Quadragenen an den vier Sonntagen, welche dem Feste vom heiligsten Herzen Jesu unmittelbar vorhergehen.

8) Sechzig Tage für jedes Werk der Frömmigkeit, welches die Mitglieder verrichten.

Alle diese Abläße können auch den Verstorbenen zugeeignet werden.

VI. Die Erzbruderschaft des hl. und unbefleckten Herzens Mariä.

Sie verdankt ihren Ursprung dem Herrn Düfriche-Degenettes, Pfarrer an der Kirche zu unserer lieben Frau vom Siege in Paris. Als dieser nach der französischen Umwälzung von 1830 merkte, daß der Glaube in seiner Pfarrei stark abgenommen und alle seine Bemühungen zur Wiederbelebung desselben fruchtlos blieben, faßte er den Entschluß, seine Pfarrei dem hochheiligen, unbefleckten Herzen Mariens zur Bekehrung der Sünder zu empfehlen. Er entwarf die Statuten einer Bruderschaft, die unterm 16. Dezember 1836 von Herrn von Quelen, Erzbischof von Paris, bestätiget wurden. In der Folge erhob Papst Gregor XVI. diese Bruderschaft durch ein Breve vom 24. April 1838 zu einer Erzbruderschaft und verlieh ihr zahlreiche Abläße. Sie hat sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit im größten Theile von Europa, so wie nach Amerika, Asien, Afrika und den Missionen in Ozeanien verbreitet. Die plötzliche Bekehrung der Pfarrei zur unsern lieben Frau vom Siege, und eine große Anzahl wunderbarer Bekehrungen geben den Gläubigen die Ueberzeugung, daß Gott an dieser frommen Verbrüderung besonders Wohlgefallen habe.

Nach einem Breve des Papstes sind die Pfarrer der Kirche von unserer lieben Frau vom Siege in Paris auf ewige Zeiten Vorsteher der Erzbruderschaft. Man muß sich also an sie wenden, wenn man unmittelbar in die Erzbruderschaft sich aufnehmen lassen oder besondere Bruderschaften errichten will.

Wer der Vortheile der Erzbruderschaft theilhaftig werden will, muß in das Register der Bruderschaft eingeschrieben seyn und jeden Tag ein Ave Maria nach den Absichten der Erzbruderschaft beten. Man wünscht auch, daß er den Andachtsübungen der Bruderschaft beiwohne und an den Festtagen derselben die hl. Kommunion empfange; doch ist dieß nicht durchaus erforderlich. Am Tage seiner

Aufnahme empfängt er eine Medaille, mit welcher Abläſſe verbunden ſind. Dieſe ſoll er immer bei ſich tragen und das darauf befindliche Gebet verrichten.

Die geiſtlichen Vortheile für die Mitglieder der Erzbruderſchaft ſind folgende:

1) Vollkommner Ablaß am Tage der Aufnahme, wenn die Aufgenommenen nach abgelegter, reumüthiger Beicht die heilige Kommunion empfangen haben.

2) Vollkommener Ablaß für die Mitglieder in ihrer Sterbſtunde, wenn ſie gebeichtet und kommunizirt haben oder Falls ihnen dieſes nicht möglich war, wenn ſie mit dem Mund oder wenigſtens mit dem Herzen den Namen Jeſus angerufen haben.

3) Vollkommener Ablaß für die Mitglieder, die nach abgelegter Beicht die heilige Kommunion empfangen am Sonntage vor Septuageſima, ſo wie auch an den Feſttagen der Beſchneidung unſeres Herrn; der Reinigung, Verkündigung, Geburt, Himmelfahrt, Empfängniß, des Leidens und der ſieben Schmerzen Mariä, am Feſte Pauli Bekehrung und am Feſte der heiligen Maria Magdalena.

4) Vollkommener Ablaß für die Mitglieder, wenn ſie alle Tage andächtig den engliſchen Gruß für die Bekehrung der Sünder gebetet, und zwar am Jahrestage ihrer Geburt, nachdem ſie das Sakrament der Buße und des Altares empfangen haben.

5) Ein Ablaß von fünfhundert Tagen für die Mitglieder und andere Gläubigen, welche den Meſſen andächtig beiwohnen, die in der Kirche oder Kapelle der Erzbruderſchaft Samſtags zur Ehre des heiligen Herzens Mariä geleſen werden, und während derſelben für die Bekehrung der Sünder beten.

6) Wenn der Empfang der heiligen Kommunion erfodert wird, ſo iſt es nicht nöthig, daß dieß in der Kirche der Erzbruderſchaft geſchehe.

7) Die Erzbruderſchaft iſt den Mitgliedern derſelben nützlich, ſelbſt nach ihrem Tode, weil jeden erſten Samſtag in der Kirche Unſerer lieben Frau vom Siege eine Meſſe für die verſtorbenen Mitglieder geleſen wird.

8) Die Erzbruderſchaft verrichtet beſondere Gebete für diejenigen Sünder, die ihr anempfohlen werden.

VII. Die Bruderschaft Mariä Hilf.

Als die Türken im siebenzehnten Jahrhunderte so reißende Fortschritte im Kriege gegen das christliche Abendland machten und im Jahre 1683 mit einer furchtbaren Armee vor Wien, der Hauptstadt Oesterreichs, rückten, um sie einzuschließen, kam großer Schrecken über die ganze Christenheit. Ein frommer Kapuziner predigte damals in Sankt Peter zu München, der Hauptstadt Bayerns, und ermahnte die Gläubigen eindringlichst, zu beten und sich unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau, als Helferin der Christen, zu stellen, welche man bei drohenden Gefahren anzurufen pflegt. Seine Ermahnungen wirkten; eine Menge Personen vereinigten sich zum Gebete und riefen die mächtige Hilfe der Gottesmutter an; die feindliche Armee wurde besiegt, die Belagerung Wien's aufgehoben und die Christenheit gerettet. Dieses glückliche Ereigniß schrieb man dem Schutze der allerseligsten Jungfrau zu. Man fuhr fort, sie mit großer Andacht zu verehren, und äußerte den Wunsch, es möchte eine neue Bruderschaft ihr zu Ehren errichtet werden unter dem Titel: Mariä Hilf. Der Churfürst von Bayern, Maximilian, einer der Anführer der christlichen Armee, begehrte selbst vom heiligen Stuhle die Erlaubniß dazu. — Innozenz XI. gewährte dem frommen Fürsten seine Bitte, und erließ unterm 8. August 1684 eine Bulle zur Errichtung dieser Bruderschaft in Sankt Peter zu München, und verlieh ihr verschiedene Abläße. Eine große Menge Personen aus allen Ständen ließen sich darin aufnehmen, so daß sie im Jahre 1783 mehr als drei Millionen Mitglieder zählte; sie hat bis auf unsere Zeit sich erhalten und ist dermalen noch sehr verbreitet.

Die geistlichen Vortheile dieser Bruderschaft sind:

1) Ein vollkommener Ablaß am Tage der Aufnahme, wenn die Aufgenommenen an demselben beichten, kommuniziren und das gewöhnliche Gebet verrichten.

2) Ein vollkommener Ablaß in der Todesstunde, wenn sie beichten und die heilige Wegzehrung empfangen, oder falls sie dieses nicht können, aufrichtig ihre Sünden bereuen, und wenigstens mit dem Herzen, wenn sie es nicht mehr mit dem Munde vermögen, den heiligen Namen Jesus aussprechen.

3) Sechzig Tage Ablaß jedesmal, wo ſie ein Werk der Frömmigkeit oder der chriſtlichen Liebe verrichten, z. B. die Gefangenen beſuchen, die Kranken tröſten, das heiligſte Sakrament begleiten, wenn es zu Kranken getragen wird; die Armen beherbergen, die Todten zu Grabe geleiten, den Prozeſſionen mit dem hochwürdigſten Gute oder in der Bittwoche beiwohnen ꝛc.

4) An allen Muttergottestagen wird zu München am Altare Mariä-Hilf eine Meſſe für die lebenden Mitglieder geleſen und die Litanei in derſelben Intention geſungen. Am Mittwoch nach dem Feſte Mariä Geburt wird am ſelben Altare ein feierliches Todtenamt mit der Lauretaniſchen Litanei für die verſtorbenen Mitglieder gehalten. —

Dieſe großen Vortheile ſind an ſehr leichte Bedingungen geknüpft. Die Prieſter, welche Mitglieder derſelben ſind, müſſen alle Jahre an einem beliebigen Tage in der Intention der Bruderſchaft eine heilige Meſſe leſen, und in derſelben beſonders die verſtorbenen Mitbrüder Gott empfehlen; die nicht Prieſter ſind, beten einen Roſenkranz von fünf Geſätzen am Feſte der unbefleckten Empfängniß Mariens, am Feſte Mariä Geburt, ihrer Darſtellung im Tempel, Mariä Verkündigung, Mariä Heimſuchung, Mariä Lichtmeß, am Feſte der Schmerzen Mariä (Freitag vor Palmſonntag in jedem Jahre) und Mariä Himmelfahrt, und fügen jedesmal ein Vater unſer und Ave Maria hinzu für die verſtorbenen Mitglieder.

Sollten ſie aus Vergeſſenheit oder wegen Verhinderung den Roſenkranz an einem dieſer Tage nicht beten, ſo können ſie ihn an einem andern Tage nachholen, oder auch einmal im Jahre eine heilige Meſſe leſen laſſen zum Erſatz für alle unterlaſſenen Gebete.

Jedes Mitglied ſoll übrigens auch ein Muttergottesbild beſitzen, welches das Jeſukind auf dem Arme trägt.

VIII. Die Allerſeelen-Erzbruderſchaft.

Sie wurde nach dem Wunſche des Herzogs Maximilian von Bayern und deſſen Gemahlin Eliſabetha, geborne Herzogin von Lothringen, urſprünglich in die alte Hofkirche geſtiftet, 1615 von dem damaligen Biſchof von Freyſing, Stephan von Seyboldſtorf, gutgeheißen, und von Papſt Paul V. beſtätiget, mit Abläſſen begnadiget und zu einer Erzbruderſchaft erhoben. Bald wurden Filialbruderſchaften davon in vielen andern Kirchen errichtet.

Zweck dieſer Bruderſchaft iſt, den in den reinigenden Flammen des Fegfeuers büßenden Seelen durch verſchiedene verdienſtliche Werke, beſonders durch das hl. Meßopfer zu Hilfe zu kommen. Zu dieſem Ende wird alle Sonntage des Jahres in der Hofkirche zum hl. Cajetan zu München in der Frühe um ſechs Uhr das hochwürdige Gut ausgeſetzt, und werden in der Zwiſchenzeit bis halb eilf Uhr mehre hl. Meſſen geleſen. An den auf die Quatember-Zeiten kommenden Dienstagen, oder wenn ein Feſt einfällt, am Tage darauf, werden immer in der Frühe um 8 Uhr die Vigil und das Seelenamt für alle in Chriſto Verſtorbenen, dann unter dieſem Gottesdienſte zwei hl. Meſſen für die verſtorbenen Brüder und Schweſter beſonders und acht Tage darnach um 9 Uhr für den durchlauchtigſten Stifter dieſer Erzbruderſchaft geleſen. Am Tage Allerſeelen, der dieſer Bruderſchaft eigenthümlich iſt, wird ein zehnſtündiges Gebet angeſtellt, um 8 Uhr eine Predigt und darnach ein Seelenamt gehalten. Dieſe ganze Oktav hindurch wird um halb 4 Uhr Abends der gewöhnliche Roſenkranz gebetet und eine Litaney geſungen. Die Bruderſchaft hat überdieß an mehrern Tagen des Jahres Zuſammenkünfte mit beſondern Andachten.

Wer ſich in dieſe Bruderſchaft einſchreiben läßt, ſoll am Tage der Aufnahme in dieſelbe würdig beichten und kommuniciren; deßgleichen ſoll man beſonders auch die hl. Sakramente empfangen: Zu Weihnachten, Lichtmeßen, Oſtern, Pfingſten, am Tage Mariä Himmelfahrt, am Feſte des hl. Laurentius, zu Allerheiligen oder am Allerſeelentage. Man ſoll den gewöhnlichen Zuſammenkünften und den übrigen Bruderſchaftsandachten fleißig beiwohnen, oder im Falle eines Hinderniſſes anderswo mit Gebet und guten Werken an die armen Seelen denken. Ueberdieß ſollen die Mitglieder täglich für die armen Seelen die Pſalme: Erbarme dich meiner ꝛc. und „Aus der Tiefe“ ꝛc. oder fünf Vater unſer und Ave Maria beten.

Die Ablääſſe, welche die Mitglieder dieſer Bruderſchaft gewinnen können, ſind, und zwar

a) vollkommener Ablaß für die Lebendigen: 1) am Tage, an welchem man nach verrichteter hl. Beicht und Kommunion in die Bruderſchaft aufgenommen wird. 2) In den Todesnöthen, wenn man das heiligſte Altarsſakrament empfängt, oder wo dieſes nicht geſchehen kann, mit dem Munde oder im Herzen

den heiligſten Namen Jeſus anruft. 3) Am Feſte aller Heiligen Gottes. 4) Am heiligen Chriſttage, wenn man in der Bruderſchaftskirche um Friede und Einigkeit unter allen chriſtlichen Fürſten, um rechte Vereinigung aller Gemüther im wahren kath. Glauben, und um das wahre Wohl der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten und des ganzen Vaterlandes ſein Gebet mit Andacht und Inbrunſt verrichtet.

b) Vollkommener Seelenablaß, den man für ſich oder die Verſtorbenen anwenden kann: 1) Am Tage aller Seelen. 2) Am Feſte des hl. Laurentius. 3) Am hl. Pfingſtfeſte. 4) Am hl. Frohnleichnamstage. 5) Am Feſte der hl. drei Könige. 6) An den Feſttagen Mariens. 7) Am Sonntag Lätare in der Faſten. 8) Am Sonntag nach dem Feſte der hl. Apoſteln Philipp und Jakob. 9) Am Feſte des hl. Johannes des Täufers. 10) Am Sonntag nach dem Feſte des hl. Erzengels Michael. 11) Am Sonntag nach dem Feſte der hl. Apoſteln Simon und Judas. 12) Am Sonntag nach dem Feſte des hl. Andreas.

Um dieſer Abläſſe und anderer Gnaden noch mehr theilhaftig zu werden, ſollen die Mitglieder täglich ihr Morgen-, Abend- und Tiſchgebet verrichten; alle ihre Berufsgeſchäfte und Arbeiten mit einer guten Meinung anfangen, und alle Beſchwerden, Leiden und Mühſeligkeiten des Lebens geduldig aus Liebe zu Gott ertragen und ihm aufopfern; in der chriſtlichen Demuth und Selbſtverläugnung ſich üben, und in allen Stücken nicht ſich, ſondern Gott allein die Ehre geben; ihre eigenen ſowohl, als auch die Kinder fremder Leute zum Chriſtenthume anhalten. Unſchuldige gegen Verführung bewahren, ärgerliche oder verleumderiſche Reden abwehren, zwiſchen Feinden Frieden ſtiften und ihren eigenen Beleidigern um Gottes Willen verzeihen, den Kranken beiſtehen, die Todten zum Grabe begleiten, und für ihre Seelen zu Gott beten, Hausarme und Unglückliche unterſtützen u. ſ. w. (Gezogen aus den Statuten der Allerſeelen-Erzbruderſchaft.) *)

IX. Der Miſſionsverein oder die Bruderſchaft zur Ausbreitung des Glaubens.

Dieſer Verein, in Bayern Ludwigsverein, von unſerm guten Volke aber Bruderſchaft vom hl. Franz Xaver genannt, entſtand am

*) Nach der neueſten Einrichtung werden auch alljährlich 50 fl. aus dem reichen Bruderſchaftsfond an die Armen vertheilt.

3. Mai 1822 zu Lyon und verbreitete sich allmählig in alle kathol. Länder. Sein Zweck ist, jene gottbegeisterten Priester, welche das Evangelium bei den noch ungläubigen Völkern ausbreiten, mit Gebet und Geld zu unterstützen. Ein jedes Mitglied entrichtet in der Regel einen monatlichen Beitrag von 6 kr. und erhält die Missionsannalen zum Lesen, welche aus Briefen der Glaubensboten bestehen. Auch betet es täglich um Ausbreitung des wahren Glaubens einen Vater unser und den englischen Gruß mit dem Zusatze: Heiliger Franz Xaver, bitt für uns!

Die Mitglieder können folgender Abläße theilhaftig werden:

a) Einen unvollkommenen Ablaß von 100 Tagen gewinnen diejenigen, welche

1) alle Tage um Ausbreitung des Glaubens beten ein Vater unser und den englischen Gruß sammt dem Zusatze: Heiliger Franz Xaver, bitt für uns;

2) welche alle Wochen einen Kreuzer als Beitrag geben;

3) so oft sie ein anderes gutes Werk (ein Werk der Religion oder Nächstenliebe) verrichten.

b) Einen vollkommenen Ablaß können die Mitglieder gewinnen,

1) Alle Monate, wenn sie an einem beliebigen Tage die hl. Sakramente der Buße und des Altares als wahre, eifrige Büßer empfangen und in einer Kirche das gewöhnliche Ablaßgebet verrichten.

2) Alle Jahre unter denselben Bedingungen:

a) am 3. Mai, dem Feste der Erfindung des hl. Kreuzes, als dem Stiftstage des Vereines;

b) am 3. Dezember, als dem Feste des hl. Franz Xaver, des Beschützers des Vereines;

c) am Feste der Verkündigung, und

d) der Himmelfahrt Mariens oder innerhalb der Oktav dieser beiden Feste.

Zum Beitritt dieses Gott so wohlgefälligen Werkes muß den katholischen Christen unter Andern vermögen:

1. Die große Zahl der Ungläubigen. Unter den 800 Millionen Menschen, die auf der Erde zerstreut leben, finden sich ungefähr 500 Millionen, welche noch im Schatten des Todes sitzen und von den Segnungen des Evangeliums ausgeschlossen sind.

2. Die Liebe, welche wir dieſen Völkern ſchuldig ſind. Einem jeden hat der Herr befohlen, für ſeinen Nächſten Sorge zu tragen. Schmeicheln wir uns nicht, dieſe Pflicht ſchon erfüllt zu haben, wenn wir ſie blos auf unſere Umgebung ausdehnen. Der Glaube zeigt uns einen viel ausgedehnteren Wirkungskreis; alle Menſchen ſind unſere Nächſten; denn alle bilden nur eine einzige Familie, ſind Kinder Eines Vaters. Wir ſchulden daher auch jenen Völkern etwas, die durch unermeßliche Meere von uns getrennt, Gottes Gabe noch nicht erlangt haben, und welche, wären ſie im Beſitze derſelben, vielleicht einen beſſern Gebrauch davon machen würden, als wir ſelbſt. Weniges nur wird für das Wohl dieſer Völker von uns verlangt: würden wir ihnen aber dieſes Wenige verweigern, müßten wir nicht beſorgen, daß ſie am Tage des Gerichtes wider uns ſich erheben, um vor Gottes Richterſtuhl uns der Kargheit anzuklagen?

3. Die Verdienſtlichkeit dieſes Werkes. Was kann es Verdienſtvolleres geben, als an der Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden mitzuwirken, und bei dem wundervollen Werke der Seelenrettung Antheil zu haben? Und dieß Alles wird erreicht durch ein kurzes Gebet und ein geringes Almoſen.

4. Die bedauernswürdige Lage dieſer Völker. Siehe Bd. 1. S. 31 und flg.

5. Die glückliche Anlage der meiſten Völker für die Annahme der chriſtlichen Religion. Die Ausſicht der kath. Miſſionen ſtellt ſich heut zu Tage ganz beſonders in einem günſtigen Lichte unſern Augen dar. Man möchte ſagen, daß von allen Seiten her eine große Bewegung unter den Völkern zur Annahme des Chriſtenthums ſich wahrnehmen läßt. In allen dem türkiſchen Kaiſer unterworfenen Ländern macht die Kirche auffallende Fortſchritte. Innerhalb den Mauern Konſtantinopels erhebt ſich unangefochten ein kath. Kollegium, und vor den Thoren dieſer Hauptſtadt wird der kath. Gottesdienſt ſo feierlich und mit ſolcher Freiheit begangen, wie es in mehreren ganz chriſtlichen Reichen Europas kaum geſtattet iſt. Smyrna, die Hauptſtadt von Kleinaſien zählt nahe an 10,000 Katholiken; allenthalben ſind eifrige Miſſionäre zerſtreut, und arbeiten am Heile der Seelen. — Die Bewohner der Inſel Ceylon haben in neueſter Zeit die Wiedereinſetzung der kath. Religion mit einem

eigenen Bisthume von der englischen Regierung erhalten. — In China lassen sich immer mehr Hoffnungen für das Evangelium hegen. — In der einzigen Provinz von Sutschuen haben die Missionäre seit 1800 mehr als 30,000 erwachsene Heiden und 250,000 Heidenkinder getauft. Einige Mandarine zeigen sich dem Christenthume ziemlich geneigt. Da es der europäischen Diplomatie gelungen ist, die alten Zwangmaßregeln gegen die Christen abzuschaffen, mag die Kirche Gottes in diesem ausgedehnten Lande einer gesegneten Zukunft entgegen gehen. Glänzende Fortschritte macht das Evangelium auch in Nordamerika und in vielen andern Ländern.

6. Die Wohlthaten der katholischen Missionen. Wo immer die Strahlen des Evangeliums hindringen, verschwindet der Unglaube und die Barbarei. Es legt den reichen Pflanzern Amerika's, die ihre Sklaven tyranniſiren, Liebe gegen sie in das Herz und erstickt in diesen die Rachegefühle und den Hang zu andern Lastern. Es lehrt den Wittwen Indiens, daß es für reine Seelen im Himmel einen Bräutigam und unaussprechliche Freuden gibt; und die Kraft des hl. Taufwassers wird das Feuer des Scheiterhaufens noch auslöschen, welches schon so oft bereit war, sie aufzuzehren; es schafft die Menschenopfer und so viele andere schauerliche Gebräuche des Heidenthums ab und verbreitet überall zeitliches und ewiges Glück. — Den europäischen Völkern selbst sind die Missionen höchst vortheilhaft und zwar für den Handel: die Missionäre sind es, welche z. B. den Erzeugnissen der französischen Industrie die Handelsplätze der Levante geöffnet haben: sie sind es, die Frankreich einen großen Theil von Kanada, Louisiana und Arkadien gaben; sie sind es, welche vermöge ihres Einflusses, den sie wegen ihrer Wissenschaften und Tugenden oft auf den Charakter der ungläubigen Fürsten hatten, die europäischen Handelsleute und Seefahrer in China und Indien schützten. Für die Industrie: Ein Missionär war es, der uns über die berühmte indianische Leinwand und Färberei zuerst Aufschluß und Unterricht ertheilte. Für die Wissenschaften: die Alterthumskunde verdankt den Missionären kostbare Entdeckungen, die Naturgeschichte werthvolle Beschreibungen von Arten und Gegenständen, die bis dahin noch unbekannt waren. Als geschickte Mathematiker haben sie für das Fortschreiten der Astronomie und Physik viel beigetragen; die genauesten Karten, deren sich die Seefahrer, welche die Meere von

China durchkreuzen, bedienen können, ſind jetzt noch die von den Miſſionären der Jeſuiten verfertigten.

7. Die großen Bedürfniſſe der Miſſionen. Die Miſſionen in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben mit der größten Armuth zu kämpfen. Als z. B. Herr Flaget zum Biſchofe von Bardstown geweiht ward, mußte er ſechs Monate lang warten, bis er ſeine Reiſe antreten konnte, weil es ihm an den nöthigen Mitteln dazu fehlte. Bei der Ankunft am Orte ſeiner Beſtimmung fand er ſich ohne Geld und ohne Haus in einem Bisthume, das zweimal größer iſt, als ganz Deutſchland. Die Bedürfniſſe der Miſſionen der Levante haben ſich ungemein vermehrt. Die ſyriſchen Biſchöfe darben ſowohl unter dem Drucke eigenen Elendes, als unter dem ihrer Angehörigen; der von Moſul, ein Greis von achtzig Jahren, lebt in höchſter Armuth. Auch die chineſiſchen Miſſionen haben mit großer Noth zu kämpfen. Den Gläubigen bleibt in dieſem Lande oft kein anderes Mittel übrig, der Plakereien ihrer Feinde los zu werden, außer ſie zahlen beträchtliche Summen Geldes. Auf den Inſeln der Südſee ſind die Miſſionäre genöthiget, ſogar Vorräthe von Kleidungsſtücken bei ſich zu haben, um ſie den Völkerſchaften dieſer Inſelgruppen, die ganz nackt einhergehen, austheilen zu können. Die vielen Reiſen ſind nicht minder ein Gegenſtand bedeutender Koſten. Um nach China zu kommen, muß die ungeheure Strecke von 6000 Stunden zurückgelegt werden; der Weg nach Amerika beträgt 2000 Stunden. Haben auch die Miſſionäre den Ort ihrer Beſtimmung erreicht, ſo müſſen ſie erſt weite Reiſen durch Gebirge und wilde Gegenden unternehmen, um die oft in großer Ferne zerſtreuten Chriſten zu beſuchen, denen ſie nicht ſelten mit den Tröſtungen der Religion auch noch zeitliche Hilfe und Unterſtützung ſpenden müſſen. Viele Chriſten, ſchrieb ein Miſſionär aus China, werden dieſes Jahr ſehr wahrſcheinlich vor Hunger ſterben, wenn wir ihnen nicht zu Hilfe kommen. In den Zeiten der Noth berechnen dieſe armen Leute die Tage, die ſie noch zu leben hoffen, nach dem Maaß der ihnen zu Gebote ſtehenden Lebensmittel; ſie zählen dieſe Tage und kommen von weit her, um die letzte Oelung zu empfangen; haben ſie dieſes Ziel glücklich erreicht, ſo erwarten ſie mit aller Gelaſſenheit den Augenblick ihres Hinſcheidens. Wohl iſt dieß ein herzzerreiſſender Anblick für die Miſſionäre; aber ſelbſt in der äußerſten Noth lebend, ſind ſie oft nicht im Stande, ihre Neubekehrten vom Hungerstode zu retten.

8. Der rege Eifer der Andersgläubigen. Noch vor vierzig Jahren dachten die Protestanten an keine Missionen, jetzt haben sie 24 Missionsvereine und Seminarien zur Bildung der Missionäre in der Schweiz, in Deutschland, in Holland, Schweden, Nordamerika und England. Sie haben 5242 Prediger für die Missionen, denen sie die reichsten Gehalte geben, und verwenden alle Jahre 30,000,000 Franken, um die protestantische Religion in fernen Ländern auszubreiten.

X. Von den Congregationen, welche in Erziehungsinstituten und an andern Orten errichtet zu werden pflegen.

Sie verdanken ihren Ursprung einem frommen Jesuiten, Namens Johann Leo Flamming, Vorsteher der niedern Klassen am Collegium Romanum. Er begann 1563 damit, an gewissen Tagen nach Beendigung des Unterrichtes seine Schüler zu versammeln, um ihnen Erbauungsbücher vorzulesen, und sie einige Gebete verrichten zu lassen. Er hielt diese Uebungen, an welchen bald auch andere Schüler Theil nahmen, an allen Sonn- und Festtagen. Die Anzahl der Theilnehmer vermehrte sich immer mehr. Da stellte er die Vereinigung unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau und gab ihr bestimmte Regeln; sie blieb jetzt eine beständige Versammlung unter dem Namen Mariä Verkündigung. Da diese Einrichtung so segensreiche Früchte trug, so holte der General der Gesellschaft Jesu Aquaviva eine allgemeine Approbation vom hl. Stuhle ein. Papst Gregor XIII. bestätigte diesen Verein unter dem Namen der Congregation des Geheimnisses der Verkündigung Mariens, verlieh ihr viele Ablässe, stellte sie unter die Leitung des Generals der Jesuiten und erlaubte der Gesellschaft Jesu unter diesem Titel andere ähnliche Congregationen zu errichten. Sixtus V. bestätigte im Jahre 1587 alle diese Anordnungen und ertheilte die Erlaubniß, in allen Jesuitenhäusern besondere Congregationen zu errichten, entweder nur für die Schüler oder zugleich auch für die Gläubigen beiderlei Geschlechtes. Die Päpste Clemens VIII., Gregor XV., Benedikt XIV. fügten noch mehre neue Gnaden und Privilegien hinzu. Diese Congregationen erhielten sich auch in der Zwischenzeit, als der Jesuitenorden aufgehoben war, und nach Wiederherstellung desselben wurde ihm auch die Leitung der Congregationen wieder zurückgegeben.

Jetzt kann man Congregationen bilden von Männern oder Frauen, von Schülern, Handwerkern, Adeligen, von Verheiratheten oder Unverheiratheten, und ſie entweder in eine Verſammlung vereinigen oder in verſchiedene Abtheilungen bringen; allein ſie werden nur dann der verliehenen Abläſſe und Privilegien theilhaftig, wenn ſie der erſten Congregation zu Rom rechtmäßig einverleibt worden ſind; und um dieſe zu erhalten, muß man ſich ſchriftlich an den Direktor derſelben im Collegium Romanum wenden.

Die den Sodalen verliehenen Gnaden und Abläſſe ſind:

a) Einen vollkommenen Ablaß gewinnen alle Mitglieder der Congregation:

1) Am Tage ihrer Aufnahme, wenn ſie reumüthig ihre Sünden beichten, und an dieſem Tage in der Kirche, wo die Verſammlung beſteht oder in einer andern, wenn ſie in dieſer nicht können, die hl. Kommunion empfangen.

2) In der Sterbſtunde.

3) Am Tage der Geburt und Himmelfahrt unſers Herrn Jeſu Chriſti, am Tage Mariä Verkündigung, Himmelfahrt und Geburt, wenn ſie beichten und kommuniziren.

4) An allen Tagen, wo die Mitglieder ſich nach der Weiſung des Vorſtehers verſammeln, wenn ſie beichten und kommuniziren, die Kirche oder Kapelle der Congregation beſuchen und dort andächtig in der Meinung des hl. Vaters beten. Die, welche der Verſammlung beiwohnen, beſuchen dadurch auch ſchon die Kirche oder Kapelle, fänden aber in einer und derſelben Woche mehrere Verſammlungen ſtatt, ſo könnte man nur an einem der Verſammlungstage einen vollkommenen Ablaß gewinnen.

5) Finden die Verſammlungen Abends vor oder nach der Veſper ſtatt, ſo kann man an eben dieſem Tage ſchon den Ablaß gewinnen, wenn man am Morgen dieſes Tages oder am Tage vorher die heilige Kommunion empfängt.

6) Die Mitglieder der Congregation können auch zweimal im Jahre dieſen Ablaß, welcher für alle Verſammlungen verliehen iſt, gewinnen, ohne daß ſie die Kirche oder Kapelle der Congregation beſuchen, wenn ſie in einer andern Kirche eine Beicht über ihr ganzes Leben ablegen oder von ihrer letzten Generalbeicht an, und die hl. Kommunion empfangen.

7) Einen vollkommenen Ablaß am Titularfeſte der Congregation und am Feſte ihres zweiten Patrons, falls ſie einen ſolchen hat, wenn ſie an dieſen Tagen beichten und kommuniziren, die Kirche, worin ſie ſich verſammeln, am Abende vor dem Feſte oder am Feſte ſelbſt beſuchen und das gewöhnliche Ablaßgebet verrichten.

8) Würde eines von dieſen Feſten nach dem Ritus der Diözeſe oder durch eine ausdrückliche Verordnung des Biſchofs oder mit ſeiner Bewilligung auf einen andern Tag verlegt, ſo wird dadurch auch der Ablaß auf dieſen Tag mit übertragen.

9) Dieſe zwei vollkommenen Abläſſe können auch von Gläubigen gewonnen werden, welche nicht Mitglieder der Congregation ſind, wenn ſie beichten, kommuniziren, die Kirche der Congregation beſuchen, und dort die vorgeſchriebenen Gebete verrichten.

b) Unvollkommene Abläſſe gewinnen die Mitglieder und zwar einen von ſieben Jahren und ſieben Quadragenen, wenn ſie

1) einen Verſtorbenen zu Grabe geleiten, mag er Mitglied der Congregation ſeyn oder nicht;

2) für einen mit dem Tode Ringenden oder für einen Verſtorbenen beten, wann für dieſelben geläutet wird;

3) einer andächtigen Verſammlung oder dem Gottesdienſte oder der Predigt oder einer geiſtlichen Ermahnung beiwohnen;

4) wenn ſie den Exequien für einen Verſtorbenen beiwohnen;

5) an einem Werktage die hl. Meſſe hören;

6) Abends vor dem Schlafengehen ihr Gewiſſen erforſchen;

7) die armen Kranken in den Spitälern oder in ihren Häuſern beſuchen;

8) wenn ſie die Gefangenen im Kerker beſuchen;

9) Feinde miteinander verſöhnen. — Abweſende können dieſelben Abläſſe gewinnen, wenn ſie die angegebenen Werke verrichten und die Kirche des Ortes beſuchen, wo ſie ſich aufhalten. Alle Mitglieder der Congregation können an den Tagen, welche im römiſchen Miſſale für die Stationen bezeichnet ſind, den Ablaß gewinnen, welcher mit denſelben verbunden iſt, wenn ſie die Kapelle der Congregation, oder im Falle ſie abweſend ſind, die Kirche des Ortes beſuchen, wo ſie ſich aufhalten. Alle dieſe Abläſſe, vollkommene wie unvollkommene, können den Verſtorbenen zugeeignet werden. Der Altar der Bruderſchaft iſt privilegirt für jeden Prieſter, welcher an

demſelben das heilige Meßopfer darbringt zum Troſte eines verſtorbenen Mitgliedes der Congregation. Die Prieſter aber, welche Mitglieder der Congregation ſind, haben jedesmal das perſönliche Privilegium, wo ſie auch immer für ein verſtorbenes Mitglied der Congregation die heilige Meſſe leſen mögen. —

XI. Die übrigen Bruderſchaften.

Es gibt noch eine Menge von andern Bruderſchaften und Verbindungen, die mit Abläſſen und Privilegien begnadiget ſind; denn man zählt in Rom allein deren beinahe hundert, welche Erzbruderſchaften ſind. Dahin gehören z. B.

1) Die Bruderſchaft der hl. Dreifaltigkeit in Urbe. Ihr Zweck iſt, die armen Pilger, welche zur Beſuchung der heiligen Orte nach Rom kommen, zu beherbergen, beſonders zur Zeit des Jubiläums. Im Jahre 1825 wurden von ihr wenigſtens 125,000 Pilger beherbergt.

2) Die Bruderſchaft vom hl. Namen Gottes. Ihr Zweck iſt, Gott für die Verhöhnungen Genugthuung zu leiſten, welche ihm durch Läſterung ſeines heiligen Namens zugefügt werden.

3) Die Bruderſchaft von der Verkündigung Mariens, welche zu Rom in der Kirche St. Maria **Sopra Minerva** zu dem Zweck errichtet worden iſt, Töchter armer Familien auszuſteuern, und ſonſt den Armen und Kranken beizuſpringen.

4) Die Bruderſchaft von unſerer lieben Frau zum Mitleid. Sie bildete ſich im ſechszehnten Jahrhunderte in Rom in der Abſicht, um die Wahnſinnigen zu beſuchen und ſich ihrer mit beſonderer Liebe anzunehmen.

5) Eine von Papſt Pius IV. 1560 beſtätigte Bruderſchaft von Männern, welche ſich dazu verpflichteten, alle Monate das vierzigſtündige Gebet zu halten und die Armen auf ihre Koſten zur Erde beſtatten zu laſſen.

6) Eine Bruderſchaft von Perſonen, welche alle Sonntage die Kinder und Unwiſſenden in der Kirche, oder an einem andern anſtändigen Orte verſammeln, und ſie in den Hauptwahrheiten des Glaubens unterrichten.

7) Eine Bruderſchaft zu Ehren der Mutter Gottes, deren Zweck die Auslöſung der Gefangenen iſt, und die deßwegen **de mercede captivorum** heißt.

8) Dann gibt es noch Bruderſchaften von der unbefleckten Empfängniß Mariens, von der Heimſuchung, vom hl. Joſeph, vom hl. Johannes dem Täufer, von den zwölf Apoſteln, vom hl. Kreuze u. ſ. w. Auch der dritte Orden des hl. Franz von Aſſis gehört hieher.

4. Widerlegung einiger Vorurtheile und falſcher Anſichten von den Bruderſchaften.

Wie von allem Guten, ſo ſind auch von den Bruderſchaften manche falſche Anſichten verbreitet. Die Einen gehen ſo weit, ſie als dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider, unvernünftig, oder doch wenigſtens als unnütz zu bezeichnen; die Andern ſind über die große Menge derſelben ungehalten; oder über das Vermögen, das ſie beſitzen, auch über die äußern Zeichen, deren ſie ſich bedienen. Wir entgegnen hierauf:

I. Die Bruderſchaften ſind dem Geiſte des Chriſtenthums nicht entgegengeſetzt, ſie ſind vielmehr aus demſelben hervorgegangen und führen wieder zu demſelben hin. Nachdem die an Eifer und Tugendbeiſpielen ſo reichen Zeiten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte vorüber waren und die Kirche Gottes ſich des allgemeinen Friedens erfreute, bemächtigte ſich in Folge dieſes lange andauernden Friedens ein gewiſſer Weltſinn der chriſtlichen Herzen. Statt in der Tugend zuzunehmen, erkaltete ihr Eifer, das Leben verſank in Weichlichkeit, und man erkannte einen großen Theil der Chriſten nur noch an ihrem Namen. Deßhalb verließen Viele, ihres Heiles begierig, die Welt, und bezogen Einöden, um da ungeſtört, weil fern von verderblichen Beiſpielen, ihre Seelen zu retten. Andere, durch mannigfaltige Verpflichtungen an die Welt gebunden, ſchloſſen ſich in derſelben enger an einander an, gingen heilige Bündniſſe ein, um dadurch, ſo wie es das Bedürfniß der Zeit und der demſelben entſprechende Zweck ihres Vereines erfoderte, bald den Eifer für die Ehre Gottes zu fördern und den aufkeimenden Irrlehren entgegenzuwirken, bald im Hinblick auf die erhabenſten Tugenden Mariä ein chriſtlicheres Leben zu führen, bald beſonders Werke leiblicher Barmherzigkeit zu üben, bald an dem Heile der Seelen zu arbeiten, u. ſ. w. — Zu dieſem Ende gaben ſie ſich gewiſſe Vorſchriften, die ihr inneres Leben regelten, verordneten beſtimmte ſinnliche Zeichen zu ſteter Erinnerung des gemachten Bündniſſes, und ſetzten zur Bewahrung und Belebung des

ſelben, gemeinſchaftliche Gebete, Feſte, Andachtsübungen und Werke der Gottſeligkeit feſt. Solches geſchah im Verlaufe der Zeiten bis auf den heutigen Tag; unzählig ſind deßhalb die Bündniſſe, die zu den erhabenſten Zwecken theils in kleinen Ortſchaften, theils in volkreichen Städten und theils in ganzen Ländern unter den verſchiedenſten Benennungen geſtiftet worden ſind. Die Kirche hat dieſelben nach reiflicher Prüfung genehmigt, durch reichliche Vortheile begünſtigt und ermuntert, und mehrere derſelben zu Erzbruderſchaften erhoben, d. h. zu ſolchen, welchen das Recht zukömmt, beſondere Vereine, die den nämlichen Namen und Zweck haben, wo immer dieſe errichtet werden, ſich einzuverleiben, und ihnen alle jene Vortheile zuzuwenden, die der Mutter- oder Erzbruderſchaft ſelbſt verliehen ſind.

Der Anlaß dieſer frommen Vereine, Verbrüderungen, Bündniſſe, Geſellſchaften oder wie immer man ſie nennen mag, iſt demnach die Sorge für das ewige Heil, d. i. das hl. Beſtreben, ſich durch vereintes Zuſammenwirken die Gnaden des Himmels ſchneller und reichlicher zu erwerben, und die Gefahren des Heiles ſicherer zu überwinden. Ihr Zweck iſt unter den verſchiedenſten Benennungen kein anderer, als das Erringen beſonders gefährdeter Tugenden und die Erreichung chriſtlicher Vollkommenheit, und die Mittel, welche ſie vorzüglich empfehlen und in Anordnung bringen, nämlich Gebet, Unterricht, Empfang der hl. Sakramente, Anrufung Mariä und der Heiligen u. ſ. w. — ſind keine andern, als jene, die das Chriſtenthum lehrt und die Kirche fordert.

II. Aus dem Urſprunge und Zwecke der Bruderſchaften leuchtet auch die Vernunftmäſſigkeit und der Nutzen derſelben genügend hervor. Jedermann kennt die der menſchlichen Natur innewohnende Schwäche, die Macht der Neigung zum Böſen, die Wirkungen verführeriſcher Beiſpiele, ſo wie die Stärke, welche durch vereinte Kraft, durch wechſelſeitiges gutes Beiſpiel den Einzelnen gegeben wird. Hat man nicht, um das, was den Vereinzelnten unmöglich geworden wäre, auszuführen, auch in irdiſchen Beziehungen und Verhältniſſen unzählige Vereine, Aſſociationen und Geſellſchaften gegründet? Sollte nun, was in zeitlicher Hinſicht ſo große Vortheile und Kraft gewährt, nicht auch vernunftgemäß und mit Nutzen auf die geiſtlichen Bedürfniſſe angewendet werden dürfen? .... Ueberdieß hat Jeſus verheißen, daß, wo

immer zwei in seinem Namen sich versammeln würden, er mitten unter ihnen seyn werde (Matth. 18, 19, 20.), d. h., er hat Erhörung des vereinten Gebetes verheissen. Wirklich hat die Geschichte jeder einzelnen Bruderschaft sehr viel von den erfreulichen Wirkungen zu erzählen, welche sie theils auf einzelne Mitglieder, theils auf ganze Familien, Dörfer, Städte und Länder hervorgebracht hat. Wir erinnern im Allgemeinen an die Belebung des christlichen Eifers, an die Bekehrung so vieler Sünder, an die glücklichen Kämpfe gegen den Irrglauben, an die zahllosen guten Werke leiblicher Barmherzigkeit, welche im Schooße solcher Bruderschaften zum Vorscheine gekommen sind.

III. Wollte sich Jemand an der Menge bestehender Bruderschaften stoßen, so möge er bedenken, daß Niemand zur Theilnahme an allen aufgefodert werde; daß man sich auch nicht beklage über die Mannigfaltigkeit der Speisen, Vergnügungen u. s. w.; daß gerade in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mittel bei aller Einheit des höchsten Zweckes, der in der christlichen Vollkommenheit besteht, sich die unendliche Liebe und Erbarmung desjenigen offenbare, welcher nicht müde wird, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; daß auch in andern Beziehungen die Menge der verschiedenartigsten Vereine zur Erreichung irdischer Vortheile löblich befunden werde; daß die Güte des Baumes an der Frucht zu erkennen sei, und Niemand sich über die Menge der Fruchtbäume beklage, u. s. w.

IV. Manchmal ist auch das Vermögen anstößig, das die Bruderschaften hie und da besitzen, und das Opfer, welches etwa eingehet.

Ganz abgesehen davon, daß diese Art von Klage nur gegen wenige Bruderschaften vorgebracht werden kann, muß sie auch da, wo ein Schein dazu vorhanden seyn möchte, völlig verschwinden, wenn man erwägt, daß diese Gelder aus freiwilligen, milden Beiträgen sich sammeln, und daß sie auf das Zweckmässigste verwendet werden. Denn viele Kirchen verdanken ihre schönsten Ornate, Paramente und Verzierungen den in denselben bestehenden geistlichen Bruderschaften, sie tragen nicht selten zu Bauten und Reparaturen der Kirchen bei; auch sonst findet man in Zeiten der Noth Hilfe bei ihnen. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts legte die lateinische Con-

gregation zu München von ihren aus milden Beiträgen der Sodalen angeschafften Silberornate und Statuen 13,000 fl. auf den Altar des Vaterlandes, und um dieselbe Zeit (1807) steuerte die marianische Congregation in Eichstädt nach öffentlichen Bekanntmachungen 219 fl. bei zur Unterstützung für die verwundeten vaterländischen Krieger und Wittwen der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen.

V. Oft sind auch die Zeichen der Bruderschaften, die Gürtel, Skapuliere, Rosenkränze u. s. w. anstössig. Man nennt diese Dinge Narrenseile, an welchen man das verblendete Volk im Aberglauben herumführt.

Die, welche Solches vorbringen, vergessen, daß auch der Staat verschiedene sinnliche Zeichen hat, um dadurch seine Mitglieder zur Beförderung des allgemeinen Besten aufzumuntern; denn ist z. B. die Kokarde nicht etwas Aehnliches? So lange unser Geist die Fesseln des Körpers trägt, sind wir an sinnliche Gegenstände gewöhnt und steigen durch sie zum Uebersinnlichen auf. Und an Dingen, woran das Volk sich erbauet, sollten große Geister sich wenigstens nicht ärgern.

5. Man darf den Bruderschaften keinen zu hohen Werth beilegen.

Sind auch die Bruderschaften dem Geiste des Christenthums angemessen, nützlich und daher löblich, so darf dennoch denselben kein höherer Werth beigelegt werden, als der, den sie wirklich haben. Sie waren in ihrem Ursprunge nur Mittel zur Erreichung der christlichen Vollkommenheit. Das sollen sie bleiben; in diesem Sinne und Geiste sollen sie angewendet werden. Es wäre ein schädlicher Irrthum, über den Satzungen einer Bruderschaft die Vorschriften des Evangeliums und der Kirche zu vergessen, jene über diese zu erheben, jene mit Genauigkeit zu erfüllen, diese aber, welche unendlich wichtiger sind, nämlich: — Verläugnung seiner selbst, Demuth, Geduld, Keuschheit, Treue in Erfüllung seiner Berufspflichten, Gehorsam, Nächstenliebe im Herzen und in der That, selbst gegen Feinde, — außer Acht zu lassen. Die Erfüllung dieser ist ja Bedingniß des Lebens. — Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. (Matth. 19, 17.) Die Beobachtung der Bruderschafts-Satzungen hingegen ist eine freiwillige

Uebernahme, die eben so wenig als die Satzungen selbst unter einer Sünde verbinden. Die Bruderschaften sind ein Mittel, das sich als nützlich bewährt hat, und ferner nützlich wird, wo man es als solches anwendet. Die Bruderschaften sind ein Mittel, dessen Gebrauch die Kirche nicht fodert, sondern empfiehlt, auf daß ihre Kinder mit erneuertem Eifer und vereinter Kraft gegen die Feinde des Heiles kämpfen, und gleich den ersten Christen nur Ein Herz und Eine Seele zu seyn sich bestreben; denn vermittelst der Bruderschaften werden sie ermuntert, einmüthig zum himmlischen Vater zu beten, an Einem Tische Theil zu nehmen und daher auch als Glieder Einer Familie zu wandeln.

6. Man soll sich unter dem Vorwande: „Ich kann die Vorschriften der Bruderschaft nicht erfüllen" von dem Eintritt in eine solche nicht zurückhalten lassen.

Die Furcht, man könne die Vorschriften einer Bruderschaft nicht beobachten, darf vom Eintritte Niemanden zurückhalten. Denn man hat nicht mehr zu erfüllen, als das, was einem Jeden die Kräfte und die Verhältnisse gestatten. Man wird zwar durch Nichtbeobachtung der Satzungen einer Bruderschaft mancher Gnaden beraubt, indeß begehet Niemand dadurch eine Sünde. Auch darf man nicht vergessen, daß die Gebete und guten Werke der Mitglieder nach der Lehre der Gemeinschaft der Heiligen auf jedes den Bund angehörige Glied seine heilsamen Wirkungen haben.

Artikel XXIX.

Buße.

1. Begriff und Eintheilung.

Unter Buße verſteht man nach der Erklärung des hl. Thomas eine Tugend, wodurch der Sünder, gerührt bei dem Anblick ſeiner Verbrechen und der Beleidigungen, welche er Gott zugefügt hat, eben dieſe Verbrechen an ſich zu rächen und durch eigene zu dieſem Zweck übernommene Werke der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung zu leiſten ſucht. Die Buße beſteht alſo nicht bloß darin, daß man einen Schmerz über ſeine begangenen Sünden empfinde, und ſich vornehme, ſie künftig nicht mehr zu begehen, ſondern man muß auch Werke ausüben, welche der Sinnlichkeit zuwider ſind, und die das Fleiſch und unſern verdorbenen Sinn züchtigen.

Die Buße wird eingetheilt:

a) in eine geheime, — ſie beſteht darin, daß Jemand im Verborgenen ſeine Sünden beweint und dafür Genugthuung leiſtet;

b) in eine öffentliche, wenn man ſie vor den Augen der Menſchen leiſtet. Dieſe iſt wieder doppelt, und zwar

α) feierlich, wenn ſie mit Beobachtung der vorgeſchriebenen Ceremonien von den Kirchenvorſtänden aufgelegt wird, und

β) nicht feierlich, wenn dieſes unterbleibt.

2. Stellen aus der hl. Schrift.

a) Beſchaffenheit:

Ich habe mich ſchwer verſündiget, daß ich dieſes gethan habe. Aber vergib, o Herr! die Miſſethat deines Dieners; denn ich er-

kenne, daß ich sehr thöricht gehandelt habe. II. König 24, 10. — Ich bin von Seufzern müde, die ganze Nacht benetze ich mein Bett mit Thränen, mein Lager wird von Thränen weich. Ps. 6, 7. — Waschet euch, reiniget euch, nehmet hinweg die bösen Gedanken von meinem Angesichte, höret auf, Böses zu verüben, lernet Gutes thun. Is. 1, 16. — Nachdem du mich bekehrt hast, thue ich Buße, und nachdem du mir es gezeigt, schlag ich auf meine Hüfte: ich bin beschämt und erröthe; denn ich trage die Schmach meiner Jugend. Jerem. 31, 19. — Leget die alte Gesinnung ab, welcher ihr ehemals folgtet, und die durch des Irrthums Lüste verderbt ist. Erneuert euch aber im Geiste euers Gemüthes, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit (Ephes. 4, 22—25.).

b) Nothwendigkeit.

Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr Alle zugleich zu Grunde gehen. Luk. 13, 3. — Bedenke deinen Fall, ändere deinen Sinn, bezeige dich wieder wie ehemals; wenn du aber deinen Sinn nicht änderst, so komme ich bald und nehme deinen Leuchter von seiner Stätte. Apok. 2, 5. — Verachtest du den Reichthum der Güte, Geduld und Langmuth Gottes? Weißt du nicht, daß die Güte Gottes zur Buße dich leitet? Aber durch deine Verstocktheit und dein unbußfertiges Herz häufest du dir Zorn für den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der einem jeden vergelten wird nach seinen Werken. Röm. 2, 4—7. — Wenn wir nicht Buße thun, werden wir in die Hand des Herrn und nicht in die eines Menschen fallen. Ekkl. 2, 24. — Kehre zurück zum Allerhöchsten und fliehe das Laster. Ekkl. 17, 26. — Thuet Buße; denn das Himmelreich ist nahe. Matth. 3, 2.

c) Pflicht, sich ungesäumt zu bekehren.

Weil ich rief, und ihr nicht wolltet, weil ich meine Hand ausstreckte und keiner darauf achtete; weil ihr verachtetet all meinen Rath, und meine Strafreden in den Wind schluget: so will ich auch bei euerm Untergange lachen, und spotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Sprüchw. 1, 24—27. — Zögere nicht, zum Herrn zurückzukehren, verschieb es nicht von einem Tag zum andern; denn der Zorn des Herrn bricht plötzlich los und vertilgt dich zur Zeit der Rache. Ekkl. 5, 7. — Handle nicht zu lang

gottlos und ſei kein Thor, daß du nicht ſterbeſt vor deiner Zeit. Predg. 7, 18. — Dann wird man mich anrufen, aber ich werde nicht hören; früh wird man aufſtehen, aber mich nicht finden: darum daß ſie die Zucht gehaßt und die Furcht des Herrn nicht gewählt haben, nicht gehorchten meinem Rathe und alle meine Strafreden läſterten. Sprüchw. 1, 28 — 32. Sehet, jetzt iſt die angenehme Zeit, jetzt ſind die Tage des Heiles! Laßt uns alſo ablegen die Werke der Finſterniß und anziehen die Waffen des Lichtes. 2. Corinth. 5. cf. Röm. 13, 12. — Heute, wenn ihr höret die Stimme des Herrn, verſchließt euer Herz nicht. Pſ. 94, 8.

d) Nutzen.

Ein Opfer vor Gott iſt ein betrübter Geiſt; ein zerknirſchtes und gedemüthigtes Herz wirſt du, o Gott! nicht verachten. Pſ. 50, 19. — Den Bußfertigen geſtattet Gott die Rückkehr zur Gerechtigkeit. Ekkl. 17, 20. — Wenn der Gottloſe Buße thut über alle ſeine Sünden, die er begangen, und alle meine Gebote beobachtet, und Recht und Gerechtigkeit übt, ſoll er leben und nicht ſterben. Ich will all ſeiner Miſſethaten, die er begangen, nicht mehr gedenken. Ezech. 18, 21 — 23. — Bekehret euch zu mir, ſpricht der Herr der Heerſchaaren, und ich will mich zu euch wenden. Zach. 1, 3.

3. Ausſprüche von den hl. Vätern.

a) Beſchaffenheit.

Die Buße muß Früchte bringen, wenn ſie dem Sünder das Leben verſchaffen ſoll. **Aug. de poenit.** — Ein wahrhaft Büßender ſoll ſeine Buße nie für hinreichend halten; er ſoll nicht aufhören, Bußwerke zu verrichten; er ſoll ſeine Sünden unaufhörlich beweinen; er ſoll vor dem Herrn ſtets erröthen und ſeinen Schmerz nur mit dem Leben endigen. Ebendaſ. — Es iſt leichter, tugendhaft zu bleiben, als eine den Sünden entſprechende Buße zu thun. **Ambros I. 2. de poenit.** — Wenn deine Buße ſo beſchaffen iſt, daß dir jetzt bitter iſt, was dir vorhin ſüß war, und wenn das, was vorhin dir Vergnügen machte, jetzt deine Seele betrübt, dann ſind deine Seufzer zu Gott aufrichtig. Ebendaſ. — Die Buße ſoll nicht geringer ſeyn, als unſere Sündenlaſt iſt. **Cypr. de lapsis.** —

b) Vortrefflichkeit.

Wer durch die Buße seine Sünden auslöscht, wird auf ewig der englischen Glückseligkeit theilhaftig. Der hl. Augustin. — O Buße! du Mutter der Barmherzigkeit und Lehrerin der Tugenden, wie groß sind deine Werke, wodurch du die Schuldigen entledigest, die Schwachen stärkest, die Gefallenen aufrichtest und die Verzweifelnden ermunterst. Chrysost. de poenit. — Die Heilungskraft der Buße ist so groß, daß es scheint, als veränderte Gott ihretwillen seinen Rathschluß. Ambrosius.

c) Billigkeit.

Wenn das Wohlseyn des Leibes im mindesten gestört wird, rufst du sogleich Aerzte und ergreifst geeignete Mittel; für die Seele aber, die täglich verwundet wird, tragen Manche nicht die geringste Sorge. Der hl. Chrysost. — Wenn dir ein theuerer Freund stirbt, so trauerst du, und wie, bei dem Tod deiner werthvollsten Freundin, der Seele, sollst du gleichgiltiger Zuschauer seyn können? Cypr. de laps. —

d) Nothwendigkeit.

Der Mensch soll sich immer des letzten Gerichtes erinnern, und findet er etwas Tadelnswürdiges an sich, das einst der gerechte Richter strafen könnte, so soll er es gleich jetzt selbst strafen. Keine Sünde, sei sie groß oder klein, kann ungestraft bleiben; sie wird entweder von den Menschen oder von Gott bestraft; die Strafe Gottes bleibt aus, wenn ihr die Bekehrung des Menschen zuvorkömmt. Der hl. Anselm. — Die Buße ist den Sündern eben so nothwendig, als den Verwundeten die Arzneimittel es sind. Für die kranke Seele gibt es aber nach der Taufe kein anders Heilmittel als die Buße. Ambros. ad Virg. laps. — Den Sündern soll die Buße wie das zweite Brett nach dem Schiffbruche seyn. Hieron. epist. ad Demetr. —. Auch die beßten Christen dürfen ohne gebührende Buße nicht aus der Welt gehen. Der hl. August.

e) Nutzen.

Es ist kein Zweifel, daß derjenige, der uns als Sünder erträgt, uns gnädig aufnehme, wenn wir uns bekehren. Der hl. Ambros. — Wenn Jemand, seiner Güter beraubt, in äußerste Armuth geräth, so wird er sie in kurzer Zeit kaum wieder erlangen;

durch eine aufrichtige Buße aber können wir uns ſchnell wieder in den Stand der Gnade verſetzen. Greg. Naz. hom. 6. in Gen. — Gott verachtet keine Buße, die man aus aufrichtigem Herzen thut. Wenn Jemand von dem Wege des Laſters zur Tugend ernſtlich zurückkehren will, ſo wird er von Gott aufgenommen, hätte er auch noch ſo viele Sünden begangen. Aber die wahre Buße beſteht nicht in der Länge der Zeit, ſondern in der Aufrichtigkeit des Vorſatzes. Chrys. in lib. de repar. laps. — Gott wird deiner ſchonen, in ſo weit du ſelbſt deiner nicht ſchoneſt. Tertull. de poenit.

f) Leichtigkeit.

Was gibt es Leichteres, als die Buße, da ſie nicht bloß nicht beſchwert, ſondern vielmehr den Beſchwerten die Laſt abnimmt? Der hl. Bernard. — Wenn du vor dem weltlichen Richter noch ſo heuleſt und weineſt, ſo änderſt du dadurch nichts an dem gefällten Urtheile; wenn du aber zu Gott mit ganzer Seele aufſeufzeſt, ſo befreieſt du dich von der Strafe. Was gibt es nun Leichteres, als ſich durch Thränen von der Strafe loskaufen? Der hl. Chryſoſtom.

g) Pflicht, ohne Aufſchub ſich zu bekehren.

Deiner Buße hat Gott zwar die Nachlaſſung verſprochen, aber deiner Verzögerung hat er keinen Morgen verheißen. Der hl. Auguſtin. — Zögere nicht, dich zu bekehren; denn du weißt nicht, was der folgende Tag dir bringen wird. Der hl. Chryſoſt. — Derjenige hat keinen Glauben, der die Buße auf ſeine letzten Tage verſchiebt; denn wie leicht kann es nicht geſchehen, daß er inzwiſchen dem Gerichte Gottes anheimfällt? Zur Zeit der Bedrängniß wird Gott ſein Weinen nicht erhören; denn auch er hat in den Tagen der Ruhe die Stimme Gottes nicht gehört. Der hl. Gregor. in moral L. 18. c. 5.

4. Beiſpiele

a) von ſchneller Buße.

Der hl. Petrus hatte dreimal ſeinen Herrn und Meiſter verleugnet, und ſelbſt geſchworen, daß er dieſen Menſchen nicht kenne; aber ſogleich ging er hinaus, und weinte bitterlich.

Als der Prophet Nathan zum Könige David hineingetreten und ihm ſein Unrecht vorgehalten, bekannte dieſer ſogleich ſeine Schuld, und ſchickte ſich ungeſäumt an, Buße zu thun.

Kaum war der Prophet Jonas in die Stadt Ninive hineingegangen und hatte im Auftrage Gottes gerufen: „Nur noch vierzig Tage" —, als sogleich alle Einwohner, vom Könige angefangen bis zum untersten Taglöhner, die strengsten Bußübungen auf sich nahmen.

Als der Schauspieler Babilas in einer Predigt die Worte vernommen hatte: Thuet Buße! denn das Himmelreich ist nahe — sprach er sogleich zu jener Weibsperson, mit welcher er in sündhaften Verhältnissen lebte: Ich will hinziehen und diesem Befehle ungesäumt nachkommen. Die Gnade traf aber eben so plötzlich auch das Herz der Buhlerin, so, daß sie sagte: Wie ich in der Sünde deine Genossin war, will ich es auch jetzt in der Buße seyn. Beide gingen also hin, er in einen Thurm, und sie in eine benachbarte Hölle und übten die strengste Buße.

b) Von strenger Buße.

Die hl. Magdalena wählte sich nach der Himmelfahrt des Herrn eine Hölle zur Wohnung und brachte dreißig Jahre in der strengsten Buße und in beständiger Beweinung ihrer Sünden zu.

Die Büßerin Thais zog sich nach ihrer Bekehrung in eine Hölle zurück, warf sich mit dem Angesichte auf den Boden und sprach kein anders Wort mehr, als: Du, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner!

Pontius von Lavaze, der einige Zeit der Schrecken seiner Nachbarn und die Geißel von ganz Arragonien war, wurde um das Jahr 1134 plötzlich von der Furcht vor dem göttlichen Gerichte so sehr ergriffen, daß er eine öffentliche Buße zu wirken beschloß, sogleich seinen Lebenswandel änderte und sechs seiner Freunde, welche Theil an seinen Ausschweifungen genommen hatten, ein Gleiches zu thun überredete. Am Palmsonntage begab er sich nach Lodere und wartete daselbst, bis der feierliche Bittgang auf den öffentlichen Platz gekommen war, wo man ein Gerüst errichtet hatte, um von demselben an das Volk eine Predigt zu halten. Dann ließ sich Pontius dahin führen mit dem Strick an dem Halse und mit entblößten Schultern, indeß er seinen Führern befahl, ihn unaufhörlich mit Ruthen zu geißeln. Er stieg auf das Gerüst, wo die Geistlichkeit Platz genommen hatte, warf sich dem Bischof zu Füßen, reichte ihm eine Schrift dar, wo er alle seine Sünden aufgezeichnet hatte, und bat ihn, sie in Gegenwart des

ganzen Volkes ableſen zu laſſen. Der Biſchof wollte ihm die Schande erſparen; allein der Büßer bat ſo inſtändig, daß die Leſung vorgenommen werden mußte. So lange ſie währte, ließ er ſich auf das neue geißeln, worunter er ſich aller dieſer Verbrechen ſchuldig bekannte und immer bat, man möchte ſtärker zuſchlagen. Die Erbauung war unter den Anweſenden ſo groß, daß alle in Thränen zerfloßen. Mehre, welche aus falſcher Scham in den Beichten nicht Alles geoffenbart hatten, thaten nach dieſem Beiſpiele Buße. Den folgenden Tag beſtimmte Pontius der Wiedererſtattung, dabei fiel er einem jeden, welchem er einen Schaden zugefügt hatte, zu den Füßen, bat ihn um Vergebung und erſetzte ihm denſelben.

Johannes Klimakus macht von einem Kloſter der Büßenden, welches ſich in der Nähe von Alexandrien befand, folgende Schilderung: Als ich zu jenem Kloſter der Büßer gekommen, ſah ich Dinge, welche die menſchlichen Begriffe zu überſteigen ſcheinen. Einige von jenen Schuldigen, die aber ſchon unſchuldig waren, ſah ich, wie ſie ganze Nächte bis am frühen Morgen unter freiem Himmel ſtunden, ohne einen Fuß zu bewegen. Wurden ſie von der Laſt des Schlafes gedrückt, ſo thaten ſie der Natur Gewalt an und gönnten ſich durchaus keine Ruhe, ſondern ſchalten ſich, und überhäuften ſich ſelbſt mit Schimpfworten, um ſich vom Schlafe zu wecken. Andere ſchauten gegen Himmel und flehten um Hilfe von dorther. Andere lagen dem Gebete ob, nach Sitte der Angeklagten die Hände auf den Rücken gebunden, neigten ſie ihren von tiefer Trauer beſchämten Blick auf die Erde, und hielten ſich weder für werth, ihr Auge zum Himmel zu erheben, noch wagten ſie es, etwas zu Gott zu ſagen oder zu beten, weil ſie bei der Verwirrung der Gedanken nicht wußten, wie ſie den Anfang des Gebetes machen ſollten. Einige ſaßen auf dem Boden, auf dem Sacke und in der Aſche da. Mit ihren Knieen bedeckten ſie das Angeſicht, ihre Stirne ſtießen ſie auf die Erde hin. Andere ſchlugen immerfort auf ihre Bruſt und riefen in den heftigſten Seufzern. Einige von dieſen benetzten den Boden mit Thränen und wieder Andere ſchlugen ſich ſelbſt, da ſie keine Thränen hatten, ihre Sünden beweinen zu können. Sehr Viele erhoben, wie es bei Verſtorbenen zu geſchehen pflegt, über ihre eigenen Seelen ein ſchauerliches, grauenvolles Wehklagen, weil ſie nicht mehr im Stande waren, die Angſt ihres

vom Sündenſchlafe aufgewachten Herzens zu ertragen. Andere brüllten gleich Löwen im Herzen, und unterdrückten im Munde den Schall des Wehegeſchreis. Bisweilen aber konnten ſie den Ausdruck des Schmerzes nicht zurückhalten, ſondern ſchrien plötzlich auf. Ich ſah dort Einige in einer ſolchen körperlichen Stellung, die der Vermuthung Raum gab, als ob ſie aus ſich ſelbſt ausgewandert ſeien, und in Erſtarrung des Geiſtes und ewiges Stillſchweigen übergetreten wären. Sie ſchienen in dieſer Umhüllung der Finſterniß und Nacht des Geiſtes gleichſam für alle Dinge dieſes Lebens unempfindlich geworden zu ſeyn. Einige von ihnen waren mit Hoffnung erfüllt und baten um die Nachlaſſung ihrer Sünden; Andere hielten ſich aus übergroßer Demuth derſelben für unwürdig. Einige baten den Herrn, hier geſtraft zu werden, um dort Barmherzigkeit zu erlangen; Andere von der Laſt des Gewiſſens gedrückt, ſagten: Uns iſt es genug, wenn wir nur nicht ewig verdammt werden. Dort fürwahr ſieht man Menſchen, welche mit Ungemach erfüllet und bis zum Ende des Lebens gebeugt ſind; Menſchen, welche den ganzen Tag traurig einhergehen. Peſtgeruch dampfte von den in Eiter und Fäulniß übergegangenen Wunden des Körpers; denn ſie pflegten ſich nicht, und vergaſſen ihr Brod zu eſſen. Das Waſſer, welches ſie tranken, war mit Thränen vermiſcht; ſtatt des Brodes aſſen ſie Staub und Aſche. Ihre Gebeine hingen an der Haut und ſie ſelbſt waren wie Heu vertrocknet. Bei ihnen hörteſt du nichts Anders als: Wehe, wehe, wehe mir Elenden! Oder: Schone, ſchone, o Herr! Einige ſagten: Erbarme, erbarme dich! Andere riefen noch beweglicher: Verzeihe, Herr! verzeihe, wenn es möglich iſt, daß noch Verzeihung ſtatt finde. Bei ihnen ſaheſt du Zungen, die gleichſam vor Durſt brannten, und lechzend wie die der Hunde aus dem Munde hingen. Einige wählten zur Buße der Sonne ſengenden Strahl, Andere ſtellten zu eigener Qual der erſtarrenden Kälte ſich dar. Andere verkoſteten das Waſſer kaum, als ſie ſchon wieder zu trinken aufhörten. Sie trinken nur ſo viel als hinreicht, um vor Durſt nicht zu ſterben. Einige warfen, wenn ſie nur ein wenig Brod gegeſſen, das übrige mit der Hand weit weg, und betheuerten, unwürdig zu ſeyn des Genuſſes der Speiſe der vernünftigen Geſchöpfe, da ſie wie unvernünftige Thiere gehandelt hätten. Man ſieht an jenen Büßern von immerwährender

Kniebeugung die Knie mit einer dicken Haut überzogen: die Augen sind vom beständigen Weinen wie ausgetrocknet und tief in die Augenhöhle eingefallen. Alle Haare der Augenwimpern sind gleichsam weggeweint. Ihre Wangen sind verwundet und von der Feuergluth der über sie herabrollenden Thränengüsse der Buße wie verbrannt. Ihr Angesicht ist wie verwelkt und durch Bläsſe entstellt, ja es findet zwischen ihnen und den Todten kein Unterschied mehr statt. Voll Schmerz und Brand war die Brust, da immerwährende Schläge dieselbe verwundeten, und Blut floß aus den Striemen der immer wieder neuerdings aufgerissenen Wunden. Sie bitten oft den Vorsteher des Klosters, er möchte ihre Hände und ihren Hals mit Eisen und Ketten behängen, und ihre Füsse an das Holz fesseln, wie es den zum Tode Verdammten zu geschehen pflegt, und sie nicht eher davon loslassen, bis sie begraben würden, ja sie hielten sich selbst des Grabes nicht würdig; denn sobald die Stunde des Todes für einen zu nahen scheint, bittet dieser den Vorstand, man möchte seinen Leib nicht die Ehre des Begräbnisses erweisen, sondern ihn entweder den Wellen des Stromes übergeben, oder dem Wild auf dem Felde zum Fraß vorwerfen.

c) Von verschobener Buße.

Der Carthäuser Dionysius erzählt von einem gewissen Jüngling folgende Geschichte. Gott hatte ihn während seines Lebens oft zur Buße eingeladen; er aber schob es immer hinaus, und tröstete sich damit, es werde noch schon geschehen. Da starb er plötzlich, und bald darauf erschien er im Schlafe einem seiner Bekannten und rief mit kläglicher Stimme: O Morgen, verwünschter Morgen, du hast mich in den ewigen Feuerpfuhl gestürzt.

Zu Toledo in Spanien lebte vor ein paar Jahrhunderten ein vornehmer Mann, der aber ein sehr sündhaftes Leben führte und alle Ermahnungen zur Buße verachtete. Endlich wurde er krank, und sah sich plötzlich an die Schwelle des Todes versetzt. Man rief ihm einen Priester; als dieser erschien, hatte der Kranke bereits das Bewußtsein verloren. Der Diener des Alters nahm das Bildniß des Gekreuzigten, legte es auf das Bett des schwer Beängstigten und fing einige Kirchengebete zu beten an, unter diesen auch den Psalm **de profundis**. Als der Priester zu den Worten kam: „Deine Ohren mögen warten auf die Stimme meines Flehens“ —

ſieh, da bewegten ſich die Hände des Krucifixes, und es ſchien, als verhielt es damit beide Ohren. Zugleich vernahmen die Anweſenden die Worte: Weil ich dich rief, und du es verſchmähteſt, ſo will ich jetzt auch zu deinem Untergange lachen. Kaum hatte man dieſe Stimme gehört, ſo fuhr unter fürchterlichen Kämpfen die Seele aus dem Leibe jenes Kranken.

5. Bilder und Gleichniſſe.

Wie es nicht geſchehen kann, daß das Feuer vom Waſſer angefacht wird, ſo iſt es auch unmöglich, daß die Buße beim Wohlleben beſtehe; denn beide ſind ſich feindſelig gegenüber geſtellt. Die Buße iſt die Mutter des Weinens; die ſinnliche Freude aber die des Lachens.

So wie es dem Menſchen keinen Schmerz verurſacht, wenn ihm die Haare abgeſchnitten, wohl aber, wenn ſie ihm ausgeriſſen werden: ſo empfanden es die Heiligen nicht, wenn ſie Verfolgungen zu leiden hatten: nur wenn ſie durch die Sünde von ihrem Haupte, welches Chriſtus iſt, losgeriſſen wurden, verſetzte es ſie in die größte Betrübniß.

Wie derjenige, welcher ein Haus bauen will, zuvor den Boden reiniget von den Geſträuchen, hierauf den Grund gräbt und jetzt erſt das Gemäuer aufführt; ſo muß derjenige, der ſich beſſern will, zuerſt die Sünden von ſich entfernen, und hierauf in der Demuth den Grund legen, und jetzt erſt wird er die übrigen Tugenden ausüben können.

Wie es in der Finſterniß ohne Licht nicht hell wird, ſo kann der Sünder ohne Buße nicht zu Gnaden gelangen.

Ein Bild von einem Menſchen, der ſeine Buße immer verſchiebt iſt der Rabe. Während andere Vögel mit ihrem Geſang ergötzen, wiederholen dieſe immer ihr: Cras, cras! (Morgen). So ſpricht auch der gleichgiltige Sünder immer: Morgen!; in die Zukunft verſchiebt er ſeine Bekehrung.

Wie ein muthwilliges Roß mit dem Zaume gebändigt wird, ſo muß ein zügelloſer Geiſt durch die Buße gezähmt werden.

Wie das Waſſer einen brennenden Scheiterhaufen auslöſcht, ſo werden durch die Bußthränen die Sünden hinweggewaſchen.

Wie der Hund, wenn er von einem Wilde, welches er verfolgte,

verwundet wird, um ſo heftiger über daſſelbe herfällt; ſo ſoll der Menſch, wenn er von der Sünde ſich verletzt fühlt, einen um ſo größern Haß gegen ſie haben.

Wie es für einen Feldherrn eine um ſo größere Ehre iſt, wenn er ſchon beſiegt, abermals den Kampf beginnt, und in dieſem den bereits triumphirenden Feind überwältiget: ſo iſt es auch für einen Chriſten um ſo rühmlicher, je unbändigere Feinde ſeines Heils er überwunden hat; und beſiegt er ſie noch, nachdem ſie bereits ſchon über ihn zu triumphiren ſchienen, ſo vergrößert dieß nur noch ſeinen Ruhm.

Wenn ſich Jemand beſſert, ſo iſt es als bahnte er ſeinen eigenen Weg. Wer einen Weg ebnet, ſchafft Alles fort, was ihn hindert; er entfernt die Steine und füllt die Gruben aus. Im geiſtigen Sinne verſteht man unter den Steinen die Sünden, und unter den Gruben die Leidenſchaften. Wer dieſes wegſchafft, von dem läßt ſich ſagen, er habe ſich gebeſſert. Darum heißt es: Bereitet den Weg des Herrn, und machet eben ſeine Fußſteige. Luk. 3, 4.

Wenn Sünde und Laſter die Feſſeln unſerer Seele ſind, welche dieſer die Freiheit rauben, ſo heißt ſich beſſern, ſich von den Feſſeln losmachen. Wie windet und wendet ſich aber ein Menſch nicht, der ſich ſeiner Bande entledigen will? Wie zieht er ſich nicht in ſich ſelbſt zurück? Solche Mühe ſoll man ſich auch geben, um die Feſſeln der Sünde zu zerbrechen. Darum ſagt die Schrift: Zerreiß die Bande der Gottloſigkeit... Alsdann wirſt du den Herrn anrufen, und er wird dich erhören; du wirſt ſchreien und er wird ſagen: Hier bin ich. Iſ. 58, 6. 9.

Wenn das Böſe ein wüſtes Kleid iſt, ſo heißt ſich beſſern, den alten Menſchen ausziehen und einen neuen anziehen. Darum die Ermahnung: Ziehet den alten Menſchen mit ſeinen Werken aus und ziehet einen neuen an. Coloſſ. 3, 9.

Wenn der Sünder im Schlummer des ewigen Todes iſt, ſo iſt Aufwachen das Bild der Beſſerung. Was thut der Aufwachende? Er öffnet die Augen, und jetzt ſieht er ſich im wahren Lichte. So lange der Menſch in der Sünde lebt, hat er die Augen geſchloſſen; wenn er ſich beſſert, öffnet er ſie, und jetzt erkennt er erſt, was er gethan; was ihm nützlich und heilſam iſt. „Wache auf, der du ſchläfſt, und ſteh auf von den Todten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten. Epheſ. 5, 14.

Man beſchneidet den Baum, wenn er wilde Aeſte hervorbringt. Stelle dir vor, der Menſch ſei ein Baum im Weinberge Gottes: er ſoll gute Früchte tragen. Welches ſind ſeine wilden Zweige? Seine Leidenſchaften. Dieſe muß er alſo beſchneiden.

Wenn ſich ein Menſch bekehrt, ſo iſt es, als wenn er aus den Finſterniſſen, in denen er lange ſaß, an das Licht hervorkömmt. Wie fühlt ſich nicht aber derjenige, welcher blind geboren ward, ſo überaus glücklich, wenn er das Augenlicht erhält? Viel glücklicher aber iſt noch der Sünder nach ſeiner Bekehrung.

Zuerſt rottet man das Unkraut aus, ehe man den guten Saamen ausſäet. So muß auch der Menſch zuerſt von ſeinen Sünden abſtehen, ehe er im Stande iſt, wahre Tugenden auszuüben.

Wie freuet ſich der Hirt, wenn er ſein verlornes Schaaf gefunden hat? Er fordert alle ſeine Freunde zur Mitfreude auf. Noch mehr Jubel iſt im Himmel, wenn ſich ein Sünder bekehrt. Luc. 15. — Wenn über die Feinde des Vaterlandes ein Sieg erfochten wird, welch eine Freude iſt unter allen Gutgeſinnten! Die Nachricht läuft von Mund zu Mund, und Jedermann frohlocket. Noch mehr Jubel iſt im Himmel, wenn ſich ein Sünder bekehrt, und den Feind des Menſchenheiles überwindet.

Wenn dieſes Leben dem Laufe der Sonne verglichen wird, ſo iſt der Tod der Untergang der Sonne; es iſt möglich, aber ſelten, daß die Sonne heiter untergehe, nachdem ſie den ganzen Tag in Wolken verhüllt war. So iſt es zwar auch möglich, aber ſelten und ſchwer, daß ſich ein Menſch im Tode beſſere, der ſein Leben in Laſtern zugebracht hat.

Wenn dieſes Leben unſere Ausſaat für die Ewigkeit iſt, wird es noch Zeit ſeyn, da auszuſäen, wo man ſchon einernten ſollte?

Wenn dieſes Leben eine Schule iſt, in der wir für die Ewigkeit erzogen werden ſollen, iſt es noch Zeit in die Schule zu gehen und ſich erziehen zu laſſen, wo man gerade die Schule dieſes Lebens verlaſſen ſollte?

Wenn Sünde und Laſter die gefährlichen Krankheiten des inneren Menſchen ſind, iſt es leicht in einer Stunde geſund zu werden?

Das Himmelreich gleicht zehn Jungfrauen, die mit brennenden Lampen ihrem Bräutigam entgegen gehen ſollen; fünf ließen ihre

Lampen erlöſchen, ſorgten nicht für das Oel und am Ende ſahen ſie ſich ausgeſchloſſen. Stelle dir vor, die Tugend ſei unſere Lampe, die immer brennen und uns den Weg in den Himmel zeigen muß. Iſt es im Tode, in der Stunde, wo man dem Bräutigam entgegengehen muß, noch Zeit das Oel der guten Werke zu kaufen? Die Parabel von den fünf thörichten Jungfrauen verneint es. Matth. 25.

6. Geſchichte der Kirchenbuße.

(Von der früheſten Zeit bis zur Milderung der alten Bußgeſetze.)

Die Kirchenbuße iſt eine zeitliche Strafe, welche dem Sünder zur Genugthuung ſeiner Vergehungen von dem Kirchenvorſteher aufgelegt wird. In den Zeiten der Apoſtel wurden alle Gattungen von Sünden nach dem Befehle Jeſu Chriſti vergeben; doch mußten öffentliche Sünder wegen des gegebenen Aergerniſſes ſich einer öffentlichen Buße unterziehen. Die Apoſtel banden ſich hiebei an keine beſtimmte Zeit und Form. Beten, Faſten, Wachen und Weinen über die begangenen Sünden waren die üblichen Bußen. So ſtieß der heil. Paulus den blutſchänderiſchen Korinther aus der Kirchengemeinde und verdammte ihn zur öffentlichen Buße. Kaum hatte er ſich derſelben ein Jahr lang unterzogen, ſo nahm ihn der Apoſtel wieder auf.

Nach dem Ableben der Apoſtel und ihrer Jünger ſcheint größere Strenge in der Ausſöhnung gewiſſer Laſter eingetreten zu ſeyn. Tertullian hält die Abgötterei, den Ehebruch und Todſchlag keiner Vergebung würdig. Allein die Kirche übte auch in dieſen Fällen die ihr von Chriſtus übertragene Gewalt der Sündenvergebung aus. Insbeſondere iſt vom Papſte Zephyrin bekannt, daß er auch die größten Sünder, wenn ſie ihren Fehltritt reumüthig bekannten und hinreichend büßten, zur Gemeinſchaft der Kirche wieder aufnahm. Dieſe väterliche Milde brachte Montanus und ſeine Anhänger ſo ſehr auf, daß ſie die Vergebung, welche die Ehebrecher von der Kirche erhielten, verwarfen und auf die Biſchöfe ſchmähten. Indeß fand ſich aber auch die Kirche veranlaßt, die Buße zu erſchweren und ihre Dauer zu verlängern. Doch wurde die Beſtimmung der Bußwerke und die Abkürzung der Bußzeit noch den Biſchöfen überlaſſen.

Zur Zeit der ſiebenten Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Decius, welche eine der grauſamſten war, ließen ſich viele Gläubige zum Abfall verleiten, und ſuchten ſich entweder durch Opfer, durch Streuung des Weihrauches vor den Bildſäulen der Götzen oder durch erkaufte Freibriefe den grauſamen Martern zu entziehen. Daher kamen die Namen der sacrificatorum, thurificatorum, libellaticorum, wodurch man die Gefallenen zu unterſcheiden pflegte. Mehre von den Abgefallenen bereuten ihr Vergehen, baten reumüthig um Vergebung und um die Wiederaufnahme in die Kirche. Der heil. Cyprian und mehre andere afrikaniſche Biſchöfe ließen ſich theils durch die Thränen der Gefallenen, theils durch die Bittbriefe der zum Martertod Aufbewahrten bewegen, daß ſie mehre der Abtrünnigen wieder zur Gemeinſchaft der Gläubigen zuließen. Dagegen erhoben ſich die Novatianer; ſie läſterten nicht nur die Nachgibigkeit der Kirche, ſondern ſie ſtritten derſelben ſogar die Macht ab, dergleichen große Sünden vergeben zu können. Allein die Biſchöfe übten ferner ihre Gewalt aus, den Gefallenen zu vergeben, fingen jedoch an, die Zeit und Art der Buße zu beſtimmen. Sie theilten die Büßer in vier Klaſſen ein *), und ſchrieben jeden die Bußart vor. Die Bußzeit wurde oft nach Umſtänden von den Biſchöfen abgekürzt, oder es ward auch ein Bußgrad übergangen. In größern Fällen ward bei der dritten Station angefangen, weil die zwei erſtern nur als Vorbereitung angeſehen wurden. Einige Büßer geſellten ſich nur den Stehenden bei, welches vorzüglich von jenen geſchah, die ſich freiwillig der öffentlichen Buße unterwarfen. Der Anzug und die Stellung der Büßer war ſo, daß ſie Mitleiden bei den Vorübergehenden erregen mußten. Sie ſtanden mit bloßen Füßen, mit geneigtem Haupte in einen Bußſack gehüllt vor der Kirchthüre, und flehten die vorübergehenden Gläubigen um ihre Fürbitte an. Ehe der Biſchof in die Kirche trat, wurden ſie auf der Erde liegend demſelben von dem Chorbiſchofe oder dem Dekan am erſten Mittwoch in

*) Dieß ſind die B. 1. S. 39 angegebenen und näher beſprochenen Klaſſen. Nur in Bezug auf die erſte Klaſſe bemerken wir nachträglich, daß diejenigen, welche noch größere als die kanoniſchen Sünden, die ſogenannten Monſtra begingen, unter freiem Himmel ſtehen mußten. Daher nannte man ſie Hiemantes.

der Faſten empfohlen. Die Büßer wurden alsdann unter dem Gebete der Geiſtlichen in die Kirche geführt. Nach vollendeten Ceremonien, d. h., nachdem der Biſchof die Häupter der Büßenden mit Aſche beſtreut, den männlichen Perſonen die Haupthaare abgeſchnitten und dem weiblichen Geſchlechte einen Bußſchleier über den Kopf geworfen hatte, wurden ſie wieder unter Abſingung eines Hymnus aus der Kirche verwieſen, und mußten ihre beſtimmte Buße während der Faſtenzeit verrichten. Die Bußen waren nicht in allen Diözeſen gleich. Im Allgemeinen mußten die Büßer ſtrenge faſten, häufiges Almoſen geben und auf ihren Bußſtationen mit dem Bußkleide angethan alle Feiertage erſcheinen. Sie mußten die Gaſtmähler, Bäder und alle Ergötzlichkeiten entbehren; es war ferner während der Bußzeit das Heirathen verboten und der Ehegenuß nicht erlaubt. Daher wurde kein Ehegatte ohne Erlaubniß des unſchuldigen Theiles zur öffentlichen Buße zugelaſſen. Wenn die Bußzeit verfloſſen, welche oft mehre Jahre, ja bisweilen bis zum Tode dauerte, ſo erhielten die Büßer von dem Biſchofe am Donnerſtage vor Oſtern nach vorgeſchriebener Form die Abſolution. Sie mußten ſich aber noch einmal zur Erde werfen, ihre Sünden bekennen und bereuen, ſich dem Gebete der Gemeinde empfehlen und verſprechen, nicht mehr in die alten Sünden zu fallen. Die Aufnahme zur feierlichen Buße, wie auch die Losſprechung von derſelben, war dem Biſchofe vorbehalten, und zwar ſprach derſelbe, der ſie aufgelegt hatte, wenn er noch beim Leben war, auch wieder davon los. Traf ein Nothfall ein, ſo konnten die Prieſter mit Genehmigung des Biſchofs den Büßern die Losſprechung ertheilen.

Die öffentliche Buße wurde in der Regel nur den öffentlichen Sündern aufgelegt, welche nebſt der Beleidigung Gottes auch die Gemeinde durch ihre großen Fehler geärgert hatten. In den drei erſten Jahrhunderten wurden nur die drei ſogenannten Canoniſchen Sünden mit öffentlicher Buße belegt, als der Ehebruch, Abfall vom Glauben und Mord; ſpäter wurden auch die Sprößlinge dieſer Laſter derſelben unterworfen. Allein der Eifer der erſten Chriſten ſchränkte ſich nicht auf den Gebrauch der Kirche ein; ſie büßten entweder aus eigenem Antriebe, oder auf den Rath eines Prieſters auch ihre heimlichen Sünden öffentlich, wenn dieſes zur Erbauung der Gemeinde oder zum Beßten ihres Seelenheiles beitrug. Daher

gibt auch Origenes den Rath, man ſoll ſich an die Ausſprüche eines wohlerfahrenen Seelenarztes halten, und der öffentlichen Buße ſich unterziehen, wenn er es für heilſam erachtet. Der heil. Cäſarius, Biſchof von Arles, gibt noch eine Urſache an, warum man ſich auch oft für geheime Sünden der öffentlichen Buße unterzog. Er ſagt, „daß jener, welche wegen ſeiner geheimen Sünden die öffentliche Buße übernimmt, dieſelbe zwar auch in geheim hätte verrichten können; allein da er die Menge ſeiner Sünden betrachtet, und einſieht, daß er allein für dieſelben keine hinlängliche Buße zu wirken vermag, ſo ruft er das ganze Volk zu Hilfe.“

Die öffentliche Buße wurde für ſchwere Sünden nur einmal geſtattet. Dafür beſtand zwar kein allgemeines Kirchengeſetz, aber es war kirchliche Gewohnheit. Daher ſagt Hermas, ein Schüler des heil. Paulus, von einer Ehebrecherin: der Mann ſoll ſeine büßende Frau aufnehmen, aber nur einmal; denn bei den Dienern des Herrn hat nur Eine Buße ſtatt. Auch Origenes ſchreibt: Bei den ſchweren Sünden wird nur einmal die Buße geſtattet. Der heil. Auguſtin gibt auch den Grund an, warum ſie nicht öfter aufgelegt wird: „Damit durch oftmalige Wiederholung die Medizin dem Kranken nicht verächtlich werde.“

Nektarius, Patriarch zu Conſtantinopel, hob zwar den Bußprieſter und die ſchwere Buße auf; allein es erhielt ſich noch eine Art davon; denn der heil. Chryſoſtomus, der unmittelbare Nachfolger des Nektarius, ſagt noch, daß die Büßer vor dem Opfer aus der Kirche geſchafft würden; und das Concilium Trulanum befiehlt den Ehebrechern, alle Bußſtufen durchzugehen. Allein es iſt mit Grund zu vermuthen, daß dieſe Bußart allmählich im Orient abgekommen ſei. Nichts deſto weniger mußten die Sünder die von den Kanonen vorgeſchriebenen Bußen erfüllen. Dieſe beſtanden in ſtrengem Faſten, langen Gebeten, nächtlichem Wachen und Almoſen u. ſ. w. Da die Bußſtufen in den abendländiſchen Kirchen ſpäter ihren Anfang nahmen, ſo waren ſie hier auch längere Zeit üblich. Die Geſchichte erwähnt derſelben noch im achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts. Die Kapitularen Karl des Großen und Ludwig des Frommen befahlen, daß die Büßenden ein Jahr im Bußkleide das Volk um Verzeihung und um das Gebet anflehen ſollen. Sie ſollen ein Jahr unter den Hörenden ſeyn, drei Jahre unter den Knieenden,

zwei unter den Stehenden, wo ſie noch kein Opfer auf den Alter legen durften. Die Kirchenbußen zu übernehmen, blieb in dieſen Zeiten den öffentlichen Sündern nicht frei; ſie wurden theils durch den Kirchenbann, theils durch den weltlichen Arm zur Uebernahme derſelben gezwungen. Nebſt dieſen Bußen ſah man noch andere Arten derſelben. Manchmal wurden die Büßer in die Kerker gebracht. Noch häufiger ſperrte man die Büßenden in ein Kloſter ein. Schon im fünften Jahrhundert verwies der Prieſter Gennadius die Sünder in die Klöſter. Wenn man ſeine ſchweren Sünden abbüßen will, ſagte er, ſo muß man das weltliche Kleid ausziehen und ſich zu dem Kloſterleben bekennen. Beſonders wurde den Geiſtlichen, wenn ſie ſchwere Fehler begangen hatten, das Kloſterleben aufgelegt, wie die Synode zu Ayd im Jahre 506 verordnete. Im dreizehnten und in den folgenden Jahrhunderten wurden ſogar eigene Klöſter geſtiftet, in welchen man ſeine Sünden abbüßen konnte. Nach dem ſiebenten Jahrhunderte beſtand noch eine eigene Art zu büßen, nämlich das Wahlfahrten. Gregor von Tour ſpricht ſchon im ſechsten Jahrhunderte von einer ſolchen Bußart. Er redet von einem Brudermörder, der mit eiſernen Ringen gebunden ſieben Jahre lang die heiligen Orte beſuchen mußte. Im neunten und zehnten Jahrhunderte wurden ſtatt der Kirchenbuße die hl. Orte Jeruſalem und Rom beſucht. Einige meinen, daß die Wahlfahrten die urſprüngliche Kirchenbuße geſchwächt hätten.

7. Einige Belege, wie ſtreng in der erſten Zeit der chriſtlichen Kirche die Buße geweſen iſt.

In der erſten Zeit des Chriſtenthums war für eine jede Sünde eine eigene Strafe beſtimmt, der ſich der Büßer willig unterziehen mußte, wollte er wieder Verzeihung erlangen. Wir führen hievon nachſtehende Fälle an:

Wer ſich mit abergläubiſchen Dingen und Wahrſagungen abgibt oder die Teufel beſchwört, der ſoll ſieben Jahre in der Buße ſeyn.

Wer Diebſtähle in den Zaubergläſern entdecken will, ſoll zwei Jahre in der Buße ſeyn.

Wer wiſſentlich falſch ſchwört, der ſoll vierzig Tage mit Waſſer und Brod ausharren, auch die ſieben folgenden Jahre in der Buße ſeyn, niemals ohne Buße gelaſſen und zu keinem Zeugniß mehr gebraucht werden.

Wer einen zwingt, daß er falſch ſchwöre, der ſoll vierzig Tage in Waſſer und Brod faſten und ſieben Jahre in der Buße ſeyn.

Wer den Eid, den er dem König oder ſeinem Herrn geleiſtet, bricht, der ſoll in einem Kloſter, ſo lange er lebt, Buße thun.

Wer durch den Himmel oder ein anderes Geſchöpf ſchwört, der ſoll fünfzehn Tage in der Buße ſeyn.

Wer ein knechtliches Werk am Sonntage oder an einem Feiertage verrichtet, der ſoll drei Tage in Waſſer und Brod Buße thun.

Wer vor der Kirche oder am Feſttage Tänze anſtellt, der ſoll, wenn er Beſſerung verſprochen, drei Jahre in der Buße ſeyn.

Wer in der Kirche ſchwätzt, wo der Gottesdienſt gehalten wird, der ſoll zehn Tage in Waſſer und Brod Buße thun.

Wer in der Faſten das Faſtengeſetz bricht, der ſoll für jeden Tag ſieben Tage lang Buße thun.

Wer den Aeltern eine Unbild anthut, der ſoll drei Jahre Buße thun.

Wer ihnen fluchet, der ſoll vierzig Tage in Brod und Waſſer dafür Buße thun.

Wer ſie ſchlägt, der ſoll ſieben Jahre Buße thun.

Wem ein Kind aus Nachläſſigkeit ohne Taufe ſtirbt, der ſoll drei Jahre Buße thun und ein Jahr mit Waſſer und Brod.

Wer ſich mit ſeinem Bruder, den er haßt, nicht verſöhnt, der ſoll in Waſſer und Brod ſo lange Buße thun; bis er ausgeſöhnt iſt.

Wenn ein Jüngling mit einer Jungfrau ſündiget, der ſoll ein Jahr lang Buße thun.

Wenn ein Lediger mit der Frau eines Andern einen Ehebruch begeht, der ſoll ſieben Jahre Buße thun; das Weib fünf Jahre.

Wenn ein unverheirathetes Weib mit dem Ehemann eines Andern einen Ehebruch begeht, ſo ſoll ſie mit einer zehnjährigen Buße beſtraft werden.

Wenn ein Ehemann einmal gefallen iſt, der ſoll fünf Jahre Buße thun.

Wer eine Ehefrau zugleich und eine Beiſchläferin haben wird, der ſoll ſieben Jahre in der Buße ſeyn und noch länger, nach Maßgabe ſeiner Schuld.

Wer mit ſeinem Weibe ſchändlich zuſammenkömmt, der ſoll vierzig Tage Buße thun.

Wer mit zwei Schweſtern ſündiget, der ſoll ſein ganzes Leben hindurch Buße thun.

Wenn ein Knabe ſich beflecket, ſo ſoll er vierzig Tage, iſt er über 15 Jahre, ſo ſoll er hundert Tage Buße thun.

Wenn ſich ein Weib anſtreicht oder malet, um andern Männern zu gefallen, ſo ſoll ſie dreijährige Buße thun.

Wer den Zehnten zurückbehält oder ihn zu geben vernachläſſiget, der ſoll es vierfach erſtatten und zwanzig Tage mit Brod und Waſſer Buße thun.

Wer als Verwalter eines freundſchaftlichen Hauſes von der Verwaltungsmaſſe etwas entfremdet, der ſoll, was er genommen, zurückſtellen und drei Jahre in der Buße ſeyn.

Wer eine gefundene Sache nicht zurückgibt, begeht einen Diebſtahl; deßwegen ſoll er, wie wegen eines Diebſtahls, in der Buße ſeyn.

Wer ſeinem Nächſten eine Sünde aufbürdet, bevor er ihn ermahnt hat, der ſoll ihm zuerſt genug thun, und dann drei Tage Buße wirken.

Wer ihm leicht Uebles nachredet und Falſches von ihm ausſagt, der ſoll ſieben Tage in Brod und Waſſer büßen.

Wer eine Falſchheit oder einen Betrug in Gewicht oder Maß begeht, der ſoll in Brod und Waſſer zwanzig Tage büßen.

Wer fremdes Gut ungerecht verlangt und wer geizig iſt, der ſoll drei Jahre in der Buße ſeyn.

Wer fremde Sachen verlangt, begeht einen Diebſtahl; wer fremde Sachen gewaltthätig zu entwenden ſucht, begeht einen Raub; wer Kirchenſachen zu ſtehlen verlangt, begeht einen Gottesraub; — da er alſo durch gottloſe Begierden ſchwer ſündigt, ſo ſoll er nach dem Gutachten des Prieſters, wie über eine Todſünde, Buße thun.

Wer ſich übereſſen wird, daß er dadurch Ungemach empfindet, der ſoll einen Tag in Waſſer und Brod büßen.

Wer ſich wegen Speiſe und Trunk erbrechen muß, der ſoll fünfzehn Tage büßen und drei Tage ſich vom Wein und Fleiſch enthalten.

Wer aus Eßluſt vor der rechtmäſſigen Stunde die Faſten bricht, der ſoll in Brod und Waſſer zwei Tage büßen, u. ſ. w.

Was wollte es aber ſagen, in der Buße ſeyn oder Buße wirken?

Es wollte ſagen, ſpricht ein gelehrter Commentariſt: ſeine Sünden beichten, ohne, bis auf die beſtimmte Zeit, die Losſprechung zu erhalten; ſich öfters vor dem Beichtvater ſtellen, um neue Bußmittel

von ihm zu begehren; — ſich aller, auch öffentlicher und erlaubter Vergnügungen und Freuden enthalten, ſo lange bis man mit der Kirche ausgeſöhnt war; — ſich ſelbſt in freiwilligen Strafwerken üben, damit die Vergebung deſto gewiſſer erhalten würde; — ſich keines neuen Vergehens mehr ſchuldig machen, weil ſonſt der Sünder ganz anders würde behandelt und angeſehen werden.

Der nämliche Gelehrte merket noch an, wenn auch die Losſprechung von der Sünde, in Anſehung des beſonderen Eifers am Büßer, zuweilen eher erfolgte, als die Bußzeit zu Ende war, ſo wurde ihm doch meiſtens die Kommunion nicht geſtattet, bis er den Ausſpruch der Kirche ganz erfüllt hatte.

8. Milderung der alten Kirchenbuße.

Schon frühe hatten verſchiedene Concilien Bußkanonen gegeben. Dieſe ſammelte man und verfertigte daraus eigene Bußbücher. Das erſte förmliche Bußbuch brachte Theodor, ein griechiſcher Mönch, nach dem Abendlande, welchen Papſt Vitalian im Jahre 668 als Kandelberger Biſchof nach England ſchickte. Dieſer milderte in ſeinem Buche die alten Bußkanonen, und legte dadurch den Grund, daß die Strenge der alten Bußdisciplin in der Kirche nach und nach geſchwächt wurde. In England ſetzten Eckbert, Biſchof zu York und Beda die Bußbücher fort. Der Grundſatz des Letztern: „Heimliche Sünden ſollen heimlich gebüßt werden", erweiterte die Thüre der Milderung. In der Folge der Zeit mehrten ſich die Bußbücher, die aber um ſo milder wurden, je ſpäter ihre Abfaſſung fällt. Das Merkwürdigſte unter Allen iſt das römiſche Bußbuch (Poenitentiale Romanum), welches Papſt Gregor III. vor der Mitte des achten Jahrhunderts herausgab, und aus dem die Folgenden ſchöpften.

Im neunten Jahrhunderte mußte bereits die Strenge der alten Buße bedeutend nachgelaſſen haben. Darüber klaget Jonas, Biſchof zu Orleans, der die vielen ohne Scheu begangenen Sünden als die Folge der vernachläßigten Kirchenbuße angibt. Dieſen Vorfall bezeugt auch das Concil zu Chalons, im Anfange des neunten Jahrhunderts, da es ſagt: Das Bußthun nach der alten Einrichtung der Kanonen iſt an den meiſten Orten abgekommen.

In dieſem Zeitraum kam die Löſung (redemtio) der von den Kanonen beſtimmten Buße auf, wodurch die öffentliche und ſtrenge

Buße nach und nach verdrängt wurde, wiewohl die angesetzten heimlichen Strafen noch ziemlich schwer waren. Die Lösung der kanonischen Buße geschah auf verschiedene Weise, damit jeden nach seinem Stande und Verhältnisse geholfen würde. Die Ursache, warum die Kirche von ihrer Strenge etwas abging, waren die vielen schweren Sünden, welche der Büßer, wenn er auch das höchste Alter erreichte, nach der Vorschrift der Kanonen nicht abbüßen konnte.

Die Schwachen konnten das von den Kanonen auferlegte Fasten nach Bestimmung des Concils von Tribur im Jahre 895 durch Speisung dreier Armen lösen.

Die Reichen konnten ihre kanonische Bußen durch Almosen an die Armen, welche poenitentiae deargentatae heißen, wie auch durch die Uebergabe liegender Güter an die Kirche lösen.

Die Armen und Schwachen durften ihre Buße auch durch Psalmgebet oder Singen tilgen. Sie mußten z. B. statt einen Tag in Wasser und Brod zu fasten, fünfzig Psalm knieend absingen oder siebenzig stehend beten.

Jene, welche einen starken Körper hatten, durften ihre kanonische Buße in Geißeln abändern. Dieses rechneten schon der heil. Augustin und Gregor der Große unter die kanonischen Züchtigungen.

Diese Art zu büßen wurde besonders in den Klöstern gemein; die Mönche verrichteten sogar für Andere durch Psalmbeten und Geißeln die kanonischen Bußen.

Am Ende des elften Jahrhunderts erschien eine andere Bußform. Urban II. forderte auf dem Concil zu Clermont, im Jahre 1095, die Gläubigen zur Eroberung der heiligen Orte auf, welche die Saracenen den Christen entrissen hatten, und ertheilte jenen, welche einen dreijährigen Feldzug zu diesem Zwecke übernehmen, eine vollkommene Nachlassung aller Sündenstrafen.

Im zwölften Jahrhunderte wurden die zeitlichen Sündenstrafen durch verschiedene Bußwerke mit Beihilfe der Abläße nachgelassen. Bonifaz VIII. ertheilte im Jahre 1300 allen jenen, welche zu Rom die Kirche des heil. Apostel Petrus und Paulus besuchen würden, Nachlassung ihrer zeitlichen Strafen. In der Folge wurden die Abläße vermehrt, indem nicht nur bei den Einweihungen der Kirchen, sondern auch bei andern Gelegenheiten Abläße ertheilt wurden, welche die Bestimmung hatten, einen Theil der vormaligen kanoni-

ſchen Bußen zu erſetzen. Die Kirche änderte durch dieß Alles nur die Form der Buße, nicht aber das Weſen derſelben. Es verbleibt immer eine nach Kräften zu büßende Genugthuung für die Gott zugefügte Beleidigung; zu der eingetretenen Milderung wurde die Kirche vorzüglich durch die Lauigkeit des Zeitalters veranlaßt (Brunnquell, Geſchichte der Kirchenbuße).

9. Auch die Chriſten unſerer Zeit bedürfen einer ſtrengen Buße.

Das erſte Verbrechen, welches in der erſten Kirche ſtrenge beſtraft und einer ſchweren Buße unterworfen wurde, war der Abfall von der Religion. Die Geſchichte des Chriſtenthums lehret, daß unſere erſten Glaubensbrüder ſehr viel ausſtehen mußten, wenn ſie ſich zu dem Namen des Gekreuzigten bekannten und ſich bei den heidniſchen Opfern nicht einfanden. Es beſtand das Geſetz: Wer den Göttern des Landes nicht opfert, iſt als ein Staatsverbrecher anzuſehen und als ein ſolcher mit dem Verluſte ſeiner Güter, ſeiner Ehre und ſeines Lebens zu beſtrafen. Es iſt natürlich, daß es unter der großen Menge der Gläubigen auch ſolche gegeben habe, die ſich durch die Marter erſchrecken ließen, und dem aufgeſtellten Götzenbilde das verlangte Opfer brachten. Gott gab dieſen Unglücklichen oft die Gnade, daß ſie ihren Fehler einſahen und ſich bei dem Kirchenvorſteher des Ortes zur Buße meldeten. Der Sünder ward nun Büßer und blieb es oft ſein Leben lang. Vielleicht denken dabei Manche, daß ein ſolcher Frevel wie der Abfall vom Glauben iſt, ſtrenge geſtraft wurde, darf nicht Wunder nehmen. Bei uns kommen aber ſolche oder ähnliche Vergehungen nicht vor: es bedarf alſo auch jener ſtrengen Bußübungen nicht. Aber gibt es unter uns wirklich keine ſolche Menſchen, welche ſich einer ähnlichen Sünde ſchuldig machen? Freilich ſind die Götzen von Stein und Erz in unſerm Vaterlande längſt zerſtört; aber Götzen einer andern Art gibt es noch genug. Wir haben keine Chriſten mehr, welche einer todten Statue Weihrauch ſtreuen, aber deſto mehr gibt es, die einem lebendigen Bilde der Wolluſt und dem todten Gelde ihre Tugend zu Füßen legen und zum Opfer bringen. Sind dieſe Götzendiener beſſer als jene? Wie viele Chriſten gibt es, die zwar den Glauben noch nicht verleugneten, die es aber längſt gethan

hätten, wenn mit dem Bekenntniſſe desſelben die mindeſte Gefahr verbunden wäre. Sind dieſe beſſer, als jene ihre Vorgänger? Wie Viele gibt es, die gar keine Religion haben, ſich völlig zum Unglauben bekennen und über religiöſe Gegenſtände öffentlich ſpotten? Haben dieſe einen Vorzug vor jenen? Ja, allerdings, aber darin, daß ſie noch viel ſtrafbarer ſind. Wie Viele ſind ſo ſchwach, daß ſie ſich ſchämen vor der ungläubigen Welt Chriſten zu ſeyn, ſich am Tiſche des Herrn einzufinden, dem Gebete zu obliegen oder andere Zeichen der Frömmigkeit von ſich zu geben. Heißt dieß nicht ebenfalls ſeine Religion verleugnen? Ja, nichts beſſeres als Götzendiener ſeid ihr, die ihr was immer für ein Gut mehr liebet, als Gott, die ihr nichts aus Gottesfurcht, ſondern Alles nur aus Selbſtſucht und um ſündhafter Nebenabſichten willen thuet; die ihr euerm Geize Gott und die Tugend täglich opfert; die ihr betrüget, wo ihr könnet; die ihr euer Vertrauen nicht auf den lebendigen Gott, ſondern auf den vergänglichen Reichthum ſetzet; eine Anhänglichkeit, die der Apoſtel Paulus wahren Götzendienſt nennet. Koloſſ. 3, 5. Seid ihr beſſer als Götzendiener, die ihr keinen andern Sinn als den verdorbenen Weltſinn und keinen andern Gott habet, als euern Bauch; die ihr von Gott, von Ewigkeit, von Recht und Pflicht nichts wiſſet, wenn es ſich um euere Sinnlichkeit, Eitelkeit und Habſicht handelt? Seid ihr beſſer, als jene, mit denen die erſte Kirche ſo ſtreng verfahren iſt? Bedürfet ihr weniger der Buße? Seid ihr unſchuldiger als jene, welche vor dem Altare einer falſchen Gottheit ſtanden und opferten? Ich behaupte das Gegentheil: ihr ſeid noch ſchuldiger als ſie; denn jene zwang die Furcht vor dem Tode zu einer Handlung, die ſie im Herzen verabſcheuten; aber was zwingt euch, außer Gott einen andern Gott zu haben?

Die zweite Sünde, welche die erſte Kirche mit öffentlicher Buße belegte, iſt der Mord. Iſt dieſes Verbrechen unter uns unerhört? Häufiger, als es Manche glauben. Wie, fraget ihr mit Verwunderung, Mörder haben wir unter uns? Ja, ihr habet ſie nicht bloß in euerer Mitte, ſondern gerade ihr, die ihr euch darüber wundert, ſeid es vielleicht ſelbſt. Denn ſeid ihr keine Mörder, die ihr euch durch eure ausſchweifende Lebensart, durch Wolluſt und Unmäßigkeit oder andere Leidenſchaften um die Hälfte euere Lebenstage verkürzet, und euch für euere Pflichten untauglich machet?

Doch dieß ſind Dinge, welche man faſt für keine Sünden mehr hält; denn ein Jeder glaubt der Herr ſeines Leibes und Lebens zu ſeyn. Seid ihr keine Mörder, die ihr Andere durch euere Schuld in das Grab bringet? Von euch rede ich, Verführer, die ihr das Leben des verführten Theiles durch Schande, Unzucht und Elend abkürzet. Von euch rede ich, Kinder! die ihr euere Eltern bis in den Tod betrübet, ſie durch euere Kränkungen und durch euern ſchlechten Wandel vor der Zeit in das Grab bringet; die ihr ihnen den Tod wünſchet, ihnen fluchet, ihrem baldigen Ende mit Luſt entgegenſehet, ſie im Alter verlaſſet. Von euch rede ich, Väter! die ihr durch Ausſchweifungen und Verſchwendungen euch und euerer Familie Mangel zuziehet, ſie in Armuth verſetzet und durch unendliche Kümmerniſſe wie Würmer an ihrer Lebenswurzel naget. Von euch rede ich, Mütter! deren Sinnlichkeit, Lüſternheit, Trägheit und Liebe zur Ausſchweifung euere Kinder mit ihrem Leben büßen müßen. Seid ihr beſſer, als Mörder, die ihr zwar euern Nebenmenſchen nicht mit Gewalt todtſchlaget, aber ihn bis auf das Blut verfolget, haſſet und ihm Böſes wünſchet? Wiſſet ihr nicht, daß der hl. Johannes ſagt: Derjenige iſt ein Todtſchläger, der ſeinen Bruder haſſet. 1. Brief. 3, 15. Seid ihr beſſer als Mörder, die ihr euerm Mitmenſchen zwar nicht das Leben, aber Güter von viel höherm Werthe raubt? Ihr tödtet keinen Leib, aber ihr beraubt durch euere Verleumdungen die Seele des Bruders. Ihr raubt nicht das kurze Leben der Zeitlichkeit, aber das der Ewigkeit. Iſt dieß nicht mehr als ein Mord? Hat nicht Jeſus Chriſtus deßwegen den Teufel einen Mörder vom Anfange genannt, weil er das erſte Menſchenpaar um die Unſchuld des Herzens gebracht hat? Mörder dieſer Art haben wir in unſern Tagen unendlich viele; aber wenige bedenken die große Strafbarkeit dieſer Sünde.

Die dritte Sünde, wegen welcher die erſten Chriſten eine vieljährige Buße wirken mußten, war der Ehebruch. Der hl. Baſilius hatte verordnet, daß ein Ehebrecher fünfzehn Jahre Buße thue. O daß ich dem Befehl des Apoſtels folgen dürfte, Sünden dieſer Art unter euch, Chriſten! die ihr heilig ſeyn ſollet, nicht zu nennen. Aber nein, zerbrochen iſt der Zügel der Ordnung und der Sittlichkeit; die Wolluſt will ſich des Menſchengeſchlechtes vollends bemeiſtern; immer wird es nothwendiger, daß man gegen

die einreißende Unzucht prediget; die Menſchen verleugnen ihre Würde und ſetzen ſich in die Klaſſe der unvernünftigen Thiere herab. Heut zu Tage will der ſinnliche Menſch kein anders Geſetz erkennen, als jenes, nach welchem auch das Thier regiert wird, das Geſetz der Sinne; ganz Fleiſch und Blut, thut jeder, was ihm ſeine Lüſternheit eingibt; man weiß bald nichts mehr von der großen Pflicht der Selbſtüberwindung, der Ordnung und der Zucht; man denkt nicht mehr an Gott, an Ewigkeit, Himmel und Hölle. Was wird endlich aus den Menſchen werden, wenn ſie fortfahren, ſich am Gängelbande ihrer Sinnlichkeit wie blinde, zum Untergang beſtimmte Schlachtopfer führen zu laſſen? — O wie häufig, wie allgemein verbreitet iſt die Sünde, von der wir hier ſprechen? Seid ihr beſſer, als Ehebrecher, die ihr euern Ehetheil ſo behandelt, daß ſich das Band der Ehe löſen muß? Gebet ihr dadurch nicht Anlaß, daß der andere Theil zu Ausſchweifungen verleitet werde? Seid ihr beſſer, als Ehebrecher, die ihr beſtändig das Feuer der Wolluſt in euerm Herzen unterhaltet? Wiſſet ihr nicht, daß Jeſus ſagt: Wer nur immer ein Weib mit Begierlichkeit anſieht, hat ſchon in ſeinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen? Was ſollte ich erſt von jenen andern Arten der Unzucht ſagen, die man ungeſcheuet, oft am hellen Tage begehet? Doch ſchweigen wir lieber von dem, an was wir ohne Erröthen nicht denken können.

Wenn wir dieſes erwägen: ſollten wir unſchuldiger ſeyn, als jene, die in frühen Zeiten der Kirche ſo ſtrenge Buße übten: Sollten nicht auch wir uns gerne dieſen heilſamen Uebungen unterziehen, um dadurch dem ewigen Tode zu entgehen. O laßt es uns thun, und zwar ohne Verzug thun! Galura Betrachtungen über den Bußgeiſt ꝛc.

10. Unterſchied zwiſchen den Büßern der erſten und der gegenwärtigen Zeit.

Einen großen Unterſchied findet man zwiſchen den Sündern der älteſten und neueſten Zeit in der Denkungsart, in der Geſinnung gegen Gott, gegen das Gute und Böſe; ein Punkt, der uns zum Schlüſſel aller übrigen dienen und die Frage auflöſen wird, warum heut zu Tage ſo wenig Bußgeiſt unter den Chriſten iſt. Man denkt gegen Gott und ſeine Gebote anders, als ehedem; die Menſchen haben keine Gottes-

furcht mehr; Rechtſchaffenheit iſt ihnen nicht mehr Bedürfniß; das Laſter iſt bald ihre einzige Glückſeligkeit; und daher kömmt es, daß ſich die alte und neueſte Buße einander gar nicht mehr gleichen; denn

I. Unſere erſten Glaubensbrüder erkannten und bekannten die Fehler, in die ſie gefallen waren; ſie ſahen das Schändliche derſelben ein; ſie überlegten es, welch einen unerſetzlichen Schaden ſie ſich ſelbſt dadurch zugefügt haben; ſie nahmen es zu Herzen, daß Gott ihr Vater ſei, ſie aber ſeine undankbaren und leichtſinnigen Kinder wären; ihre Seele war vom Gefühle der bitterſten Reue durchdrungen, die ſich in ein vieljähriges Seufzen, Beten und Weinen auflöſte. „Jenen, ſagt Cyprian, haben wir den Frieden gegeben, die ſeit dem Tage ihres Abfalles nicht aufgehört haben, Buße zu thun, Thränen zu vergießen und den Herrn zu bitten.“ So war es ehedem, und wie iſt es heut zu Tage? Darauf antwortet uns die Erfahrung, aber wahrhaft zur Schande unſerer Zeiten. Die erſten Chriſten weinten über ihre Sünden, und unſere Sünder freuen ſich ihrer Laſter als ihrer einzigen Glückſeligkeit; jene ſchämten ſich ihrer Vergehen und nannten das Böſe das einzige Unglück des Menſchen; wie viele gibt es jetzt, die ſich ihrer Schandthaten ſogar rühmen, von denſelben höchſt gleichgiltig reden, die das Schwarze weiß nennen und in den wahren Geſinnungen des erſten Menſchenmörders behaupten: dieſes und jenes ſei nicht Sünde; Ehebruch, Hurerei und andere Sünden der Unzucht ſeien nicht verboten, ja unter gewiſſen Umſtänden erlaubt. Gewiß, es iſt höchſt traurig, daß bald jeder Sünder und jede Sünderin im Beichtſtuhle bekennt, man habe es ihnen geſagt, daß die Unzucht nicht Sünde ſei. Sünder und Sünderinen gab es immer; aber vielleicht noch nie hat man das Laſter ſo zu entſchuldigen geſucht, als jetzt; unſer Zeitalter zeichnet ſich dadurch vor jedem andern aus, daß man jetzt mehr als je dem Laſter ſeine gräßliche Geſtalt zu nehmen ſucht. Wenn das Laſter Farbe und Namen verliert, wenn die Menſchen ſo verdorben werden, daß ſie in ihrer Sinnlichkeit die Schande von der Ehre, das Böſe von dem Guten nicht mehr unterſcheiden können oder vielmehr nicht mehr unterſcheiden wollen: wohin wird es endlich mit dem Menſchengeſchlechte kommen? Wehe euch, die ihr dieſen Weg gefunden habt, um dem Laſter das weite Thor in die Welt zu öffnen! Von euch wird jede Seele zurückgefodert werden,

die ihr mit dem Schwerte eurer verführerischen Reden getödtet habt; auf dem Wege, den ihr Andere gehen lehret, werdet allererstens ihr selbst euer unausbleibliches Verderben finden. Und ihr, die ihr solche Geschwätze höret, glaubet der Sprache des Lasters nicht; erkennet und fliehet eure Feinde! So sprach einst der Teufel zum ersten Menschenpaar: „Esset, es ist nicht so bös; die Augen werden euch aufgehen!" Der traurige Ausgang hat da den Betrug gezeigt, und die Zukunft wird das Betrügerische solcher Reden allezeit aufdecken. Heil dem, der glaubt, ehe er da erfahren hat! Unmöglich ist es aber, daß unsere Sünder wahre Buße wirken, da sie das Böse nicht für bös halten.

Lasset uns nun daraus eine Regel ziehen, die in dem Geschäfte der Buße die erste ist; sie heißt: Sünder! willst du dich retten, so mußt du Büßer werden; willst du Büßer seyn, so mußt du wissen, was das Laster sei; du mußt das Schwarze deiner Thaten erkennen und ihre Schändlichkeit in deiner Seele fühlen; du mußt dich nicht damit abgeben, selbe zu entschuldigen; rede einmal aufrichtig mit dir selbst und erkenne deine Strafbarkeit: hier fange das Geschäft deiner Buße an, und dann höre weiter:

Die Büßer der ersten Kirche waren

II. in ihrer Sünde demüthig; unsere Sünder aber sind stolz: jene unterwarfen sich der Kirche, und diese sind es gerade am meisten, welche die Kirche und ihre Heilsmittel verachten, ihre Retterin von sich stossen und sich gegen selbe empören; jene hielten die heiligen Sakramente für eine Wohlthat, für die Arznei ihrer Seelen; diese aber fliehen Alles, was Gott und Religion heißt; jene wollten bekehrt seyn, diese aber befinden sich in dem Kothe des Lasters wohl und fliehen die Besserung; jene suchten die Bekehrung und ließen sich unterrichten; diese aber sind sich selbst in ihrem verdammlichen Stolze hinlänglich, sie wollen die Hilfe der Kirche nicht, kein Zureden, keine Zurechtweisung im Beichtstuhle oder von der Kanzel; sie nehmen es sogar höchst übel, wenn ein Anderer, der die Pflicht hat, sich des Geschäftes ihres Heiles anzunehmen, ihnen das Gefährliche ihrer Lebensart vorstellet; sie sprechen: Wer hat für mich zu sorgen? Ich werde es schon selbst thun. — Ist es nicht wahr, daß fast alle unsere Sünder stolze und freche Menschen sind, die sich vor Gott, vor der Kirche und vor sich selbst nicht demüthigen wollen? Dieß

iſt wahrhaft durch die tägliche Erfahrung ausgemacht, daß gerade jene, die am wenigſten Urſache haben, ſich zu erheben, am meiſten Stolz beſitzen; und dadurch unterſcheiden ſich unſere Sünder vor jenen der erſten Kirche unendlich, jedoch zu ihrem eigenen größten Nachtheile. Die Folgen dieſes Stolzes werden ſie ſelbſt ewig tragen, ein ſtolzer Sünder kann nie zur Selbſtkenntniß kommen; denn einem Menſchen, der in ſeiner Laſterhaftigkeit ſtolz iſt, gibt Gott ſeine Gnade nie; ſich ſelbſt überlaſſen, bleibt er ein Spiel ſeiner Leidenſchaften, denen er, wie ein elender Sklave fröhnt; zu ſtolz, um die Armuth ſeiner Seele einem Beichtvater zu entdecken, verharret er in dem Stande der Unbußfertigkeit.

Die Büßer der erſten Kirche mußten

III. bitten, daß ſie zur Buße zugelaſſen wurden; ein Ehebrecher ſtand nach der Anordnung des hl. Baſilius mehrere Jahre vor der Kirche, ehe er in ſelbe aufgenommen wurde: ſie ließen ſich Alles gefallen, weil ſie wußten, daß die Buße ihr einziges Rettungsmittel, die Kirche ihre einzige Retterin ſei; ſie ließen nicht nach, um dieſe Wohlthat zu bitten, und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie endlich als Büßer angenommen wurden. Wie iſt es heut zu Tage? Wahrhaft ganz anders. Jetzt muß die Kirche ſich glücklich nennen, wenn ſich ein Sünder bereden läßt, ſich ſeiner Seele zu erbarmen; um was die erſten Chriſten unaufhörlich baten, dieß muß nun unſern Sündern aufgedrungen werden, die Buße; was jenen eine große Wohlthat war, iſt dieſen Strafe; jene ſuchten den Retter ihrer kranken Seelen ſelbſt auf; jetzt wartet dieſer Jahre lang, bis ein Sünder ſeine Hilfe ſucht. Heut zu Tage ſind die Beichtſtühle keinem verſchloſſen, aber wie ſelten ſind die Chriſten, die durch dieſe Nachſicht der Kirche beſſer werden, die dieſen hl. Ort aus eigenem Antriebe ſuchen und den Vorſatz haben, rein von ihren Sünden zu werden? Was ſie angefangen haben, die Sünde, wollen ſie fortſetzen und bedenken nicht, daß der Ausgang ihres Wandels Tod und Verderben ſei. Die Beichtenden ſind meiſtentheils ſolche, die ſchon auf dem Wege der Tugend ſind; aber gerade jene, die der Löſegewalt der Kirche am meiſten bedürfen, wollen von derſelben keinen Gebrauch machen. Der Gedanke an die Beicht iſt ihre Plage; ſie fliehen ihn, als wäre er der Feind ihrer Ruhe, und können von ſich höchſtens erhalten,, daß ſie in der öſterlichen Zeit das thun, was ein katholiſcher Chriſt

zu thun ſchuldig iſt. Gibt es unter uns nicht auch ſchon Viele, welche die öſterliche Beicht unterlaſſen, gerade, als erwieſen ſie der Kirche eine Wohlthat, wenn ſie an ihre eigene vernachläſſigte Seele denken? Auffallen ſoll es euch, Sünder! Daß man euch aufdringen muß, was eure erſten Glaubensbrüder für eine wahre Wohlthat hielten, das Mittel, eure kranken Seelen für das ewige Leben wieder zu heilen. — Doch, was iſt eine aufgedrungene Buße, eine abgenöthigte Beicht? Wer die Buße nicht freiwillig übt, ſeine Sünden nicht aus eigenem Antriebe beichtet und ſich beſſert, der kann zwar das Aeuſſere der Religion mitmachen, aber ſein Geſchäft iſt vor Gott und ſeiner Seele nichts anderes, als eine leere Selbſtplage. Dem es an ſich ſelbſt gelegen iſt, der wird hierin aus eigenem Antriebe handeln; er wird nicht warten, bis ihn der todte Buchſtabe des Gebotes oder ein gewiſſer Anſtand zur Beicht und Kommunion auffodern; er wird das Wohl ſeiner unſterblichen Seele bedenken und ſein Gewiſſen ſo oft reinigen, als er es nothwendig findet; mit wenigen Worten: Die wahre Buße iſt freiwillig. Sünder! iſt eure Buße freiwillig? Betreibet ihr das Geſchäft eures Heiles aus innerem Antriebe, oder folget ihr nur dem Zwange? Prüfet euch und bedenket, daß ihr die ewigen Folgen eurer Gleichgiltigkeit tragen werdet.

Die Büßer der erſten Kirche mußten

IV. ihre Sünden abgelegt haben, ehe ſie losgeſprochen wurden.

Ehedem war man mit der Losſprechung ſehr ſparſam und ertheilte ſie nie, ohne daß der Sünder volle Hoffnung der Beſſerung gewährte; denn man wußte, daß ſonſt die Losſprechung nichts nütze, ja vielmehr ſchade, weil ſie die Seele einſchläfert. Unter den heutigen Sündern aber iſt es ganz anders: es iſt ihnen zwar willkommen, ihre Sünden in der Beicht, wie ſie glauben, abzulegen; allein die Freiheit, zu ſündigen, wollen ſie ſich hier nicht rauben laſſen; ſie glauben, man könne ſeine Sünden ſo leicht als ein Kleid ablegen, und bedenken nicht, daß mit dem Kleide der Sünde der alte Menſch abgelegt, ausgezogen und ein neuer angezogen werden müſſe. „Leget den alten Menſchen ab, welcher nach dem vorigen Wandel durch die verführeriſchen Gelüſte verderbt iſt: erneuert euch in dem Geiſte eures Gemüthes, und ziehet einen neuen Menſchen an, welcher nach Gott in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit geſchaffen iſt.“ Epheſ.

4, 22—24. Unſere Sünder wollen losgeſprochen ſeyn, ohne ſich zu beſſern; ſie glauben ihren Endzweck erreicht zu haben, wenn ſie den Beichtvater dahin bringen, daß er ſie losſpricht. Die Büßer der erſten Zeiten mußten ihre wirkliche Beſſerung durch viele und lange Proben darthun; unſere Sünder aber wollen keine Beweiſe ihrer Sinnesänderung geben, ſondern der Beichtvater ſoll es auf ihr Wort glauben, daß ſie ſich beſſern wollen; ſie ſind ſogar mißvergnügt, wenn der Beichtvater beſſer für ihre Seele ſorgen will, als ſie es thun. — Allein, der Erfolg lehret meiſtentheils das Gegentheil: denn woher kömmt es, daß ihr immer die nämlichen Sünder bleibt, als weil ihr noch nie den ernſtlichen Willen gehabt habt, euch zu beſſern? Höret es Alle: Die Beicht ohne Reue und Beſſerung iſt unnütz und noch ſogar ein gefährlicher Selbſtbetrug; ob ihr nun aber eure Sünden in der That bereuet und unterlaſſen werdet, kann euch nur eure eigene Erfahrung lehren; um ſich und euch zu überzeugen, muß der Beichtvater manchmal eure Sünden vorbehalten, wobei er keine andere Abſicht hat, als euch von Grund aus zu heilen: der Arzt erlaubt dem Kranken die Freiheiten des Geſunden nicht; er verſchiebt manchmal ſein Urtheil, bis er den Zuſtand des Kranken hinlänglich geprüft und aus ſichern Kennzeichen abgenommen hat. — Ein falſcher Friede mit der Seele iſt kein Friede, ſondern Selbſtbetrug, und weit ſchädlicher, als ſelbſt Verwirrung im Hauſe der Seele.

V. Wie lang und ſchwer war die Buße, welche die Büßer der erſten Kirche wirkten, und wie wenig iſt das, was ihr, heutige Sünder! euch gefallen laſſet? Jene hatten eine ſchwere Laufbahn, die ſich oft nicht eher, als mit dem Leben endigte; in dieſer Zeit, oft von zehn und zwanzig Jahren, waren ſie unverdroſſen, zu Gott um Barmherzigkeit zu rufen, zu faſten, Almoſen zu geben, ihrer Sinnlichkeit Abbruch zu thun und redliche Thränen der Reue zu vergießen: und ihr weit größere oder doch oft eben ſo große Sünder, — Menſchen ohne alle Religion, Ehebrecher, Wollüſtlinge, Mörder auf verſchiedene Weiſe! was thuet ihr, um Gott und der beleidigten Tugend Genüge zu leiſten, eure Laſter in euern Seelen und dem Buche der göttlichen Strafgerechtigkeit zu tilgen? Eure Buße beſteht in einigen Werken, die euch weder beſſern noch wehe thun. Zittert ihr nicht, wenn ihr denkt, daß ihr den nämlichen Richter,

den nämlichen Weg in den Himmel, die nämliche Pflicht der Unschuld habt? Ist es euch nicht bange, wenn ihr eure Weise, Buße zu thun, mit jener scharfen Zucht der ersten Christen vergleichet? Darin besteht eure ganze Bußmethode, daß ihr eure alten und groben Sünden beichtet, das auferlegte geringe Bußwerk ohne allen Geist verrichtet, wieder sündiget, wieder beichtet, und so immer fort. Dabei verlangt ihr, daß der Beichtvater eurer Sinnlichkeit durch Bußwerke nicht zu nahe komme, daß er eure verjährten Leidenschaften in Ruhe lasse, daß er euch nicht wehe thue, und eure gröbsten Sünden mit einigen Gebeten vor Gott auslösche. Ihr wollet thun, was leicht ist; allein was eurer Liebe zum Bösen beschwerlich fällt, wollt ihr nicht thun; habt ihr gethan, was euch höchstens eine halbe Stunde nach der Beicht beschäftigt, so glaubt ihr das Geschäft eurer Seele für lange Zeit berichtigt zu haben! Ihr wollt nichts davon wissen, daß ihr eure Laster in ihrem tiefen Neste, in eurer Sinnlichkeit aufsuchet, denselben auf den Kopf tretet, Abbruch thuet, sie aus ihrem vieljährigen Sitze mit der Gewalt der Selbstüberwindung heraustreibt; — kurz, daß ihr euch solche Bußwerke auflegt, die euch bessern könnten. Ich sage es euch, damit ihr daran denket: dadurch habt ihr noch nicht Buße gethan; euer Friede ist ein falscher Friede; ihr wollt eure Sünden nur umgehen, aber dieselben nie von der Stirne angreifen und mit der Wurzel ausrotten, was doch unumgänglich nothwendig ist; ihr wollt nur das thun, was euch äußerlich beschäftigt; aber euer Innerstes soll im alten Stande bleiben. Strafet eure Laster an euch selbst, damit sie der Herr nicht strafe.

Wie, werdet ihr mich fragen, sollen wir unsere Sünden an uns selbst strafen; die strenge Kirchenzucht ist ja nicht mehr? Freilich hat die Lauigkeit der Christen die alte Zucht aus der Uebung gebracht, denn abgeschafft ist sie nicht: allein gibt es nicht noch andere Arten, eure Sünden zu tödten, euch zu strafen, wenn ihr wollt, ohne daß es ein Mensch sieht? Ihr strafet euch eurer Sünden wegen, wenn ihr selbe nicht mehr begehet; wenn ihr die bösen Folgen bei euch und Andern wieder gut machet; wenn ihr das Auge, welches euch ärgert, ausreißet, d. h. euch mit Gewalt von der Sünde und der bösen Gelegenheit losreißet; wenn ihr hie und da einen Tag der Abtödtung, der Betrachtung, dem Gebete und Fasten widmet; wenn ihr gerade das thuet, was euern

böſen Neigungen zuwider iſt und die ſinnliche Liebe in euch tödtet; wenn ihr eure täglichen Leiden als Strafen eurer Sünden traget; wenn ihr in der Verfolgung, Armuth, Krankheit und anderm Elende, unter der ſchweren Laſt eurer Standespflichten denket: Ich will nicht murren; ich will Alles dulden, weil ich es für meine Sünden verdient habe; möchten dieſe dadurch getilgt werden! möchte ſich der Herr mit meinen Leiden begnügen! — Könnt ihr nicht auf dieſe Weiſe alle Tage ſchwere Buße wirken? Es iſt Buße, wenn ihr Alles mit dem Gedanken leidet, dadurch dem Herrn für eure Sünden Genüge zu leiſten. Eben deßhalb, meine Chriſten! weil wir jene ſtrenge Kirchenzucht nicht mehr haben und weil wir doch verpflichtet ſind, das Unrecht unſerer Miſſethaten gut zu machen, ſo empfehle ich euch um ſo nachdrücklicher die Geduld in euern täglichen Leiden; machet euch dieſelben zu Nutzen; traget die Mühſeligkeiten eures Standes als eine wohlverdiente Strafe; murret nicht über ſelbe, ſondern freuet euch vielmehr dieſer Gelegenheit, eure Pflichten auch aus dem Beweggrund der Buße zu erfüllen, und eine Buße zu wirken, die dem Herrn wohlgefällt. Dem es daran liegt, ſeine Sünden zu tilgen, wird wiſſen, wie er ſich ſelbſt ſtrafen kann. — Doch dieß iſt eben der große Fehler unſerer Sünder, daß ſie Alles ſcheuen, was ihnen Mühe macht; ſie wollen nur ſolche Werke üben, die ſie in ihren Laſtern nicht ſtören. Jene Bußwerke ſind die wahren, welche unſern Sündern wehe thun; der Geizige gebe Almoſen, der Stolze laſſe ſich in Handlungen der Demuth zu ſeinem Mitmenſchen herab; der Neidiſche erweiſe Gefälligkeiten; der Unkeuſche überwinde ſich ſelbſt.

VI. Es iſt ein Fehler unſerer Sünder, daß ſie glauben, man könne nach Belieben Buße thun und ſo oft es Einem beliebt; beichten, wann es gefällt; nach der Beicht ſei alles gut. Sie glauben, daß ſie nach einiger Zeit nur wieder der Beicht bedürfen, um ſo ihre nie — nein, nie gebeſſerte Seele zwiſchen Sündigen und Beichten an die Pforte einer ſeligen Ewigkeit hinzubringen. Wir wollen ſehen, was hierin Wahres und Falſches liegt.

Die Büßer der erſten Kirche wurden in ihrem ganzen Leben nur einmal zur öffentlichen Buße gelaſſen: wenn Einer aus ihnen nach der vieljährigen Probe in ſeine alten Laſter fiel, ſo ward er für einen unverbeſſerlichen Menſchen gehalten, das zweitemal ſchon

nicht mehr als Büßer angenommen, ſondern ſich und Gottes Barmherzigkeit überlaſſen. Eine Thatſache, die euch, Chriſten! vielleicht erſchrecken wird. Ihr werdet denken: iſt es möglich, daß man nach ſeiner erſten Beicht nicht mehr ſündige, und wenn ich wieder ſündige, ſo ſollte man mich nach dem Geiſte der erſten Kirche ſchon nicht mehr als Büßer annehmen? Wer wird ohne Sünde ſeyn? — So lang wir Menſchen ſind, bleiben wir Sünder, aber wir ſollen nicht Sünder bleiben wollen, es muß unſer ungeheuchelter und feſter Vorſatz ſeyn, uns von allem Böſen loszumachen; wir müſſen unſere Fehler aufrichtig bereuen; wenn uns aber bei unſerm beſten Willen dennoch Schwachheiten zur Uebertretung unſerer Vorſätze verleiten, wenn wir ſelbe verabſcheuen, ſo läßt uns das Sakrament der Buße ſo oft unſere Sünden nach, als wir ſelbe bereuen und beichten, wäre es auch das ſiebenmal ſiebenzigſte Mal: ſo oft hat Jeſus befohlen, dem Nebenmenſchen zu verzeihen; nun aber, wie wir mit Andern handeln, ſo handelt Gott, der allgemeine Vater, mit uns. Allein, es gibt eine andere Klaſſe von Sündern, denen dieſer Troſt nicht gegeben iſt: jene, die laſterhaft genannt zu werden verdienen, weil ſie noch ihren Sünden dienen und dieſe nicht bereuen, kurz, jene, die ſich für Gott und die Tugend noch nicht entſchloſſen haben: dieſe Menſchen können nicht bald Gott, bald dem Laſter dienen; einmal bekehrt und einmal für Gott entſchloſſen, ſollen ſie es immer ſeyn; wenn dieſe ihre Sünden nach der Beicht wieder hervorſuchen, ſo iſt das Letzte dieſer Leute ſiebenmal ärger, als das Erſte; der ausgefahrene böſe Geiſt kömmt zurück und hat ſieben andere mit ſich gebracht, die ſchlimmer ſind, als er ſelbſt. Von euch, ihr Sünder! gilt dieß, die ihr glaubt, Ehebruch, Unzucht, Betrug und dergleichen ſo oft nur beichten zu dürfen, als ihr dieſe Sünde begangen habt, gleichſam als tilgte die Beicht eure Laſter, um euch die Freiheit zu geben, auf's neue zu ſündigen. Nein, wenn eure erſte Reue redlich war, ſo bedürfet ihr der Bekehrung nur einmal; denn die wahre Bekehrung iſt eine gänzliche Umwandlung.

VII. Die Büßer der erſten Kirche flohen endlich zur Zeit, als ſie noch in Sünde und Buße waren, alle Luſtbarkeiten, alle öffentlichen Zuſammenkünfte; denn es war ihnen verboten, ſich bei denſelben einzufinden, ſie ſollten an ſich, an das Elend ihrer zerrütteten Seele, an Gott und die Ewigkeit denken; es war ihnen heil-

ſam, den Eitelkeiten der Welt auszuweichen, wodurch ihr Geiſt wieder verdorben worden wäre.

Handeln unſere Sünder auch ſo? Keineswegs: dieß iſt wieder einer ihrer Fehler, daß ſie mitten im Elende ihrer Seele ſo vergnügt ſind, als lachte ihr innerer Menſch voll der Zufriedenheit; dieſe ſind es gerade am meiſten, die allen Luſtbarkeiten bei Tag und Nacht, früh und ſpät nachgehen, dieſelben aufſuchen, den lebhafteſten Antheil an ihnen nehmen, und ſich nicht ſelten gefliſſentlich in die nächſte Gelegenheit zu ſündigen ſtürzen. Iſt es nicht ſo? Können wir uns davon nicht jeden Sonn- und Feiertag überzeugen? Sind unſere Sünder und Sünderinnen nicht ſtolz und eitel? Wie geſchmückt iſt ihr ſündhafter Leib? Wo ſind die Beweiſe, daß ſie das Schändliche ihres Wandels fühlen? Ich will zwar die Ergötzlichkeiten nicht alle als ſündhaft verdammen; aber dieß iſt gewiß, daß ſich die Freude an denſelben mit der aufrichtigen Traurigkeit über ſeine Sünden nicht vertrage; es iſt nicht möglich, daß Jemand ſeine Sünden ernſtlich beweine und ſich zur nämlichen Zeit beim Genuſſe ſinnlicher Ergötzlichkeiten vergnügt befinde. Kann denn die nämliche Seele traurig und vergnügt zugleich ſeyn? Wer über ſeine Sünden von Herzen trauert, wird überall und ſo lange trauern, bis das Uebel gehoben iſt. Dieß will ich alſo ſagen: Nicht Alles iſt für Alle; nicht Alles, was an ſich erlaubt wäre, iſt allezeit dem Einzelnen erlaubt; Alles hat ſeine Zeit. Dieß iſt euch geſagt, die ihr noch tief im Laſter ſtecket und euch dabei noch wohl befindet! Ihr wiſſet nicht, was es heiße, Buße thun; ihr kennet das Gefährliche eures Zuſtandes noch nicht: ſo lange ihr euch bei jeder gefährlichen Ergötzlichkeit einfindet und dabei ſo vergnügt ſeyn könnt, als wäre Alles wohl in euch; ſo lange trauert eure Seele nicht ihrer Sünden wegen; eure Buße iſt nur ſcheinbar; denn käme ſie aus dem Herzen, ihr würdet ſo lange nicht vergnügt ſeyn können, als eure Seele noch krank iſt. Um ein ſo wichtiges Geſchäft als das des ewigen Heiles im wahren Ernſte zu betreiben, muß bei euch Alles miteinander übereinſtimmen, Geſinnungen und Handlungen, das Innere und das Aeußere. —

(Cf. Galura Betrachtungen über den Bußgeiſt.)

11. Werke des Büßers.

Die Akte, welche zur Herzens-Aenderung führen, folgen ſich in nachſtehender Weiſe:

I. Daß der Sünder ſeine Miſſethaten erkenne, nach dem Beiſpiele des büßenden Davids, der ausrief: Es iſt nichts Geſundes an meinem Fleiſche vor dem Angeſichte deines Zornes, kein Frieden iſt in meinen Gebeinen vor dem Angeſichte meiner Sünden; denn meine Miſſethaten haben mein Haupt überſtiegen und gleich einer ſchweren Bürde laſten ſie auf mir. Pſ. 37. Schon ein Heide erkannte es, daß die Selbſtkenntniß der Anfang aller Vollkommenheit ſei. Daher war es ein Lebensſpruch eines der ſieben Weiſen Griechenlands: Erkenne dich ſelbſt.

II. Daß er ſich derſelben ſchäme, wie Gott durch den Propheten ſagt: Ihr werdet zurückdenken an euere Wege, und alle euere Laſter, womit ihr euch befleckt habt, und werdet Mißfallen an euch ſelbſt haben vor euern Augen um aller Bosheit willen, die ihr gethan. Ezech. 20, 43. Die Schaam nennt der hl. Auguſtin eine große Buße: wer für Chriſtus erröthet, ſagt er, iſt würdig, daß er Gnade finde.

III. Daß er ſeine Sünden bekenne; denn da fängt Einer an, gerecht zu werden, wo er mit dem Bekenntniß ſeiner Sünden beginnt. Dieß that auch David. Er öffnete ſeinen Mund, um ſeine Verbrechen zu beichten: Meine Miſſethat erkenne ich, und meine Sünde iſt vor mir allzeit; dir allein habe ich geſündiget, und Böſes vor dir gethan. Pſ. 50.

IV. Daß er Schmerz über ſeine Verirrungen empfinde; denn wer ſeine Sünden bekennt, aber nicht beweint, iſt wie Einer, der ſeine Wunden dem Arzt zeigt, aber nicht geheilt werden will. Hingegen ſind die Bußthränen vor Gott nach dem Zeugniſſe des hl. Iſidor wie ein Taufbad.

V. Daß er ſeine Sünden verbeſſere; denn eitel und vergebens iſt eine Buße, auf welche die alten Sünden folgen.

VI. Daß er Genugthuung leiſte. Um Buße zu thun, genügt es nach dem Zeugniſſe des hl. Auguſtin noch nicht, von den vorigen Werken abzuſtehen, ſondern man muß für das Geſchehene der Gerechtigkeit Gottes auch genugthun. Und der hl. Gregor

ſagt: Wer wahrhaft ſich beſſern will, unterzieht ſich auch den Werken der Buße.

VII. Daß er die entgegengeſetzten Tugenden ausübe; denn der Apoſtel ſagt an die Römer: Wie ihr zuvor eure Glieder hingegeben habt zum Dienſte der Ungerechtigkeit, ſo dienet jetzt der Gerechtigkeit zu euerer Heiligung.

VIII. Daß er Andern verzeihe. Ein ſicheres Zeichen der Buße iſt das Vergeſſen der erlittenen Unbilden. Wer hingegen ſagt, er beſſere ſich, aber die alten Feindſchaften beibehält, gleicht einem Menſchen, der im Traume geheilt zu werden meint.

IX. Daß er demüthig von ſich rede. Das iſt nach dem Zeugniſſe des hl. Chryſoſtomus ein wahrhaft zerknirſchtes Herz, wenn man Großes thut, und dennoch demüthig von ſich ſpricht. Ein ſolch zerknirſchtes und gedemüthigtes Herz verwirft Gott nicht.

12. Grade der Buße.

Der erſte Grad iſt nach dem hl. Thomas, dasjenige an ſich zu beſtrafen, was man begangen hat.

Der zweite iſt, die Sünde und jede Gelegenheit dazu zu meiden; denn wenn einſtens Joſue ſagte: Verflucht ſei, der Jericho wieder erbauet: um wie viel mehr wird dieſer dem Fluch unterliegen, der die Werke der Sünde, welche durch die Erbarmungen Gottes zerſtört worden ſind, wieder erneuert!

Der dritte Grad beſteht darin, daß man nach der Bekehrung eben ſo eifrig der Tugend nachſtrebt, als man zuvor dem Laſter nachgegangen iſt.

13. Die wahre Buße beſtehet vorzüglich in Aenderung des Herzens.

Sowohl das alte als das neue Geſetz nennet die Buße eine Bekehrung: es ſoll aber dieß eine Bekehrung des Herzens ſeyn. Bekehret euch zu mir mit euerm ganzen Herzen, ſagt Gott durch den Mund des Propheten. Joel 2, 12. Wir ſelbſt würden einen Beleidiger, der nur äußerlich eine Abbitte herſagte, bei jeder Gelegenheit aber zeigen, daß es ihm mit derſelben nicht ernſt geweſen iſt, keiner Verzeihung Werth halten. Thun wir aber gegen Gott nicht dasſelbe? Wir reden zwar wie die Büßer, wir handeln auch bisweilen wie die Büßer, und doch bleiben wir Sünder, weil das Herz nicht

geändert wird. Gott beſchwerte ſich einſtens über ſein Volk, daß es ihn nur mit den Lippen ehre, das Herz aber weit von ihm entfernt habe. Dasſelbe läßt ſich oft von unſerer Buße ſagen. Man hört einen Verkündiger des Evangeliums, der mit eindringlicher Rede den Sünder erſchüttert. Oft hält man dieſe augenblickliche Rührung ſchon für eine Buße. Aber eitle Täuſchung; denn nur die Einbildungskraft iſt es, die getroffen worden; das Herz ſelbſt iſt noch nicht geändert. Ein anderes Mal lieſt man in hl. Büchern, mit welch inniger Reue und mit welcher Betrübniß des Geiſtes manche büßenden Seelen zu Gott zurückgekehrt ſind; es iſt uns als hörten wir die Seufzer und ſähen wir die Thränen ſolcher Büßer. Dieß bewegt vielleicht unſer Herz: wir ſeufzen, wir weinen mit ihnen. Darüber halten wir uns für bußfertig, ohne es in der That zu ſeyn; denn die Empfindungen ſolcher Büßer ſind deßwegen noch nicht unſere eigenen geworden. Solche Irrthümer ſehen wir täglich; denn man will zur Beicht gehen: wie bereitet man ſich darauf vor? Nach einer kaum oberflächlichen Durchforſchung ſeines Lebens ſagt man zu Gott, man bereue es, ihn beleidigt zu haben. Geiſtreiche Bücher, welche voll der zärtlichſten Salbung ſind, gehen uns mit Bußgebeten an die Hand, welche die lebhafteſten Ausdrücke der Reue, die ernſthafteſten Entſchließungen, die ſchönſten Betheuerungen enthalten. Dieſe lieſt man herab, man betet ſie, und ſchwört dann ſeinem Gott, daß man Alles bereue, und ihn nicht mehr beleidigen wolle; aber nur der Mund iſt es, der da ſchwört, das Herz hat keinen Antheil daran. Man redet zwar die Sprache eines Büßers, man hat aber noch immer das Herz eines Sünders. Ich ſage noch mehr, man bleibt oft ein falſcher Büßer und ein wahrer Sünder, obſchon man ſogar in ſeiner Lebensart einige Aenderung eintreten läßt. Denn es iſt immer die Frage, ob dieſe Aenderung der Sitten aus einem geänderten Herzen oder nur aus geänderten Umſtänden entſpringt. Man läßt vielleicht von ſeinen Ausſchweifungen nach, weil man findet, daß dadurch der Geſundheit tiefe Wunden geſchlagen werden; man ſchränkt ſeine Spielſucht ein, weil man ſieht, daß das Vermögen in Verfall gerathe. Oft iſt es auch der Ehrgeiz, der uns auf den Weg der Frömmigkeit hinüberzieht; weil wir dadurch hoffen, eher befördert zu werden. Iſt aber dieſes Buße? Keineswegs; die äußern Umſtände haben ſich zwar geändert, aber das Herz iſt

noch dasſelbe. Die Hand hat zwar aufgehört, die Sünde auszuüben, aber das Herz liebt ſie noch.

Wie geht denn aber der wahre Büßer zu Werke? Dieſer weiß es, daß die Umänderung des Herzens nichts anders, als das Werk der Gnade Gottes ſei; er weiß auch überdieß, daß plötzliche Bekehrungen, wie jene des hl. Paulus außerordentliche Wunderwerke der göttlichen Barmherzigkeit ſeien, auf die man in der Regel nicht rechnen dürfe, und daß Gott dem Sünder die Gnade nur ſtufenweiſe gebe und ihn allmählig zu einem neuen Menſchen umſchaffe. Daher flehet er auch mit den heißeſten Wünſchen um dieſe Gnade. Gott, der ſich niemals umſonſt bitten läßt, legt ihm anfangs, nachdem er wegen ſeiner Sünden heilſam erſchüttert worden iſt, ein Verlangen nach der Buße in das Herz. Dieß iſt der günſtige Anfang des Heiles. Der Sünder durchdenkt hierauf alle Beweggründe, die ihm der Glaube zur Reue darbietet. Weil er aber weiß, daß man bei dem Geräuſch der Welt und dem Getümmel der Zerſtreuungen zu dieſen heilſamen Erwägungen nicht geeignet ſei, ſo folgt er dem Beiſpiele des Büßenden David, der, um die Schwere ſeiner Sünden zu durchdenken, von Zeit zu Zeit von ſeinem Throne herabſtieg und von dem Lärm ſeines Hofes ſich entfernte. Nein, im Getöſe der Welt und der Leidenſchaften pflegt Gott nicht in das Herz zu reden. Die Stimme des hl. Geiſtes iſt ein ſchwacher, ganz leiſer Hauch, man muß ſtill und ruhig ſeyn, dieſen hören zu können.

Von allen Geſchäften und Sorgen der Welt dann entfernt, und nur mit ſich allein beſchäftigt, durchdenkt der Büßer ſein Leben. Er führt ſich ſelbſt alle Beweggründe der Buße zu Gemüthe, die Schwere und den Gräuel ſeiner Bosheit, den Zorn, welchen er deßwegen von ſeinem Richter zu fürchten hat. Die Gnade unterſtützt ſeine Bemühungen, und dieſe bringen ihm neue Gnaden; bis endlich ſein ganzes Herz und die ganze Denkungsart ſeines Herzens geändert wird.

14. Beſchaffenheit eines durch die Buße geänderten Herzens.

Iſt das Herz durch ſolche Ueberlegungen, wie wir ſie im vorhergehenden Abſatz bemerkten, geändert, ſo wird es drei Eigenſchaften haben: es wird ein aufrichtiges, ein reuevolles, ein zu Allem entſchloſſenes Herz ſeyn.

Ein geändertes Herz ist ein aufrichtiges, welches die Sünde vorhin geliebt hat, jetzt aber wahrhaft hasset, und allezeit hassen würde, wenn auch keine Strafe zu fürchten wäre. Durchsuchen wir da unser Herz, ob es in diesem Punkte aufrichtig sei.

Wir bereuen die Sünde, weil wir jene Abgründe des Feuers, jenen brennenden Schwefelteich fürchten, den der Hauch des Zornes Gottes angezündet hat. Mißbillige ich diese Furcht? Gott bewahre, daß ich eine Furcht verwerfe, die der berühmteste, der aufrichtigste unter den Büßern, ein David in seinem Herzen zu nähren gesucht hat. Fürchten wir diese Strafen: es ist nichts billiger. Gott selbst stellt sich in der heiligen Schrift nur darum so oft als einen Gott der Rache dar, damit wir ihn fürchten sollen.

Bei allen dem, sagt der heilige Augustin den Büßenden: Erlaubet mir, daß ich euch frage: wenn ihr eure Gedanken auf jenen Feuerschlund hinrichtet, wo die Verworfenen für ihre vergänglichen Freuden ewige Reue zu leiden haben, so bereuet ihr eure Missethaten: ich lobe es. Sagt mir aber: Wenn Gott dieses Feuer auslöschete, oder wenn ihr versichert wäret, niemals darein zu stürzen; durchforschet und fragt euer Herz: würdet ihr alsdann sündigen? Sagt euer Herz: Ja; so ist eure Furcht durchaus eine knechtische: euere Buße ist nicht aufrichtig: euer Herz nicht geändert, weil es die Sünde in sich selbst noch nicht hasset.

Ein geändertes Herz ist ein reuevolles. Sobald der Prophet dem David den ersten Vorwurf über seine Sünde macht, ach! wie ist er davon getroffen und bestürzt! Und wer sollte es nicht seyn bei einem lebhaften Anblicke seiner Missethaten?

Ein Büßender denke bei sich: Ich bin der undankbarste aus allen Geschöpfen. Gott, mit dessen Majestät ich nur gescherzet habe, ist derjenige, dem ich Alles zu verdanken habe, was ich besitze, und was ich bin. Zu eben jener Zeit, da ich ihn beleidigte, trug er mich, so zu sagen, auf seinen Händen, und hätte er mich in diesen unglücklichen Augenblicken mit seiner Schutzhand nicht unterstützet, so würde ich in Staub zerfallen, und in den Abgrund der Peinen gesunken seyn. Und ich, ich habe ihn doch fort und fort beleidiget. Kann man diesen Undank bedenken, ohne darüber in Schmerzen und Betrübniß fast zu vergehen?

Ein wahrer Büßer denke: Ich bin das unerträglichſte Weſen auf dem Erdboden. Alle andern Geſchöpfe auf der Welt neigen ſich von ſelbſt unter die höchſten Befehle und richten ſich nach den Geſetzen ihres Schöpfers. Und ich, der ich mich ihm ganz allein widerſetze, ich bin eben derjenige, den er aus allen Geſchöpfen am meiſten liebt. Bei allen ſeinen Geſchöpfen hatte er kein anderes Ziel, als meine Bequemlichkeit und Glückſeligkeit. Kann ich zweifeln, ob er mich liebt? Was hat er nicht mir zu liebe gethan? Seinen Sohn hat er auf die Erde herabſteigen laſſen; er überlieferte ihn den Leiden und Schmerzen; und da er ihn den Qualen übergibt, ſo geſelle ich mich zu ſeinen Feinden und ſchrei mit ihnen und ſeinem Tod; geſelle mich zu ſeinen Peinigern, und ach! ſammt ihnen ſchlage ich ihn an das Kreuz. Die Betrübniß hierüber, — ſollte ſie mir nicht das Leben rauben?

Das ſind die wahren Beweggründe der Buße. Man wird mich niemals bereden, daß jener ein Büßer ſei, der von dieſen Wahrheiten nicht ganz durchdrungen iſt. Aber eben ſo wenig werde ich glauben, daß jener von dieſen Wahrheiten durchdrungen ſei, der nicht davon ganz betroffen, betrübt, gedemüthigt, beſchämt, zerknirſcht und faſt zernichtet wird.

Ein geändertes Herz iſt ein zu Allem entſchloſſenes. Nachdem eine heilige Magdalena ihr Herz umgeändert hat, fällt ihr nichts mehr ſchwer. Ihre öffentliche Beſchämung, die liebloſen Urtheile der Phariſäer, die Trennung von ihren ehemaligen Vergnügungen, die Einſamkeit, nichts ſchreckt ſie, wenn ſie nur von ihrem Jeſu Vergebung erhält.

Es ſind mir alſo verdächtig jene Büßer, denen es zu hart fällt, die Menge, die Gattungen, die Umſtände ihrer Sünden genau zu durchſuchen; jene Büßer, deren furchtſame Zunge Bedenken trägt, jene Laſter an das Tageslicht zu bringen, mit denen ſich ihre verwegenen Hände zu beſudeln nicht geſcheut haben. Es ſind mir verdächtig jene Büßer, die Alles, was Bußwerk und Genugthuung heißt, unthunlich und halb unmöglich finden; jene Büßer, welche entweder der Ehre, oder dem Vermögen des Nächſten tauſend blutige Wunden geſchlagen und die doch kein Mittel ergreifen wollen, um einen Erſatz zu leiſten; jene Büßer, welche der Welt tauſend und tauſend Aergerniß geben, und doch den Muth nicht

haben, jetzt den Gläubigen ein Beiſpiel der Erbauung zu werden. Alle dieſe Büßer ſind mir verdächtig. Ihre Hand greift nach Nichts, weil ihr Herz nicht geändert iſt.

15. Viele Menſchen zeigen für ihre zeitlichen Intereſſen eine viel größere Sorgfalt als für ihr ewiges Heil.

Der Heiland ſagte einmal zu den Juden: Wer aus euch, dem ein Ochs oder ein Eſel in einen Brunnen fällt, zieht ihn nicht ſogleich heraus? Luk. 14, 5. Dieſe Worte ſprach er, ſie zu beſchämen, weil ſie ihn wegen der Heilung eines Kranken tadelten, die er am Sabbate vorgenommen hatte, da ſie doch ſelbſt ſich kein Gewiſſen daraus gemacht hätten, eines ihrer Thiere, das in einen Brunnen gefallen iſt, auch am Sabbate herauszuziehen. Das Beſchämende für die Juden lag darin, daß ihnen Jeſus vorwarf, es wäre ihnen vielmehr an ihren zeitlichen Intereſſen, als an der Ehre Gottes und dem Heil ihrer Mitmenſchen gelegen. Dasſelbe läßt ſich von vielen Chriſten ſagen; für ihre zeitlichen Güter ſind ſie oft vielmehr beſorgt, als für ihr Seelenheil. Wenn ihnen ein Thier in einen Brunnen fiele, würden auch ſie es ſogleich herausziehen; aber ihre eigene Seele, die mit dem Blute Jeſu Chriſti erlöſet iſt, laſſen ſie im tiefſten Schlamm der Sünde zu Grunde gehen. Siehſt du hier diejenigen, welche einen Ochſen höher ſchätzen, als ihre eigene Seele? Wer einem Thiere, das in einen Brunnen fällt, nicht ſogleich zu Hilfe kömmt, verliert es; denn es wird umkommen. Was meinſt du, daß deiner Seele begegne, welche du Jahre lang im tiefſten Abgrund der Sünde ſtecken laſſeſt? Ach, ſie wird umkommen und verloren gehen.

Um zeitlichen Gewinn zu machen, läßt man keine Gelegenheit unbenützt; auch in Genüſſen geſtattet man keinen Aufſchub, man kann die Stunde kaum erwarten. Wir wollen uns mit Roſen kränzen, ſagen die Kinder dieſer Welt, ehe ſie verwelken, und nicht ſoll die Blüthe der Zeit uns entgehen. Sprüchw. 2. Auch in andern Leidenſchaften zögert man nicht. Der Zorn bricht ſogleich hervor und die Rache will ungeſäumt befriedriget ſeyn. „Ich will, daß du mir auf der Stelle das Haupt des Johannes gibſt“ — ſprach die blutdürſtige Herodias. Siehſt du, nirgends weißt du von einer Zögerung; nur in der Buße allein verlangſt du einen über dein

Leben hinausreichenden Aufſchub. So erfüllt ſich, was der hl. Iſidor ſagt: Jede Kunſt dieſes Lebens hat ihre warmen Anhänger und ungeſäumt weihet man ihr ſeine Kräfte; nur die Diener Gottes allein ſind träge und langweilig.

Biete ich dir ein Goldſtück an, ſagt der hl. Ambroſius, ſo nimmſt du es ſogleich in Empfang, und nie wirſt du ſagen: Warte noch für heute, ich will morgen kommen, und es nehmen: Warum nimmſt du denn das koſtbarſte Gut, die Gnade, von Gott nicht eben ſo ſchleunig an? —

Wenn du lange auf Jemanden warten ſollſt, verdrießt es dich, und du geheſt zuletzt zornig deine Wege, ohne noch ferners auf den Säumigen zu warten. Meineſt du, Gott werde nicht ebenfalls ungehalten, wenn er ſo lange auf deine Beſſerung harrt, und du doch nie Buße thuſt? Und iſt ſein Zorn nicht noch um ſo gerechter, da du nicht kommeſt, ungeachtet er dich ſo liebevoll einladet, dir die Wege zu ihm bahnt, und in der verliehenen Gnade gleichſam den Wagen ſchickt, der dich zu ihm bringen ſoll?

Wenn Jemand von einer bedenklichen Krankheit überfallen wird, ſo ſäumt er nicht lange mit dem Arzte, im Gegentheile kann ihm oft dieſer nicht ſchnell genug gerufen werden. Aber iſt die Seele erkrankt, denkt Niemand darauf, für ihre Geneſung zu ſorgen. Hier heißt es immer: Es iſt noch ſchon Zeit; im Alter will ich einmal Buße thun. Und doch ſagt die Schrift: In all deinen Werken ſei ſchnell. Eccl. 31, 27.

Alles hat ſeine Zeit, das Pflanzen der Bäume, das Beſchneiden der Weinſtöcke, das Ausbauen, das Einſchneiden u. ſ. w. Iſt die hiezu vom Schöpfer angewieſene Periode abgelaufen, läßt ſich jenes Geſchäft nicht mehr mit Erfolg thun. So hat auch die Buße ihre Zeit, und verſäumſt du ſie aus Nachläſſigkeit, ſo wirſt du ſie vielleicht niemals mehr wirken. Wie es demnach lächerlich wäre, wenn der Landmann im Herbſt ſagte: Ich werde meinen Waizen im Winter ausbauen, ſo iſt es nicht minder thöricht, wenn Jemand in der Jugend ſagt: Im Alter werde ich mich bekehren.

16. Gott will ſchleunig unſer Heil wirken, dieß fordert auf der andern Seite von uns, daß auch wir uns ungeſäumt bekehren.

Nachdem die erſten Menſchen im Paradies das göttliche Gebot übertreten und von der verbotenen Frucht gegeſſen hatten, erſchien ihnen ſogleich Gott, nicht mehr, um in ihrem Umgange ſich zu ergötzen, ſondern wie der hl. Chryſoſtomus bemerkt, damit du die Liebe Gottes erkenneteſt, zögerte der Herr keinen Augenblick; ſobald die Wunde geſchlagen war, bereitete er ſogleich eine heilſame Arznei dafür, und ließ den Menſchen nicht einmal eine kurze Zeit hilflos. Als die Zeit erſchienen war, wo der Sohn Gottes zur Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes auf die Erde herabſteigen ſollte, ging der Herr nicht zögernd, ſondern mit Eile an das Werk. Die Schrift ſagt von ihm: Er frohlockte wie ein Rieſe, ſeinen Weg dahin zu laufen. Dasſelbe iſt auch in den Worten ausgedrückt: Sieh, er kommt ſpringend über die Berge und hüpfend über die Hügel; mein Geliebter iſt gleich einem Reh und jungen Hirſchlein. Hoh. Lied 2, 8. 9. Mit der Behendigkeit eines Hirſchen ſprang der Sohn Gottes ſo zu ſagen über alle Berge und Hügel der himmliſchen Hierarchien, und eilte in den Schooß der Jungfrau. Er wartete gleichſam nicht mehr die Zurückkunft des Engels Gabriel ab, der Marien die Botſchaft gebracht, daß ſie Mutter Gottes werden ſollte, ſondern ſobald ſie das Wort geſprochen: „Mir geſchehe nach deinem Willen," ward er in ihrem Leibe empfangen. Daher ſagt der hl. Thomas von Aquin: Schon war derjenige mit der Jungfrau, der den Engel an ſie ſandte, und kam ſeinem Boten zuvor; dem Liebenden iſt nämlich auch die Schnelligkeit noch zu langſam; daher wartete er die Rückkunft des Boten nicht ab, der ihm die Einwilligung Mariens gemeldet hätte. Der hl. Bernard aber bemerkt zu den Worten: Er kommt ſpringend über die Berge u. ſ. w. —: Er überſprang auch den Engel Gabriel und kam zur heiligen Jungfrau, wie der nämliche Engel bezeugt: Sei gegrüßt, Maria, der Herr iſt mit dir! Wie, den du ſo eben im Himmel verlaſſen haſt, findeſt du jetzt im Schooße der Jungfrau? Auf welche Weiſe iſt dieß geſchehen? Er flog, und geflogen iſt er ſchneller als die Winde. Du biſt beſiegt Erzengel, derjenige, welcher dich ſchickte, iſt dir voran-

geeilt. — Wenn Einige fragen, warum der Heiland lieber bei den Juden, als einer andern Nation geboren werden wollte, gibt der hl. Irenäus lib. 3. c. 7. den Grund dahin an: Bei den Juden konnte er ſchon als Kind ſein Blut in der Beſchneidung vergießen; die Heiden aber entbehrten dieſe. — Unter andern Vorſchriften, welche Gott den Israeliten hinſichtlich des Paſchalammes gab, war auch dieſe, daß er befahl: „Eſſet es in Eile.“ Dieß iſt wieder ein Vorbild von Chriſtus, der uns ungeſäumt aus der Knechtſchaft des Teufels befreien wollte.

Von der bereitwilligen Schnelligkeit, mit welcher uns Gott wieder mit ſich ausſöhnen will, finden wir mehre Beiſpiele in der hl. Schrift. Dahin gehört die Parabel vom verlornen Sohne. Der Vater wartete nicht, bis ſein verirrtes Kind im Hauſe ankam; denn als der Sohn noch weit entfernt war, und ihn der Vater erblickte, ward er vom Mitleiden gerührt, lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Luk. 15, 20.

Weil alſo Gott ſo ſchnell zum Verzeihen bereit iſt, verdient es gewiß allen Tadel, daß wir ſo langſam ſind, uns zu beſſern. Möchte doch der Menſch, ruft der hl. Auguſtin aus, ſo ſchnell Buße wirken, als Gott ihn begnadigen will!

Als Chriſtus ſeine Apoſtel ausſendete, ſprach er auch unter Andern zu ihnen: Grüßet Niemand auf dem Wege. Luk. 4, 10. Man darf nicht glauben, der Herr habe ihnen hier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen verbieten wollen, ſondern er gab ihnen dieſen Auftrag deßwegen, um anzudeuten, mit welchm Eifer und mit welcher Aengſtlichkeit ſie ihrem Berufe obliegen müſſen, ſo daß ſie darüber die gewöhnlichſten Dinge vergeſſen ſollten. „Auf dem Wege, ſagt der hl. Gregor, ſollten ſie Niemand grüßen: dieß deutet an, mit welcher Eile ſie an die Predigt des Evangeliums gehen ſollen.“ Dieß Alles muß uns veranlaſſen, daß wir den Abſichten Gottes keine Hinderniſſe legen, ſondern eben ſo ſchnell an die Buße gehen, als Gott zum Verzeihen bereit iſt.

17. Wenn Gott zur Buße einladet, muß man ungeſäumt gehorchen.

Einſtens ſprach ein Jünger zu Jeſus: Laß mich zuvor hingehen, und meinen Vater begraben. Der Heiland aber erwiderte:

Folge mir nach und laß die Todten ihre Todte begraben. Mtth. 8. Hieraus magst du lernen, wie ſchnell man den erhaltenen Beruf annehmen müſſe; nicht die mindeſte Zögerung ſoll dazwiſchen treten. Denn der Teufel, ſchreibt der hl. Chryſoſtomus, iſt immer auf der Lauer, der geringſte Aufſchub iſt oft für ihn großer Gewinn. Er hat dich ſchon beſiegt, wenn es ihm gelungen iſt, in der Ausführung deiner guten Vorſätze eine Zögerung herbeizuführen. Ein Jüngling bekam von Gott den Beruf, in den Kapuciner-Orden zu treten. Sein Beichtvater hatte ihm bereits die Aufnahme erwirkt. Schon wollte der Jüngling in das Kloſter eintreten, als er zuvor ſich noch einmal zu ſeinem Seelenführer begab, um bei ihm den ſchuldigen Dank abzuſtatten. Dieſer ermahnte ihn, er ſolle ſogleich ſeinen Weg in das Kloſter nehmen; der Jüngling aber bemerkte, er müſſe zuvor noch zu einem Freunde gehen, und dort ſeinen Stock holen. So ſehr ihm dieß der Beichtvater mißrieth, beharrte er doch darauf. Als er aber auf dem Wege dahin war, kam ihm ein Bekannter entgegen, der ſich in eine lange Unterredung mit ihm einließ, und nach deren Vollendung war der Tag ſchon ſo weit vorgerückt, daß es der Jüngling nicht mehr für ſchicklich hielt, noch am Abende in ſein Kloſter einzutreten. Er verſchob es alſo für den kommenden Tag. Allein er fühlte jetzt ſchon geringere Luſt zum Kloſterleben, und weil er es um Kleinigkeiten willen abermals aufſchob, verging ihm zuletzt alle Neigung. Er blieb in der Welt, gerieth bald in böſe Geſellſchaft, führte ein ausſchweifendes Leben und ſtarb zuletzt in ſeinen Sünden. Sieh, wie viel dieſem ein unbedeutender Aufſchub geſchadet hat!

Jeſus Chriſtus ging einſtens an einer Zollbank vorüber, wo er den hl. Matthäus ſah. Der Heiland ſprach nur die Worte: „Folge mir nach!“ und ſogleich war der Zöllner ein Schüler Jeſu. Lerne hier, wie ſchnell man Chriſto gehorchen muß, wenn er ruft. Ungeſäumt, bemerkt der hl. Chryſoſtomus, nahm Matthäus den Ruf an; er beſann ſich nicht lange; er eilte nicht zuvor nach Hauſe, um es ſeinen Freunden mitzutheilen und ihren Rath zu vernehmen. Er achtete auch nicht auf die Unannehmlichkeiten, die ihn von Seite ſeiner Vorgeſetzten bevorſtehen können, weil er ſein Amt verließ, ohne ihnen zuvor von der Führung desſelben Rechenſchaft abgelegt zu haben. Aus dieſem Allen gehet hervor, daß einem vom Dienſte

Gottes keine menſchlichen Rückſichten zurückhalten dürfen. — Der hl. Auguſtin ſagt, man müſſe das Gute, wozu man innerlich von Gott ermahnt worden, ungeſäumt vollbringen, ohne zuvor den Rath ſeiner Freunde darüber vernommen zu haben; denn meinen, die Freunde könnten einem beſſer rathen, als Chriſtus, wäre eine große Gotteslästerung; um ihretwillen aber oder aus andern zeitlichen Rückſichten es aufgeben, würde einen noch zu fleiſchlichen Sinn verrathen. Der hl. Hieronymus ſagt: Wenn ein Kind dir am Hals hinge, wenn die Mutter mit fliegenden Haaren vor dich hinſtürzte und deine Kniee umfinge, wenn der eigene Vater ſich vor die Thürſchwelle läge, und du nicht hinauskönnteſt, ohne auf ihn zu treten: dieß Alles dürfte dich nicht von einer Ausübung des erkannten Guten zurückhalten.

Ein Beiſpiel, wie ſchnell man dem Rufe Gottes folgen müſſe, iſt auch Zachäus. Sobald Jeſus zu ihm geſagt hatte: „Zachäus, ſteig eilends herab," gehorchte er auf der Stelle; denn die Schrift bemerkt von ihm: Mit Eile ſtieg er herab. Darum verdiente er auch jenes Wort zu hören: Heute iſt dieſem Hauſe Heil von Gott widerfahren. Auch iſt nicht zu überſehen, daß dieſer Zöllner nicht ſagte: Die Hälfte meiner Güter werde ich den Armen geben, und wenn ich Jemand betrogen habe, ſo werde ich es vierfach erſtatten — ſondern er ſpricht in der gegenwärtigen Zeit: Ich gebe, ich erſtatte. Damit iſt ausgedrückt ſeine Bereitwilligkeit, das Schuldige ungeſäumt auszuüben.

Die Schiffer warten oft lange Zeit auf einen guten Wind. Sobald dieſer ſich einſtellt, ſpannen ſie ſogleich die Segel auf und laſſen die Schiffe von Stappel, damit ſie die gute Gelegenheit nicht verſäumen, und am Ende nicht etwa mit Gefahr ihre Fahrt machen müſſen. Dieſes zeitliche Leben iſt ein großes, gefahrvolles Meer; wir müſſen dasſelbe überſetzen, um in den Hafen der ewigen Ruhe einzulaufen. Ohne den Wind der göttlichen Gnade wird es uns nimmermehr gelingen, das Ziel unſerer Fahrt zu erreichen. Sobald dieſer Wind wehet, ſollen wir ungeſäumt in die See ſtechen und unſere Fahrt beginnen. Wir dürfen nicht lange warten, weil dieſer Wind nur zeitenweiſe und nicht immer wehet; wir haben ihn nicht in unſerer Gewalt, ſondern müſſen abwarten, bis ihn uns Gott ſchickt. Daher iſt es gefährlich, ſein Wehen zu verſäumen;

denn es kann geſchehen, daß er ſich für uns ſpäter niemals mehr erhebt, und ſo iſt zu befürchten, daß wir auf weitem Meere jämmerlichen Schiffbruch leiden und zu Grunde gehen. So würde ſich an uns die Schrift erfüllen: Darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet; weil ich meine Hand ausſtreckte, und keiner darauf achtete; weil ihr verachtet habt all meinen Rath, und meine Strafreden in den Wind geſchlagen, ſo will ich auch bei euerm Untergang lachen und ſpotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Sprüchw. 1, 24 — 27.

Bei Jeruſalem war ein Schwemmteich, deſſen Waſſer zu gewiſſen Zeiten von einem Engel des Himmels in Bewegung geſetzt wurde, und jetzt hatte es die Kraft, jede Krankheit zu heilen. Wer immer nach der Bewegung des Waſſers zuerſt in dasſelbe kam, wurde geſund, mochte ihm was immer fehlen. Dieß iſt Alles geheimnißvoll. Dieſe Welt iſt wie ein allgemeines Krankenhaus; die Kranken ſind die Sünder. Unter dem Engel, der herabſteigt, das Waſſer in Bewegung ſetzt und heilend macht, verſteht man die göttliche Gnade. Wenn dieſes geſchehen iſt, d. h. die Gnade Einem gegeben wird, darf man nicht lange ſäumen. Man muß ſich eilig in das bewegte Waſſer werfen, d. h. ungeſäumt die angebotene Gnade annehmen und Früchte bringen laſſen. Wer dieſes thut, wird geſund, wenn er was immer für eine Krankheit hat.

18. Wenn der Sünder ſich ſchnell zu Gott wendet, ſobald er gerufen wird, wird er von ihm gnädig aufgenommen.

Wer ſich ſchnell nach dem Falle wieder zu Gott wendet, wird ungeſäumt von Gott begnadiget. Dieſes läßt ſich in vielen Beiſpielen zeigen, von denen wir nur ein paar hieherſetzen.

David hatte der That nach ſchwerer geſündigt als Saul; denn er war Ehebrecher und Mörder zugleich und hatte überdieß ein öffentliches Aergerniß gegeben. Dennoch verlor Saul, weil er in ſeinen Sünden verharrte, mit dem irdiſchen Reiche vielleicht auch das himmliſche. David hingegen erhielt ſich nicht bloß in ſeinem irdiſchen Glücke, ſondern wurde noch anderer Auszeichnungen Gottes theilhaftig. Dieſes deßwegen, weil er ungeſäumt Buße that; denn kaum daß ihn Gott durch den Propheten Nathan an ſeine Sünde

erinnern ließ, rief David aus: „Erbarme dich meiner, o Gott! nach deiner großen Barmherzigkeit.“ Hiezu bemerkt der hl. Auguſtin: Die Barmherzigkeit Gottes nützt uns dann, wenn wir uns ungeſäumt zu ihm bekehren.

Der hl. Paulus verfolgte die Chriſten auf das blutigſte und eben war er auf dem Wege nach Damaskus, um auch dort unter den Gläubigen ſeinen Namen ſchreckbar zu machen; aber weil er ohne Zögerung dem erhaltenen Ruf Gottes Folge leiſtete und ſich bekehrte, wurde er noch Einer der vornehmſten Apoſtel. Dieſes Beiſpiel einer ungeſäumten Bekehrung ſollen Alle nachahmen. Deßwegen ſagt der Apoſtel ſelbſt: Darum habe ich Barmherzigkeit erlangt, daß an mir Erſten Chriſtus Jeſus alle Langmuth zeige zur Belehrung für die, welche an ihn glauben werden. I. Timoth. 1, 16.

Der hl. Ambroſius bemerkt: Wenn die Heiligen des Herrn manchmal mehr aus natürlicher Schwachheit, als aus Neigung zum Böſen ſtraucheln, aber ſchnell wieder aufſtehen, ſo erleiden ſie nicht nur nichts Nachtheiliges, ſondern es ſcheint vielmehr, ihr Tugendeifer habe neuen Wachsthum erhalten.

19. Gott verlangt die Erſtlings-Früchte unſers Lebens: daher thun diejenigen nicht gut, welche ihre Buße bis in das Alter verſchieben.

Wenn wir wegen unſers Heiles in Sicherheit ſeyn wollen, dürfen wir es nicht auf die ſpätern Tage unſers Lebens verſchieben. Die da ſagen, ſchreibt Cyrillus von Alexandrien, ſo lange wir jung ſind, wollen wir ſündigen, im Alter werden wir uns beſſern, werden ein Spott der böſen Geiſter; denn der Teufel entläßt diejenigen ſchwer, welche er lange beſeſſen hat. Dazu kömmt aber noch der Umſtand, daß auch Gott um ſo weniger geneigt ſeyn möchte, einen Sünder in Gnaden aufzunehmen, je länger er die Rückkehr zu ihm hinausſchob. Gott iſt ein eifernder Herr, er geſtattet nicht, daß wir uns theilen, und ihm nur zur Hälfte dienen. Er will uns jederzeit ganz haben, und ſpricht all unſere Kräfte an. Daher ſagt er: Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, mit all deinen Kräften.

Wer in der Jugend nach den Grundsätzen der Welt lebt, und im Alter erst anfangen will, Gott zu dienen, den trifft der Fluch des Propheten Malachias: Verflucht sei, der trüglich handelt, der in seiner Heerde ein Männlein hat und gelobet, aber ein Mangelhaftes dem Herrn opfert. Malach. 1, 14. Wer erst im Alter Buße thun will, handelt betrüglich mit Gott: er raubt ihm den bessern Theil, seine Jugend, und erst das traurige Alter, welches die Welt nicht mehr brauchen kann, gibt er seinem Herrn: das ist das Mangelhafte, was er ihm opfert. Was treibt ihr, Jünglinge! ruft der hl. Bernard aus, die Blüthen euerer Jugend bringet ihr dem Teufel dar, und die Hefe euers Alters wagt ihr Gott anzubieten?

Als Kain und Abel Gott ein Opfer darbrachten, heißt es nur von Abel: „Er opferte von den Erstlingen seiner Heerde;" von Kain aber sagt die Schrift bloß: „Er opferte von den Früchten der Erde." Das Opfer Abels ist ein Vorbild derjenigen, welche Gott schon in der Jugend dienen, diese opfern dem Herrn die Erstlinge; das Opfer Kains aber deutet jene an, die erst in späten Tagen zur Buße erwachen. Nun wissen wir, daß der Herr nur auf das Opfer Abels wohlgefällig herabgesehen; Kain aber und sein Opfer mißfiel ihm. Auf gleiche Weise müssen diejenigen, welche erst im Alter Gott zu dienen anfangen, besorgen, sie möchten nicht mehr das Wohlgefallen ihres Herrn sich erwerben können. Wie, sagt der hl. Basilius, wenn du schon völlig kraftlos und zu Allem untauglich bist, nachdem dich die Welt bereits mit Schande entlassen, weil sie dich nicht mehr brauchen kann, meinst du noch gut genug für Gott zu seyn, dem selbst die Engel kaum würdig dienen können? Wer Gott in der Jugend verachtet, schreibt der hl. Thomas von Aquin, muß besorgen, daß er im Alter von ihm verworfen wird.

Höchst bedeutungsvoll ist das Wort, welches der Herr bei den Thoren zu Naim zum Todten sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Dieses Wort soll immer in unsern Ohren tönen, und uns mächtig mahnen, daß wir noch in der Jugend vom Schlaf der Sünden aufstehen sollen, sonst möchten uns im Alter die Kräfte dazu fehlen. Wer in der Jugend fällt, erhebt sich gewöhnlich leicht; im Alter aber ist das Aufstehen viel härter. Damit ist nicht un-

klar angedeutet, daß die Buße um so schwerer wird, je länger man sie verschiebt.

Wenn es heißt: Die früh zu mir wachen, werden mich finden, Sprüchw. 8, 17. so ist deutlich gesagt, daß Gott in der Jugend gesucht werden will: der frühe Morgen deutet das jugendliche Alter an. Dieß hat noch den besondern Vortheil, daß derjenige, welcher in der Jugend Gott dienet, ihm gewöhnlich auch im Alter treu bleibt. Wie die Tage deiner Jugend sind, so wird auch dein Alter seyn. Deut. 33, 25. Hingegen sagt derselbe hl. Geist: Sein Gebein wird voll seyn von den Lastern seiner Jugend, und sie werden mit ihm schlafen im Staub. Job. 20, 11.

20. Es ist eine verwegene Hoffnung, in der Sünde verharren bis an das Ende seiner Tage und dann plötzliche Verzeihung von Gott erwarten.

Es ist nicht unmöglich, auch dann, wenn man das ganze Leben in Missethaten hingebracht hat, am Abende seiner Tage noch Verzeihung zu erlangen; wir haben unter andern ein Beispiel dieser Art am rechten Schächer. Aber wer bist du, o Mensch, daß du dir so kühne Hoffnungen zu hegen getraust? Wenn auch Einzelne noch am Todbette Verzeihung erlangten, gibt es nicht viel mehre, denen diese Gnade nicht mehr zu Theil geworden ist? Fordern dich diese Beispiele nicht zur ungesäumten Buße auf?

Als einstens Benadad, König von Syrien, von den Israeliten besiegt worden war, sprachen einige seiner Soldaten, die dem Tode entgangen waren: Wir haben gehört, daß die Könige des Hauses Israels gütig seien; darum wollen wir Trauergewand um unsere Lenden thun und Stricke an unsere Häupter, und zum Könige von Israel gehen; vielleicht schenkt er uns das Leben. 3. König. 20, 31. Sieh diese Soldaten kamen im Zustande der tiefsten Erniedrigung zum Könige von Israel, und baten um ihr Leben, und obschon auch noch dieser Umstand hinzukam, daß sie nicht eigenmächtig, sondern nur als Untergebene des Benadad Krieg führten, zweifelten sie dennoch, ob der König von Israel, den sie doch von andern Seiten her als gnädig und schonungsvoll kennen gelernt hatten, ihre Bitte erfüllen und sie am Leben lassen werde. Dein Zustand, o Sünder, ist viel schlimmer, als der jener Soldaten. Du hast

mit freiem Willen und eigenmächtig gegen Gott dein ganzes Leben hindurch Krieg geführt, und jetzt im Schlachtfelde, wo dir alle Auswege zur Flucht abgeschnitten sind, jetzt am Sterbebett, entschließest du dich denjenigen um Begnadigung anzuflehen, gegen welchen du viele Jahre lang gekämpft hast. Noch hältst du bei deiner Gefangennehmung die Waffen in den Händen, welche du gleichsam in sein Blut getaucht hast, und dennoch meinst du an deiner Begnadigung nicht im mindesten zweifeln zu dürfen?

Als Gott die Menschen mit einer Sündfluth zu vertilgen beschlossen hatte, wollte er den Noe zum zweiten Stammvater des menschlichen Geschlechtes machen. Deßwegen mußte dieser eine Arche bauen und mit den Seinigen und den bezeichneten Thieren in diesen Schiffskasten gehen. Sieben Tage zuvor, ehe das Strafgericht Gottes hereinbrach, ertheilte der Herr dem Noe den Befehl, mit den vorgeschriebenen Thieren sich in die Arche zu begeben. Und sieh, Noe zögerte nicht lange, er wartete nicht, bis der Regen herabfiel, sondern brachte sogleich das Nothwendige in den Schiffskasten, und ging bei Zeiten mit den Seinigen in die Arche. Dieß lehret dich, daß du mit deiner Besserung nicht bis zum Ende deiner Tage warten, sondern in guter Zeit dich bekehren sollst: Wenn einmal der Regen fällt, d. h. du schon zu sterben anfängst, gibt es keine Zeit mehr, die Arche zu füllen, ich will sagen, dich mit Verdiensten zu bereichern. Ist dein Schiff noch nicht ausgerüstet, so wirst du auf der Ueberfahrt in die Ewigkeit jämmerlich zu Grunde gehen, oder doch arm und entblößt von Allem ankommen; in einem solchen Zustande aber findest du keine Aufnahme in das Reich des Himmels. O wie Viele gibt es, die sich dann erst ein Schiff zimmern wollen, wenn die Wasser schon hoch angewachsen sind und ihnen bereits schon über dem Kopfe zusammenschlagen! Hätte Noe mit dem Bau der Arche bis dahin gewartet, so wäre er sicherlich mit den Uebrigen zu Grunde gegangen.

Gott ließ den Niniviten durch Jonas verkünden, daß er noch vierzig Tage mit ihnen Geduld haben werde, und daß er erst nach Ablauf dieser Frist seine Rache über sie ausgießen wolle. Gab etwa dieß den Niniviten Gelegenheit, ihre Buße zu verschieben? Sagten sie leichtsinnig: Wir haben noch vierzig Tage: darum laßt uns neun und dreißig davon in gewohnter Weise in Lustbarkeit und

Vergnügungen hinbringen; am vierzigſten wollen wir dann Gott durch Buße verſöhnen. Führte Jemand unter ihnen eine ſolche Sprache? Die hl. Schrift erzählt uns vielmehr das Gegentheil. Kaum hörten ſie die Predigt des Propheten, ſo thaten ſie auch ſchon Buße. Denn wir leſen: Auch kam das Wort vor den König zu Ninive, und er ſtand auf von ſeinem Throne, warf ſein Kleid von ſich, zog das Trauergewand an, ſetzte ſich in die Aſche und ließ in Ninive ausrufen eine allgemeine Buße. Jon. 3. Sieh, auf das Wort, alſo ohne Aufſchub erfolgte ſogleich die Bekehrung. Warum willſt du zögern? Warum ſagſt du: Ich habe noch viele Jahre zu leben; jetzt in der Jugend muß ich es mit der Welt halten, im Alter will ich mich bekehren? Ohne Aufſchub haſt du deinen Vorſatz auszuführen.

21. Wer die Bekehrung immer verſchiebt, wird zuletzt von Gott verlaſſen.

Im hohen Liede K. 5. V. 2. ſpricht der Bräutigam in folgenden Worten zu ſeiner Braut: „Thu mir auf, meine Schweſter, meine Freundin, meine Taube, meine Unbefleckte! denn mein Kopf iſt voll des Thaues, meine Locken voll nächtlicher Tropfen.“ Hier iſt angedeutet, mit welchem Ungeſtüm Gott eine Seele zur Buße einladet; denn unter dem Bräutigam iſt Gott und unter der Braut die Seele zu verſtehen; das Anklopfen des Bräutigams aber bedeutet die Einladung zur Buße, und der Thau und die Tropfen ſind ein Sinnbild der Gnaden, welche Gott dem Sünder anbietet. Die Braut erwiderte jedoch: „Ich habe meinen Rock ausgezogen, wie ſoll ich ihn wieder anziehen? Ich habe meine Füße gewaſchen, wie ſoll ich ſie wieder beſudeln?“ In dieſen Worten ſind geheimnißvoll die eitlen Einwendungen angedeutet, unter denen ſich oft eine ſündhafte Seele der ihr gewordenen Einladung zur Buße entziehen will. Allein was begegnete der Braut im hohen Liede, weil ſie nicht ungeſäumt ihrem Geliebten öffnete? Dieſer ging hinweg und verließ ſie, ſo daß ſie unter Räuber fiel und zuletzt verwundet wurde. „Ich machte meinem Geliebten den Riegel meiner Thüre auf; er aber war weggegangen und entwichen. Meine Seele zerſchmolz, da er redete; ich ſuchte, aber ich fand ihn nicht; ich rief, aber er antwortete mir nicht. Da fanden mich die Wächter, die

in der Stadt herumgehen: die ſchlugen und verwundeten mich.“ So ergeht es einer Seele, welche die Einladung zur Buße nicht ungeſäumt annimmt; ſie wird von Gott verlaſſen, und fällt zuletzt in die Hände der Räuber, nämlich der böſen Geiſter.

Die, welche von Tag zu Tag ihre Buße verſchieben, vermehren ſich dadurch den Zorn Gottes. Darum warnt auch der hl. Geiſt von einer ſolchen Zögerung in folgenden Worten: Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren nnd verſchieb es nicht von einem Tage zum andern; denn plötzlich kömmt ſein Zorn und wird zur Zeit der Rache dich verderben. Eccli. 5, 8—9.

Gott hat zwar für unſer Heil die größte Sorge, und thut Alles, um eine Seele zu retten; denn er will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. Allein wenn der Menſch ſeinen Gnadenruf nicht hört, ſo ermüdet zuletzt die Langmuth Gottes. Ja, es ſtehet ſogar geſchrieben, daß er zum Untergang derjenigen lache, welche ſeiner Einladung widerſtehen. Solche wird zuletzt nichts mehr rühren, ja gerade das, was Andere zur Erkenntniß bringt und ihnen die Augen öffnet, dienet nur dazu, ſie noch mehr zu verhärten. Darum ſagt auch Gott zu dem Propheten Iſaias: Verblende das Herz dieſes Volkes, verſtopfe ſeine Ohren und ſchließ ihm die Augen, daß es nicht ſehe mit ſeinen Augen, noch höre mit ſeinen Ohren, noch fühle mit ſeinem Herzen, noch ſich bekehre, noch ich es heile. Iſ. 6, 10.

In den Tagen Noa's hatten die Menſchen hundert Jahre lang Zeit, Buße zu thun, und dem Zorne Gottes zu entkommen; aber ſie bekehrten ſich nicht, ja als der Himmel ſchon ſeine Schleußen geöffnet und die Erde ihre Abgründe aufgethan hatte, waren ſie um ihre Erhaltung noch nicht ſehr beſorgt. Sie glaubten auf die Berge zu entkommen und ſo ſich zu retten. Aber ihre Hoffnung täuſchte ſie: auch dorthin kam das Waſſer und ſie fanden in ſeinen Fluthen ihr Grab. Auf ähnliche Weiſe reicht vielen unſerer Mitmenſchen die längſte Lebensperiode nicht hin, Buße zu thun. Ungeachtet ſie immer dazu ermahnet werden, nehmen ſie doch nie die Einladung an. So lange ſie in der Jugend ſtehen, tröſten ſie ſich mit dem Alter. Fängt dieſes bereits an, heraufzuziehen, ſo hofft man noch eine höhere Stufe desſelben zu erreichen. Iſt man aber auch bis zum höchſten Gipfel der menſchlichen Jahre vor-

gerückt, ſo iſt deſſen ungeachtet noch keine Aenderung erfolgt. Auch dahin bringen die unreinen Waſſer der Leidenſchaften vor und man wird zuletzt, weil von der Gnade Gottes verlaſſen, durch ihre Fluthen bedeckt und begraben.

22. Der Teufel ſucht unter verſchiedenen Vorwänden unſere Buße zu verzögern, eigentlich zu vereiteln.

Im Buche der Richter Kap. 19. wird folgende Begebenheit erzählt: Ein Levit beſuchte einmal ſeinen Schwiegervater, blieb drei Tage in ſeinem Hauſe und aß und trank mit ihm wie ein Freund. Am vierten Tage ſtand er des Nachts auf und wollte weiter reiſen. Da hielt ihn ſein Schwäher zurück und ſprach zu ihm: Koſte zuvor einen Biſſen Brod und ſtärke deinen Magen und dann magſt du ziehen. Da ſetzten ſie ſich zuſammen und aſſen und tranken. Am Morgen des andern Tages machte der Levit Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Aber ſein Schwäher ſagte wieder zu ihm: Ich bitte dich, nimm ein wenig Speiſe und ſammle dir Kräfte, bis der Tag zugenommen, dann magſt du reiſen. Sie aſſen alſo mitſammen. Als der Levit ſich nach eingenommenen Mahl erhob und ſeinen Weg antreten wollte, hielt ihn der Schwiegervater abermals zurück und ſprach: Sieh, der Tag will ſich neigen und nahet dem Abende, bleib bei mir auch heute, und thu einen fröhlichen Tag dir auf; denn morgen magſt du ziehen, um nach Hauſe zu kommen. — Die ganze Begebenheit enthält einen geiſtigen Sinn. Unter dem Leviten, der ein Diener Gottes war, verſteht man jene Menſchen, die ihre Buße immer verſchieben; wie aber der Levit öfters Miene machte, weiter reiſen zu wollen, und nur wegen der Zudringlichkeit ſeines Schwiegervaters wiederum zurückblieb, ſo geben ſich auch jene öfters das Anſehen, als wollten ſie ſich bekehren; aber ſie laſſen ſich vom Satan, (denn dieſer iſt unter dem Schwäher zu verſtehen) wieder in den alten Ketten der Gefangenſchaft zurückhalten. Ja, der Teufel iſt es, der uns unter verſchiedenen eitlen Vorwänden in unſern Sünden zurückhält; denn ſo oft wir uns aufmachen, und ſeine Dienſte verlaſſen wollen, weiß er uns neuerdings zu feſſeln. Er gehet dabei ſehr klug zu Werke. Er nimmt uns die Hoffnung der Bekehrung nicht für immer; er ſtellt ihr wirkliches Eintreten vielmehr in ſehr nahe Ausſicht: nur um einen Augenblick will er ſie

verzögern. Er ſagt gleichſam: Bleib heute noch da, iß mit mir und thu dir einen guten Tag auf, morgen magſt du weiter ziehen. Aber dieſer Morgen kömmt nie. Und wir ſind einfältig genug und laſſen uns täuſchen.

Meiſtens pflegt der Satan dadurch die Menſchen zu betrügen, daß er ihnen ein langes Leben in Ausſicht ſtellt; auch ſolche, die ihr Grab ſchon offen ſehen und ſchon von den Armen des Todes erfaßt ſind, hält er noch mit dieſem elenden Troſte hin, es würde bald beſſer, und dann wollten ſie Buße thun. Ueberhaupt iſt es eine Liſt des Teufels, daß er die Geſunden durch die Buße einſchläfert, welche ſie am Krankenbette einmal wirken würden; die Kranken aber damit tröſtet, ſie würden ſich bekehren, wenn ſie wieder geneſen wären. Auf ſolche Weiſe fallen ihm Viele als Beute zu, die nichts weniger als verdammt werden wollen. Oft tröſtet er den Sünder auch mit der Barmherzigkeit Gottes, die nie zu Grunde gehen laſſe; nichts könne man leichter erlangen als Verzeihung ſeiner Sünden; man dürfe nur an ſein Herz ſchlagen und ausrufen: Herr, ſei mir armem Sünder gnädig! und man wäre vollkommen begnadigt. Daher ſagt der hl. Fulgentius: Viele hält der Teufel durch die eitle Hoffnung auf die Verzeihung in ihren Sünden zurück, er nimmt ihnen die Furcht vor der Gerechtigkeit Gottes, und erfüllt ſie mit vermeſſenen Hoffnungen auf ſeine Barmherzigkeit. Und der hl. Auguſtin ſchreibt: Der Teufel flößt Zuverſicht ein, um in das Verderben zu ſtürzen! Kommt indeß die Zeit, wo der Sünder zur Barmherzigkeit Gottes ſeine Zuflucht nehmen ſoll, dann ſchreckt er ihn durch die Gerechtigkeit und ſtellt ihn Gott als einen unerbittlichen, ſtrengen Richter dar. Auf dieſe Weiſe richtet der Teufel die Einen durch Vermeſſenheit, die Andern durch Verzweiflung zu Grunde.

23. Es iſt ein eitler Vorwand, wenn der Sünder ſeine Bekehrung deßwegen verſchiebt, weil er meint, es fehle ihm jetzt noch an der nothwendigen Gnade dazu.

Seine Buße um des Vorwandes willen verſchieben, weil es einem noch an der Gnade hiezu fehle, iſt in Anſehung des Sünders, der ſich dieſer Ausflucht bedient, eben ſo ungerecht und thöricht, als rückſichtlich Gottes verwegen und undankbar. Du beklageſt dich,

Gott habe dich noch nicht genug gerührt, und du müßteſt warten, bis dir eine größere Neigung zur Tugend käme. Aber wie kannſt du, der du voll Leidenſchaften biſt, vernünftig verlangen, daß Gott eine größere Neigung zur Frömmigkeit in dir erregen ſoll? Du gleichſt einem Menſchen, der Gall und Wermuth in den Mund nimmt, und dann verlangt, die Speiſen, welche er genießt, ſollen ſüß ſchmecken. Aber um davon zu ſchweigen, geſetzt, Gott wirkte in deinem Herzen den Trieb zur Tugend: würdeſt du in Mitte deiner Sünden die Wirkungen ſeiner Gnade fühlen? Würdeſt du ſeinen Ruf hören, da du durch die Ergötzlichkeiten eines bloß weltlichen Lebens ganz zerſtreuet biſt? Würde ſeine Gnade eine Folge haben, und nicht vielmehr durch deine Leidenſchaften unterdrückt werden?

Du beklageſt dich, es mangle dir der Beiſtand Gottes, um dich bekehren zu können; iſt aber wohl ein Sünder zu finden, in deſſen Munde dieſe Klage ungerechter wäre, als in deinem? Geh einmal dein ganzes Leben von deiner zarteſten Jugend an bis auf den heutigen Tag durch. Der Herr iſt dir von Kindheit an mit ſeinen Segnungen zuvorgekommen. Er hat dir chriſtliche Eltern gegeben, welche dich frühe mit den ewigen Wahrheiten bekannt machten und die Keime der Tugend in dein jugendliches Herz pflanzten; er hat dir leuchten laſſen das glänzende Beiſpiel ſo vieler Heldenſeelen, die bereitet waren, für die Ehre Gottes und ihr Seelenheil alle Opfer zu bringen, während er dich auf der andern Seite vom Laſter zurückhielt, indem er dir die ſchrecklichen Abgründe zeigte, in welche es ſeine Anhänger zuletzt hinabſtürzt. Er hat manche Leiden und Trübſale über dich verhängt, welche gleichſam ſeine Boten waren, welche er nach dir abſchickte, auf daß ſie dich in ſeine Arme zurückbrächten. Er hat dir die Gegenſtände deiner ſtrafbaren Neigung zu eben der Zeit entriſſen, da dein Herz am ſtärkſten an ihnen hing. Er hat dich mit ſo vieler Barmherzigkeit geleitet, daß deinen Leidenſchaften beſtändig durch unzählige Hinderniſſe iſt Einhalt gethan worden, daß deine böſen Wünſche niemals völlig in Erfüllung gegangen ſind. Er iſt dir auf allen Wegen deiner Verirrungen nachgegangen, hat dich alle Tage geſucht, faſt ſtündlich an der Thüre deines Herzens geklopft; denn es iſt kein Tag vergangen, an welchem du nicht die Nichtigkeit der Welt und deinen abſcheulichen Zuſtand eingeſehen hätteſt. Dein Gewiſſen iſt in Mitte deiner Ergötzlichkeiten und Lei-

denſchaften aufgewacht. Siehſt du, wie Gott dir jederzeit mit ſeiner Hilfe nahe iſt! Ja er hat ſich, um in den Worten eines Propheten zu reden, wie ein Wurm an dein Kleid gehängt, damit er an deinem Herzen beſtändig nagen und dadurch es zur Buße bewegen könne. Auch in dieſem Augenblicke, da ich zu dir rede, wirkt er in dir, und legt dieſe heilſamen Wahrheiten in keiner andern Abſicht in meinen Mund, als dich an ſich zu ziehen. Was iſt demnach dein ganzes Leben anders, als ein Zuſammenhang von Gnadenwirkungen? Was biſt du anders, als ein Kind der Liebe und ein Werk der Barmherzigkeit des Herrn? Es mangelt dir alſo keineswegs an der Gnade, aber dieſe trifft bei dir ein Herz an, welches ſo verderbt iſt, daß ſie in demſelben nicht das Geringſte ausrichten kann. Sie iſt ein Feuerfunken, der in einen Abgrund voll Koth und Unflath fällt, und der in eben dem Augenblicke, da er hineinfällt, erlöſcht.

Aber worauf gründet ſich deine Beſchwerde über Mangel an Gnade? Vielleicht darauf, weil dir die Bekehrung zu Gott einige Mühe koſtet? Du alſo glaubſt, die Gnade haben, heißt Buße wirken, ohne daß man ſich Gewalt anthut? Du meinſt, die Gnade haben, heiße keine Leidenſchaften mehr zu beſtreiten, keine Feſſeln mehr zu zerreißen, keine Verſuchungen mehr zu überwinden haben, es heiße durch die Buße ohne Weinen, ohne Schmerz, ohne Schwierigkeit wiedergeboren werden? O eine ſolch wunderbare Gnade wirſt du nie erhalten. Jederzeit wird dich die Bekehrung Anſtrengung koſten. Mag die Gnade ſo groß ſeyn, als nur immer, es wird dich Mühe koſten, deinen Neigungen Einhalt zu thun. Frage diejenigen, welche ſich täglich zu Gott bekehren, ob Jemand unter ihnen iſt, der es ohne viele Arbeit erreicht; und dennoch haben ſie Gnade: denn ſie iſt es, die ihr Herz ändert. Frag ſie, ob ſie nicht harte Kämpfe zu beſtehen, große Hinderniſſe zu überwinden und ſehr vielen Leidenſchaften Einhalt zu thun haben. Es iſt alſo die Bekehrung ein beſchwerliches Opfer, eine mühſelige Taufe, ein ſchmerzliches Gebähren, ein Sieg, der vorausſetzt, daß man ſtreite und es ſich ſauer werden laſſe. Die Gnade lindert zwar dieſes; allein ſie macht nicht, daß man nicht zu kämpfen habe.

Geſetzt auch, es mangelte dir die Gnade, was folgete daraus? Nichts weniger als dieſes, daß dich Gott verlaſſen und du mit dem Merkmal der Verdammniß bezeichnet wäreſt; denn keine Gnade haben,

iſt der ſchrecklichſte Zuſtand unter Allem und ein ſicheres Merkmal des ewigen Verderbens. Indeſſen iſt eben dieſer ſchreckliche Gedanke die Entſchuldigung deines unordentlichen Lebenswandels und der Grund deiner Beruhigung, d. h. du freueſt dich, daß du die koſtbare Gnade nicht haſt, und mit Vergnügen zu dir ſagen kannſt: Gott will mich noch nicht zu ſich ziehen, weil er mir ſeine Gnade noch nicht gegeben; ich kann unterdeſſen das Laſter ruhig ausüben. Sieh der Mangel der Gnade ſollte für dich der ſtärkſte Beweggrund deiner Bekehrung ſeyn, und er iſt es, der dich zurückhält!

Erwäge hier auch dieſes noch: Je länger du verzieheſt, deſto weniger Gnade wirſt du haben. Denn je länger du mit deiner Buße warteſt, deſto mehr häufen ſich deine Sünden und Laſter, deſto weiter entfernt ſich Gott von dir. Seine Barmherzigkeit wird erſchöpft, die Stunden ſeiner Nachſicht laufen ab; das Maaß deiner Sünden wird voll; der ſchreckliche Tag ſeines Zornes rückt heran. Iſt es unter ſolchen Umſtänden nicht deine heiligſte Pflicht, in die Arme deines Gottes ungeſäumt zurückzukehren?

24. Von der Thorheit derjenigen, die ihre Buße bis auf die letzte Zeit ihres Lebens verſchieben.

Kein Verluſt iſt größer und weniger zu erſetzen, als der des Himmels. Dieſen unendlichen Schaden zu erleiden, ſetzen ſich alle aus, welche ihre Buße immer verſchieben. Derjenige, ſagt der hl. Auguſtin, täuſcht ſich ſelbſt, und ſpielt mit der Ewigkeit, der in ſeinem Alter Buße zu thun hofft. Die Möglichkeit dazu iſt dir zwar nicht genommen, aber geringe Wahrſcheinlichkeit iſt dafür vorhanden. Immer iſt der Aufſchub ein großes Wageſtück. Wenn es einen Verein gäbe, der alle Jahre an einem gewiſſen Tag einen Miſſethäter durch das Loos vom Tode befreien dürfte, würdeſt du leichtſinniger Weiſe ein des Todes würdiges Verbrechen begehen, in der Hoffnung, du könnteſt ja von jener Geſellſchaft wieder von der Strafe befreiet werden? Und doch ſtände hier nicht ſo viel auf dem Spiele. Hier handelte es ſich nur um das vergängliche Leben, dort aber um das ewige.

Es verräth gewiß große Thorheit, das Anſehen der glaubwürdigſten Zeugen verwerfen, und irgend einem unbekannten Menſchen ſein Vertrauen ſchenken. Der Sünder, welcher immer ſeine Buße verſchiebt, befindet ſich in dieſem Falle; denn er verwirft das Zeug-

niß der hl. Schrift und aller hl. Väter, die ihm den Aufschub der Bekehrung bis auf das Todbett als sehr gefährlich bezeichnen, und trauet den leichtfertigen Reden der Weltkinder, die da meinen, um Buße zu thun, fände man immer noch Zeit genug. Daher ruft der hl. Auguſtin: Höret es Alle, es ſind göttliche Worte! Vernehmet die Worte des Herrn, höret die Predigt des Evangeliums: Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verſchieb es nicht von Tag zu Tag; denn plötzlich kommt ſein Zorn, und am Tage der Rache vertilgt er dich. Wenn dieß meine Worte wären, möchtet ihr immerhin euere Ohren verſchließen; aber iſt es nicht thöricht, Gott nicht glauben und den Menſchen ſein Vertrauen ſchenken?

Es iſt eine große Verwegenheit, zu glauben, man werde in wenigen Stunden den Weg zum Himmel finden, nachdem man viele Jahre auf der Straſſe des Verderbens einhergewandelt iſt. Ein Sprichwort iſt es, ſagt der hl. Geiſt, hat ein Jüngling ſeinen Weg gewählt, ſo weicht er davon nicht ab, wenn er auch alt geworden. Sprichw. 22, 6.

Daß es thöricht iſt, ſeine Buße zu verſchieben und dadurch ſeine Sünden immer anhäufen, zeigt folgendes Gleichniß. Der hl. Abt Arſenius war einmal in ſeiner Zelle. Da hörte er die Stimme: Geh hinaus, und ich will dir die Werke der Menſchen zeigen. Als er hinausgetreten war, ſah er einen häßlichen Mohren, der einen großen Bündel Holz in die Höhe heben wollte. Da er es nicht vermochte, fällte er noch mehre Stämme und fügte ſie dem Bündel bei. Jetzt verſuchte er es abermals, den Bündel auf ſeine Schulter zu heben; dieſer aber fiel um und der Mohr wurde unter der Laſt jämmerlich zerquetſcht. Als Arſenius dieſes ſah und um die Bedeutung des Geſichtes fragte, erhielt er zur Antwort: Dieſer Mohr ſtellt jene Sünder dar, welche, ungeachtet es ihnen jetzt ſchon zu viele Mühe iſt, von ihren Miſſethaten ſich zu bekehren, mit der eitlen Hoffnung ſich tröſten, ſie würden in ſpätern Tagen, nachdem ſie doch täglich die Laſt ſich noch erſchwert haben, Buße thun.

Je längere Zeit das Holz im Waſſer gelegen iſt, deſto härter brennt es; denn es hat viele Feuchtigkeit in ſich aufgenommen, die zuvor aufgetrocknet werden muß. So verhält es ſich auch im Geiſtigen; je länger du in der Sünde lebteſt, deſto langſamer wird dich die Gluth der göttlichen Liebe durchdringen. Und doch gibt es ohne

Liebe keine Verzeihung. Denn: wer nicht liebt, bleibt im Tode. So wenig alſo ein naſſes Holz ſchnell Feuer fängt, eben ſo wenig darfſt du hoffen, im Tode plötzlich bekehrt zu werden.

Im Buche der Richter leſen wir Kap. 11., daß Jephte, ein erfahrner Kriegsmann, ohne Grund von ſeinen Landsleuten aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben worden ſei. Als aber die Nämlichen bald darauf von den Ammonitern bekriegt und hart bedrängt wurden, nahmen ſie, da ſie ſich ſelbſt nicht zu helfen wußten, zu Jephte ihre Zuflucht, und ließen ihm ſagen: Komm, ſei unſer Fürſt und kämpfe gegen die Kinder Ammons. Was that Jephte? Er ließ ihnen zurückmelden: Seid nicht ihr es, die ihr mich haſſet, und aus dem Hauſe meines Vaters vertrieben habt und jetzt kommet ihr zu mir von der Noth gezwungen? Dasſelbe läßt ſich auch von jenen Sündern ſagen, welche ihre Buße immer verſchieben, und ſich erſt am Todbett bekehren wollen. Sie haben gleichſam Gott von ihnen hinweggejagt; im Tode aber nehmen ſie aus Angſt und Furcht wieder ihre Zuflucht zu ihm. Jetzt aber wird auch Gott nicht auf ſie merken.

Wenn dich Jemand benachrichtete, daß dein ärgſter Feind ſich in dein Haus geſchlichen hat, und auf eine Gelegenheit lauert, dich zu tödten: würdeſt du es lange verſchieben, dieſem nachzuſpüren und ihn aus deinem Hauſe zu vertreiben? Nun haſt du keinen ärgern Feind als die Sünde iſt, und du laſſeſt ihn thörichter Weiſe in deinem Hauſe, nämlich in deiner Seele? Du tröſteſt dich damit, daß du ihn noch ſchon einmal verjagen werdeſt? Aber vielleicht tödtet er dich eher, als du ernſtlich an ſeine Vertreibung denkſt.

Es wäre gewiß albern, wenn Jemand, dem eine Kohle in das Gewand gefallen iſt, ſagen würde: Nach einer Stunde will ich ſie auslöſchen. Da wäre ſicherlich das Kleid ſchon verbrannt. Noch thörichter iſt es, wenn man ſich mit der Buße auf die ſpäte Zukunft vertröſtet.

Wenn nächtlicher Weile in deinem Hauſe ein Brand entſtünde, würdeſt du ungeſäumt aus dem Bette ſpringen und gewiß nicht ſagen: Ich will fortſchlafen bis zum Tage: dann will ich aufſtehen, und wenn das Feuer noch nicht gedämpft iſt, meine Koſtbarkeiten in ein anderes Haus retten. Am Morgen wären vielleicht nicht bloß deine Kleinodien ein Raub der Flammen geworden, ſondern du ſelbſt hätteſt in denſelben dein Grab finden können. Biſt du aber

nicht der größte Thor, wenn du gegen das Feuer der Hölle, welches oft ſchon ſeine Flammen nach dir ausſtreckt, minder behutſam biſt?

25. Wie nachtheilig es iſt, ſeine Buße zu verſchieben.

Der Menſch iſt zwar ſchnell zur Sünde bereitet; aber langſam entſchließt er ſich zur Buße. Darum ſagt der Pſalmiſt: Schnell ſind ihre Füße zum Blutvergießen. Pſ. 13, 3. Eine rühmliche Ausnahme macht der hl. Paulus; denn kaum hatte ihn der Strahl der göttlichen Gnade getroffen, ſo rief er aus: Herr, was willſt du, daß ich thun ſoll. Hierin findet der Carthäuſer Dionyſius die Urſache, warum die Kirche den Tag der Bekehrung dieſes Apoſtels feſtlich begehet. Indeß ſollen wir alle ungeſäumt von unſerm Sündenſchlafe aufſtehen und zum Herrn uns wenden. „Zögere nicht, zu Gott dich zu bekehren." Eccli. 5, 8.

Wer ſeine Buße verſchiebt, iſt ungerecht gegen Gott; denn er ſtoßt jene Hand zurück, die ihn liebevoll an ſich ziehen will, ja er verachtet Gott und kränkt ſein mildes Herz. Da der junge Tobias länger ausblieb, als ſeine Eltern erwarteten, kümmerten ſie ſich über ihr Kind. Sie fingen an zu weinen; insbeſonders die Mutter wollte ſich nicht tröſten laſſen. Sie lief alle Tage hinaus, ſah ſich um, und ging auf allen Wegen umher, wo Hoffnung war, daß ihr Sohn herkommen möchte. Tob. 10. So verhält es ſich auch bei Gott und ſeinen Heiligen. Wenn du mit deiner Bekehrung zögerſt, betrübſt du den ganzen Himmel und insbeſonders deinen heiligen Schutzengel, der hier unter der ängſtlichen Mutter dargeſtellt iſt.

Durch den Aufſchub deiner Bekehrung biſt du ungerecht gegen dich ſelbſt, da du dich lieber im Zuſtande der Krankheit als der Geſundheit, lieber im Tode als im Leben laſſeſt. Wüßteſt du auch mit Gewißheit, daß du am Todbette noch Verzeihung erlangeſt, ſo ſollteſt du dennoch deine Buße nicht bis dahin verſchieben, und zwar wegen des großen Verluſtes, der hieraus für dich entſtehet. Hätteſt du dich ungeſäumt bekehrt und wäreſt du vom Zuſtand der Sünde in den der Gnade übergetreten, ſo würdeſt du während des Laufes ſo vieler Jahre, in welchen du gelebt, eine Menge von Verdienſten dir geſammelt haben. Weil du aber mit der Buße zögerteſt, iſt dieſe ganze Zeit verloren. Wie wird es dich in der Ewig-

keit einſtens ſchmerzen, in ſo vielen Jahren gleichſam nicht gelebt zu haben, während welchen du dir in jeder Stunde eine unverwelkliche Krone hätteſt erobern können. Und du verlierſt nicht bloß die Verdienſte, welche auszuüben in deiner Macht geſtanden wäre, du erlangſt zugleich auch einen traurigen Zuwachs von Sünden; denn je länger du deine Buße verſchiebſt, deſto zahlreicher werden deine Sünden. Mit der Buße zögern heißt ſeine Sünden vermehren. Seine Buße verſchieben, ſchreibt ein Schriftausleger, heißt nicht nur ſeine Zeit verlieren, ſondern ſie auch laſterhaft anwenden; es heißt nicht bloß die Tugend vernachläſſigen, ſondern auch das Laſter ausüben; es heißt nicht bloß den Dienſt Gottes vernachläſſigen, ſondern auch ein Knecht des Teufels ſeyn.

Es iſt eine große Thorheit, wenn derjenige, welcher während ſeines ganzen Lebens nichts anders thut, als Gott beleidigen, am Abende desſelben Verzeihung hofft. Man entfernt ſich ja von einem Orte um ſo mehr, je weiter man in der entgegengeſetzten Richtung von ihm fortwandelt. Je mehr aber Jemand ſündiget, deſto weiter entfernt er ſich von Gott, und alſo auch vom Himmel. Wie kann er hoffen, er werde dennoch zuletzt am Ziele angelangen, nachdem er immer die entgegengeſetzten Wege gegangen iſt? Es iſt nicht wahrſcheinlich, ſagt der hl. Antonius, daß derjenige, welcher vierzig Jahre und noch länger von Gott ſich entfernte, in einem Augenblick wieder zurückkehren kann. Es iſt wohl wahr, daß diejenigen, welche zuletzt in den Weinberg geſchickt wurden, bei der Auszählung des Lohnes ſo viel erhielten, als diejenigen, welche die Hitze des ganzen Tages trugen. Daraus möchte man den Schluß ziehen, es wäre Zeit genug, wenn man am Abende ſeines Lebens um das Himmelreich ſich zu bekümmern anfange. Aber es iſt hier ein Umſtand nicht zu überſehen: als der Hausvater ſie fragte, warum ſtehet ihr den ganzen Tag hier müßig da? antworteten ſie: Weil uns Niemand gedungen hat. Als hierauf der Hausvater zu ihnen ſprach: So gehet auch ihr in meinen Weinberg hin, machten ſie ſich ſogleich auf. Durch ſie werden alſo jene Menſchen vorgebildet, welche lange Zeit nicht jene wirkſame Gnade erlangen, die ſie zu Dienern Gottes machen würde; ſobald aber das göttliche Licht der Erkenntniß in ihren Geiſt fällt, und ſie von der Gnade erleuchtet, ihren gefährlichen Zuſtand erkennen, legen ſie ungeſäumt Hand an

das Werk ihrer Beſſerung. Daher ſagt der hl. Auguſtin: Was heißt es anders, ſagen: „Niemand hat uns gedingt," als: Niemand hat uns die Wege des Lebens gezeigt? Und der hl. Thomas ſchreibt: Es ſcheint, daß Manchen erſt im Alter Gelegenheit gegeben wird, zu Gott zurückzukehren.

26. Man darf ſeine Buße nicht verſchieben, weil man nicht Herr ſeiner Zeit iſt und die Stunde des Todes nicht weiß.

Der hl. Geiſt ſagt: Der Menſch weiß ſein Ende nicht, ſondern wie die Fiſche mit der Angel gefangen werden, und wie man die Vögel mit dem Stricke fängt, ſo werden die Menſchen zur Zeit des Unglückes gefangen, wenn es plötzlich über ſie daherkömmt. Eccl. 9, 12. Von der Wahrheit dieſer Worte überzeugen wir uns täglich; denn wie Viele werden da vom Tode übereilet, wo ſie ſich vor demſelben am ſicherſten halten? Jener Reiche, der ſeine Scheune mit einer Menge von Früchten anfüllte, glaubte noch lange zu leben. Meine Seele, ſprach er, du haſt jetzt einen Ueberfluß auf ſehr viele Jahre. Allein je weiter er ſich von dem Tode entfernt glaubte, deſto näher ſtund er ihm. Du Thor, ſagte Gott, heute Nacht noch fordert man deine Seele von dir.

Ein Jüngling, der ein freies Leben führte, bat einmal Gott, er möchte ihm einige Tage vor ſeinem Tode ſein Lebensende anzeigen. Ein Engel brachte ihm die Nachricht, daß ſein Gebet erhört ſei. Jetzt war der junge Menſch voll Freude, und dachte, mit ſeiner Buße habe es noch lange Zeit. Nach einigen Monaten fühlte er ſtarke Schmerzen im Kopfe, ſo daß er das Bett hüten mußte; er hielt aber das Uebel dennoch für ſchnell vorübergehend, und war weit entfernt, es als den Vorboten ſeines Todes zu erkennen. Tags darauf ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein. Seine Umgebung, die ängſtlich zu werden anfing, erinnerte ihn, er möchte die Heilmittel der Kirche empfangen. Der Jüngling aber befahl ihnen, davon zu ſchweigen, indem ja gar keine Gefahr vorhanden ſei. Als aber die Krankheit ſtündlich zunahm, und jene neuerdings in ihn drangen, er ſolle beichten, antwortete er, daß er es thun wolle, wenn das Fieber etwas nachlaſſen würde. Während er ſo zögerte, erſchien ihm ein Engel und verkündete ihm, daß das Ende ſeines

Lebens gekommen, und in wenigen Augenblicken seine unbußfertige Seele von der Welt abgerufen werde. Jetzt fing der Kranke zu schreien und zu wehklagen an und sprach: Herr, du hast mich betrogen. Du hast mir versprochen, mich über meinen Tod zu benachrichten, ehe er eintrifft, und sieh, es ist nicht geschehen. Da erwiderte der Engel: Allerdings ist es geschehen, und zwar öfter als einmal. Deine Krankheit war der erste Bote, der dich an den nahen Tod erinnerte; die wiederholten Ermahnungen deiner Eltern und Freunde aber verkündigten dir eben so oft den nahen Tod, als sie dich an die Pflicht zu beichten erinnerten. Du aber hast nicht gehört, darum wird dir jetzt auch keine Zeit mehr gegeben, ungesäumt wird der Tod dich dahinraffen. — Wie Viele gleichen diesem Jünglinge! Sie hoffen immer noch langes Leben, da doch alle Merkmale ihnen das nahe Ende desselben verkünden.

Wir haben nicht einmal einen Augenblick der Zeit in unserer Macht, wie können wir uns auf ganze Monate und Jahre eine Hoffnung machen? An dieses mahnet der hl. Jakobus in den Worten: Ihr saget: Heute oder morgen wollen wir in diese Stadt gehen, daselbst ein Jahr zubringen, Handel treiben und gewinnen, — ihr, die ihr nicht wisset, was morgen seyn wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dunst ist es, der eine kleine Weile sichtbar ist, und dann verschwindet. Dafür sollet ihr sagen: Wenn der Herr will, und wir leben, wollen wir dieß oder das thun. Jak. 4. 13, 14.

Zu den Worten: „Es stehet euch nicht zu, Zeit oder Stunde zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt hat" Act. 1, 7. bemerkt der hl. Bernard: Warum massest du dir, elender Mensch, wegen der Zukunft ein Urtheil an? Hat denn der Vater die Zeiten und Stunden in deine und nicht vielmehr in seine Macht gesetzt? Und der hl. Cäsarius von Arles sagt: Man spricht: Im Alter will ich Buße thun. Aber warum maßt sich die menschliche Hinfälligkeit diese verwegene Hoffnung an, da Niemand nur einen Tag seines Lebens in seiner Gewalt hat? Wie Viele glauben noch lange zu leben, die aber so plötzlich vom Tode übereilt werden, daß sie ohne die mindeste Vorbereitung aus dem Leben scheiden? Darum sagt auch der Herr: Wachet; denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde.

Nichts ist mehr dem Zufall ausgesetzt als das menschliche Leben. Die Welt gleicht einem großen Schlachtfelde, auf welchem täglich Einige fallen. Bisher sind wir dem Tode noch entgangen, aber schon das nächste Wurfgeschoß kann unser Leben enden. In wie vielen Gefahren schweben wir nicht? Ein Stein, der vom Dache herabfällt, ein unglücklicher Fall, ein Sturz vom Pferd, eine Verkältung, eine unverdaute Speise, ein verkehrt angewendetes Heilmittel: kurz hundert Ereignisse können täglich unsern Lebensfaden abschneiden. Unter solchen Umständen kann es nichts Gefährlicheres geben, als den Aufschub der Buße.

27. Es ist ein eitles Vorhaben, sich im Alter bekehren zu wollen.

Solche, welche ihre Buße bis auf das Alter verschieben wollen, muß man zuerst fragen: Wer hat euch denn gesagt, daß ihr dasjenige Ziel erreichet, welches ihr euch selbst bestimmet? Habt ihr etwa einen Vertrag mit dem Tode abgeschlossen und darin die Zusage erhalten, er werde euch in denjenigen Jahren nicht überfallen, die ihr noch der Welt und ihren Leidenschaften widmen wollet? Wißt ihr gewiß, daß der Herr, welchen ihr erst gegen die Abendzeit erwartet, nicht schon des Morgens und wann ihr es am wenigsten vermuthet, kommen wird? Ist etwa die Jugend ein sichers Mittel vor dem Tode? Oeffnet die Augen und schauet umher, wie viel von denjenigen, die mit euch in das Leben eingetreten sind, haben dasselbe längst schon verlassen! Was ist das Leben anders, als eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abende aber schon verwelkt? Gesetzt aber auch, der Tod überfalle euch nicht plötzlich und unvermuthet: könnet ihr hoffen, ihr werdet euch im Alter bekehren, nachdem ihr es in der Jugend versäumt habt? Besserte sich Salomon im Alter? O damals erreichten seine Ausschweifungen den höchsten Grad, so daß er sich selbst mit den Gräueln des Götzendienstes befleckte. Brachte das Alter den Saul zur Buße? Ach damals gesellte er zu seinen übrigen Ausschweifungen noch den Aberglauben und zuletzt auch die Verzweiflung. That das Alter dem unordentlichen Lebenswandel der Jezabel und der blutschänderischen Herodias einen Einhalt? O sie waren am Abende ihres Lebens, wenn nicht noch gottloser, so doch gewiß nicht besser.

Dasſelbe wird auch euch begegnen, die ihr jetzt euere Buße auf das Alter verſchiebet. Es kann vielleicht geſchehen, daß ihr dann einige Ausſchweifungen unterlaſſet, weil euch der Eckel davon zurückziehet oder euere hingeſchwundenen Kräfte die vorigen Unordnungen euch nicht mehr erlauben: aber ihr werdet euch nicht bekehren. Oeffnet euere Augen und ſchauet auf Jene, welche in der Sünde alt geworden ſind. Welche Buße wirken ſie? Wenn ſie auch des Wohlſtandes wegen ihr äußeres Betragen geändert haben, ſo trefft ihr bei ihnen doch noch denſelben Geſchmack an der Welt an, noch dieſelben Neigungen, noch dieſelben Triebe zur Ergötzlichkeit. Man erinnert ſich noch mit Freuden an die ehemaligen Genüſſe in der Jugend und erneuert ſich dieſelben in der Einbildungskraft. Man ſieht eine blühende Jugend und die mit derſelben verbundenen Ergötzlichkeiten mit neidiſchen Augen an. Man entlehnt von ihr Alles, was ſich mit dem ernſthaften Zuſtande, in welchem man ſich befindet, nur einigermaßen vereinigen läßt. Man erdichtet ſich eitle Vorwände, um noch auf eine anſtändige Art, ohne ſich öffentlich zum Gelächter zu machen, an gewiſſen Ergötzlichkeiten Theil nehmen zu können. Mit einem Worte, je mehr die Welt von uns fliehet, deſto mehr laufen wir ihr nach, und deſto größer iſt der Geſchmack, den wir an ihr finden.

28. Eine ſpäte Buße im Alter nimmt Gott oft nicht mehr an.

Geſetzt aber man hätte ſich vor dieſem Unglücke nicht zu fürchten: iſt nicht Gott der Herr aller Zeit und eines jeden Alters? Iſt nur ein einziger unter unſern Tagen zu finden, der ihm nicht angehörte, und den er uns der Welt und der Eitelkeit aufzuopfern erlaubt hätte? Iſt er nicht ſogar wegen der Erſtlinge unſers Herzens und unſers Lebens eiferſüchtig, welche durch jene Erſtlinge von den Früchten des Erdbodens vorgebildet wurden, die man ihm nach dem Geſetze darbringen mußte? Warum wollt ihr ihm denn alſo den beſſern Theil euers Lebens rauben, um ihn dem Teufel zu weihen? Iſt etwa das Leben zu lang, als daß es ganz und gar zur Ehre des Herrn ſollte gebraucht werden? Sind die Jugendjahre zu koſtbar, als daß man ſie zur Erlangung des Himmelreiches anwenden ſollte? Wie, ihr wollet euerm Gott nur den Ueberreſt euers Lebens

und den Abſchaum euerer Leidenſchaften aufheben? Wann die Welt euch auswirft, meinet ihr, wäre es noch Zeit genug, in die Dienſte Gottes zu treten? Glaubet ihr, daß Gott einen ſolch erzwungenen, ſeiner Ehre ſo nachtheiligen Dienſt noch annehmen werde, da er nur freiwillige Opfer verlanget, da er des Menſchen nicht nöthig hat, und ihm auch noch alsdann eine Gnade erweiſet, wenn er die aufrichtigſten Opfer ſeines Herzens annimmt?

Der Prophet Iſaias ſpottete einſtens derer, welche nichtige Götzen anbeteten. Ihr nehmet, ſagte er zu ihnen, eine Ceder vom Berge Libanon, das beßte und ſchönſte Stück davon verwendet ihr auf euere Ergötzlichkeiten, zur Pracht und Ausſchmückung euerer Paläſte, und wenn ihr nicht wiſſet, wozu ihr das Uebrige gebrauchen ſollet, ſo machet ihr einen Götzen daraus und erweiſet ihm lächerliche Ehrenbezeigungen. Eben dieſes kann von vielen Chriſten geſagt werden. Sie wenden die ſchönſten und blühendſten Jahre ihres Lebens dazu an, ihren Leidenſchaften zu fröhnen; und wenn ſie nicht mehr wiſſen, was ſie mit dem Uebrigen thun ſollen, ſo weihen ſie es dem Dienſte der Religion. Aber heißt dieß Gott mit aufrichtigem Herzen dienen? Heißt dieß nicht vielmehr durch Geringſchätzung ihn beleidigen?

Sünder, du tröſteſt dich in den Tagen des Leichtſinnes mit jener Buße, welche du im Alter wirken wirſt? Aber wiſſe, den hl. Vätern ſcheint eine bis an das Ende verſchobene Buße ſehr verdächtig zu ſeyn. Ein Kirchenrath von Arles hat daher beſchloſſen, daß man Jenen, die ſich erſt zur Zeit einer ſchweren Krankheit bekehren, die hl. Wegzehrung nicht reiche. Der hl. Auguſtin aber ſagt: Wenn Einer erſt in der letzten Krankheit Buße wirken will, ſo verweigern wir ihm zwar die Losſprechung nicht, aber wir ſtehen nicht gut dafür, ob er glückſelig geſtorben ſei. Gott ſelbſt gibt zwar die Verheißung, daß er jeden Sünder gnädig aufnehmen will, der ſich zu ihm bekehrt; aber er ſagt auch jenes ernſte Wort: Ich habe euch gerufen und oft zur Buße eingeladen; ihr aber ſeid nicht zu mir gekommen, darum werde ich zu euerm Untergange lachen. Sprüchw. 1. Im neuen Teſtamente ſagt Jeſus Chriſtus: Ich gehe hin, und ihr werdet mich ſuchen; aber in euerer Sünde ſterben. Joh. 8, 21. In dieſen Stellen iſt es klar genug ausgeſprochen, was ein ruchloſer Menſch zu hoffen hat, wenn er während ſeines

Lebens die angebotene Gnade wiederholt zurückſtoßt und erſt am Abende ſeiner Tage an ſeine Beſſerung denkt.

Beiſpiele, daß Gott am Abende des Lebens Solchen noch den Himmel öffnete, welche ihre vorausgegangenen Tage in Sünde und Laſter hinbrachten, ſind ſehr ſelten. Der hl. Auguſtin und der hl. Bernard finden im Laufe der Jahrhunderte nur einen einzigen ſolchen Glücklichen, nämlich den rechten Schächer am Kreuze. Und auch von dieſem ſagt Euſebius von Emiſſa, daß er unter jene nicht zu rechnen ſei, welche ihre Buße bis an den Tod verſchieben. Wir glauben, ſagt jener Kirchenlehrer, der Schächer habe ſich ſpät bekehrt; ich aber halte dafür, daß er mit ſeiner Buße ſehr eilfertig geweſen ſei; denn kaum war das erſte Gnadenlicht in ſeine Seele gefallen, ſo eilte er ſchnell in die Arme Gottes, und ungeachtet Chriſtus in Schmach und Schmerzen neben ihm am Kreuze hing, ſo bekannte er ihn doch als den König und betete ihn an als ſeinen Gott. Dieſe Bekehrung iſt demnach mehr wider als für uns; denn wir verharren nach klarer Erkenntniß der Wahrheit und häufig empfangenen Gnaden dennoch in der Unbußfertigkeit, während dieſer Räuber auf den erſten Gnadenſtrahl die Augen geöffnet und Buße gethan hat.

Es fehlt zwar nicht an Solchen, die nach einem laſterhaften Leben dennoch im Todbette manche äußerliche Zeichen der Buße von ſich geben: ſie laſſen ſich einen Prieſter rufen, ſie beichten ihre Sünden, ſie empfangen die hl. Wegzehrung, ſie fangen an zu beten u. ſ. w. Aber ach, dieſe Zeichen ſind nur zu oft trügeriſch und ein erzwungenes Weſen, welches man weniger wegen Gott als wegen der Welt an ſich blicken läßt. Darüber muß man ſich alſo nicht wundern; denn wer wird wohl jener Ruchloſe ſeyn, der mitten unter ſeinen Anverwandten, vor den Augen ſeiner Freunde und Bekannten, in Gegenwart ſeiner Kinder als ein Ungläubiger ſterben wollte? Müßte Jener, der ſogar auf dem Todbette ſeine Religionsſpöttereien oder ſeine Leidenſchaften noch fortſetzen wollte, nicht ein Ungeheuer der Gottloſigkeit ſeyn? Nein, wenn es zum Ende kömmt, iſt faſt Niemand ſo unverſchämt, und auch Jene, welche die Hölle nicht fürchten, ſcheuen doch die Augen der Gegenwärtigen und die Reden der Welt.

29. Im Alter wird einem die Buße nicht leichter als in der Jugend.

Viele geben ſich der eitlen Hoffnung hin, ſie würden in den ſpätern Tagen ihres Lebens, wenn das Feuer ihrer Leidenſchaften ſich abgekühlt hätte und ſie aus gewiſſen Verbindungen getreten wären, zur Tugend und Gottesfurcht zurückkehren. Aber ſolche muß man fragen: Seid ihr gewiß verſichert, daß die günſtigen Umſtände, in welchen ihr euch zu Gott bekehren wollet, und worauf ihr wartet, eintreten werden? Wer hat euch den Lauf und die Dauer der Leidenſchaften, die euch jetzt zurückhalten, bekannt gemacht? Wer hat ihnen ein Ziel geſetzt und zu ihnen, wie der Herr zu den Wellen eines ungeſtümen Meeres geſagt: Bis hieher ſollet ihr kommen, hier ſollen ſich euere ungeſtümen Wellen brechen? Wiſſet ihr das Ende euerer Leidenſchaften? Habt ihr die Verſicherung, daß ſie mit der Zeit aufhören, oder doch wenigſtens eher als ihr ſelbſt ein Ende nehmen? Wäret ihr etwa die Erſten, welche unvermuthet in ihren Sünden überfallen werden? Sterben nicht faſt alle Menſchen in dieſem betrübten Zuſtande? Was treffen denn wir Diener des Altars am Sterbebette an, als Seelen, die noch mit allen Feſſeln der Leidenſchaften gebunden ſind, welche der Tod allein zerreißen kann? Was hören wir da Anders, als daß man es in unnützen Klagen bedauert, auf eine ſo ſchreckliche Art und unvermuthet vom Tode überfallen zu werden, und eitle Verſicherungen, daß man es anders gemacht, wenn man Solches hätte vorherſehen können. Worin beſtehen gemeiniglich in dieſen letzten Augenblicken unſere Verrichtungen? Statt daß wir euch tröſten können, indem wir zu euch von den Vortheilen reden, die ein ſeliger Tod für den Gläubigen hat, müſſen wir euch vielmehr die Laſten euers Lebens vor Augen ſtellen, und euch euer Gewiſſen erforſchen helfen.

Geſetzt aber auch, euere Leidenſchaften würden nicht bis zu dieſer Stunde anhalten, ſo iſt doch ſo viel gewiß: Je länger ihr euere Bekehrung verſchiebet, deſto tiefer wurzelt ihr in euern Laſtern ein, deſto weiter entfernt ihr euch von Gott und deſto ſchwerer wird euch die Buße. Ihr könnet dieß aus dem bisherigen Wachsthum euerer Leidenſchaften ſehen. Euere gegenwärtigen Unordnungen waren anfangs nur gewiſſe Freiheiten; aber allmählig gingen ſie in

das Verbotene über und zuletzt wurden jene laſterhaften Gewohnheiten daraus, die euch jetzt umſtricken. Je weiter und je länger ihr auf dieſem Wege fortgehet, deſto größer wird die Kraft des eingeſogenen Giftes, deſto mehr nehmen die noch übrig gebliebenen Kräfte ab, deſto mehr wird dasjenige, was an euerer Seele noch geſund war, angeſteckt und verunreiniget. Was iſt es nicht für eine Thorheit, wenn man eine Wunde unter dem Vorwande immer älter und ſchlimmer werden läßt, daß ſie alsdann viel leichter zu heilen ſeyn würde? Was thut ihr aber Anders, wenn ihr euere Bekehrung verſchiebet, als daß ihr euern Schaden weit unheilbarer machet?

Ihr ſchmeichelt euch damit, daß keine Leidenſchaften ewig dauerten, und daß man ihrer über lang oder kurz überdrüßig würde. Hierauf antworte ich euch: Ihr könnet allerdings der Gegenſtände, die euch jetzt gefangen halten, überdrüßig werden, aber euere Leidenſchaften werden deßwegen nicht aufhören. Die Leidenſchaften, welchen nur der Eckel ein Ende macht, laſſen das Herz jederzeit für eine andere offen ſtehen, und es iſt gewöhnlich ein neues Feuer, welches das erſte vertreibt und auslöſcht. Erinnert euch einmal desjenigen, was euch bisher begegnet iſt. Ihr glaubtet, wenn dieſe oder jene Verbindung ihr Ende würde erreicht haben, ſo würdet ihr frei und im Stande ſeyn, euch zu Gott zu bekehren. Dieſe Verbindung hat ein Ende genommen. Der Tod, die Unbeſtändigkeit, der Eckel oder ein anderer Zufall hat ſie aufgehoben; aber dennoch habt ihr euch nicht bekehrt. Ihr habt euch neue Feſſel angelegt, ihr habt euere ehemaligen Entſchlüſſe vergeſſen, und euer letzter Zuſtand iſt ſchlimmer geworden, als euer erſter.

Glauben, man werde ſich im Alter eher bekehren, als in der Jugend, iſt eine große Täuſchung. Jedermann weiß, daß die Buße nichts Leichtes iſt, daß ſie Mühe und Anſtrengung verlangt. Meinet ihr, dazu ſei das kraftloſe Alter noch geeignet. Dann, in jener Zeit, wo ihr kaum etwas Ernſtes mehr zu thun im Stande ſeid, ſollet ihr das wichtigſte und anſtrengendſte Geſchäft, das euerer Bekehrung noch zu Stande bringen? Woran ihr in der Jugend verzweifelt, das ſollet ihr im Alter noch vollbringen können? Es iſt gewiß, daß der Menſch ohne die Gnade Gottes nichts Verdienſtliches für das ewige Leben thun kann. Könnet ihr aber hoffen,

Gott werde euch in ſpäten Tagen noch ſeinen kräftigen Beiſtand verleihen, nachdem ihr denſelben ſo viele Jahre abgewieſen und ſeine Gnade gleichſam zurückgeſtoſſen habt? Je länger ihr in euern Sünden verharret, deſto ſparſamer wird euch die Gnade verliehen, und deſto ſchwerer wird euere Bekehrung erfolgen.

30. Es iſt thöricht, wenn der Sünder im Alter Buße zu thun glaubt, da er keine lange Lebenszeit hoffen darf.

Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß deßwegen der größte Theil der Menſchen die Buße hinausdehnt, um den Vergnügungen und ſinnlichen Freuden deſto länger nachhängen zu können. Nun ſchadet aber nichts mehr der Geſundheit, als unmäßige Genüße. Die Ausſchweifung iſt wie ein verderblicher Wurm, der dem Lebensbaum die Wurzeln abfrißt. Daher läßt ſich mit Recht ſagen, daß nichts den Tod ſo ſehr beſchleunigt, als ein ausſchweifender Lebenswandel. Dahin zielen auch die Worte der Schrift: Handle nicht zu gottlos und ſei kein Thor, daß du nicht ſterbeſt vor deiner Zeit. Eccl. 7, 18. Wie thöricht iſt es aber nicht, wenn derjenige im Alter ſich zu bekehren hofft, der nach allen Anzeichen in der Jugend noch ſterben wird?

Der Apoſtel nennt die Sünde den Stachel des Todes. 1. Corinth. 15, 56. Wenn man dem Pferde die Stachel einſetzt, d. h. den Sporn gibt, ſo läuft es ſchneller; ſo beſchleunigt auch die Sünde den Tod; denn ſie iſt wie ein Stachel, der das Leben verwundet. Wer nach der Beſtimmung Gottes vielleicht ein Alter von ſechszig Jahren erreichen würde, der bringt es um ſeiner Sünden willen vielleicht nicht bis an die Hälfte. Daher ſagt auch der hl. Geiſt: Den Sünder nimmt Gott in der Hälfte ſeiner Tage weg.

Wir dürfen uns auch nicht wundern, daß dem Sünder die Tage abgekürzt werden; denn durch eine jede ſchwere Sünde verwirkt der Menſch das Leben und fällt dem Tode anheim. Der Tod ſollte augenblicklich nach der geſchehenen Miſſethat erfolgen, und es iſt nur eine Gnadenfriſt, wenn Gott einen Solchen noch einige Jahre leben läßt.

Nach der Lehre des hl. Auguſtin erträgt Gott den Sünder bis auf eine gewiſſe Grenze. So hat er im alten Bunde den Israeliten

lange das ihrem Stammvater Abraham verheißene Land nicht gegeben, weil die Völker, welche es bewohnten, das Maaß ihrer Sünden noch nicht erfüllt hatten. Gen. 15, 16. So hat er auch mit jedem Menschen so lange Nachsicht, bis er das ihm gesetzte Maaß der Sünden vollgemacht hat: dann aber bricht unaufhaltsam seine Strafe los. Wer aber Sünden auf Sünden häuft, erfüllt offenbar sein Maaß um so schneller und verkürzt sich eben dadurch die ihm von Gott bestimmte Lebenszeit. Ein auffallendes, hieher passendes Ereigniß erzählt der hl. Bernardin: In Catalonien wurde zu seiner Zeit ein junger Verbrecher von achtzehn Jahren eingefangen und von dem Arme der Gerechtigkeit hingerichtet. Als er bereits todt am Galgen hing, änderte sich sein ganzes Aussehen. Sein Kinn bedeckte sich mit Bart, seine blonden Haare wurden ganz grau und sein jugendliches Angesicht schien das eines Greisen von achtzig Jahren zu seyn. Alles Volk staunte über diesen nie gesehenen Anblick; der Bischof aber erhob sich und deutete das Geheimniß. Diesen Jüngling, begann er, ließ Gott am Galgen noch altern, um anzudeuten, daß dem Unglücklichen ein solch hohes Greisenalter bestimmt gewesen wäre, daß er aber selbst durch seine Freveltaten sein Leben so schnell zum Ende gebracht habe. Etwas Aehnliches lesen wir im Leben der hl. Väter hinsichtlich des Kaisers Anastasius. Als dieser die beiden hl. Patriarchen Euphemius und Macedonius in die Verbannung geschickt hatte, erschien ihm im Schlafe ein Mann von glänzendem Aussehen mit einem Buch in der Hand. Er rollte die Blätter desselben auf und sprach: Sieh, deiner Ruchlosigkeit wegen nehme ich vierzehn Jahre hinweg, und indem er dieses sagte, riß er vierzehn Blätter heraus. Das Gesicht dieses Traumes deutete sich bald; denn nach zwei Tagen wurde Anastasius vom Blitz erschlagen.

Daß nur derjenige auf langes Leben hoffen darf, welcher Gott eifrig dient, sagt der hl. Geist ausdrücklich: Wer ist der Mensch, der langes glückliches Leben sehen will? Bewahre deine Zunge vom Bösen, und deine Lippen, daß sie nicht Trug reden; weiche vom Bösen und thue das Gute, suche den Frieden und jage ihm nach. Ps. 33. Daher sagt der hl. Chrysostomus: Derjenige liebt den Tod, der die Gebote des Lebens nicht beobachtet; er flieht das Leben, wenn er die Werke des Todes thut.

Aus dieſem Allen folgt, daß es eine eitle Hoffnung iſt, wenn der Sünder glaubt, er werde ſich im Alter bekehren; ſein Leben wird vielleicht eher enden, als er alt geworden iſt.

31. Die Menge unſerer Sünden mahnen uns zur ſchleunigen Buße.

Wie lange willſt du, o Chriſt! deine Buße noch aufſchieben? Wann willſt du nun endlich einen beſſern Lebenswandel beginnen? Wirf nur einmal einen Blick auf dein vergangenes Leben und ſiehe, wie die Jahre beſchaffen waren, die du bereits verlebt haſt, und wie viel jetzt ſchon von deinem Leben verfloſſen iſt! Dann wirſt du dich überreden müſſen, daß es hohe Zeit iſt, ja ſchon längſt war, für deine Miſſethaten Gott einige Genugthuung zu leiſten. Bedenke, daß du ein Chriſt und durch das Waſſer der Taufe neugeboren biſt; daß du Gott zum Vater und die Kirche zur Mutter haſt; daß du mit der Milch des Evangeliums, d. h. mit der apoſtoliſchen und evangeliſchen Lehre genährt, ja was noch edler iſt, mit dem allerheiligſten Altarsſakramente geſpeiſt worden, und durch alles dieſes doch um Nichts beſſer geworden biſt, ſondern nicht weniger ſündhaft gelebt haſt, als wäreſt du ein Heide geweſen und hätteſt nicht die geringſte Kenntniß von Gott gehabt. Denn welche Art von Sünden gibt es wohl, die du nicht begangen hätteſt? Wo iſt noch ein verbotener Baum, zu welchem du deine Augen nicht erhoben hätteſt? Welchen ſündhaften Weg haſt du nicht betreten? Was hat ſich jemals deinen Blicken dargeboten, wornach es dich nicht gelüſtet hätte? Welcher Begierde haſt du jemals widerſtanden, eingedenk Gottes und deines Standes? Was hätteſt du wohl mehr begehen können, wenn du auch den Glauben nicht gehabt hätteſt, kein anderes Leben mehr zu erwarten und jenes ſtrenge Gericht Gottes nicht zu befürchten haben würdeſt? Was war dein Leben bis heran anders als ein Gewebe von Sünden, ein Schlamm von Laſtern, ein fortwährendes Sträuben gegen die Uebernahme von Gottes Joch? Was ſonſt war es, was dich bis jetzt beſchäftigt hat, als die Befriedigung deiner Begierden, dein Stolz und die Eitelkeit der Welt? Waren dies nicht deine Götter, denen du fortwährend deine Huldigung dargebracht haſt? O ſage mir einmal, welche Rückſicht haſt du jemals auf die göttlichen Ge-

bote genommen, wie viel haſt du dich um den Gehorſam, den du dem Herrn der Welten ſchuldig biſt, bekümmert? Vielleicht haſt du ihn nicht mehr gefürchtet, als wäre er nur ein hölzerner Gott geweſen. Denn nur zu gewiß iſt es, daß viele Chriſten mit eben der Leichtigkeit und mit eben ſo wenig Scheu ſündigen, als gäbe es keinen Gott, obgleich ſie bekennen, daß es einen gibt; ſie laſſen ſich nicht weniger von Miſſethaten abhalten, wenn ſie an das Daſein Gottes glauben, als ſie thun würden, wenn ſie es bezweifelten. Welche größere Beleidigung kann aber ſo hoch erhabener Majeſtät noch zugefügt werden? Während du alſo Alles glaubſt, was die chriſtliche Religion zu glauben vorhält, haſt du dennoch ſo gelebt, wie Jeder leben würde, der unſern ganzen Glauben für ein Ammenmährchen und für leere Poſſen hält. Wenn du die Menge deiner begangenen Sünden bedenkſt, ſollſt du nicht billig erſchrecken und einmal den ernſtlichen Vorſatz zur Beſſerung faſſen?

32. Man läßt um ſo weniger Hoffnung zur Beſſerung übrig, je länger man in den Sünden verharrt.

Böſe Gewohnheiten, die von Kindheit an mit uns aufwachſen, hängen uns ſo feſt an, daß wir ſie meiſtens bis zu unſerm Tode beibehalten. Sie ſind wie in unſer Fleiſch hineingewachſen und können oft mit aller Gewalt nicht mehr herausgeriſſen werden. Dieß deutet die Schrift mit den Worten an: Sein Gebein wird voll ſeyn der Laſter ſeiner Jugend und ſie werden mit ihm ſchlafen im Staub. Job. 20, 11. Und wiederum: Ein Sprüchwort iſts: Hat ein Jüngling ſeinen Weg gewählt, ſo weicht er nicht davon, wenn er auch alt geworden. Prov. 22, 6.

Tief eingewurzelte Uebel heilen die Aerzte mit aller Mühe nicht; hingegen im Keim laſſen ſich oft die bedenklichſten Krankheiten leicht erſticken. Dasſelbe gilt auch in geiſtigen Dingen. Im Anfange läßt ſich jede Sünde leicht ausrotten; iſt ſie aber einmal erſtarkt, ſo weicht ſie kaum mehr der größten Anſtrengung. Daher ſagt der Dichter: **Sero medicina paratur, cum mala per longas convaluere moras.** Hugo von St. Viktor gibt den Rath: Jeder ſoll darauf ſehen, daß er ſogleich wieder aufſtehe, ſobald er merkt, er ſei gefallen. So lange das Bäumchen klein und zart iſt, ſagt der hl. Bernardin, läßt es ſich beugen; aber wer wird

einem ausgewachſenen Stamm, wenn er krumm geworden iſt, noch eine gerade Richtung geben können?

Es iſt unerhört, daß ein Baum, der viele Jahre unfruchtbar und dürr dageſtanden iſt, im Augenblick, wo man ihn umzuhauen beginnt, mit Blüthen und Früchten ſich überzieht. Faſt eben ſo außerordentlich iſt es, wenn ein Menſch, der ſein ganzes Leben in Sünde und Laſter hinbrachte, einige Stunden oder Tage vor ſeinem Tode noch gute Werke ausübt. Bekehrt ſich aber in der That ein Menſch noch auf dem Todbette, und fängt er an gute Vorſätze zu machen, ſo muß uns ſeine Buße dennoch in den meiſten Fällen ſehr bedenklich ſcheinen. Mit ſeinen frommen Entſchlüſſen einige Stunden vor dem Tode gleicht er einem Baume, der erſt im Herbſte, wo der Gärtner Früchte erwartet, zu blühen anfängt. Wenn der Baum erſt im Herbſt zu blühen anfängt, werden ſeine Früchte nicht mehr zur Reife gelangen, ſondern im Froſt des Winters zu Grunde gehen. So werden auch die guten Vorſätze, welche der Sünder erſt am Todbette macht, nicht mehr zur Reife kommen, und daher nutzlos ſeyn.

Der hl. Bernardin bemerkt: Breit iſt der Weg, auf welchem der Fiſch in die Reuſe gelangt und begierig haſcht er nach der Lockſpeiſe, die er darin findet; aber wenn er hernach wieder zurück will, ſo findet er den Ausgang nicht mehr. So begegnet es einem Sünder, bei dem das Böſe einmal zur Gewohnheit geworden iſt. Darum ruft David: Rette mich, o Herr! denn die Waſſer ſind bis in meine Seele eingedrungen, tief ſtecke ich unten im Schlamm, und keine Kraft habe ich mehr.

Der hl. Cäſarius von Arles bedient ſich folgenden Gleichniſſes: Wenn Jemand eine Hand oder einen Fuß ſich bricht, ſo kann er bald wieder zur Verrichtung ſeiner Geſchäfte hergeſtellt werden. Erneuert ſich aber der Bruch zum zweiten oder öftern Male, ſo werden ſeine Schmerzen viel größer, und nach vieler Mühe der Aerzte und langer Zeit wird er kaum mehr vollkommen geheilt. So verhält es ſich auch mit einem geiſtigen Schaden. Wer zum erſten oder zweiten Male ſündiget, aber ſchnell zur Buße greift, kann leicht wieder in den vorigen Zuſtand der Unſchuld verſetzt werden, iſt aber das Sündigen einmal zur Gewohnheit geworden und ſchiebt man die Heilung ſeiner Wunden auf eine ungewiſſe Zukunft hinaus, ſo

iſt ſchwer an eine Geneſung zu denken.—Der hl. Auguſtin ſchreibt: Der Sünder muß ſich ungeſäumt zu Gott wenden; denn iſt das Böſe bei ihm einmal zur Gewohnheit geworden, ſo kann er ſich oft, auch wenn er wollte, nicht mehr aus den Schlingen des Teufels herauswinden. Und der hl. Bernard ſagt: Je länger Jemand in der Sünde verharret, deſto ſchwerer wird er ihr entkommen.

Der Prophet Ezechiel ſah auf einer weiten Fläche eine Menge Todtenbeine, und dabei hörte er die Stimme: Komme, du Geiſt! von den vier Winden und wehe dieſe Getödteten an, daß ſie wieder lebendig werden. Ezech. 37. Hier fragen die Schriftausleger, warum Gott die vier Winde hineinblaſen läßt, um die todten Beine wieder zu beleben, da doch ein leiſes Hauchen hinreichte, den erſten Menſchen Adam ins Leben zu rufen. Gen. 2, 7. Sie finden die Urſache davon in folgendem: Adam war aus einer noch jungen, friſchen Erde genommen; denn es waren ſeit der Schöpfung derſelben erſt wenige Tage abgelaufen, daher genügte ein bloßer Hauch, ihn zu beleben. Jene Gebeine bei Ezechiel aber waren faul und morſch und ſeit lange in dem Zuſtande des Todes. Darum bedurfte es großer Gewalt, des Zuſammenwehens aller Winde, um ſie wieder zu beleben. Dieß Alles enthält aber einen geiſtigen Sinn. Gott wollte uns dadurch lehren, daß ein Menſch, der ſo eben erſt in die Sünde gefallen iſt, durch die himmliſche Erbarmung leicht wieder ins Leben der Gnade zurückgerufen werden kann. Wer aber ſeit langer Zeit und aus Gewohnheit das Böſe thut, kann nur mit aller Mühe und wie durch ein Wunder noch gerettet werden. Daher ſagt Salvian: Während du noch im Fallen biſt, denke ſchon an das Aufſtehen, und wenn es möglich iſt, ſo erhebe dich noch ſchneller, als man die Spur deines Falles ſieht.— Der hl. Thomas von Villanova bedient ſich des Gleichniſſes: Wie es außerordentlich ſchwer iſt, eine durchſäuerte Mehlmaſſe wieder in ſüßen Teig zu verwandeln, eben ſo hart iſt es, einen an die Sünde gewöhnten Menſchen in den Zuſtand der vorigen Reinheit zurückzubringen. Ein Sünder von einem oder zwei Tagen wird leicht geheilt, weil das Uebel noch nicht ſo tiefe Wurzeln gefaßt hat; aber wer ſchon ſeit langer Zeit das Böſe thut, läßt ſchwer mehr davon ab. Je länger dich der Teufel beſitzt, ſchreibt Beda, deſto härter läßt er dich los.

Als Jairus, ein Vorsteher der Synagoge, zu Jesus kam und um die Genesung seines Töchterleins bat, hatte er, ungeachtet das Kind dem Tode schon ganz nahe, ja wirklich gestorben war, nicht den mindesten Zweifel, daß der Heiland seine Bitte erfüllen werde, — hingegen Martha, welche dem Herrn viel näher stund, weil sie ihn oft in ihrem Hause bewirthete, die einen solchen Glauben hatte, daß sie nach dem Zeugnisse des hl. Johannes ausrief: Ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, die überdieß die Wunder kannte, welche Jesus bisher gewirkt, und der es nicht unbekannt war, daß er am Ende der Welt alle Leiber aus dem Grabe lebendig hervorrufen wird, getraute sich doch nicht zu hoffen, daß der Herr auch ihren Bruder erwecke. Was war wohl die Ursache davon? Der hl. Text gibt sie dahin an: Er riecht schon; denn er liegt bereits vier Tage im Grabe. Weil nämlich Lazarus schon so lange todt war, getraute sich die Martha für ihn kein Leben mehr zu hoffen. Was anders ist hier angedeutet, als daß Menschen, die lange im Grab der Sünden liegen, wenig Hoffnung zum Leben der Gnade haben? Ueberhaupts sind jene drei Todtenerweckungen, welche uns von Jesus Christus im Evangelium erzählt werden, höchst bedeutungsvoll und ein Sinnbild von der dreifachen Gattung des geistigen Todes. Die Sünde hat nämlich eine dreifache Stufenordnung: sie ist im Herzen, im Werke, in der Gewohnheit. Das sind gleichsam drei Todte, die von Christus zu erwecken sind. Von diesen ist der eine noch im Hause; denn wenn bloß im Herzen eingewilligt wird, ohne äußere That, ist die Sünde noch innerlich, also noch im Hause; der andere wird schon hinausgetragen und ist auf öffentlicher Gasse; denn die im Werke begangene Sünde wird hinausgetragen aus dem Herzen und zeigt sich öffentlich den Leuten, sie ist auf der Gasse. Der dritte endlich fault schon im Grabe; denn sein Geist wird unter der Last einer bösen Gewohnheit wie unter einem schweren Grabstein festgehalten. Diese drei Gattungen von Todten hat nun der Heiland wirklich erweckt. Denn einmal erweckte er das Töchterlein des Jairus. Das Kind war noch im Hause: das ist die Sünde im Herzen. Ein anders Mal ging Jesus Christus in die Stadt Naim hinein. Da trug man einen Todten heraus, es war der einzige Sohn einer Wittwe. Dieß ist der Todte auf der Gasse, die Sünde im Werk.

Zum dritten Male kam Jeſus nach Bethanien und weckte den Lazarus auf. Dieſer lag ſchon vier Tage im Grab; er ging bereits in Verweſung über: dieß iſt der Todte im Grab, die Sünde in der Gewohnheit. Jeſus hat nun zwar dieſe drei Arten von Todten auferweckt; aber überſehen wir nicht mit welchem Unterſchiede. Das Töchterlein des Jairus nahm er bei der Hand; zum Sohne der Wittwe zu Naim ſprach er: Jüngling! ich ſage dir, ſtehe auf. Aber bei der Erweckung des Lazarus? Da ließ ſich Jeſus ſelbſt zum Grabe führen; er weinte, er entſetzte ſich im Geiſte und ward betrübt; er ließ den Stein hinwegnehmen; dann hob er ſeine Augen in die Höhe und ſprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhört haſt! Und jetzt rief er mit lauter Stimme in das Grab hinein: Lazarus, komm heraus! Joh. 11. Wohin zielen alle dieſe Umſtände? Die Antwort haben wir oben ſchon gegeben: die Erweckung des Lazarus iſt ein Sinnbild von der Bekehrung eines Menſchen, der lange Zeit in Sünden gelebt hat; dieſe kann nur mit vieler Mühe erzielt werden. Die vier Tage, ſagt Thomas von Villanova, während welchen Lazarus im Grabe war, deuten an die vier Zeiten des menſchlichen Lebens: Kindheit, Jünglingsjahre, Mannesalter, Greiſenjahre. Wer dieſe ganze Zeit im Grabe liegt, d. h. ſündigt, hat wenig Hoffnung zur Beſſerung. — Der hl. Iſidor nennt es in einen Brunnen fallen, einmal eine Sünde begehen; aber ſie durch öftere Wiederholungen zur Gewohnheit werden laſſen, heißt den Brunnen mit einem Stein zudecken, daß man nicht heraus kann.

33. Man ſtirbt, wie man lebt.

Es iſt Niemand ſo thöricht, daß er glaubt, er werde von einem Acker, auf welchen er Unkraut hingeſäet hat, zur Zeit der Aernte Waizen davon ärnten. Um wie viel weniger läßt ſich hoffen, daß derjenige, welcher das ganze Leben Böſes ausgeſäet hat, im Tode Gutes einärnten werde. Ihr habt gewiß noch nie geſehen, daß das Unkraut unter der Sichel des Schnitters ſich in edle Frucht umwandle. Wenn die Natur ein ſolches Wunder nicht wirkt, welche Vermeſſenheit iſt es, von der göttlichen Gnade zu erwarten, ſie ſollte euch bereits unter der Sichel, d. h. im Tode, noch in edlen Waizen umwandeln, der in die himmliſche Scheuer gebracht wird! Ihr werdet vielmehr das Wort vernehmen, welches der Herr

zu ſeinen Dienern ſpricht: Sammelt das Unkraut und bindet es in Büſchel, daß man es verbrenne. Darauf beziehen ſich auch die Worte des Apoſtels: Täuſchet euch nicht! Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Denn was der Menſch ſäet, das wird er auch ärnten. Wer in ſeinem Fleiſche ſäet, der wird vom Fleiſche auch Verderben ärnten; wer aber im Geiſte ſäet, der wird vom Geiſte auch ewiges Leben ärnten. Laſſet uns alſo Gutes thun und davon ablaſſen; denn zu ſeiner Zeit werden wir ärnten, wenn wir nicht ermüden. Gal. 6.

Der hl. Bernardin ſagt: „Die Erfahrung lehrt, daß dasjenige, womit man ſich während des Lebens beſchäftigt, auch im Sterben dem Geiſte nach gegenwärtig iſt.“ Deutlich zeigt ſich dieß bei Solchen, die in eine Krankheit fallen, welche der Vernunft beraubt: dieſe reden in ihrer Phantaſie immer von dem, was ſie in geſunden Tagen gethan haben. Da nun die Gottloſen während ihres ganzen Lebens einen Abſcheu von der Tugend hatten, wäre es wohl thöricht, zu glauben, daß Gott in der Stunde des Todes ihnen noch eine Liebe dazu einflößen werde.

Abſolon, ein Sohn Davids, ſetzte ſeinen ganzen Stolz in ſeine Haare, und er verwendete allen Fleiß darauf, ſie ſchön zu erhalten; aber gerade dieſe waren die Urſache ſeines Todes, weil er damit an der Eiche hängen blieb und von Joab mit der Lanze durchſtochen wurde. Alles dieß geſchah zum Vorbilde. Unter den Haaren, welche die Zierde des Hauptes ſind, werden die Gedanken und Begierden des Herzens verſtanden: wie dieſe im Leben, ſo ſind ſie auch häufig noch im Tode. Während der geſunden Tage unterhalten wir ſie mit Wohlgefallen; zur Zeit der Krankheit aber ſtellen ſie ſich von ſelbſt ein, und verderben uns; ſie knüpfen uns an die Eiche, d. h. an die Welt, bis Joab, der böſe Feind, hinzueilt, und uns durchſticht, d. h. unſere Seele ins ewige Verderben hinabſchleudert. Glaube nicht, daß du dich dieſer Schlinge in jener ernſten Stunde entwinden wirſt. Abſolon hätte viele Wege, ſich zu retten gehabt: er hätte das Maulthier, auf welchem er ritt, zurückhalten, auf demſelben ſich erheben und ſeine Haare wieder losmachen; er hätte ſeine Haare ſchnell abſchneiden, oder wenn ihm das Schwert hiezu gefehlt, ſo hätte er den Aſt, an welchem er hängen geblieben, mit den Händen ergreifen, und ſich ſo loswinden

können. Allein Abſolon blieb unthätig hängen und ging zu Grunde; denn Gott hatte ihn geblendet. So wird es auch dir ergehen, wenn du deine Lebenstage in Sünde und Laſter hinbringeſt. Hätteſt du auch noch Zeit zur Buße und Auswege zur Rettung, du wirſt mit deinen Haaren an der Eiche hängen bleiben, d. h. mit deinen Gedanken bei der Sünde bleiben, und weder das Maulthier, auf welchem du reiteſt, zurückhalten und auf demſelben dich erheben, ich meine weder die dir noch angebotene Gnade benützen, noch die Haare abſchneiden, d. h. jene böſen Gedanken mit Gewalt von dir entfernen, noch etwas Anders für dein Heil thun.

34. Das Todbett iſt nicht die geeignete Zeit zur Buße.

Die Buße iſt eine mühevolle und ſauere Arbeit; in den beſten Jahren und mit Anwendung aller Kräfte bringen Viele dieſes Werk kaum zu Stande. Wie getrauſt du dir zu hoffen, du werdeſt es da noch vermögen, wo du kaum ein Wort mehr ſprechen, ein Glied mehr bewegen, ja kaum mehr einen ernſten Gedanken faſſen kannſt? Wo du nicht das Mindeſte mehr zu thun im Stande biſt, meineſt du das größte Werk, das deiner Bekehrung noch vollbringen zu können? Welch eine Vermeſſenheit!

In der Stunde des Todes wird man gewöhnlich von den Schmerzen des leiblichen Uebels völlig erſchöpft, ſo daß der Geiſt wie gebunden iſt. Man iſt äußerſt angegriffen, kann ſich kaum mehr deſſen erinnern, was in der jüngſten Vergangenheit geſchehen iſt. Und dieſes ſollte die Zeit ſeyn, wo man für Sünden, die man in der früheſten Jugend gethan hat, und derer man ſich im gegenwärtigen Zuſtande nicht einmal mehr bewußt wird, Buße thun will? Alles, was man in ſolchen Stunden noch thut, bezieht ſich darauf, daß man ſich ſeine körperlichen Leiden zu erleichtern ſucht. Auch unſere Umgebung, die Freunde, die Bekannten, die Aerzte, die Wärter u. ſ. w. ſind meiſtens mehr für unſern Körper als für unſere Seele beſorgt. Die Freunde, bemerkt der hl. Baſilius, wagen es kaum, dich an die Sorge für deine Seele zu erinnern, weil ſie fürchten, dich zu betrüben. Oder erwarteſt du in dieſer Stunde Hilfe von Gott? Meinſt du, er werde dich wie durch ein Wunder ſelig machen? Deine Hoffnung iſt eine ſchreckliche Täuſchung! Wenn du deine Buße bis auf das Todbett verſchiebſt, mußt

du mehr den Zorn Gottes fürchten, als daß du ſeine Gnade hoffen könnteſt. Wenn du auch zu ihm ſchreieſt um Hilfe, ſo wird er dich nicht hören. Er ſelbſt ſagt: Wenn plötzlich das Unglück hereinbricht, und der Untergang wie ein Wetter naht; wenn Trübſal und Angſt über euch kömmt: dann wird man mich rufen, aber ich werde nicht hören; frühe wird man aufſtehen, aber mich nicht finden. Sprüchw. 1, 27. 28. Das ſind die Hoffnungen, welche du im Todbette von Gottes Hilfe dir machen darfſt: „Er wird zu deinem Untergange lachen und ſpotten, wenn dir begegnet, was du fürchteſt.“ Wie wenig Ausſichten ſind vorhanden, daß man ſich am Todbette bekehren werde!

Der hl. Geiſt ſagt: Sündige nicht zu viel und ſei nicht thöricht, daß du nicht ſterbeſt in einer Zeit, welche nicht dein iſt. Ekkl. 7, 18. Keine Zeit iſt während deines Lebens weniger dein als die der Krankheit. Da haſt du ſo zu ſagen keinen freien Willen, ſondern mußt dich nach dem der Aerzte und deiner Umgebung richten. Daher ſagt ein Kirchenlehrer: Wenn du krank geworden biſt, haſt du keine Zeit mehr, Buße zu thun, ſondern mußt darauf denken, wie du die ärztlichen Vorſchriften erfülleſt. Und der hl. Hieronymus ſagt: Die Krankheit läßt dich an nichts Anders denken, als was du fühleſt, nämlich an die Schmerzen deines Leibes.

Wenn auch Jemand im Tode noch Zeichen der Bekehrung blicken läßt, ſo iſt es doch eine große Frage, ob ſeine Buße bei Gott aufgenommen worden iſt. Er hat es vielleicht mehr aus Furcht vor dem Tode, als aus Haß vor der Sünde gethan, und eine ſolche Buße iſt vergeblich. Daher ſagt der hl. Auguſtin: Verſchiebet das Bekenntniß euerer Sünden nicht bis zur Stunde des Todes; denn ſonſt ſcheinet es, daß ihr es nicht mit freiem Willen, ſondern aus Zwang thuet. Aber erzwungene Dienſte gefallen nicht einmal den Menſchen, geſchweige dem, der von uns verlangt, daß wir ihm freiwillig opfern und ſeinen Namen bekennen. Derſelbe Kirchenvater ſagt ein andersmal: Eine Buße am Todbette will ich weder loben noch tadeln; aber verdächtig kann ſie ſcheinen; denn die Krankheit zwingt oft dazu, die Strafe erſchreckt, die Kinder und Freunde drängen.

Iſaias ſagt: Ich will vor dir alle meine Jahre überdenken in der Bitterkeit meiner Seele. Iſ. 38, 15. Dieß ſoll jeder Sünder;

aber hiezu ist auf dem Todbette keine Zeit mehr. Wie will er in der Bitterkeit des Herzens seiner Sünden gedenken, da ihm das Gedächtniß fast allen Dienst versagt? Er hat genug zu thun, wenn er die Schmerzen der Krankheit in Geduld trägt. Plutarch sagt mit Recht von den Kranken, daß ihnen Alles lästig ist, selbst oft der Freund, wenn er sich ihnen auch in der Absicht nahet, sie zu trösten und ihre Lage zu erleichtern. Wie wird man in solchem Zustande mit der Reue über seine Sünden sich abgeben? Fragt diejenigen, welche schon einmal schwer krank waren, und laßt euch von ihnen sagen, wie wenig sie sich damals mit ihrem Seelenzustande beschäftigten; sie vermochten manchmal kaum ein andächtiges, wenn auch noch so kurzes Gebet zu verrichten. Glaubet ihr, euch werde es besser gehen? Mathias Faber erzählt folgenden Vorfall: Ich kannte einmal einen adeligen Jüngling, der sich ganz in die Arme der Wollust hingegeben hatte. Wenn man ihn zur Buße ermahnte, so pflegte er zu sagen, es wäre früh genug, wenn er sich eine Stunde vor seinem Tode bekehren würde. Als er einmal eben wieder auf dem Weg in ein Schandhaus begriffen war, machte er einen unglücklichen Fall und brach sich das Genik. Der Unglückliche lebte statt einer noch neun Stunden, und ungeachtet man ihn stets zur Buße mahnte und seinen nahen Tod ihm vor Augen stellte, machte es doch nicht den geringsten Eindruck auf ihn; er entschuldigte sich jetzt mit seinem Unvermögen, Buße thun zu können.

Der hl. Bernardinus sagt: Am Todbett wird man oft vom empfindlichsten Schmerzen und der größten Furcht und gewöhnlich von beiden zugleich gequält: dadurch wird der Gebrauch der Vernunft und des freien Willens beschränkt. Wie aber eine Sünde um so größer ist, je größer die Erkenntniß und je freier der Wille ist; so ist auch die Buße um so unvollkommner, je mangelhafter das Bewußtsein und je unfreier der Wille ist. Nun entschließen sich manche Sünder am Todbette nur deßwegen zu einer Beicht, weil sie nicht länger mehr widerstehen können, oder man wartet damit bis fast zum gänzlichen Verlust der Vernunft. Was soll dieß für eine Buße seyn?

Wer bis auf das Todbett seine Buße verschiebt, stirbt oft dahin, ohne daß man nur daran denkt, sich zu bekehren, ja er er-

fährt es meiſtens gar nicht, daß es um ihn ſo ſchlecht ſteht. Iſt ein Vornehmer krank, ſagt der hl. Auguſtin, ſo findet ſich faſt Niemand, der mit ihm wegen ſeines Seelenheiles ſprechen wollte; denn die Erben denken an die Schätze, welche ſie erhalten werden; die Aerzte ſind für den Leib beſorgt; die Gemahlin und die Kinder ſuchen aber oft vorſätzlich den Kranken über ſeinen Zuſtand zu täuſchen.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß die Buße auf dem Todbette den hl. Vätern verdächtig zu ſeyn ſcheint. Dieſer Meinung iſt auch der hl. Bernardin. Er ſagt: Wenn auch der Sünder bisweilen Thränen vergießt, an ſeine Bruſt ſchlägt und die Barmherzigkeit Gottes anruft, ſo ſind dieſe Zeichen doch noch zweifelhaft; das, was man für eine Reue hält, iſt vielleicht nur Verzweiflung. —

Wie wenig Gott geneigt iſt, ſolche Bußen am Todbette anzunehmen, zeigt der Vorfall mit dem Könige Antiochus. Dieſer, erzählt die hl. Geſchichte, fing an, von ſeinem großen Stolze nachzulaſſen, und zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu kommen, da ihn die göttliche Plage mahnte, und ſeine Schmerzen jeden Augenblick zunahmen. Als er ſelbſt ſeinen Geſtank nicht mehr ertragen konnte, ſprach er: Es iſt billig, ſich Gott zu unterwerfen, und daß der Sterbliche ſich nicht Gott gleich dünke. Es betete auch dieſer Verruchte zu dem Herrn. Und der, welcher der Stadt Jeruſalem zueilte, um ſie dem Erdboden gleich und zum Grabhügel über einander geworfener Leichen zu machen, wünſcht nun ſie frei zu erklären, und verſpricht, die Juden, die er nicht einmal eines Begräbniſſes würdig hielt, ſondern den Vögeln und wilden Thieren zum Fraße vorwerfen, und ſelbſt mit den Säuglingen ausrotten wollte, den Athenienſern gleich zu machen. Er will den hl. Tempel, den er vorher beraubt hatte, mit den koſtbarſten Geſchenken ſchmücken, die hl. Gefäße vermehren und die zu den Opfern nöthigen Koſten aus ſeinen Einkünften beſtreiten. Er will überdieß ein Jude werden und alle Gegenden der Erde durchwandeln, um Gottes Macht zu preiſen. II. Machab. 9. Dieß waren gewiß viele und große Zeichen von Bekehrung, und doch ſagt dieſelbe hl. Schrift, fand dieſer Unglückliche bei Gott keine Aufnahme mehr.

Das Himmelreich erlangt man nicht für einige Seufzer, sondern mit vieler Mühe muß es errungen werden. Daher sagt Christus: Nicht ein Jeder, der zu mir spricht: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines Vaters vollzieht. Mtth. 7, 10. Nun aber bemerkt der hl. Paulus: Dieß ist der Wille Gottes, euere Heiligung. I. Thess. 4, 3. Und wiederum sagt Christus: Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote. Mtth. 19, 17. Dazu aber gibt es auf dem Todbette keine Zeit mehr. Wenn die Nacht hereinbricht, kann Niemand mehr wirken.

35. Warum gewöhnlich die Buße am Todbett erfolglos ist.

Viele trösten sich damit, sie würden auf ihrem Sterbebett ihre Sünden noch bereuen: allein diese bedenken nicht, wie schwer es ist, eine wahre von Gott giltige Reue zu erwecken. Ein großer Diener Gottes sagte: Ich pflege täglich mehrmals die Reue zu erwecken, in der Hoffnung, es möchte wenigstens eine davon vor Gott wohlgefällig seyn. Wie darf der Sünder erwarten, es werde seine auch noch so unvollkommene Reue hinreichen, ihm Verzeihung zu Standen zu bringen? Die wahre Reue ist ein tiefer Schmerz über die begangenen Sünden, der in der Liebe zu Gott seinen Grund haben muß. Wie kann der Sünder hoffen, er werde in den letzten Augenblicken den zu lieben anfangen, welchen er sein ganzes Leben hindurch gehaßt hat? Und doch gibt es ohne Liebe keine Verzeihung. Wer nicht liebt, bleibt im Tode. Niemals ist die Zeit ungünstiger, Akte der Liebe Gottes zu erwecken, als am Krankenlager. Selbst die Gerechten wanken da oft in ihrem Vertrauen, um wie viel weniger läßt sich vom Sünder hoffen. Denke dir einen Sklaven, der seinem Herrn entlaufen ist, aber wieder zu ihm zurückgebracht wird. Der Herr züchtiget ihn beim Eintritt in sein Haus empfindlich: glaubst du, er werde jetzt unter den strafenden Händen seines Gebieters im Herzen mit Liebe gegen ihn erfüllet werden? Wenn er ihm schon zuvor ungerne diente, so wird sich jetzt sein Widerwillen noch höher steigern. Nur äußerlich wird er eine Art von Ergebenheit heucheln, innerlich aber seinen Herrn noch mehr hassen. Ein solcher Sklave ist der Sünder am Todbette. Er ist seinem Gott

entflohen, durch die Sünde hat er seine Dienste verlassen. Der Herr hat ihn mit Gewalt zu sich zurückgebracht und hält ihn jetzt eben in seinen züchtigenden Händen. Aus Furcht vor der Strafe gelobt er zwar jetzt treue Dienste; aber diese Gelöbnisse sind nicht freiwillig, sondern erzwungen.

Die Kaufleute werfen oft mit eigenen Händen ihre kostbare Ladung in das Meer. Dieß thun sie aber nicht mit freiem Willen, sondern aus Zwang, um nämlich das Schiff zu erleichtern und dadurch ihr Leben zu retten. So ist gewöhnlich die Beicht desjenigen beschaffen, der seine Buße bis auf das Sterbebett verschiebt. Er öffnet zwar seinen Mund zur Anklage, aber die Furcht vor dem Tode ist es, welche ihm das Bekenntniß entreißt. Mit dem Munde verflucht er zwar seine Sünden, im Herzen aber liebt er sie noch. Und eine solche Beicht soll rechtfertigen? Willst du sicher seyn, sagt Hugo von St. Viktor, so thue Buße in deinen gesunden Tagen; sehr verdächtig ist sie, wenn sie aus Zwang zu geschehen scheint. Leicht überredet sich der Mensch, er wolle das nicht mehr, was zu thun ihm die Macht fehlet. Die Möglichkeit ist der beßte Probirstein des Willens. Wenn du etwas unterlassest, da du es doch thun könntest, zeigst du offenbar, daß du es nicht willst.

Wie ernstlich die Gelöbnisse am Krankenbette gemeint sind, zeigt die Erfahrung bei denen, welche wieder genesen. Sie denken kaum mehr an jene Vorsätze, welche sie in der Krankheit gemacht haben, geschweige denn, daß sie dieselben erfülleten. Nur so lange, sagt ein Kirchenlehrer, denkt man daran, seine in der Krankheit gemachten Entschlüsse zu erfüllen, als man von dem Tode daran erinnert wird. Wenn die Krankheit uns verläßt, scheint sie jede Erinnerung an das, was wir während derselben versprochen haben, mit sich fortzunehmen. Tam diu durat spes devotionis implendae, quamdiu dolor sentitur in capite. (St. Valerian.)

Daß von einer Buße am Todbett nicht viel zu erwarten sei, geht auch daraus hervor, weil die wahre Bekehrung nicht durch unsere Kräfte bewirkt werden kann, sondern von der zuvorkommenden Gnade Gottes abhängt. Niemand kann zu mir kommen, sagt Jesus Christus, es sei denn der Vater, der mich gesendet hat, bringe ihn zu mir. Wie läßt sich aber erwarten, Gott gebe einem Solchen, der sich sein ganzes Leben hindurch widerspenstig gezeigt hat, in den

letzten Augenblicken noch die hinreichende Gnade zur Bekehrung? Wer die Gnade nicht annimmt, wo sie ihm dargeboten wird, schreibt der hl. Fulgentius, wird sie in Zukunft niemals mehr erlangen. Ein Solcher wird zuletzt verhärtet.

Der Heiland weinte einmal über Jerusalem und sprach: Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen, dich von allen Seiten einschließen und dem Erdboden gleich machen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Unter Jerusalem ist im geistigen Sinne jede Seele zu verstehen, welche immer der Gnade Gottes widerstehet und ihre Bekehrung verschiebt. Sie erkennt die Tage ihrer Heimsuchung nicht. Gott sucht sie heim, indem er ihr die nöthige Gnade anbietet: sie aber schlägt diese aus. Im Tode aber ist die Zeit gekommen, wo sie die Feinde von allen Seiten einschließen und beängstigen. Die bösen Geister belagern einen solchen Menschen und umringen ihn von allen Seiten, daß er sich aus ihren Schlingen nicht mehr zu befreien im Stande ist. Wehe also dir, wenn du deine Buße verschiebst, du wirst zuletzt in deinen Sünden sterben.

*) Manches, was über diesen Artikel noch gesagt werden könnte, glauben wir übergehen zu dürfen, da es an andern Orten zu lesen ist; wir verweisen auf die Artikel Beicht, vorzüglich S. 351 und flg.; Beharrlichkeit, auch Abtödtung.

Ceremonien, sieh **Cultus.**

Artikel XXX.

Christenthum.

1. Einleitende Worte.

Indem wir den Artikel Christenthum zur Abhandlung bringen, haben wir natürlich nur die katholische Kirche im Auge; denn es gibt ohne sie gar kein wahres Christenthum; aber dennoch reden wir hier blos im Allgemeinen davon, ohne auf die ihr gegenüberstehenden Sekten Rücksicht zu nehmen; wir sparen uns Letzteres bis zum Orte auf, wo wir auf die „katholische Kirche" in Sonderheit zu sprechen kommen. Hier handeln wir vom Christenthume an und für sich, d. h. von der Lehre Christi.

2. Stellen aus der hl. Schrift.

a) Das Christenthum ist für alle Völker.

In alle Welt ging ihr Schall aus, und bis an die Ende des Erdreiches ihr Wort. Ps. 18.

Alle Völker, welche du immer erschaffen hast, werden kommen, und vor dir, o Herr, anbeten. Ps. 85.

Gehet hin und lehret alle Völker. Matth. 28.

b) Das Christenthum ist durch Wunder bestätigt.

Unter Gottes Mitbestätigung durch Zeichen und Wunder und mancherlei Krafterweisungen und Gaben des hl. Geistes nach seinem Willen (ist das Christenthum ausgebreitet worden). Hebr. 2, 4.

c) Gott hat unanſehnliche Werkzeuge zur Ausbreitung des Chriſtenthums erwählt.

Brüder, nicht viele Weiſe nach dem Fleiſche, nicht viele Mächtige, nicht viele Angeſehene ſind berufen, ſondern was vor der Welt thöricht iſt, hat Gott erwählt, um die Weiſen zu beſchämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beſchämen: und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was Nichts iſt, hat Gott erwählt, um das, was Etwas iſt, zu Nichte zu machen. 1. Cor. 1, 26—29.

d) Den Stolzen bleiben die Geheimniſſe des Chriſtenthums verborgen.

Ich danke dir, Vater, daß du dieſes den Weiſen und Klugen verborgen, den Demüthigen aber geoffenbaret haſt. Matth. 11.

e) Das Chriſtenthum beſteht nicht in Weisheit der Rede nach Menſchenart.

Ich kam nicht, in hoher Rede oder Weisheit, um euch das Zeugniß von Chriſtus zu verkünden; denn ich war in Schwachheit, mit Furcht und mit vielem Zittern bei euch. Und meine Rede und meine Predigt beſtand nicht in überredenden Worten menſchlicher Weisheit, ſondern in Erweiſung des Geiſtes und der Kraft. 1. Corinth. 2.

f) Der Chriſt muß ſich durch einen frommen Wandel auszeichnen.

Nicht Jeder, der mich Herr, Herr, nennt, wird in das Himmelreich kommen, ſondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel thut. Matth. 7, 21.

Befleißige dich der Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit, des Glaubens, der Liebe, Geduld und Sanftmuth. Kämpfe den edlen Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, wozu du berufen biſt, und worauf du ein gutes Bekenntniß von vielen Zeugen abgelegt. 1. Timoth. 6, 11. 12.

Wer ein Bekenner des Herrn ſeyn will, der trete von der Ungerechtigkeit ab. 2. Tim. 2, 19.

Wer ſagt, daß er ihm (Chriſtus) angehöre, der muß einen dem ſeinigen ähnlichen Wandel führen. 1. Joh. 2, 6.

g) Wer zwar das Chriſtenthum kennt, aber nicht darnach lebt, iſt ſchlimmer daran als der Ungläubige.

Beſſer würde es für ſie (ſündhafte Chriſten) ſeyn, ſie hätten die Lehre der Rechtſchaffenheit nicht erkannt, als daß ſie nach er-

langter Erkenntniß wieder abfallen, und das heilige Gesetz, welches ihnen beigebracht worden ist, wieder verlassen. 2. Pet. 2, 21.

Was nützt es, meine Brüder, wenn sich Jemand des Glaubens rühmt, aber es an der That fehlen läßt; kann ihn da der Glaube selig machen? Wenn der Glaube thatenlos ist, so ist er, an sich betrachtet, todt. Jak. 2, 14.

3) Aussprüche der hl. Väter.

a) Das Christenthum ist durch Wunder bestätiget.

Wie hätten die Weltweisen unsere Geheimnisse geglaubt, die ihnen nicht einleuchteten, wenn die Wunder, welche sie sahen, ihnen den Glauben nicht abgedrungen hätten? Augustin. libr. 22. de Civ. Dei. Cap. 7.

Herr! wenn das, was wir glauben, ein Irrthum ist, so sind wir von dir selbst betrogen worden, denn was wir glauben, ist durch Zeichen und Wunder bekräftigt, die nur von dir verrichtet worden sind. Richardus a S. Victor. L. 2. de Trinit. cap. 2.

Es wäre das größte aller Wunder, wenn die Welt ohne Wunder dahin gebracht worden wäre, so wenig faßliche Lehrsätze zu glauben, so schwere Pflichten zu erfüllen, und so erhabene Dinge zu hoffen. Thomas contra gentes. L. 1. C. 6.

b) In unsern Tagen bedarf das Christenthum zum Beweise seiner Göttlichkeit keiner Wunder mehr.

Wer wird wohl noch Wunder verlangen, um zu glauben? Ein großes Wunder wäre ohne Zweifel derjenige, der nicht glauben wollte, da die ganze Welt glaubt. Augustin. Libr. 22. de Civ. Dei. Cap. 7.

c) Das Christenthum ist durch den Tod vieler Martyrer bestätigt.

Wenn das Evangelium nicht wahr wäre, so würde man es nicht mit seinem Blute vertheidigen. Hieronymus. Epist. 150. ad Hedib.

Was geschah anders aus dem Tode so vieler Martyrer, als daß aus der Erde, welche durch das Blut so vieler Zeugen begossen ward, eine reiche Aernte überall auffeimte? Augustin. Lib. 22. de Civ. Dei. Cap. 5.

Das Blut der Martyrer ist der Samen der Christen; je öfter man uns gleich einer Aernte abschneidet, desto mehr nehmen wir zu. Tertullian in apolog. Cap. ult.

d) Der Christ muß sich vor Allem durch einen tugendhaften Lebenswandel seines Namens würdig machen.

Bist du ein Christ, so ahme Christus nach: rühme dich nicht des leeren eitlen Namens, sondern mache dich seiner durch gute Werke würdig. S. Gregor. Nyss. de nomine et prof. christ.

Nur derjenige ist ein wahrer Christ, der sich bestrebt, durch seine Tugenden Christus ähnlich zu werden. S. Cypr. de 12 abus.

Derjenige ist des Namens Christ nicht würdig, der Christus nicht nachahmt. Denn was nützt es dir etwas zu heißen, was du doch nicht bist, und einen Afternamen zu tragen? Findest du aber ein Behagen daran, Christ zu seyn, dann lebe so, wie es das Christenthum von dir heischt, und mache dich deines Namens würdig. Derjenige nur ist ein wahrer Christ, der sich Anderer erbarmt, der kein ihm zugefügtes Unrecht rächt, der den Schmerz eines Andern, wie seinen eigenen empfindet, der seinen Tisch mit den Andern theilt, der nicht nach dem eitlen Ruhme der Menschen, sondern einzig und allein nach dem Wohlgefallen Gottes strebt, der das Irdische verachtet, um das Himmlische besitzen zu können, der sich Anderer annimmt, wenn man ihnen Unrecht zufügen will, der Fremde in sein Haus gastfrei aufnimmt. S. August. de vita christian.

Unsere Weisheit, geliebte Brüder! besteht nicht in Worten, sondern in Thaten, nicht im Scheine, sondern in Wahrheit. Wir üben die Tugend aus, nicht des eitlen Ruhmes, sondern des Bewußtseyns willen; wir reden nicht von erhabenen Thaten, sondern wir üben sie aus. S. Cypr. de 12 abus.

Wir haben ein heiliges Gesetz durch Christus. Aber dieses Gesetz Christi gibt uns kein Vorrecht, es klagt uns vielmehr an, wenn wir — gebunden durch dieses Gesetz — dennoch gesetzwidrig handeln. S. Salvian. Gent.

Erkenne, o Christ! deine erhabene Würde, und hüte dich, durch ungerathenen Wandel in die ehmalige Nichtigkeit zu verfallen. Betrachte, wessen Glied du bist, und daß du — entrissen der Macht der Finsterniß — des Lichtes und Reiches Gottes theilhaftig geworden seist. Unterwerfe dich nicht neuerdings der Knechtschaft des Bösen; denn dein Werth beruht auf dem Blute Christi. S. Leo. ser. de nat. christ.

Wenn wir thun, was die Barbaren thun, ſind wir ſchlimmer als die Barbaren, obwohl wir das heiligſte Geſetz haben. Denn daß unſer Geſetz gut iſt, iſt nicht von uns, ſondern von Chriſto. Deßwegen hilft uns das Geſetz Chriſti nichts, ſondern es klaget uns vielmehr an, daß wir unter dem Geſetze ſind, und dennoch Alles wider das Geſetz thun. S. Salvian.

e) Zeugniſſe über den gottesfürchtigen Wandel der erſten Chriſten.

Nachdem wir aus dem von Jeruſalem ausgegangenen Geſetze durch die Apoſtel Jeſu Chriſti die Art und Weiſe Gott zu verehren, kennen gelernt hatten, ſo flohen wir hin zu dem Gotte Jakobs und dem Gotte Iſraels. Wir Alle, die wir ſonſt an Krieg, an gegenſeitigem Morde, an jeder Schlechtigkeit unſere Luſt hatten, verwandelten allenthalben die kriegeriſchen Waffen, die Schwerter in Pflüge, die Spieße in Ackergeräthe und bauen nun Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Menſchenliebe, Glaube, Hoffnung, die vom Vater iſt durch den Gekreuzigten. Jeder ſitzt unter ſeinem Weinſtock, d. h. er kömmt nur mit ſeiner rechtmäßigen Ehegattin zuſammen; denn was das prophetiſche Wort ſagt: Und ſein Weib iſt ein üppiger Weinſtock; — iſt verſtändlich .... Man enthauptet, man kreuziget uns, man wirft uns den wilden Thieren vor; den Feſſeln, dem Feuer, allen Arten von Qualen werden wir überantwortet: daß wir aber deſſenungeachtet doch nicht vom Bekenntniſſe des Glaubens abfallen, iſt offenkundig. Im Gegentheile, in dem Maaße, in welchem dieß geſchieht, wächſt auch die Zahl derjenigen, welche gläubig werden und gottesfürchtig durch den Namen Jeſu Chriſti. Wie ein Weinſtock, wenn man die fruchttragenden Theile ausſchneidet, andere blühende, fruchtbare Zweige hervortreibt: ſo geſchieht es auch bei uns, denn ein von Gott und dem Erlöſer Chriſtus angepflanzter Weinſtock iſt ſein Volk. Justin. dial. cum Tryph. C. CX.

Bei uns iſt keine Gier nach eitlem Ruhme, kein buntes Gemiſch von Lehrmeinungen. Ferne von gemeiner, irdiſcher Lehre gehorchen wir Gottes Geboten und folgen den Geſetzen des Vaters der Unſterblichkeit und weiſen Alles von der Hand, was auf blos menſchlicher Meinung beruht. Es philoſophiren nicht blos die Reichen, ſondern auch die Armen werden unentgeltlich unterrichtet; denn weit über irdiſchen Lohn iſt, was von Gott kömmt. Jeder der hören will, wird auf ſolche Weiſe bei uns zugelaſſen, mag es auch eine

bejahrte Frau oder ein junger Menſch ſeyn. Jegliches Alter iſt bei uns geachtet, nur die Ausgelaſſenheit iſt verbannt. Tatian. contr. Graec. orat. C. XXXII.

Unter den Chriſten herrſcht Sittſamkeit, da wird Enthaltſamkeit geübt, nur Eine Ehe eingegangen, die Keuſchheit bewahrt, Ungerechtigkeit hinweggeſchafft, die Sünde mit der Wurzel ausgetilgt, Gerechtigkeit gehandhabt, das Geſetz beobachtet, Gottesfurcht gepflegt, Gott bekannt. Die Wahrheit führt das Regiment, Wohlwollen bewahrt, Friede befeſtigt, das heilige Wort zeigt den Weg, Weisheit unterrichtet, das Leben herrſcht, Gott iſt König. Theoph. ad Autol. libr. III. C. 15.

Wunderbar, und wie Alle zugeſtehen, ausgezeichnet iſt das Leben, welches die Chriſten führen. Sie wohnen in ihrem eigenen Vaterlande, aber wie Fremdlinge. Sie nehmen Theil an Allem, wie Bürger, und dulden Alles, wie Auswärtige. Jedes fremde Land iſt ihnen Vaterland; jedes Vaterland eine Fremde. Sie heirathen, wie die Uebrigen; ſie erzeugen Kinder, ſtoſſen aber die Frucht des Leibes nicht von ſich durch Ausſetzung derſelben. Den Tiſch haben ſie gemein, aber nicht das Ehebett. Sie ſind im Fleiſche, aber ſie leben nicht nach dem Fleiſche. Sie weilen auf der Erde, ſind aber Bürger des Himmels. Sie gehorchen den beſtehenden Geſetzen, übertreffen aber durch ihren Wandel die Geſetze. Sie lieben Alle, und werden von Allen verfolgt. Man kennt ſie nicht, und urtheilt doch über ſie ab. Man mordet ſie, und ſie leben auf. Sie ſind arm, und bereichern Viele. An Allem haben ſie Mangel, und doch an Allem Ueberfluß. Sie werden verachtet, und in der Verachtung hochgeſchätzt. Sie werden geläſtert, und dabei gerechtfertigt. Man ſchmäht ſie, und ſie ſegnen. Sie werden verhöhnt, und ſie entgegnen mit Hochachtung. Sie thun Gutes, und werden wie Miſſethäter beſtraft. Beſtraft freuen ſie ſich, wie zum Leben erweckt. Von den Juden werden ſie wie Fremdlinge bekämpft, von den Griechen verfolgt, und die Urſache ihrer Feindſchaft wiſſen ihre Haſſer nicht anzugeben. Um es kurz zu ſagen, was im Leibe die Seele, das ſind in der Welt die Chriſten. Verbreitet in alle Glieder des Leibes iſt die Seele, ſo die Chriſten in alle Städte der Welt. Es wohnt zwar die Seele im Leibe, ſie iſt aber nicht von dem Leibe. Auch die Chriſten wohnen in der Welt, ſind aber nicht von der Welt. Un-

sichtbar ist die Seele verwahrt im sichtbaren Leibe. Auch die Christen sieht man, da sie in der Welt weilen, unsichtbar aber bleibt ihre Gottesfurcht. Das Fleisch haßt die Seele, und bekriegt sie, obwohl ihm kein Unrecht widerfahren ist, blos weil die Seele dasselbe nicht ungehindert seinen Gelüsten folgen läßt. So haßt auch die Welt die Christen, ohne beeinträchtiget worden zu seyn, weil sie ihren Begierden entgegen sind. Die Seele liebt das Fleisch, welches sie haßt, und die Glieder. Auch die Christen lieben diejenigen, welche sie anfeinden. Eingeschlossen im Körper erhält dieselbe den Leib. Auch die Christen werden in der Welt wie in einem Kerker gehalten, und doch sind sie es, welche die Welt erhalten. Unsterblich wohnt die Seele in sterblicher Hülle. Auch die Christen wohnen im Vergänglichen, das Unvergängliche im Himmel erwartend. Strenge gehalten in Speise und Trank wird die Seele besser, auch die Christen, fortwährend unter der Strafe stehend, mehren sich. Dieß ist die Stellung, welche Gott ihnen angewiesen hat, und aus welcher sie nicht, ohne Schuld auf sich zu laden, herausgehen dürfen. Diogenet. n. V, VI.

4. Beispiele von dem tugendhaften Wandel der ersten Christen aus der hl. Schrift.

Die hl. Schriften enthalten mehre Beispiele von der Gottesfurcht und Glaubenstreue der ersten Christen. Wir begnügen uns bezüglich dessen nur Folgendes anzuführen:

Die ersten Christen blieben dem Unterrichte der Apostel getreu, und verehrten das Andenken Jesu durch Gebet und durch den Genuß des heiligen Abendmahles. Sie hielten sich zusammen und hatten Alles gemein. Sie verkauften ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, und theilten davon Allen, nach eines Jeglichen Bedürfniß mit. Täglich und einmüthig waren sie im Tempel, und hielten in den Häusern, die sie bewohnten, Liebesmahle und erneuerten dabei das Andenken ihres göttlichen Lehrmeisters durch die Brechung und Austheilung des Brodes. So lebten sie mit frohen und unschuldigen Herzen beisammen und priesen Gott, der ihren Eifer mit einem täglichen Zuwachse der Gemeine von neubekehrten Gläubigen segnete. Apostelgesch. 2.

Wegen einer Lüge wurden Ananias und Saphira mit dem gähen Tode bestraft. Ebendas. 5.

Die Apoſtel wurden wegen eifriger Verbreitung der Lehre Chriſti vor den hohen Rath gefordert, der ſie mit Ruthen ſtreichen ließ und ſie dann mit wiederholtem ſcharfem Befehle entließ, daß ſie ja nicht mehr im Namen Jeſu reden ſollten. Sie aber freuten ſich, daß ſie würdig geachtet wurden, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden, und hörten nicht auf, täglich in den Häuſern und im Tempel zu lehren. Ebendaſ. 5, 40—42.

Saulus war nach ſeiner Bekehrung ein Wunder des Eifers. Ebendaſ. 9.

Beſonders zeichnete ſich durch Standhaftigkeit Stephanus aus. Als er vor den hohen Rath gebracht wurde, lähmte keine Furcht ſeine Zunge; ſondern er bekannte freimüthig, daß er ein Anhänger des Gekreuzigten ſei, und ſuchte darzulegen, daß Jeſus der wahre Meſſias und Sohn Gottes ſei; er warf auch den Juden die Wuth vor, mit der ſie dem Werke der Erlöſung widerſtrebten.

Als ein gewiſſer Agabus eine Hungersnoth ankündigte, welche in Bälde im Judenlande entſtehen ſollte, beſchloſſen die Chriſten in Antiochien, von der feurigſten Bruderliebe beſeelt, milde Beiträge nach eines Jeden Vermögen zuſammen zu ſchießen, und ſolche den in Judäa wohnenden Brüdern zu ſchicken. Apoſtg. 11. — Aehnliches geſchah bei andern Gelegenheiten. Auch lieſt man Apoſtg. 5, daß Joſes, ein Levit, aus Cypern gebürtig, ein ihm gehöriges Feld verkauft und den Erlös bei den Apoſteln hinterlegt hat, damit ſie die dürftigen Brüder unterſtützen könnten.

Welch eine inbrünſtige Liebe ſie zu Jeſus getragen haben, zeigen uns die Ausdrücke des heiligen Paulus, der an die Römer 8, 35. ſchreibt: Wer will uns von der Liebe Chriſti ſcheiden? Trübſal oder Angſt, oder Hunger, oder Blöße, oder Gefahr, oder Verfolgung, oder das Schwert? Ich bin verſichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe noch ein anderes Geſchöpf es vermag, uns zu ſcheiden von der Liebe Gottes, die da iſt in Chriſto Jeſu, unſerm Herrn.

5. Bilder und Gleichniſſe.

Was die Sonne für die Schöpfung iſt, wenn ſie nach vielen ſtürmiſchen Regentagen ihre Strahlen wieder einmal auf ſie herabſendet: das war das Chriſtenthum für die in Unglaube und Götzendienſt verſunkene Menſchheit.

Mit der christlichen Religion verhält es sich, wie mit einem Menschen, der einen Baum (der hl. Paulus sagt: einen Oelbaum) pflanzet: gleich einem Baume, so wächst die Religion, und bringt Früchte; die unnützen Zweige hauet der Eigenthümer ab, und propfet fruchtbringende Zweige ein; Gott verwirft unnütze Völker und Menschen, und gibt sein Reich solchen, die ihre Früchte bringen.

Mit der christlichen Religion verhält es sich, wie mit einem guten Könige, der zur Ehre seines Sohnes ein kostbares Gastmahl zubereitet und Viele einladet; dieser König ist Gott der Vater; dieser Sohn ist der Sohn Gottes; dieses Gastmahl ist das hohe Glück, welches uns die Religion bereitet; diese Gäste sind die Menschen; die zuerst geladenen Gäste wollten nicht kommen, die Kinder des Reiches, die Juden, nahmen die Einladung in das Reich Gottes nicht an, und noch täglich lassen sich viele Christen nicht retten; der König befahl, Blinde, Arme, Lahme ꝛc. an seinen Tisch zu ziehen; das Reich Gottes ward den Heiden gegeben; aber auch der Gast, der das hochzeitliche Kleid nicht hatte, ward verstossen; der Glaube ohne Tugend rettet nicht. Matth. 22, 2—14.

Mit der christlichen Religion verhält es sich, wie mit einem Menschen, der ein schönes Haus baut, in demselbem seine lieben Kinder versammelt; das Gerüste aber erst dann wegschafft, nachdem das Haus vollendet ist, und alle Kinder in dasselbe eingegangen sind: dieses Haus ist das Reich Gottes, hier die Kirche, dort der Himmel; dieser Vater ist Gott; diese Kinder sind wir; die Anstalten dieses Baues Gottes sind Anstalten, die Menschen durch sein Wort zu beseligen; das Gerüste um das Haus ist das Positive der Religionsverfassung. Kann dieses aufhören, ehe die herrliche Anstalt vollendet ist? Wir haben das Glück in diesem Hause zu wohnen und die Bestimmung, unsern ewigen Aufenthalt beim Vater im Himmel zu erhalten; ein jedes Haus ruhet auf einem Fundamente, und die Anstalt des Reiches Gottes auf dem Sohne Gottes, auf dem, was dieser gethan hat und noch thut.

Mit der christlichen Religion verhält es sich, wie mit einem Testamente, in welchem ein reicher Mann Waisen als seine Kinder und Erben annimmt: dieser reiche Mann ist Gott; diese Waisen sind wir; das uns bereitete Erbtheil ist das Reich Gottes; das Testament ist die Erlösungs- und Religionsanstalt, in welcher uns Gott

ſein Reich vom Anfange verſprochen, bereitet und gegeben hat; Jeſu Tod hat dieſes Teſtament vollzogen.

Der Chriſt gleicht ſeiner Beſtimmung nach den Aehren eines Saatfeldes; wie dieſe, wenn ſie reif geworden ſind, in die Scheune gebracht werden, ſo wird er, wenn er ſeiner Beſtimmung gemäß lebt, nach dieſem irdiſchen Leben von den Engeln in den Himmel eingeführt.

Der Soldat wird aus ſeiner Kleidung, Uniform, erkannt, und der wahre Chriſt aus der Menſchen- und Bruderliebe. Wenn die Chriſten die Kriegsmänner Jeſu ſind, ſo iſt die Liebe ihre Uniform; denn der Herr ſagt ſelbſt und beſtimmt: Daraus wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, ſo ihr Liebe unter einander habet. Joh. 30, 35. Ach, trügen doch alle Chriſten dieſe Uniform!

Die Perlmutter iſt ganz vom Waſſer des wilden Meeres umgeben; dennoch ſaugt ſie keinen Tropfen deſſelben ein, ſondern lebt vom Thau des Himmels: dieß iſt das Bild des Chriſten, der mitten im Verderben der Welt lebt, ohne an ſelbem Theil zu nehmen.

Der Soldat iſt das Bild eines Chriſten, ſo lange er in dieſem Leben iſt: wie jener im Kriege immer von Feinden umgeben iſt, ſo auch dieſer; wie jener immer wachſam und wohlgerüſtet ſeyn muß, ſo auch dieſer. Darum ſagt auch der Heiland: Wachet und betet! Die Chriſten gleichen in dieſem Leben Knechten, denen der Herr bei ſeiner Abreiſe ſeine Talente zum nützlichen Gebrauche übergeben hat, und von denen er bei ſeiner Rückkunft Rechenſchaft fordern wird; denn was wir ſind und haben, iſt das Eigenthum des Herrn, und uns nur zum Gebrauche anvertraut; wir haben die Pflicht zu arbeiten, und ſollen Gottes Talente nicht vergraben; wir ſind im Zuſtande des Wartenden; denn der Herr wird kommen, und unſer beſtändiger Gedanke muß auf ihn gerichtet ſeyn.

6. Das Chriſtenthum iſt die von Anfang der Welt von Gott verbreitete Religion.

Wer die Geſchichte kennet und ihre Ereigniſſe zu würdigen weiß, überzeugt ſich leicht, daß das Chriſtenthum vom Anfang der Zeiten als Weltreligion vorbereitet worden iſt. Alle Ereigniſſe ſtehen im nähern oder entfernteren Zuſammenhange mit demſelben, insbeſonders hatte die jüdiſche Nation von Gott die Beſtimmung erhalten, dem künftigen Meſſias gleichſam die Wiege zu bereiten und die Wege

zu bahnen. Deßwegen bekam Abraham den Befehl aus seiner Verwandtschaft auszuziehen; denn wäre er im Lande der Chaldäer geblieben, so würde auch in seiner Familie die Erkenntniß des wahren Gottes verloren gegangen seyn, und so wären in seinem Saamen nicht alle Völker der Erde gesegnet worden. Aus derselben Ursache führte Gott auch die übrigen Erzväter der Israeliten so wunderbar. Isaak mußte den Berg Moria das Holz zum Opferaltar hinantragen, und dort angelangt und auf den Altar gelegt, gewärtigen, von der Hand seines Vaters geschlachtet zu werden, um das Schlachtopfer des himmlischen Vaters für die Sünden der Welt vorzubilden. Jakob mußte vom Hause flüchtig gehen und mehre Jahre dort beim feindseligen Laban, seinem Verwandten, ein hartes Leben führen und durch sauern Dienst die Rachel als Braut sich erwerben; zuletzt aber kehrte er mit Gütern gesegnet in die Heimath zurück. Wer sieht hier nicht den Messias in seinen vorzüglichsten Lebensverhältnissen dargestellt, der das Haus seines Vaters verläßt, armselig auf Erden als hilfloses Kind ankömmt, bei den Seinigen keine Aufnahme findet; viele Jahre in Mühseligkeit lebt, um seine Braut, die Kirche zu erlösen, endlich aber nach herrlichem Siege zu seinem himmlischen Vater wieder zurückkehrt, wo ihm, wie Esau dem Jakob, der ganze Himmel versöhnt und freudig entgegenkommt. Vergl. B. I. S. 180. u. folg.

Das Volk Israel wählte Gott gleichsam zum Werkzeuge um seine weiseste Absicht bezüglich der Einführung des Christenthums zu erreichen. Daher sonderte er es von allen übrigen Völkern der Erde ab, und zeichnete es mit allen jenen Wundern und Gnaden aus, welche wir im alten Bunde lesen. Er zog es groß im Lande der Aegyptier, befreite es durch viele augenscheinliche Wunder aus den Händen seiner Dränger, versetzte es zur rechten Zeit nach Palästina, gab ihm später eigene Könige, und erwies sich immer als der besondere Herr und Schützer desselben. Es wurde zwar seiner Sünden wegen nach Babylon in die Gefangenschaft geführt; aber nach siebenzigjähriger Zerstreuung ward es wieder gesammelt; und auch die Zerstreuung hing mit der künftigen Ausbreitung des Christenthums zusammen. Es sollten dadurch die jüdischen Religionsbegriffe über die Grenzen des Vaterlandes hinausgetragen, die heidnischen Völker auf den künftigen Erlöser aufmerksam gemacht, und dadurch dem Evangelium der Weg angebahnt werden.

Digitized by Google

Es genügte Gott nicht, ein Volk vor den übrigen abgesondert zu haben, er wählte in diesem Volke auch noch einen besondern Stamm, nämlich den Stamm Juda, an welchen er die den Messias betreffenden Verheißungen knüpfte. In diesem Stamme gefiel es Gott wieder, eine besondere Familie auszuwählen, aus welcher der Messias hervorgehen soll: und dieses war das Haus Davids.

Außerdem legte Gott seinem Volke eine Menge von Ceremonien auf, die alle auf das zukünftige Reich des Messias Bezug hatten, und verschiedene Einrichtungen in demselben vorbildeten. Er ließ sie manchen wichtigen Glaubenssatz nur im dunkeln Gleichnisse ahnden, um in ihnen eine desto innigere Sehnsucht nach einer höhern Erkenntniß in kommenden Zeiten zu wecken. Er gab ihnen ein Gesetz, das, wie der Apostel sagt, nicht im Stande war, zu rechtfertigen, sondern den elenden Zustand, in welchem man sich befand, erst wahrhaft zum Bewußtseyn zu bringen, um auch dadurch das Verlangen nach dem messianischen Reiche zu regen. Alles im Judenthume zielte auf die zukünftigen Zeiten des Christenthums. Gott erscheint dort ganz im Bilde eines Menschen, um den im Fleisch geoffenbarten Sohn Gottes voraus darzustellen; er ringt mit Jakob, um zu lehren, daß das Gebet ein Gott höchst angenehmer Kampf sei; er erlaubt dem Moses nicht, dem brennenden Dornbusch zu nähern, bis er seine Schuhe ausgezogen, um anzudeuten, daß man ohne Heiligung sich Gott nicht nähern dürfe.

Sprechend ähnlich sind auch die Verhältnisse zwischen dem Volke Israel und der christlichen Kirche. Das Volk Israel ist von allen Nationen abgesondert; die Gläubigen sind es nicht minder von den Kindern dieser Welt. Das Volk Israel wird von allen übrigen Nationen gehaßt; die Kirche nicht minder von der Welt. Das Volk Israel schreit aus der Tiefe seiner Unterdrückung, und sein Geschrei dringt zu Gott; bei der Kirche findet dasselbe Verhältniß statt. Das Volk Israel hatte keinen andern Wegweiser und Führer als Gott, keine andere Hoffnung als seine Vorsehung, und während langer Zeit kein anderes Brod, als das, welches Gott ihm vom Himmel gab. Die Kirche hat ebenfalls keine andere Hilfe, als die Gott ihr gewährt und spendet ihren Gliedern ein noch viel vortrefflicheres Himmelbrod im allerheiligsten Altarsgeheimniß.

Der Dienſt, welchen das Volk Iſrael Gott erwies, iſt ein Vorbild jenes geiſtigen Gottesdienſtes, welcher im Chriſtenthume ſtattfindet. Dem Tempel, der in den Vorhof, das Heiligſte und Allerheiligſte abgetheilt war, entſpricht die Welt, die Kirche und der Himmel; den Leviten entſprechen die Gläubigen, welche ohne Ausnahme dazu beſtimmt ſind, Gott zu dienen; den weißen Kleidern der Diener der Stiftshütte die Unſchuld und Heiligkeit derer, die ſich Gott nahen, beſonders beim Empfange des allerheiligſten Altarsſakraments; den oftmaligen Waſchungen die Reinigungen des Gewiſſens; dem Blute der Böcke und Lämmer das Blut Jeſu Chriſti, wie es auf unſern Altären fließt; dem Eingange des Hohenprieſters in das Allerheiligſte der Eingang Jeſu Chriſti in den Himmel; dem Schalle der Poſaune die Verkündigung des Evangeliums. Und dieſe Verhältniſſe ſind ſo innig und ſprechend, daß die hl. Schrift kein Bedenken trägt, ſie gewiſſermaſſen zu vermengen, und in einem und demſelben Kapitel das, was die zeitlichen Umſtände der Israeliten betrifft, mit dem geiſtigen Zuſtande der Gläubigen des neuen Bundes zu vermiſchen.

Es hat demnach von Anfang der Zeiten nur Eine Religion gegeben, und dieſe iſt das Chriſtenthum. Gleich unmittelbar nach der erſten Sünde wurde der Saame dazu ausgeſtreuet; in den Erzvätern des israelitiſchen Volkes faßte er Wurzel; in Moſes fing er durch das Geſetz zu keimen an; in den Propheten grünte er; im Chriſtenthume ſelbſt aber trug er ſeine Blüthen und Früchte, die endlich nach Erfüllung der Zeiten in der Scheune des Himmels geſammelt werden.

7. Das Chriſtenthum iſt durch Wunder bekräftiget.

Wer die chriſtliche Religion ausübt, wird ſich überzeugen, daß ihr eine göttliche Kraft innewohnt. Weil man indeß das Chriſtenthum ſchon zuvor gläubig angenommen haben muß, ehe man ſich durch die wirkliche Beobachtung ſeiner Vorſchriften von der Göttlichkeit desſelben überzeugt, und weil überdieß die Feinde der Offenbarung vorgeben, Chriſtus habe nur aus den ſchon vorhandenen Religionen das Beſſere gewählt und daraus ſein Lehrſyſtem gebildet, ſo befeſtigte der Herr den Glauben an die Göttlichkeit ſeiner Lehre durch außerordentliche Thaten, durch Wunder und Zeichen. Nie-

mand kann die Wahrhaftigkeit der Wunder Jesu läugnen. Jesus hat sie öffentlich, meistens bei einem großen Zusammenlauf von Menschen gewirkt. Das ganze Volk, die Priester und die Pharisäer haben sie gesehen, und obschon sie die erklärtesten Feinde des Herrn waren, konnten sie nicht leugnen, daß es die Kräfte der Natur übersteigende Werke seien. Die Umstände sind immer von der Art, daß man unmöglich ein geheimes Einverständniß als Einwendung entgegenstellen kann. Die Behauptung der Pharisäer, welche sich durch die Wunder in die Enge getrieben sahen, — ihre Behauptung, daß Jesus seine Wunder durch die Macht des Obersten der Teufel wirke, machte er durch den einfachen Vernunftschluß zu Schanden, daß der Teufel wider sich selbst wäre, wenn er ihn, der die Werke des Teufels zerstört, behilflich wäre. Mtth. 12. Lächerlich ist es, wenn der Unglaube der spätern Jahrhunderte die Wunder Jesu in Abrede stellen oder doch als bloß natürliche Werke darstellen will. Keiner der Zeitgenossen, weder Juden noch Heiden, und waren sie auch die erklärtesten Feinde des Christenthums, wagten die Wunder Jesu zu leugnen. Der Jude Flavius Josephus, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte, bekennet von Jesus, daß er außerordentliche Thaten gewirkt habe. Dasselbe Zeugniß legen die Heiden Celsus, Hierokles und Andere ab. Manche der Wunder Jesu, wie die Heilung des 38jährigen Kranken, die Erweckung des Lazarus sind von den Juden gerichtlich untersucht und nicht geleugnet worden. Albern ist es, Jesu verborgner Künste anzudichten und seine Wunder auf verschiedene Art als natürliche Werke zu erklären; denn es kehrt dabei die Frage wieder: Wie ist ein Mann ohne Erfahrung, ohne Unterricht, ohne Verbindung mit andern gelehrten Männern zu diesen geheimen Künsten gekommen? Und wenn man es so genau weiß, wie es Jesus gemacht, daß er Blinde, Lahme, Taube ꝛc. heilte: warum hat man uns bisher noch nicht ein solches Kunststück vorgemacht? Seit Jesus Zeiten wissen wir noch von keinem Arzt, von keinem weisen Manne, der einen schon vier Tage im Grabe liegenden Körper wieder ins Leben zurückgerufen hätte. Es ist demnach eine über alle Zweifel erhabene Wahrheit, daß Jesus wirkliche Wunder gewirkt habe. In diesem Falle ist aber auch die Göttlichkeit seiner Lehre erwiesen; denn hätte der Heiland nicht im

Auftrage Gottes gesprochen, so würde er keine Macht, Wunder zu wirken, gehabt haben.

Aber noch mehr, Jesus wirkte seine Wunder aus eigener Macht, weil er selbst Gott war. Darum verlieh er die Macht hiezu auch seinen Aposteln und Jüngern. Es ist bekannt, daß auch durch sie viele Wunder geschehen sind. Auch nach den Zeiten der Apostel war die Wundergabe in der Kirche vorhanden, und wurde häufig von gläubigen Christen, Geistlichen sowohl als Laien, zum Wohle Einzelner und zur Bestätigung der Wahrheit des Christenthums ausgeübt. Schon Justinus beruft sich in seiner Schutzschrift darauf, daß selbst zu Rom viele Besessene, welche alle heidnische Zauberer nicht zu heilen vermochten, von Christen durch den Namen Jesus geheilt worden seien, und daß dieß noch fortwährend geschehe. Der heil. Irenäus gibt die einzelnen Wundergaben an, welche noch zu seiner Zeit in der Kirche stattgefunden. Einige, schreibt er, treiben wahrhaftig und gewiß im Namen Jesu Dämonen aus, so daß oft die von bösen Geistern Befreiten gläubig werden und sich in der Kirche befinden; Andere wissen zukünftige Dinge voraus zu sagen, haben prophetische Visionen und Weissagungen; Andere haben die Gabe der Heilung, und machen durch Auflegung ihrer Hände verschiedene Kranke gesund. Ja es sind auch Todte wieder auferstanden und haben noch viele Jahre unter uns gelebt. Tertulian war seiner Sache so gewiß, daß er es wagte, eine förmliche Herausforderung an die Heiden zu erlassen. Laßt, sagt er in seiner Schutzschrift, Einen, den offenbar ein Dämon treibt, vor euern Richterstuhl bringen, und auf das Gebot eines Christen wird dieser Geist sich für das, was er ist, für einen Dämon erklären, wo nicht, so laßt das Blut des verwegenen Christen auf der Stelle fließen. Cyprian, Minucius Felix, Laktantius, Firmikus Maternus und viele Andere reden ebenfalls davon, daß die Christen ihrer Zeit die Macht hatten, böse Geister zu bannen. Wenn nun die Christen solche Werke zu vollbringen im Stande waren, die offenbar nur durch die Allmacht Gottes geschehen konnten: ist dieß nicht ein klarer Beweis, daß ihre Lehre aus Gott ist.

8. Die christliche Religion ist auch durch Weissagungen bestätiget.

Die Zukunft weiß nur Gott voraus. Wer also künftige Dinge, die mit allem Scharfsinne der Menschen nicht vorausgesehen werden können, vorherverkündiget, muß selbst Gott seyn oder doch, von ihm erleuchtet und daher in seinem Auftrage reden. Dieses hat Jesus Christus gethan; er lichtete den Schleier der Zukunft, und sagte Dinge vorher, von welchen nach menschlichen Dafürhalten das Gegentheil hätte erwartet werden sollen. Dadurch bewies er sich selbst als göttlichen Gesandten und drückte auch seiner Lehre das Siegel der Göttlichkeit auf. Der Heiland hat aber seinen Mund zu Weissagungen geöffnet; denn er hat wie wir bei einer andern Gelegenheit, wo es sich um den Beweis für die Gottheit Jesu Christi handelt, ausführlicher darlegen werden, nicht bloß sein Leiden und seine Auferstehung vorhergesagt, sondern auch die Sendung des heil. Geistes; dann die Zerstörung der Stadt Jerusalems, die Zerstreuung der Juden in alle Theile der Welt und die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern. Auch sagte Jesus Christus seinen Jüngern ihre Schicksale vorher, daß man sie verfolgen, von Stadt zu Stadt jagen, und meinen wird, man erweise Gott einen Gefallen, wenn man sie tödtet. Und die Apostel hatten kaum angefangen, die Lehre Jesu Christi zu verkünden, als sie diese Weissagungen schon in Erfüllung gehen sahen. Zahlreiche und wichtige Feinde standen gegen sie auf und wendeten Alles an, sie zu vernichten. Die grausamsten Peinen wurden erdacht und mit grimmiger Wuth an den Aposteln, ihren Nachfolgern und Allen, die sich zu der von ihnen gepredigten Lehre bekannten, vollzogen. Bei allem dem konnte man die noch zarte Pflanze des Christenthums nicht mehr ausrotten; im Gegentheile schlug sie neue tiefere Wurzel. Denn auch dieses hat der Herr vorausgesagt, daß seine Kirche dauern werde bis ans Ende der Welt, und daß die Pforten der Hölle gegen sie nichts vermögen werden. In der That sehen wir diese Prophezeiung erfüllet. Denn alle Stürme im Laufe der Jahrhunderte und die vereinigte Kraft des Fürsten der Finsterniß konnte nichts gegen diesen Felsen ausrichten. Die wichtigsten Reiche sind untergegangen; Einrichtungen von den weisesten Männern getroffen, und von denen man hätte

meinen sollen, sie würden für die Ewigkeit seyn, sind veraltert und durch andere ersetzt worden: Das Christenthum aber besteht nach so vielen Jahrhunderten noch, ja breitet seine Herrschaft immer weiter aus, und schließt immer mehr Bekenner in seinem Schooße ein.

9. Das Christenthum hat in der Feuerprobe des Martyrthums seine Göttlichkeit erwiesen.

Wie Christus selbst die Wahrheit seiner Lehre durch den Tod besiegelte, so auch die Apostel; und diesem Beispiele folgten ganze Schaaren der Gläubigen: sie waren bereit, für das Evangelium den qualvollsten Martertod zu erleiden. Man läßt sie ans Kreuz schlagen, man verbrennt sie im Feuer, man zerfleischt sie durch Eisen und Schwert; man schneidet ihnen die Glieder einzeln vom Leibe; man wirft sie in das Meer und in die Flüße, um sie zu ertränken; man gibt sie den wilden Thieren preis; man überzieht sie mit Schwefel und Pech, zündet sie an und läßt sie als Fackeln leuchten. Alle diese Qualen erdulden sie willig für ihren Glauben. Dieß ist ein sprechender Beweis für die Wahrheit desselben. Denn die, welche Solches für ihre Religion litten, mußten von der Göttlichkeit derselben überzeugt gewesen seyn, und ihre Ueberzeugung mußte sich auf feste Gründe stützen; denn um einer zweifelhaften Meinung willen hätten sie nimmermehr solche Verfolgungen über sich ergehen lassen. Darauf berufen sich auch die hl. Väter als auf einen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums. Wenn das Evangelium nicht wahr wäre, sagt der hl. Hieronymus, so würde man es nicht mit seinem Blute vertheidigen. In der That hatte der Martyrtod eine solche hinreißende Gewalt, daß viele Heiden, welche die Standhaftigkeit sahen, mit welcher die Christen die grausamsten Qualen und selbst den Tod für ihren Glauben erlitten, zur Annahme des Evangeliums bewogen wurden. Darum bezeichnen auch die heiligen Väter das vergossene Blut der Martyrer als eine Aussaat, aus welcher dem Christenthume neue Bekenner keimten. Je mehr uns solche Trübsale bereitet werden, sagt Justinus in seinem Gespräche mit dem Juden Tryphon, desto größer wird die Zahl derer, welche gottesfürchtige und treue Verehrer des Namens Christi zu werden sich entschließen. So wie man oft fruchttragende Zweige des Weinstockes abschneidet, damit andere blühende und fruchtbare Schößlinge desto kräftiger sich

entfalten; eben ſo verhält ſich die Sache auch bei uns; denn das Volk der Chriſten iſt dieſer von Gott und Chriſtus gepflanzte Weinſtock. Tertullian aber ſagt zu den Heiden: Auch die ausgeſuchteſten Martern euerer Grauſamkeit ſind doch vergeblich; ſie ſind vielmehr ein Reiz zur Vermehrung der Chriſten; unſere Zahl mehrt ſich mit jeder Schlachtärnte, die ihr über uns haltet. Jene Hartnäckigkeit ſelbſt, die ihr uns vorhaltet, wirkt als Lehrerin; denn wer wird durch die Betrachtung derſelben nicht erſchüttert, daß er unterſuche, was im Innern der Sache ſei? Wer tritt ihr nicht ſelbſt bei, wenn er unterſucht hat? Wer ſehnt ſich nicht, wenn er beigetreten iſt, dafür zu leiden?

Der Heldenmuth der Martyrer, welche die grauſamſten Qualen für ihren Glauben erlitten, iſt in den Augen eines jeden unparteiiſchen Forſchers ein Beweis für die Göttlichkeit des Chriſtenthums. Denn jedem Menſchen iſt der Trieb der Selbſterhaltung angeboren, in Folge deſſen hat er einen Abſcheu vor dem Tode, und fliehet Alles, was denſelben herbeiführen möchte. Er fürchtet aber den Tod auch zugleich wegen des ungewiſſen Looſes, welches jenſeits des Grabes auf ihn wartet. Um ſich über dieß Alles hinwegſetzen zu können, wird ein Heldenmuth erfordert, den nur Gott einflößen kann. Da dieſer Muth das Chriſtenthum zum Gegenſtand hatte, muß er nothwendig göttlich ſeyn; denn es läßt ſich nicht annehmen, daß Gott zur Vertheidigung einer Sache, die nicht ſein Werk iſt, eine übermenſchliche Kraft verleihe. Der Selbſtmord iſt zwar auch eine Verachtung des Lebens; aber er entſteht in Folge des Irrthums, daß man ſich dadurch von Leiden befreie, die man für größer als den Verluſt des Lebens hält. Bei den Martyrern aber war es umgekehrt, ſie beſtiegen das Blutgerüſt nicht mit dem Gedanken: Es iſt doch keine Rettung mehr. Bis zum letzten Athemzuge bot man ihnen die Befreiung von ihren Schmerzen an, und zeigte ihnen zugleich die glänzendſten Ausſichten auf Anſehen und Reichthum, wenn ſie nur ihren Glauben verläugnen würden. Sie ſchlugen aber Alles aus, verſchmähten alles irdiſche Glück und blieben ſelbſt gegen die Zuredungen, ja Bitten und Beſchwörungen derjenigen Perſonen taub, die mit ihnen durch die zärtlichſten Bande der Freundſchaft verbunden waren.

Wenn die chriſtlichen Martyrer nichts als kühne Todesver-

achtung gezeigt hätten, so würden sie auf ihre Zeitgenossen wenig Eindruck gemacht haben, da ihnen der Selbstmord nichts Neues war, und sie sich an das Schauspiel, Menschenblut fließen zu sehen, längst gewöhnt hatten. Aber die Christen legten etwas höheres an den Tag, als jene Gleichgiltigkeit, welche das Leben wie eine lästige Bürde wegwirft. Nicht nur Männer, auch Weiber und Greise, Jünglinge und zarte Jungfrauen litten heiter und freudig alle Qualen, welche die sinnreiche Grausamkeit der Henker zu erfinden wußte, ohne Klage, oft ohne einen einzigen Schrei des Schmerzes. Sie ermüdeten durch ihre unbesiegbare Kraft zu dulden ihre Peiniger; sie dankten den Richtern dafür, daß sie ihnen die Gnade verschafften, für ihren Glauben ihr Blut vergießen zu können; sie gaben nicht das leiseste Zeichen des Unwillens gegen ihre Ankläger und Quäler zu erkennen, im Gegentheile, sie falteten die Hände und flehten für sie, als wären sie ihre größten Wohlthäter, die Gnade des Himmels an. Da gab es Greise, die unter ihren weißen Locken und ihrem altersschwachen Körper eine Kraft fanden, wie sie die Natur der blühendsten Jugend kaum verleiht, und die den Feinden des Glaubens ihre Gebrechlichkeit wie eine Mauer entgegensetzten, an welcher die Grausamkeit der Tyrannen und die Wuth der Henkersknechte zerschellte. Da gab es Kinder, die, kaum ins Leben eingetreten, schon für ihren Gott zu sterben wußten, die mit den Folterwerkzeugen unter den Händen ihrer Henker gleichsam spielten, und mit lächelnder Miene die Martyrkrone begrüßten, welche ihnen eine unsichtbare Hand darreichte; Jungfrauen gab es, welche die Schwäche ihres Geschlechtes vergaßen und heldenmüthig die größten Qualen erlitten. Ganze Schaaren sah man von Solchen, die mitten unter den eisernen Nägeln, den Folterbänken und den glühenden Kohlenbecken, zwischen den Trümmern ihrer verstümmelten Glieder, den Blutströmen und den tausend schrecklichen Todesarten, womit sie umgeben waren, die Stirne heiter, die Augen gegen den Himmel gerichtet, den Namen Jesus auf ihren Lippen, die Freude in all ihren Zügen hatten und mehr Siegern als Sterbenden ähnlich waren, die durch ihren beispiellosen Heldenmuth ihre Verfolger beschämten und das ganze heidnische Volk mit Bewunderung erfüllten. — Wer erkennet hier nicht, daß eine übermenschliche Kraft in den Martyrern wirkte? Wenn aber Gott sich der Martyrer in jener

Stunde, wo ſie für das Chriſtenthum den Tod erlitten, mit beſonderer Hilfe annahm, ſo hat er dadurch zugleich auch das Evangelium als ſeine Lehre beſtätiget.

10. Die Juden ſind ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit und Göttlichkeit des Chriſtenthums.

Jeſus Chriſtus, der Stifter des Chriſtenthums, hatte der jüdiſchen Nation genau ihr Schickſal vorhergeſagt, nämlich, daß ihr Tempel zu Jeruſalem ſammt der Stadt zerſtört und daß ſie dann ſelbſt unter alle Völker zerſtreuet würde. Gerade ſo, wie die Weisſagungen Chriſti und auch der Propheten des alten Bundes lauten, traf Alles zu, und wir ſehen die Erfüllung vor unſern Augen. Wir wundern uns mit Recht, daß Gott unter ſo vielen Mitteln, die er hatte, das undankbare Volk der Juden zu beſtrafen, gerade ſeine Zerſtreuung auf der ganzen Erde wählte. Dieſe Wahl verſchließt eine tiefe Abſicht, welche im allgemeinen Plan ſeiner Vorſehung liegt. Indem er die Wahrheit der Religion auf unverwüſtbare und beſtehende Fundamente gründen wollte, mußte er die Juden fortbeſtehen laſſen, damit eben ihre Zerſtreuung und ihre Verblendung die Gewißheit unſers Glaubens bewieſen. Wären alle bekehrt worden, ſo wären ſie verdächtige Zeugen geweſen; hätte Gott ſie alle vernichtet, ſo hätte es keine Zeugen mehr gegeben.

Das jüdiſche Volk war Inhaber der heiligen Bücher, und es war deßhalb unerläßlich, daß es in ein ſichtbares Ganzes vereiniget wurde, ohne ſich mit den übrigen Völkern zu vermiſchen, bis dieſe Bücher ganz vollendet, bis ſie allgemein als göttlich anerkannt waren, und bis die Ankunft des Erlöſers die Weiſſagungen, welche ſie enthielten, erfüllt und gerechtfertigt hatte.

Nach Erfüllung alles deſſen war es unerläßlich, daß die Juden auf der ganzen Erde zerſtreut wurden, um überall dieſe Bücher hinzutragen, um überall die Achtung und Ehrfurcht zu zeigen, womit ſie dieſelben bewahrten, und damit die Heiden, die ſie aus ſo wenig verdächtigen Händen empfängen, darin den unbeſtreitbaren Beweis fänden, daß der von den Chriſten verkündigte Meſſias der ſei, den eben dieſe Bücher vorausgeſagt hatten. So fand das Chriſtenthum allenthalben unverwerfliche Zeugen durch ſeine erbittertſten Feinde aufgeſtellt, welche wider Willen die Weiſſagungen bewieſen und

durch den Anblick einer gleichfalls vorausgeſagten Strafe einen neuen Beweis ihrer gänzlichen Erfüllung zeigten. So bildeten ſie ſelbſt auf vielfache Weiſe und unter allen Geſichtspunkten den Beweis für das Evangelium.

Die Nothwendigkeit ihrer Erhaltung lag nicht minder in den Abſichten Gottes und war nur noch geeigneter, ſeine Macht kund zu geben. Was iſt heut zu Tage aus ſo vielen einſt ſo berühmten Völkern geworden? Was iſt uns von den ungeheuern und reichen Monarchieen der Aſſyrier, Chaldäer, Meder und Perſer geblieben? Gott bediente ſich ihrer zur Ausführung ſeiner Abſichten; ſobald dieſe erreicht waren, verſchwanden ſie von der Erde. Wer kann heut zu Tage die alten Römer von den Barbaren unterſcheiden, welche Italien überſchwemmten? Wer wird jetzt die alten Spanier von den Gothen unterſcheiden, welche ſie beſiegten? Wer kann verſichern, daß vom Orient bis zum Occident nur eine einzige Familie eingeboren in dem Lande ſei, das ſie bewohnt?

Die Zeit hat alle Generationen verſchlungen, alle Reiche verzehrt; Alles hat ſich verändert, Alles iſt vermiſcht und durcheinander, kein Reichthum, keine Macht, keine Waffen konnten die mächtigſten Nationen vor ihrer gänzlichen Vernichtung bewahren. Das jüdiſche Volk, arm und ſchwach, hat allein dieſer allgemeinen Zerſtörung entrinnen können. Die Juden ſind noch heut zu Tage, was ſie ſonſt waren: ſie kennen ihren Urſprung; ſie reichen bis auf Abraham zurück und ſtammen ohne Unterbrechung von den Patriarchen ab. Ihr Unglück, ihre Drangſale konnten jene Kette weder unterbrechen noch unſern Augen entziehen, die ſie unter ſich vereinigt und die ſie von den übrigen Völkern geſondert hält, in deren Mitte ſie, verachtet und gehaßt von ihnen, leben.

Es iſt unmöglich, größere Uebel, eine allgemeinere Verachtung zu ertragen und mehr Uebelwollen und Plackereien zu erfahren, als die, welche ſie von den Nationen erlitten, die ſie unter ihrer Abhängigkeit hielten; ungeachtet ſo vieler Hinderniſſe beſtehen ſie dennoch: ähnlich ſchwachen Bächen, welche durch das weite und tiefe Meer der Nationen hinziehen, ohne daß, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, ihr Lauf unterbrochen wurde, und ohne daß ihre Waſſer mit denen des unendlichen Oceans, der ſie aufnimmt, ſich vermengen konnten.

Wie konnte ein ſo ſchwaches Volk, das nur in einigen Privatfamilien exiſtirte, ſich in ſeiner Integrität erhalten, ohne die Mittel zu haben, welche ſo vielen mächtigen Nationen zur Hand waren, die gleichwohl ihren Untergang nicht abwehren konnten? Mit allen Nationen verbunden wie ein unglücklicher Gaſt, den man nur ungern duldet, wie konnte es den Stößen widerſtehen, welche ſo viele andere berühmte Nationen vernichteten, und endlich den Untergang Aller zum großen Erſtaunen der Welt überleben?

Man müßte ſich blind machen wollen, um in dieſem der natürlichen Ordnung der Dinge ſo entgegengeſetzten Zuſtand der Juden eine unſichtbare und mächtige Hand nicht wahrzunehmen, welche ſie der Welt als ein Denkmal ihres Zornes zeigt, welche ſie gegen den allgemeinen Haß erhält, ohne dieſem ein Ende zu machen, damit ſie ein immerwährendes Zeugniß der Erfüllung der Weiſſagungen ſeien; und die ſie endlich erhält zur Belehrung und zum Beiſpiel aller Nationen, ohne daß ſie aus dem Schutz Gottes oder ſeiner Geduld Vortheil ziehen.

Dieß Wunder iſt um ſo größer, als es vorausgeſagt ward. Die heiligen Ausſprüche haben oft wiederholt, daß Israel immer mitten unter ſeinen Züchtigungen und Unglücksfällen bis zu dem von der Barmherzigkeit Gottes bezeichneten Tage beſtehen wird, wo er es zum Glauben und zur Anbetung Jeſu Chriſti rufen wird. Daraus erklärt ſich das Verhalten Gottes und ſeine tiefe Weisheit. Die Juden, gezüchtigt, zerſtreut und erhalten durch ein fortwährendes Wunder, geben Jeſu Chriſto Zeugniß; und wenn ſie ſich zu unſerm Glauben bekehren, werden ſie ihm ein noch viel größeres geben. Dieß letztere wird freiwillig ſeyn; das erſtere iſt unabhängig von ihrem Willen.

Wären ſie nur gezüchtigt worden, ihre Züchtigung würde nur die Gerechtigkeit Gottes beweiſen; wären ſie nur erhalten worden, ihre Erhaltung bewieſe nur ſeine Macht; erhalten aber, um einſt Jeſum Chriſtum anzubeten, dienen ſie auch als Beweiſe ſeiner Barmherzigkeit. So beweist die Vereinigung aller dieſer Umſtände Alles. Ihre Zerſtreuung beweist, daß Jeſus Chriſtus gekommen iſt, und daß ſie ihn kreuzigten; ihre Bekehrung wird einmal beweiſen, daß ſie nicht verlaſſen ſind, und daß ſie einſt an ihn glauben werden. (Buynand des Echelles Triumph des Evangeliums.)

11. Die Art und Weise, wie das Christenthum sich begründete und ausbreitete, ist ein deutlicher Beweis für die Göttlichkeit desselben.

Fünfzig Tage nach dem Tode ihres Meisters traten die Apostel, zwölf arme Fischer von den Ufern des galiläischen Meeres, hervor und verkündeten mit lauter Stimme, die ärgerliche Lehre vom Kreuze. Sie erschütterten mit dieser neuen Lehre den ganzen Erdkreis; denn nicht bloß Juden, sondern auch Heiden bekehrten sich in großer Anzahl. Schon bei dem Tode der Apostel bildete das Christenthum eine unermeßliche Gesellschaft und ihre Nachfolger führten das Werk fort, so daß nach drei hundert Jahren der halbe Erdkreis zur Fahne des Evangeliums sich bekannte und die römischen Herrscher selbst, welche bisher das Christenthum blutig verfolgt hatten, sich zu demselben bekannten. Ist dieß ein bloß menschliches Werk?

Um auf diese Frage zu antworten, müßen wir uns in die Zeiten der Apostel versetzen. Thun wir es, so finden wir, daß damals alle Völker der Erde mit Ausnahme eines einzigen, welches aber das unbedeutendste und verachtetste war, nämlich des jüdischen Volkes, in tiefste Abgötterei versunken waren. Bei allen Nationen war überdieß die Abgötterei so alt, als sie selbst waren. Niemand wußte, wann dieselbe begonnen hatte, oder vielmehr Jedermann glaubte, sie habe nie einen Anfang genommen. Wir sehen ferner, daß die Verehrung, welche jedes Volk seinen Göttern erwies, sehr aufrichtig war; man hatte einen hohen Begriff von ihrer Macht und ihrer Majestät; nichts fürchtete man mehr als ihren Zorn, nichts verlangte man mehr, als sie gnädig zu haben. Die Ueberzeugung hierüber war überall gleich tief und allgemein. Die größten Könige, die berühmtesten Feldherren, die weisesten Staatsmänner, die einsichtsvollsten Philosophen hatten dieselbe heilige Scheu vor den Göttern ihres Landes. Wir wissen aus den Schriften des alten Bundes, daß die Babylonier und der große Cyrus mit ihnen einen Drachen von ungeheuerer Größe anbeteten, und daß Cyrus, als Daniel mit seiner Einwilligung dieß kriechende Ungeheuer getödtet hatte, sein Leben nur dadurch von der Wuth des Volkes retten konnte, daß er ihnen den Propheten Preis gab, den sie in die Löwengrube warfen.

Zur Zeit der Apoſtel hatten alſo die Völker des Erdbodens den ſtärkſten Hang zur Abgötterei. Nun aber je heftiger ein Hang iſt, der eine Nation in den Irrthum hinreißt, deſto größere Anſtrengung koſtet es auch, dieſelbe zur Wahrheit zurückzubringen. Darum muß es eine höchſt ſchwierige Aufgabe ſeyn, eine ganze Nation, die im Irrthum befangen liegt, zur Vernunft zurückzuführen, da es ſchon nicht geringe Mühe koſtet, nur einen einzigen Menſchen für ſeine Ueberzeugung zu gewinnen. Zwar war die Ueberzeugung der Heiden vom Daſeyn ihrer Gottheiten und die Verehrung, welche ſie ihnen bewieſen, nur ein Vorurtheil; aber deßwegen war es nicht minder ſchwer, ſie zu belehren; denn National-Vorurtheile herrſchen mit unbezwingbarer Gewalt über die Gemüther und machen ſich alle Seelen unterwürfig. Ueberdieß war die Abgötterei in jener Zeit am leichteſten anzunehmen und zugleich am ſchwerſten abzulegen. Sie war leicht anzunehmen; denn die ganze Welt war heidniſch, und jeder Menſch ſah ſich von ſeiner Geburt an mit Götzendienſt umgeben. Die erſten Empfindungen, welche man den Kindern einflößte, waren Verehrung und Furcht der Götter. Je älter ſie wurden, deſto mehr wurden ſie im Götzendienſte, den ſie im häuslichen Unterricht erlernt hatten, befeſtiget. Sie ſahen, daß die Großen, die Senatoren, die Feldherren, die Weiſen ihrer Nation, ja die Könige ſelbſt eben ſo ſehr als das Volk von der Majeſtät der Götter überzeugt und eben ſo ſehr von dem Eifer für ihre Verehrung beſeelt waren. So vereinigte ſich Alles, den Menſchen in die Abgötterei hinzureißen, aber ſchwer war es, ihn zur Ablegung derſelben zu vermögen; denn die Abgötterei nahm alle Leidenſchaften in Schutz. Die Menſchen hatten ihre eigenen Leidenſchaften vergöttert, damit ſie dieſelben ohne Tadel des Gewiſſens befriedigen konnten. Jeder ihrer Götter war der Beſchützer irgend eines Laſters; eine grenzenloſe Zügelloſigkeit herrſchte bei den Feſten, die man zu ihrer Ehre feierte und die Ausſchweifung war ein Theil ihrer Verehrung. Unter der Herrſchaft ſolcher Gottheiten wurden die ſchändlichſten Laſter öffentlich begangen und mit kaltem Blute angeſehen. Eine ſo bequeme Religion mußte mächtige Reize für den Menſchen haben, dem nichts über die Freiheit gehet, Alles zu thun, wornach ihn gelüſtet. Zu dieſem Allem kömmt noch, daß bei jedem Volke die Abgötterei die Religion des Staates und auf das innigſte mit der Verfaſſung ver-

knüpft war. Daher boten die Könige und die Obrigkeiten alle ihre Kräfte auf, sich den Fortschritten der christlichen Religion zu widersetzen, und dieses um so mehr, da sie besorgten, die Einführung der neuen Religion würde Unruhen herbeiführen, die den Staat selbst umstürzen könnten. Wir sehen wirklich, daß die Heiden bis ins fünfte Jahrhundert herab dem Christenthume alle öffentlichen Drangsale, die Verheerung und den Verfall des Reiches zuschrieben, da sie sich innigst überzeugt hielten, die Unglücksfälle, die von allen Seiten auf Rom losstürmten, wären die Wirkungen von der Rache der Götter.

Aus diesem Allen ist ersichtlich, daß die Apostel, wären sie auch die gelehrtesten und beredsamsten Männer ihres Jahrhunderts gewesen, geschweige denn, daß sie verächtliche Fischer waren, nach menschlichen Dafürhalten nimmer hätten hoffen dürfen, die Welt von den Gräueln des Götzendienstes abzubringen und für das Christenthum zu gewinnen. Dieß ließ sich um so weniger erwarten, je entgegengesetzter die neue Lehre der alten war. Denn sie mußten einer Religion Aufnahme verschaffen, welche den Menschen verpflichtet, unbegreifliche Geheimnisse ohne den mindesten Zweifel fest zu glauben, und zwar Geheimnisse, die unendlich hoch über ihre Vernunft stunden und daher ihnen selbst vernunftwidrig zu seyn schienen, so z. B. der Glaube an einen Gottmenschen, der am Kreuze starb, der unter den scheinbaren Gestalten nicht mehr bestehenden Brodes gänzlich enthalten ist, der Glaube an die Auferstehung der Leiden, an das jüngste Gericht u. s. w. Sie mußten einer Religion Aufnahme verschaffen, welche verpflichtet, einen Menschen als Gott und Erlöser anzubeten, der am Kreuze in Schmach und Schande gestorben war. Wie sollte sich dazu eine Welt bequemen können, die gänzlich von der Hoffart beherrscht war? Die Apostel mußten einer Religion Aufnahme verschaffen, welche den Menschen verpflichtet, ohne Unterlaß seine Leidenschaften zu bekämpfen; welche Demuth, Losreißung vom Irdischen, Keuschheit, Buße, Verzeihung der Beleidigungen und Feindesliebe befiehlt; welche verlangt, daß der Mensch die Erde als den Ort seiner Verbannung und den Himmel als sein Vaterland betrachte. Wie ist es denkbar, daß die Apostel, Männer, welche in den Augen der Welt nicht die mindeste Bedeutung hatten, ohne besondere Dazwischenkunft Gottes für eine solche, den mensch-

lischen Neigungen so sehr widerstreitende Religion den Erdkreis hatten gewinnen können? Dieß wird um so unbegreiflicher, wenn man erwägt:

I. daß die Apostel durchaus keine menschliche Hilfe hatten, ihr Unternehmen siegreich auszuführen. Denn wodurch gelingt die Ausführung großer Plane? Durch glänzende Beredtsamkeit, welche die Gemüther überzeugt; durch Reichthum, der sie bestechen oder verführen kann; durch Ansehen, das ein Uebergewicht verschafft; endlich durch Gewalt, wodurch Alles unterworfen wird. Nun hatten aber die Apostel keines dieser Mittel; denn sie waren gemeine, arme Leute, deren Aeußeres, deren Sprache, Sitte und Geberdung die Niedrigkeit ihrer Herkunft verrieth. Und dennoch, was die erhabensten Redner, die spitzfindigsten Philosophen, die tiefsinnigsten Staatsmänner und alle Könige der Erde nimmermehr gewagt hätten, zu unternehmen, und was sie auch nimmermehr hätten ausführen können, wenn sie auch alle sich vereiniget und in größter Eintracht und mit gemeinsamer Anstrengung gewirkt hätten, das unternahmen zwölf Männer aus der Hefe des Volkes und brachten es zu Stande trotz aller Hindernisse, die ihnen in den Weg gelegt wurden; denn

II. es ist Thatsache, daß sie in ihrem Unternehmen alle möglichen Hindernisse zu überwinden hatten. Sie hatten mit der Widersetzlichkeit des ganzen Erdkreises zu kämpfen, der sich wider sie und ihre Lehre verschworen hatte. Die Verfolgung brach an dem nämlichen Tage los, wo sie Christum zum ersten Male zu Jerusalem predigten. Aber dieß war nur das Vorspiel jener größern Verfolgung, welche der ganze Erdkreis über sie verhängte. Die römischen Kaiser setzten Alles in Bewegung, die weitere Verbreitung des Christenthums aufzuhalten. Im ganzen Reiche ward das Schwert wider die Christen gezückt; man wüthete ohne Schonung und Barmherzigkeit wider sie. Verbannungen, Gefängnisse, Einziehung der Güter, Geißlungen, Brandmarkungen aller Art waren nur leichte Versuche der Uebel, welche man über sie verhängte. Man begnügte sich nicht blos, die schwersten Todesstrafen gegen sie anzuwenden, welche die Gesetze über die größten Verbrecher aussprachen, sondern man erfand zahllose, unerhörte Qualen, deren bloßer Gedanke Entsetzen erregt. Niemand ward geschont; keine Rücksicht kannte man weder

für die erlauchteſte Geburt, noch für die anerkannteſte Tugend; man ward von keinem Mitleiden bewegt weder für die jüngſten Kinder, noch für die ehrwürdigſten Greiſe, noch für die zarteſten Jungfrauen. Durſtiger waren die Heiden nach dem Blute der Chriſten, als ſelbſt die grimmigſten Thiere, denen man ſie zur Speiſe vorwarf. Ueberall haftete der öffentliche Haß auf den Chriſten. Der abgöttiſche Freund gab ſeinen chriſtlichen Freund bei den Richtern an, der Knecht ſeinen Herrn, der Vater ſeinen Sohn, der Sohn ſeinen eigenen Vater, die Gattin den Gatten und umgekehrt. Eine ſo allgemeine und fürchterliche Verfolgung mußte ohne Zweifel das Chriſtenthum ausrotten. Doch geſchah gerade das Gegentheil. Je mehr die Chriſten verfolgt wurden, deſto mehr vervielfältigten ſie ſich, das vergoſſene Blut eines Einzigen ward ein fruchtbarer Saame, woraus tauſend Andere hervorſproßten. Mehr als einmal ſah man, wie die Zuſchauer bei den Qualen der Martyrer, über ihre mehr als menſchliche Geduld erſtaunt, plötzlich ausriefen, auch ſie ſeien Chriſten, und ſich freiwillig dem Tode darboten. Man ſah ſogar Henker, die vor den Schlachtopfern niederfielen, welche unter ihren Streichen gefallen waren, und unerſchrocken ihr Haupt darreichten, um durch andere Hände geſchlachtet zu werden. Wer ſieht an dieſem Allem nicht das Werk Gottes? Dieß leuchtet um ſo mehr ein, da

III. die Apoſtel zur Erreichung ihres Zweckes Mittel in Anwendung brachten, die natürlicher Weiſe gerade das Gegentheil von dem hervorbringen mußten, was ſie wollten. Denn ſie wußten, daß in allen Ländern, wohin ſie das Evangelium brächten, die Fürſten und das Volk ſich mit Wuth gegen ſie erheben würden. Es forderte alſo die Klugheit von ihnen, daß ſie das Evangelium anfangs im Stillen verkündiget und ſo lange gewartet hätten, öffentlich aufzutreten, bis ſie eine Partei gebildet haben würden, die ſtark genug war, der Gewalt zu widerſtehen. Indeß traten ſie am Pfingſtfeſte mitten in Jeruſalem auf und verkündigten mit lauter Stimme die Lehre vom Kreuze. — Die Klugheit forderte von den Apoſteln, ohne Unterſchied und Wahl alle in die Kirche einzuführen, welche nur immer die Aufnahme in dieſelbe nachſuchen würden; denn ſo hätte ſich ſchnell eine Partei gebildet, und dadurch würden ſie Gewicht und Anſehen erlangt haben. Die Apoſtel und ihre erſten Nachfolger thaten aber gerade das Gegentheil, man nahm nur Solche in die

Kirche auf, bei denen man die Merkmale einer wahren Bekehrung fand. Die Klugheit forderte von den Apoſteln, daß ſie zu Anfang der Kirche das Evangelium mit einiger Milde verkündiget und nach Möglichkeit den Vorurtheilen derjenigen nachgegeben hätten, welche ſie zum Chriſtenthum anlocken wollten. Indeß trugen ſie das Evangelium immer in ſeiner ganzen Strenge und Unvereinbarkeit mit dem jüdiſchen und heidniſchen Aberglauben vor. Nie ward ein Menſch zur Taufe zugelaſſen, wenn er nicht zuvor verheißen hatte, er werde nach dem Glauben leben, werde ihn vor den Tyrannen bekennen und lieber ſterben als demſelben entſagen.

Die Klugheit forderte von den Apoſteln, daß ſie in den erſten Zeiten, wo die Kirche noch ſchwach war und dazu auch noch von Außen mit großer Heftigkeit angefeindet wurde, die Gläubigen ſanft und gemäßigt geleitet und ihnen manche Uebertretungen nachgeſehen hätten. Indeß war die kirchliche Regierung nie feſter und ſtrenger, als zur Zeit, wo das Feuer der Verfolgung faſt überall flammte; die geringſten Fehltritte wurden mit der größten Strenge beſtraft; ſchnell wurde man von der Kirche ausgeſchloſſen, und nur nach harter und langwieriger Buße ließ ſich die Ausſöhnung hoffen. — Die Klugheit forderte endlich, daß die Chriſten wenigſtens dann, als ſie durch ihre große Anzahl und die Häupter, welche ſie an ihre Spitze ſtellen konnten, im Stande waren, Furcht einzuflößen, für ihre eigene Vertheidigung ſich bewaffnet hätten. Die Chriſten hatten die gerechte Sache; ſie konnten ſich auch auf das Beiſpiel der Machabäer ſtützen. Wären ſie Sieger geworden, welche Fortſchritte würde dann das Chriſtenthum gemacht haben, da es ſich ſogar während der Zeit der Verfolgung ſo weit verbreitete; würden ſie aber beſiegt worden ſeyn, was hätten ſie dann noch mehr zu leiden gehabt, als ſie bisher ſchon gelitten hatten? Sieh, wie viele Gründe die Chriſten gehabt hätten, ſich zu erheben. Allein die heiligen Lehren und heldenmüthigen Beiſpiele der Apoſtel und ihrer Nachfolger wirkten ſo ſehr auf das Herz der Gläubigen, daß während drei Jahrhunderten der grauſamſten und unerträglichſten Verfolgung, die je in der Welt geſehen ward, kein Menſch im ganzen ungeheuern Römerreiche auch nur von einem einzigen Aufruhr hörte, der durch die Chriſten wäre erregt worden. Die ganze Kirchengeſchichte zeigt, daß die Chriſten ohne Unterlaß für die Wohlfahrt des

Reiches und der Herrscher beteten, daß sie die Steuern mit Gewissenhaftigkeit bezahlten, daß man sie nie gegen diese grausamen Herren murren hörte, und daß diese nie getreuere Unterthanen hatten, als sie waren. Sie gebrauchten keine andere Waffe, als Gebet, Fasten, Seufzer und Thränen, wodurch sie den Himmel zu erweichen suchten. Sie ermahnten einander, Alles für denjenigen zu leiden, der den Tod am Kreuze für sie gelitten hatte, und war der Augenblick erschienen, wo sie geschlachtet werden sollten, so empfingen sie geduldig den Todesstreich, und segneten dabei sowohl die Hand, die sie Gott zum Opfer schlachtete, als Gott, der sie würdig hielt, ihm geopfert zu werden.

Fassen wir jetzt Alles in Kürze zusammen. Die Apostel wagten sich an das größte Werk, welches je die Menschen hätten unternehmen können. Sie hatten in sich selbst Nichts, wodurch eine solche Unternehmung hätte gelingen können; sie hatten bei der Ausführung ihres Werkes alle menschlichen Hindernisse zu überwinden; die Mittel, welche sie anwendeten, ihren Riesenplan zu erreichen, mußten nach allen Regeln der menschlichen Klugheit gerade dahin wirken, ihr Werk zu vereiteln. Aber dennoch bekehrten sie eine zahllose Menge Juden und Heiden, und bei ihrem Tode waren die Christen bereits zu einer unermeßlichen Schaar angewachsen. Während der drei Jahrhunderte, in welchen die Verfolgung fortwährend wüthete, verbreitete sich das Christenthum allenthalben. Nun empfingen auch die Kaiser, von der Macht der Wahrheit besiegt, die Taufe, und durch diesen letzten Sieg war das Christenthum die Religion des Erdkreises. Hätten dieses Menschen bewirken können? Wer sieht hier nicht überall die Hand der Vorsehung? Wer erkennt nicht, in der Ausbreitung der christlichen Kirche zugleich auch die Göttlichkeit derselben?

12. Hindernisse, welche in den ersten Zeiten die Annahme des Christenthums erschwerten.

Es gehörte in den ersten Zeiten der christlichen Religion die größte Resignation und Selbstverläugnung dazu, das Heidenthum zu verlassen, und zur Fahne des Evangeliums zu schwören.

Das heidnische Religionswesen war verwachsen in alle Zweige des häuslichen und bürgerlichen Lebens, tief gewurzelt in den herr-

ſchenden Sitten und Gebräuchen. In allen Städten gab es nicht blos eine mächtige Prieſterſchaft, deren Exiſtenz von der Erhaltung des heidniſchen Kultus abhing, ſondern auch Künſtler, Kaufleute und Handwerker, welche aus dem Götzendienſte ihre Nahrung zogen. Wer aus dieſen dem Chriſtenthume ſich zuwandte, verſtopfte ſich ſeine Nahrungsquelle. Aber auch für jeden andern Heiden lagen im Bekenntniſſe des chriſtlichen Glaubens unüberſehbare Schwierigkeiten. Ein Solcher mußte ſich aus ſeiner bisherigen Lebensweiſe, die ihm zur anderen Natur geworden war, völlig herausreißen: er war ausgeſchloſſen von den öffentlichen Feſtlichkeiten, welche zur Ehre der Götter gegeben werden; ausgeſchloſſen von den geſelligen Freuden der heidniſchen Mahle; ausgeſchloſſen von den Lieblingsergötzlichkeiten jener Zeit, den beluſtigenden Schauſpielen und blutigen Gladiatorengefechten. Der Hang nach dieſen Dingen war aber ſo groß, daß Tertullian ſagt, Manche ſeien noch mehr durch den Gedanken, dieſe Vergnügungen entbehren, denn durch die Furcht, als Chriſten den Martyrtod leiden zu müſſen, von der Annahme des Evangeliums abgeſchreckt worden.

Die Chriſten waren in damaliger Zeit gleichſam die allgemeine Kloake, in welcher man allen Spott und Schimpf ſammelte. Sie wurden als eine alle Religion verachtende, gottesleugneriſche Sekte erklärt. Erfüllt von dem Wahne, daß die Chriſten Atheiſten ſeien, auf denen der Fluch der Götter ruhe, rief das Volk oft mit lautem Unwillen den Statthaltern und Befehlshabern zu: Rottet ſie aus, die Gottesleugner? Die Chriſten erſchienen in den Augen der Heiden als öffentliche Feinde, gegen die man mit der ganzen Schärfe der Geſetze verfahren müſſe, ja die durch ihre Verachtung der das Reich ſchirmenden Gottheiten aller Rechte verluſtig wären, gegen die daher Alles erlaubt und recht wäre. Nicht blos als Feinde der Götter, ſondern auch als Feinde des Staates und ſeiner Machthaber wurden ſie verſchrieen: daher wurden ſie häufig als Majeſtätsverbrecher angeklagt; auch hieß es von ihnen, daß ſie in ihren Verſammlungen widernatürliche Schandthaten begingen, und das Fleiſch eines geſchlachteten Kindes ſich zum Eſſen darreichten. Selbſt die Wunder, welche Gott durch ſie wirkte, gaben ihren Feinden Veranlaſſung zur Anklage: man ſagte, ſie brächten dieſe durch ihre Verbindung mit den böſen Geiſtern zu Stande.

Das Christenthum erschien also den damaligen Heiden als ein Gemisch von Thorheit, Unsinn und Verruchtheit. Der bloße Name „Christ" reichte daher hin, den, welcher ihn trug, verhaßt zu machen. Sie konnten die Worte des Apostels auf sich anwenden: „Wir sind der Auswurf der Welt und der Abschaum von Allem." 1. Cor. 4, 13. Alle Stände vereinigten sich im Hasse gegen sie. Das gemeine Volk sah in ihnen, als den Verächtern seiner Gottheiten, die Schuld der öffentlichen Unglücksfälle. War eine Ueberschwemmung eingetreten, hatte ein Erdbeben Verwüstung angerichtet, quälte Hunger oder Pest die Menschen, — so brach der Haß gegen sie los, und manche fielen dann als Opfer der Volkswuth. Die Reichen und Hochgestellten sahen mit vornehmer Geringschätzung auf die Religion der Christen und ihrer Bekenner herab. Thorheit schien es ihnen, galiläische Fischer über den göttlichen Plato zu setzen, und wenn sie von den geheimnißvollen Lehren hörten, welche das Evangelium enthielt, so fanden sie darin nur Stoff zum Lachen, und erklärten, diese neue Religion sei eine schlecht erfundene Fabel, welche nur bei Weibern und Sklaven Eingang finden könne. Auch sagten sie, daß eine Religion, dessen Bekenner ein elendes Leben zu führen verurtheilt seien, nicht die wahre seyn könne. Zu allem diesem kamen noch blutige Verfolgungen von Seite der Machthaber. Wie viel Muth und Selbstverleugnung bedurfte es also nicht, zu einer solchen Religion sich zu bekennen und ihr beharrlich anzuhängen? (Döllingers Kirchengeschichte.)

13. Warum Gott nicht gleich anfangs die Kaiser und die Großen des Reichs zur Annahme des Evangeliums bewogen.

Hätte Gott gleich anfangs durch irgend ein Wunder die Kaiser und die Großen des Reichs sammt den Philosophen und Gelehrten zum Glauben berufen, so wäre wohl die Bekehrung der Welt plötzlich und vielleicht mit einem Male erfolgt, aber auf der andern Seite würde dadurch die gute Sache nicht gewonnen, sondern vielmehr verloren haben.

In diesem Falle hätten die Kaiser und die Großen des Reiches sich selbst die Ehre der Weltbekehrung zugeeignet und behauptet, Gott verdanke ihnen alle Huldigungen, welche die Bewohner des

Erdbodens ihm erwieſen. Nicht mit Unrecht hätten ſie dann, wo nur immer das Kreuz wäre aufgepflanzt worden, ihre eigenen Trophäen errichtet. Gott hätte ſomit ſeine Ehre mit den Menſchen theilen müſſen.

Die Welt würde ſelbſt ihre Bekehrung nicht als ein Werk Gottes, ſondern als ein Werk der Menſchen betrachtet haben. Was Wunder, hätte man geſprochen, daß die Großen und Reichen, die Weiſen und die Gelehrten die Bekehrung der Kleinen und Armen, der Unwiſſenden und Ungelehrten nach ſich ziehen! Was Wunder insbeſonders, wenn die Könige den Sinn der Völker nach ihrem Willen lenken? Hat man es ja zu allen Zeiten geſehen, daß die Welt mit blinder Eilfertigkeit Allem ſich fügt, was den Mächtigen und Großen gefällt.

Wenn Gott zuerſt die Kaiſer und Großen des Reiches zum Glauben berufen hätte, um dann die Uebrigen durch ſie anzuziehen, ſo wäre die chriſtliche Religion ohne Widerſpruch in der Welt begründet worden, und folglich hätte es nie Martyrer gegeben; nimmermehr hätte die Welt ſo viele tauſend Chriſten jeden Alters, Geſchlechtes und Standes gegen alle Mächte der Erde für die Wahrheit ſtreiten ſehen, nicht zwar dadurch, daß ſie ſich bewaffneten, ſolche geltend zu machen, ſondern daß ſie eher alles Erdenkliche ausſtehen, als ihren Glauben verrathen wollten. Nimmermehr hätte man ſo viele tauſend Chriſten bewundert, die lieber ſchmähliche Mißhandlungen, ſchwarze Verleumdungen, Verluſt ihrer Güter und ihrer Freiheit, die grauſamſten Qualen und den ſchmachvollſten Tod erlitten, als Chriſto entſagten, um dafür die heidniſchen Götter anzubeten. Gott wäre alſo der höchſten Ehre beraubt worden, die ſeine Diener ihm erweiſen können; die Diener Gottes aber, wären gegenſeitig der höchſten Ehre verluſtig worden, die einem Geſchöpfe widerfahren kann, nämlich als ein Opfer für die Ehre ihres Schöpfers zu ſterben.

Dieß wäre geſchehen, wenn Gott die Begründung ſeiner Religion mit der Bekehrung der Kaiſer und der Großen des Reiches begonnen hätte. Doch jetzt, da es weltkundig iſt, daß zwölf arme Fiſcher es waren, welche die Welt zum Glauben bekehrten; daß die Armen und Ungelehrten es waren, welche die Großen und die Weiſen zur Annahme des Chriſtenthums nach ſich zogen; daß unter denjenigen, die in den erſten Zeiten zum Chriſtenthume ſich bekehrten,

keiner aus irgend einem vergänglichen Vortheil dazu bewogen ward, sondern daß vielmehr Alle, die diesen gefährlichen Schritt wagen wollten, alle möglichen Opfer bringen mußten; jetzt, da es weltkundig ist, daß die Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion den ersten Christen so tief im Herzen wurzelte, daß sie lieber tausend Mal den Tod erleiden, als derselben entsagen wollten; wo es weltkundig ist, daß während jener dreihundertjährigen Verfolgung die römischen Kaiser alle Anstrengung ihrer Macht aufboten, die christliche Religion zu vertilgen, aber diese Religion dennoch gerade durch die Verfolgungen, welche darauf berechnet waren, sie bis auf die letzten Spuren auszurotten, sich nach allen Seiten hin ausbreitete; da es offenkundig ist, daß die römischen Kaiser die christliche Religion nur annahmen, weil sie von der Macht derselben besiegt waren, und es zur Zeit, wo sie dieselbe annahmen, es ihnen nicht mehr möglich war, sie abzuschaffen; — heutzutage also, wo alle diese Thatsachen weltkundig sind, wie kann da ein Mensch, der diese große Umwälzung betrachtet und die Ursachen derselben mit unparteiischem Geiste erwägt, sich erwehren, mit Entzücken auszurufen, daß sie eines der wunderbarsten Werke des Allerhöchsten sei?

Gott wollte den Kaisern und den Großen der Erde zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe, seine Religion in die Welt einzuführen oder darin zu erhalten, und daß sein Wille allein dazu genüge. Es hielt der Allerhöchste es seiner Ehre gemäß, sie erst dann zum Glauben zu berufen, nachdem er sie durch eine Erfahrung mehrer Jahrhunderte überzeugt hatte, daß sie, obgleich sie Alles wider die Christen unternahmen, doch Nichts über das Christenthum selbst vermochten, und daß ihr Beruf weit mehr eine Gnade sei, die er ihnen erzeige, als eine Wohlthat, die sie seiner Kirche erwiesen.

Es gebührt demnach alle Ehre dieser großen Umwälzung Gott allein, und kein Mensch kann Ansprüche darauf machen, dieselbe mit ihm zu theilen. Nimmermehr können die Herrscher der Erde, die Großen und die Weisen dieselbe sich aneignen; denn weltkundig ist es, und sie selbst wissen es, daß die einen ihre ganze Macht, die andern all ihre Talente anwendeten, die christliche Religion in ihrem Keime zu ersticken, und daß, wäre es in ihrer Gewalt gewesen, die Welt nimmermehr aus den Finsternissen der Abgötterei hervorgegan-

gen seyn würde; offenkundig ist es, daß sie die Letzten waren, welche das Christenthum annahmen, und die Einzigen, die es verfolgten.

14. Die Ausbreitung des Muhamedanismus wird mit Unrecht der Ausbreitung des Christenthums an die Seite gesetzt.

So wunderbar die Verbreitung der christlichen Religion ist, so wenig sie sich aus blos natürlichen Ursachen erklären läßt, so viel sie für die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte beweist, so sehr bemühen sich auch die Gegner, sie zu einer ganz natürlichen Begebenheit herabzuwürdigen. Sie ziehen am gewöhnlichsten eine Parallele mit der schnellen und großen Verbreitung des Muhamedanismus, die doch ganz natürlich war, und wollen daraus schließen, eben so hätte es sich mit der Ausbreitung des Christenthums verhalten.

Aber in der schnellen Ausbreitung des Muhamedanismus ist gar nichts Wunderbares; unbegreiflich wäre es vielmehr, wenn er sich nicht so schnell und so weit verbreitet hätte. Muhamed gebrauchte zuerst List, und gleich darauf offenbare Gewalt. Die Hauptsache für ihn war, zuerst seine Familie auf seine Seite zu bringen. Sobald er aber einige Anhänger hatte, gab er ihnen die Waffen in die Hand, die er selbst bis zu seinem Tode nicht mehr ablegte, und die sie hernach noch immer zur Ausbreitung der Religion fortführten. Er setzte sein Religionsgebäude aus den Trümmern der vier Religionen, die damals in seinem Vaterlande herrschten, zusammen, um sie jedem angenehm zu machen. Die Anhänger der Sabier beteten die Gestirne; die der Magier das Feuer an. Die Juden waren in Arabien sehr zahlreich und mächtig; die Christen selbst wieder in mehrere ketzerische Parteien getheilt. Alle diese verschiedenen Religionsgebäude stürzte er nicht um, sondern suchte sie nur in Eines zu verbinden. Von den Sabiern und Magiern nahm er die Feier des Freitags und der vier Monate im Jahre, die Wallfahrt nach Mekka und verschiedene Fabeleien an. Von den Juden, deren wesentliches Unterscheidungszeichen, die Beschneidung, bei den Arabern ohnehin schon eingeführt war, viele Mährchen, Reinigungen, Fasten, Verbote gewisser Speisen, die Polygamie und willkürliche Ehescheidungen; von den Christen die Auferstehung der Leiber, den Artikel vom allgemeinen Gerichte, etwas vom Ansehen Jesu und der

Evangelien ꝛc. Es ist bekannt, daß die Menschen, so lange man von ihnen nur gewisse mechanische Religionsübungen und keine innere Besserung des Herzens verlangt, sich gar leicht dazu verstehen, besonders, wenn man noch dazu ihren Leidenschaften und Neigungen schmeichelt. Darauf verstand sich Muhamed vortrefflich. Unter einem solchen Himmelsstriche, wie Arabien liegt, war den Leuten Nichts angenehmer, als die Zulassung der Vielweiberei und der Ehescheidungen, und die Aussicht zu allen, auch den gröbsten Wollüsten in jener Welt, die Muhamed ihnen versprach. Ueberdieß forderte er als Religionsübungen Nichts als äußerliche Handlungen, die alle Laster und Verbrechen wieder gut machen würden. Eine solche Religion, die den Leidenschaften so sehr schmeichelt, mußte leicht Anhänger finden. Zudem war das römische Reich so zerfallen und ohnmächtig, daß sich Niemand den Eroberungen des neuen Propheten widersetzen konnte. Die Araber selbst waren zwar sehr kriegerisch, welches dem Muhamed bei seinen Eroberungen gut zu Statten kam, zugleich aber auch stunden sie nicht unter Einem Herrn, sondern waren in verschiedene Stämme getheilt. Es wurde dem Muhamed also leicht, einen nach dem andern zu unterjochen. Und doch will man die Ausbreitung des Christenthums mit jener des Muhamedanismus vergleichen, da doch das Christenthum ohne alle Waffen nur von armen, unstudirten Leuten gepredigt wurde, im ersten Anfange in einem Lande, das hartnäckig der jüdischen Religion ergeben war, und dann unter den Heiden, welche alle Götzendiener waren. Beide Theile hatten Lehren und Ceremonien, die das Christenthum schnurgerade für irrig erklärte. Die Lehren der Christen hatten das Herz der Menschen und ihre Leidenschaften gegen sich, weil sie deren Unterdrückung oder Mässigung vorschrieben. Gegen die Apostel waren im Judenlande das große Synedrium und die Privatsynagogen, deren einziger Machtspruch eine Menge Leute von ihnen abwenden konnte. Und im römischen Reiche, das unter einem Oberhaupte stund, war natürlicher Weise ein einziges Edikt hinlänglich, alle ihre Bemühungen zu vereiteln. Beide Theile widersetzten sich ihnen auch durch Befehle, Ränke und offenbare Verfolgungen. Und Geduld, Standhaftigkeit, Leiden und ihr Tod siegte über Alles. Wie läßt sich hier, wenn man nicht völlig blind ist, zwischen der Ausbreitung des Christenthums und des Muhamedanismus eine Parallele ziehen? (Beda Meyers Vertheidigung der Religion.)

Digitized by Google

15. Göttlichkeit der christlichen Religion, bewiesen aus dem Wunder ihrer Erhaltung.

Die Erhaltung der christlichen Religion bei allen Stürmen der Zeit ist nicht minder ein Beweis ihrer Göttlichkeit als ihre Begründung. Wie oft hat es im Laufe von achtzehn Jahrhunderten den Anschein gehabt, als ob sie nach menschlichem Dafürhalten rettungslos verloren wäre. Aber ist sie nicht gleichsam aus dem Schooß des Todes und aus den Tiefen der Abgründe glorreich und triumphirend wieder erstanden? Verfolget ihre Geschichte durch die Jahrhunderte hin, und sehet, ob nicht die äußerste Vernichtung immer das Vorspiel und Zeichen ihrer größten Siege gewesen; ob nicht jeder ihrer Feinde in dem Augenblicke, wo er ihr den Todesstoß beigebracht zu haben schien, unmächtig vor ihr zu Füßen fiel.

Betrachtet das Christenthum gleich Anfangs im Streite mit der Synagoge und den aufrührerischen Juden. Jesus Christus war ihren Streichen erlegen. Fünfzig Tage waren verflossen, seitdem er mit den Flüchen eines ganzen Volkes beladen, unter Qualen und in Schmach seinen Geist ausgehaucht hatte. Seine furchtsamen Jünger wagten nicht, sich sehen zu lassen; sein Name ward nicht mehr genannt; man hörte keine andere Stimme mehr in Jerusalem als die seiner Feinde, und es gab keine Macht mehr, als die ihrige. Alles ist somit zu Ende, die neue Religion schien mit ihrem Urheber begraben worden zu seyn, und die Synagoge kann sich unbekümmert ihres Triumphes freuen. Allein plötzlich erschallt ein Auferstehungsgeschrei in der gottesmörderischen Stadt; feurige Zungen sind erschienen; die Apostel treten aus ihrer Verborgenheit hervor, als Menschen von einem göttlichen Geiste beseelt; sie sprechen alle Sprachen; sie verkünden, daß der Gekreuzigte lebt, daß er der von den Propheten verkündigte Messias sei, und daß man ihn anbeten müsse. Glänzende Wunder bekräftigen ihre Reden; sie finden Glauben; die Mörder des Herrn bekehren sich zu Tausenden; das Volk stürzt sich in Masse den neuen Predigern nach. Die Synagoge knirscht umsonst; ängstlich, verwirrt, bis zum Tode bestürzt, kämpft sie einige Zeit, aber bald fällt sie; das jüdische Volk wird auf dem ganzen Erdkreise zerstreut, und das Evangelium hat sich im Sturme nicht bloß erhalten, sondern auch ausgebreitet. Wel-

cher Sieg! Gab es jemals etwas Schnelleres und Wunderbareres? Aber gab es auch jemals eine tiefere Erniedrigung, als die, welche vorausgegangen war?

Sehet jetzt einen andern, noch furchtbarern Feind, der darauf ausgehet, die junge Pflanze der chriſtlichen Religion mit der Wurzel auszureißen. Die ganze Römiſche Welt iſt gegen zwölf arme Fiſcher vom See Geneſareth verſchworen, welche es gewagt haben, der Welt das Evangelium zu verkündigen. Die ganze Macht der Kaiſer, die ganze Gewalt des Senats, der Prieſter und der Obrigkeiten, alle Blendwerke der falſchen Götter, alle Kunſt der Schriftſteller und Sophiſten, die Stärke der Heere, der blinde Haß der Völker, die Grauſamkeit der Henker, die Schrecken der Hinrichtungen: Alles wird mehr als dreihundert Jahre hindurch angewendet, Alles erſchöpft, um die entſtehende Religion zu erſticken und des Triumphes des Götzendienſtes ſich zu verſichern. Endlich nach ſo langen und grauſamen Bemühungen ſcheint die letzte Verfolgung, weit wüthender als alle andern, die Abſicht der Verfolger erfüllt zu haben; man ſchmeichelt ſich, das Chriſtenthum in den Strömen des vergoſſenen Blutes ausgelöſcht zu haben, und verkündet feierlich, daß dieſer verhaßte Kultus von der Erde verſchwunden ſei. Sehet jene prunkvollen Monumente, welche man zum ewigen Andenken an ein ſo merkwürdiges Ereigniß zu errichten ſich bemühet. Leſet jene ſtolzen Inſchriften: „Dem Diokletian, dem neuen Jupiter, und dem Maximian, dem neuen Herkules, für die endliche Vertilgung des chriſtlichen Namens und für die Zerſtörung des Aberglaubens der Chriſten in der ganzen Welt.“ Aber iſt es denn wahr, allmächtiger Gott! iſt das Chriſtenthum ausgerottet? Kaum ſind jene Denkmäler vollendet, da entfaltet der junge Conſtantin, ſelbſt noch Heide, durch einen geheimnißvollen Traum und durch ein himmliſches Zeichen belehrt, die Fahne des Kreuzes, zieht als Sieger in Rom ein und pflanzt dort das geweihte Zeichen des Heiles auf. Sogleich beugt ſich Alles: die Freude zeigt ſich auf allen Seiten und die erſtaunte Welt iſt chriſtlich. Dort gehet das Heidenthum mit ſeinem Reiche unter, das der gottloſe Julian vergebens aufzurichten ſich bemühte. Das heidniſche Rom ſelbſt, der Mittelpunkt des Götzendienſtes, gehet nach einem Jahrhundert unter, um dem chriſtlichen Rom Platz zu machen, welches bis an das Ende der Zeiten die

Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ſeyn wird. O göttliche Lehre! wie wenig haſt du das Siegesgeſchrei und die übermüthigen Trophäen deiner Feinde zu fürchten, welche niemals ihrem Falle ſo nahe ſind, als wenn ſie thöricht glauben, dich zu ihren Füßen niedergeſchlagen zu haben.

Was ſoll man erſt noch von jenen Kriegen ſagen, welche die Ketzereien und Irrlehren erregten. Schlagen wir die Jahrbücher der Kirche auf, und wir ſehen, daß gleich bei der Geburt des Chriſtenthums der böſe Geiſt Lehrer der Lüge erweckte, um ſolche den Apoſteln der Wahrheit entgegen zu ſtellen, und daß, während dieſe den Saamen der geſunden Lehre in der Welt ausſäeten, dieſe das Unkraut der verderblichſten Irrlehren mit vollen Händen ausſtreuten. Es gab Ketzereien, ſobald es anfing Chriſten zu geben. Kein Jahrhundert verfloß, das nicht eine neue Ketzerei gebar; manche derſelben brachten ſogar mehre an das Licht. Alle Lehrſätze unſers Glaubens wurden angefochten. Der vermeſſene Vorwitz des menſchlichen Geiſtes wollte in alle Dinge, ſogar in die Abgründe der Gottheit eindringen. Gewiſſe Ketzereien, wie der Arianismus und die Häreſien der letztern Jahrhunderte griffen ſchnell wie ein Lauffeuer um ſich und machten gleich einer verheerenden Peſt plötzlich die furchtbarſten Fortſchritte. Nach allen Seiten verbreiteten ſich ihre Eroberungen, riſſen ganze Provinzen und Königreiche nach ſich und erfüllten die chriſtliche Welt mit Aufruhr und Schreckniſſen. Bei dem Anblicke, wie ganze Völker, gleichſam durch die Wirkung eines furchtbaren Zaubers unter die Fahnen der Häreſiarchen ſich reihten, hätte man glauben mögen, der Abfall werde allgemein werden, und es ſei um den alten Glauben geſchehen. Nicht bloß das unwiſſende und rohe Volk ſchlug ſich auf ſolche Weiſe in Menge zur Partei der Neuerer, ſondern es traten derſelben auch Männer bei, die durch ihren hohen Rang in der Kirche und im Staate, durch ihre Talente, Einſichten und ihre wenigſtens ſcheinbaren Tugenden am geeignetſten waren, dem Irrthum Anſehen und Glauben zu verſchaffen. Denn es waren dieß Biſchöfe, Könige und Fürſten, große Gelehrte und hervorragende Geiſter, kurz Männer, die geeignet ſind, ihr ganzes Jahrhundert nach ſich zu reißen und deren bloßer Name ſchon ein Beweis deſſen ſcheint, was ſie behaupten.

Alles ward demnach aufgeboten, den neuen Lehren das Uebergewicht über den alten Glauben zu verschaffen: aller Scharfsinn der Philosophie, alle Macht der Beredtsamkeit, alles Ansehen der öffentlichen Gewalt; Alles, was nur die schmeichelhafteste Hoffnung zu bieten vermag, die Herzen zu verführen; alle Schreckniſſe, die der Drohung zu Gebote stehen, die Gemüther zu ängstigen und zu erschüttern; ganz besonders aber Alles, was die Grausamkeit nur Entsetzliches aufbringen kann.

Ferner sieht man aus der Geschichte, daß manche Ketzereien eine Dauer von mehrern Jahrhunderten hatten, während welcher sie sich mit großem Glanze aufrecht erhielten, mit unumschränkter Gewalt über die Völker herrschten, die sie verführt hatten, und dem Anscheine nach sich eine ewige Fortdauer versprechen dürften. Endlich sehen wir, daß alle Ketzereien auf die hl. Schrift sich beriefen und immer das Wort in dem Munde führten: Widerlegt uns aus der Bibel!

Nach diesem Allen hätte man meinen sollen, die christliche Religion hätte so großen Stürmen nicht widerstehen können, sondern wäre in sich selbst wieder zerfallen. Aber nichts weniger, als dieſes. Gott gab nicht zu, daß die Nacht die Herrschaft des Tages sich anmaßte; er gab nicht zu, daß die Hölle die Oberhand über seine Offenbarung erhalte. Auf die Stimme Gottes zerstreuten sich die dichten Schatten der Lüge; die Spaltungen und Ketzereien gingen vorüber, wie Gießbäche verschwanden sie, und der wahre Glaube erhob aus jedem Wasser der Trübsal um so herrlicher sein Haupt. Denn wo sind jene alten Ketzereien, die, eine jede zu ihrer Zeit, so großen Lärm in der Welt erregten, so große Unruhe stifteten, so viele Könige und Völker verführten? Was ward aus den Arianern, den Nestorianern, den Manichäern und so vielen andern? Sie sind verschwunden; kaum sieht man noch einige elende Ueberreste davon, die, ähnlich den Trümmern einer Stadt, welche durch Feuer und Schwert verheeret ward, nur bestehen, um der Nachkommenschaft den Sieg des Volkes anzuzeigen, das sie zerstörte. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß alle Ketzereien, die wir noch zur Stunde in der Welt sehen, gleiches Schicksal haben werden. Sie werden sich auflösen und vergehen; die Wahrheit, welche sie thörichter Weise zu überwältigen hofften, wird zuletzt sie vernichten.

So erfüllet ſich noch täglich jene berühmte und herrliche Weisſagung des zweiten Pſalmes: Warum wüthen die Nationen, und faſſen die Völker eitle Anſchläge? Die Könige der Erde rotten ſich zuſammen und die Fürſten verſammeln ſich wider den Herrn und wider ſeinen Geſalbten. Zerreißen wir, ſprechen ſie, ihre Bande und werfen wir ihr Joch ab. Er, der im Himmel wohnt, wird ſie verlachen, und der Herr wird ihrer ſpotten. Sprechen wird er dann zu ihnen in ſeinem Zorne, und mit Schrecken wird er ſie erfüllen in ſeinem Grimme. Ich aber ward von ihm zum Könige geſetzt auf Sion, ſeinem heiligen Berge, und ich verkündige ſein Geſetz. Der Herr ſprach zu mir: Du biſt mein Sohn; heute habe ich dich erzeugt. Fordere von mir, ſo will ich dir die Nationen zum Erbtheil, und die Grenzen der Erde zu deinem Beſitze geben. Regieren wirſt du ſie mit eiſerner Ruthe, und zerbrechen wie Gefäße des Töpfers. Und nun, ihr Könige! öffnet euer Ohr zum Verſtändniß; laſſet euch belehren, die ihr Richter ſeid auf Erden. Dienet dem Herrn mit Furcht und frohlocket ihm mit Zittern. Nehmt die Zucht an, auf daß nicht der Herr zürne, und ihr euch nicht vom rechten Wege zum Untergang verlaufet; wenn ſein Zorn in Kurzem aufflammen wird: Selig Jene, die auf ihn vertrauen!

16. Religiöſer Zuſtand der Juden zur Zeit der Ausbreitung des Chriſtenthums.

Wie tief die Juden in religiöſer Hinſicht zur Zeit Chriſti geſunken waren, beweist das Zeugniß des Zeit- und Stammgenoſſen Flavius Joſephus. Es war dieß, ſchreibt er, eine an jeder Gattung von Freveln fruchtbare Zeit, ſo daß keine Bosheit übrig blieb, ja Niemand eine neue Gottloſigkeit erſinnen kann, die man nicht ausgeübt hätte, ſo verderbt waren Alle, im Privatleben wie im öffentlichen, und ſuchten einander in läſternden Freveln wider Gott und in Ungerechtigkeiten gegen den Nächſten zu übertreffen. Die Großen mißhandelten das Volk; dieſes aber ſuchte die Großen zu verderben; jene ſtrebten nach tyranniſcher Herrſchaft, dieſes nach Gewaltthätigkeit und Plünderung der Reichen. Joſephus gehet in ſeiner Aeußerung ſo weit, daß er ſagt: Hätten die Römer gezögert, gegen die dem Gerichte Gottes verfallene Stadt Jeruſalem zu ziehen, ſo würde es vielleicht wie Sodoma durch Feuer vom Himmel ver-

zehrt worden seyn; denn nicht länger hätten die Gräuel, die in der hl. Stadt verübt worden sind, ungestraft bleiben können.

Die Juden damaliger Zeit waren voll irdischen, fleischlichen Sinnes und vom Stolze aufgeblasen. Sie betrachteten sich als das auserwählte Volk, dem allein ein Messias verheißen wäre, und schauten aus ihrer erträumten Höhe mit Verachtung auf die übrigen Völker herab. Sie erwarteten auch nur einen Messias, der sie aus der zeitlichen Knechtschaft befreie und zu irdischer Größe bringe. Ihre Religion bestund nur in einer gewissen Werkheiligkeit: die Besuchung des Tempels und der Synagogen, die mechanische Verrichtung der vorgeschiebenen Gebete und Opfer, die genaue Erfüllung des Ceremoniendienstes galt ihnen für Alles.

Es gab verschiedene Parteien und Sekten unter ihnen, die sich in manchen ihrer Grundsätze feindselig gegenüberstunden.

Die Pharisäer erhoben die kleinlichsten und unbedeutendsten Dinge auf Kosten der wichtigern. Sie hatten eine ängstliche Scheue vor körperlichen Verunreinigungen und verordneten deßwegen eine Menge von Waschungen; die Verunreinigung der Seele aber achteten sie nicht. Sie feierten den Sabbat mit übertriebener Strenge, schliefen gerne auf schmalen Brettern, um im Schlafe herabzufallen, und suchten bei all ihren Handlungen nur den Beifall der Menschen. Sie glichen übertünchten Gräbern, die äußerlich schön sind, innerlich aber voll Fäulniß und Modergeruch. Ihrer Heuchelei und Lobsucht wegen machte ihnen der Heiland oft bittere Vorwürfe.

Die Sadducäer huldigten einer falschen Aufklärung und stunden hinsichtlich ihrer religiösen Begriffe unter manchem erleuchteten Heiden. Sie verwarfen die Unsterblichkeit der Seele und die zukünftige Auferstehung: ihr Grundsatz war, daß Gott die Frommen in diesem Leben mit Gütern und Freuden belohne; die Bösen aber mit Armuth und Leiden strafe.

Die Essärer durften mit Personen, die von ihrer Gesellschaft nicht waren, nicht einmal sprechen, ohne sich nachher durch gottesdienstliche Uebungen zu reinigen. Wer in ihre Gesellschaft aufgenommen werden wollte, mußte einen furchtbaren Eid schwören; fiel er nach der Hand in eine schwere Sünde, so wurde er aus dem Bunde verstossen, und mußte, weil er von Niemanden Nahrungsmittel annehmen durfte, oft jämmerlich umkommen. Den Kleinig-

keitsgeist im Ceremonienwesen trieben sie noch weiter als die Pharisäer: so war es z. B. für sie unrecht, am Sabbate auch nur ein Gefäß von seiner Stelle zu rücken. Ein Zweig von ihnen waren die Therapeuten in Aegypten.

Die Samariter, aus der Vermischung der bei der Wegführung der zehn Stämme in Palästina zurückgebliebenen Israeliten mit den heidnischen Kolonisten, welche der Assyrische König Asterhaddon dahin versetzt hatte, entstanden, lebten mit den übrigen Juden in stetem Hasse, der ihnen allen Verkehr mit denselben verbot. Auch nahmen sie von der hl. Schrift nur die Bücher Moses an.

Noch gab es Karaiten, welche alle Tradition verwarfen; dann Galiläer, schwärmerische Eiferer für bürgerliche Unabhängigkeit, die außer Gott keinen Herrn anerkannten, und lieber sich martern ließen, als daß sie einen Menschen Herrn genannt hätten; endlich Herodianer, die nicht bloß das Römerjoch mit geschmeidigem Nacken trugen, sondern auch heidnische Gebräuche der jüdischen Gottesverehrung beimischten.

Dieses Zerfallen in so vielerlei Sekten ist ein Beweis, wie nahe das eigentliche Judenthum seinem Verfall war.

17. Trauriger Zustand der Völker im römischen Reiche vor Annahme des Christenthums.

Einen traurigen Anblick gewährte die Welt vor dem Christenthum; Sünde und Irrthum herrschte in ihr und hatte die Menschheit in einen schauerlichen Abgrund des Verderbens gestürzt. Der Glaube an Einen Gott war längst verloren und hatte sich in den Wahn einer Vielheit von Göttern aufgelöset. Menschen mit all ihren Gebrechen und Lastern wurden zu Göttern erhoben und als solche angebetet; die Götter selbst aber wurden herabgezogen zu menschlichen Leidenschaften und oft in die verächtlichsten Wesen umgewandelt. Thiere, Steine und Klötze betete man nicht selten als Gottheiten an. An den unbedeutendsten und werthlosesten Gegenständen hatte man die Adtribute der Gottheit verschwendet; es gab kaum ein Bedürfniß, ein Vorurtheil, eine Tugend oder ein Laster, das man nicht als Gottheit personificirte und anbetete. Tempel waren errichtet der Göttin des Fiebers, der Tödterin der Kinder, der Furcht, der Göttin der schädlichen Ausdünstungen und eckelhaf-

ten Genüsse, auch der Unverschämtheit und Hartnäckigkeit. So wuchs die Zahl der Gottheiten zu einer entsetzlichen Höhe an. Im Umfang des römischen Reiches, in welches die Römer gleichsam den Aberglauben der ganzen Welt aufnahmen, wurden mehr als 20,000 verschiedene Götter und Göttinen angebetet. — Auch von den höchsten Gottheiten hatte man die unwürdigsten und lächerlichsten Vorstellungen. Die Römer hielten den Namen der Schutzgottheit von Rom sorgfältig geheim, damit sie nicht etwa von den Feinden einmal durch Versprechungen kostbarer Opfer weggelockt werde; die Götterbilder wurden zuweilen mit Ketten an das Fußgestell angeschlossen, damit sie nicht entfliehen könnten. Den Göttern wurden oft die abscheulichsten Leidenschaften beigelegt; man stellte sich dieselben eben so lüstern und ausschweifend vor, wie man selbst war. Quälend für die Menschen war insbesonders ihre Eifersucht, mit welcher sie sich einander verfolgten: wer einen Gott vorzüglich verehrte, mußte besorgen, sich dadurch den Zorn eines andern aufzuladen.

Das Heidenthum kannte nicht den beruhigenden Glauben an eine allwaltende Vorsehung; in Allem sah es nur das Werk eines blinden Zufalls: die Götter selbst waren ja nach seiner Vorstellung dem blinden Schicksal unterworfen. Daher war der Polytheismus auch ganz und gar unfähig, dem Leidenden und Gedrückten irgend einen Trost zu geben. Um den Schmerz zu betäuben oder den nagenden Sorgen zu entgehen, stürzte man sich entweder in den Rausch der Genüsse und sinnlichen Vergnügungen, oder machte dem Leben, das einem zur unerträglichen Bürde geworden war, durch Selbstmord ein Ende.

Der heidnische Götterdienst war den Gefühlen der Andacht, der frommen Seufzer, der Reue über begangene Sünden völlig fremd, im Gegentheile wurden die Götter oft um Hilfe zur Vollbringung schändlicher Verbrechen angefleht. Nicht selten redete man zu den Gottheiten in so abscheulicher Sprache, daß man sich geschämt hätte, dieses vor einem etwas züchtigen Menschen zu wiederholen. Daher schreibt der Heide Seneka: was so abscheulich ist, daß man sichs vor Menschen nicht zu sagen getraut, trägt man den Göttern vor. Der Götterdienst selbst, statt vom Laster abzuziehen, war vielmehr eine öffentliche Uebungsschule jedes Lasters und aller Ausschweifungen. Der Götzendienst hatte überall Menschenopfer und die abscheu-

lichſte Wolluſt im ſeinem Gefolge. (Cf. B. 1. Artikel Abgötterei S. 29 und 30.). In Arkadien wurden noch im dritten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung Menſchen geopfert; auch iſt vom Kaiſer Octavianus bekannt, daß er nach der Einnahme von Peruſia dem Divus Julius 300 gefangene Peruſiner geopfert hat. Was ſoll ich erſt von der Wolluſt ſagen, wozu der heidniſche Cult im buchſtäblichen Sinn des Wortes einlud? Die Aſtarte der Philiſter und Phönicier, die große Göttin der Syrer zu Hieropolis, die Anaitis der Armenier, die Militta der Babylonier, — dieſe Gottheiten wurden alle dadurch geehrt, daß ihnen geweihte Mädchen und Weiber in den Tempeln ihre Keuſchheit Preis gaben. Im Tempel der Aphrodite zu Korinth wurden tauſend feile Dirnen der Wolluſt wegen unterhalten. Wer ſollte es für möglich halten, männliche und weibliche Geſchlechtstheile waren bei öffentlichen Feſten Gegenſtände der Verehrung. In den geheimen Schlupfwinkeln der Tempel wurden oft unnatürliche Gräuel der Wolluſt verübt, die theilweiſe erſt unter den chriſtlichen Kaiſern entdeckt und verboten wurden.

Auch bösartige Gottheiten hatten ihren Cult, womit die Gräueln der Magie zuſammenhingen. Dabei wurden die Schatten der Verſtorbenen heraufbeſchworen; ſelbſt Kinder ſchlachtete man, um in ihren Eingeweiden die Zukunft zu leſen. Gewöhnlich diente die Magie nur zur Erreichung verbrecheriſcher Abſichten.

Aus den kleinlichſten Zeichen wähnte man den Willen der Götter erforſchen zu können, aus den Eingeweiden der Opferthiere, dem Flug der Vögel, dem Freſſen der Hühner u. ſ. w. In den wichtigſten Handlungen und entſcheidenſten Unternehmungen war man von dem Gutachten der Wahrſager abhängig. Selbſt die Gebildeten hegten eine kindiſche Angſt vor üblen Vorbedeutungen; durch einen Traum wurde man in gewaltige Schrecken geſetzt, und wenn man zufällig den linken Schuh an den rechten Fuß gezogen hatte, hielt man dieß für den Vorboten eines großen Unglücks.

Gewiſſe heidniſche Reinigungsmittel trugen nur dazu bei, das Sittenverderbniß zu vermehren. Wenn der Mörder, der Ehebrecher, der Meineidige ꝛc. mit der Aqua lustralis ſich beſprengte, ſo hielt er ſeine Schuld, auch ohne Reue und Beſſerung, völlig getilgt. Dasſelbe bewirkten auch für alle Miſſethaten die ſogenannten Taurobolien und Kriobolien. Der zu Reinigende legte ſich nämlich in

eine Grube, über welche man ein mit vielen Löchern durchbohrtes Brett warf. Ueber diesem Brette wurde ein Stier oder Widder geschlachtet, so daß das Blut wie ein Regen auf den Büßenden hinabträufelte, der sich in Folge dessen für gereinigt hielt.

Von dem Leben jenseits des Grabes hatte der Heide kaum eine Ahnung. Wenn es weit kam, so kannte man nur ein düsteres Schattenleben im Hades; nur einzelne besondere Feinde der Götter wurden im Tartarus bestraft, und eben so genossen nur einzelne Lieblinge der Götter die ganz sinnliche Seligkeit im Elysium. Gewöhnlich wurde alle Fortdauer jenseits des Grabes geläugnet; man hielt sich nur für ein Geschöpf dieser Zeitlichkeit. Daher waren alle Wünsche und war alles Streben nur für dieses Leben berechnet. Daß mit solchen Grundsätzen überhaupts eine wahre Religion unvereinbar ist, läßt sich leicht begreifen.

Die heidnische Philosophie vermochte gegen diese Uebel keine Heilmittel an die Hand zu geben: sie litt vielmehr an derselben Krankheit und vergrößerte nur noch das allgemeine Elend. Bei allen Philosophen fand man nur verkehrte und unwürdige Vorstellungen von der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt und zum Menschen. Alle nahmen eine Mehrheit von Göttern an; selbst Plato, der noch am meisten von der Wahrheit geahnet hatte, lehrte neben dem Einen Gott mehre schaffende Untergötter. Alle Philosophen huldigten dem Dualismus, indem sie neben die Gottheit die unerschaffene, ewige Materie hinstellten. Keiner der sogenannten Weltweisen hatte eine richtige Erkenntniß von dem Verhältniß Gottes zu dem Menschen und umgekehrt: gewöhnlich überließ man den Menschen dem blinden Ungefähr. Die Seele wurde entweder für ein vergängliches Wesen erklärt, welches mit dem Tode des Körpers in das Nichts sich auflöse; oder man fiel in das andere Extrem und vergötterte sie. Bei Vielen fanden unsinnige Meinungen von der Seelenwanderung Eingang.

In alle ethische Verhältnisse riß unmittelbar vor dem Eintritt des Evangeliums unter den Völkern des römischen Reiches eine entsetzliche Verwilderung ein. Ehebrüche und Ehescheidungen waren alltägliche Dinge. Um sich desto zügelloser allen Ausschweifungen überlassen zu können, blieben viele Vornehme ehelos, und es mußte gegen diesen Mißbrauch ein eigenes Gesetz erlassen werden. Die

Weiber überboten faſt die Männer noch an Schamloſigkeit; die vornehmſten Römerinen gaben ſich oft gleich feilen Dirnen preis. Dazu kam das ſchändliche Laſter der Päderaſtie, von welcher ſelbſt Horaz als von etwas ganz Gewöhnlichem und Erlaubtem ſpricht. Daß unter ſolchen Umſtänden das ſo wichtige Geſchäft der Kindererziehung völlig vernachläßigt wurde, iſt von ſelbſt klar. Die durch Wolluſt und Schwelgerei abgeſtumpften Eltern übergaben ihre Kinder gewöhnlich den Sklaven zur Erziehung, in deren Händen die Kinder bald eben ſo laſterhaft wurden, als ihre Eltern waren. (Cf. Döllinger's Kirchengeſchichte.)

18. Kurzer Hinblick auf den Zuſtand einiger anderer Völker, ehe ſie die chriſtliche Religion angenommen.

Ehe das Chriſtenthum in der Welt Aufnahme fand, waren die Völker eben ſo roh als ausſchweifend. Ich rede hier nicht mehr von den Griechen und Römern; ſie lernten wir bereits kennen: ich führe hier nur Einiges über die Sitten der übrigen bekannten Völkerſtämme an.

Die Araber zeichneten ſich immer durch ihren Geiz, ihren Hang zum Raub und Diebſtahl aus; unter ihnen herrſchte der ſchändliche Gebrauch, kleine Mädchen zu verbrennen. Die Aethiopier erkannten für ihre Gottheiten Iſis, Pan Herkules; opferten Menſchen und übten Grauſamkeiten aus, die der Natur zuwider ſind; ſie glaubten ihre Gottheiten zu ehren, wenn ſie die durch Alter und Gebrechlichkeiten abgeſchwächten Perſonen ſchlachteten, oder ihre Greiſe an einen wilden Stier banden, und ihn ſo dem Tode ausſetzten. Die Perſer waren durch ihre blutſchänderiſchen Ehen bekannt, und verübten noch mehrere Gräuel, welche die Geſchichtſchreiber an ihnen rügten. Die Armenier lebten faſt nur vom Kriege, und waren wegen ihrer Rohheit ſo gefürchtet, daß die Völker ſich vor ihnen zurückzogen. Die Britten waren abergläubig, opferten in außerordentlichen Angelegenheiten ihren Göttern Thiere, in beſondern Nöthen aber brachten ſie auch Menſchen zum Opfer dar. Ihre Götzen waren vom großen Umfange, ſo daß man einen Menſchen darin verbergen konnte, den man lebendig verbrannte. Die Schottländer waren ſehr rachgierig, und ihr Haß ſtillte ſich nur durch gänzliche Niederlage, oder durch die Verdemüthigung ihrer Feinde.

Ihre Rachbegierde übertrugen sie wie eine Erbschaft auf ihre Nachkömmlinge; Raub und Diebstahl waren auch allgemein unter ihnen. Einer ihrer Könige führte die Vielweiberei und verschiedene schändliche Ausschweifungen unter ihnen ein. Die Irländer waren ein sehr rohes und unwissendes Volk, und fröhnten dem schnödesten Aberglauben. Sie nährten sich bis ins vierte Jahrhundert mit Menschenfleisch. Ihr Land war mit unterirdischen Höhlen angefüllt, in welchen sie ihren vermeinten Göttern vernunftloser Weise dienten; und dennoch brachte später diese Insel so viele Heilige hervor. Schon im sechsten Jahrhunderte zeichnete sich der heilige Columban durch seine Frömmigkeit, seine erhabenen Tugenden und seine Wissenschaft aus. Beda, welcher ums Jahr 700 lebte, beweist, daß in seiner Zeit die Irländer schon sehr große Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hatten, und daß viele Engländer sich in den Schulen Irlands bildeten. Der heil. Wilibrod, Erzbischof von Utrecht und Apostel der Friesländer, brachte zwölf Jahre unter Leitung der Gelehrten Irlands zu, bevor er das Evangelium zu predigen unternahm. Die Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Frömmigkeit verschiedener Irländer wurde unter der Regierung Pipins, Karls des Großen, Karls des Kahlen und Alfreds des Großen sehr angerühmt.

Die Gothen waren ein zahlreiches, abergläubisches und grausames Volk. Ovidius versichert, es gäbe nirgends eine wildere Nation.

Die Wenden, welche ein gothischer Völkerstamm waren, machten sich durch ihre Rohheit so berüchtigt, daß man in den Lytaneien des fünften und sechsten Jahrhunderts sang: „Von den Wenden befreie uns, o Herr!"

Die Bessen machten sich durch ihren Hang zum Rauben und Stehlen bekannt und verübten oft im Scherz die gröbsten Laster. Nicetas, Bischof der Dacier, predigte ihnen das Evangelium im vierten Jahrhunderte, und schuf sie zu neuen Menschen um.

Die schmutzigen und häßlichen Hunnen erwiesen ihren Schwertern göttliche Ehre. Um ihre Kinder frühzeitig an die Leiden und Unbequemlichkeiten dieses Lebens zu gewöhnen, so zerfleischten sie ihre Gesichter und entstellten sie auf die grausamste Weise. Sie führten ein herumschweifendes Leben; schliefen selbst auf ihren Pferden; aßen halbrohes Fleisch, welches sie unter den Sattel ihrer Pferde legten, um dasselbe zu erweichen. Sie waren so dem Lügen

ergeben, daß ſie über Redlichkeit nur ſpotteten, und kaum das Gerechte vom Ungerechten unterſchieden. Der hl. Hieronymus bemerkt, daß ſie von ihren Nachbarn mehr gefürchtet waren, als der Schiffbruch nach dem Sturm, und daß die Weiber und Jungfrauen der angränzenden Länder vor ihnen zitterten wegen ihrer Unenthaltſamkeit.

Die alten Celtiberier (Spanier) hatten verſchiedene gute Eigenſchaften, dennoch opferten ſie ihre Gefangenen dem Mars. Eine chriſtliche Sklavin war das Werkzeug, deſſen ſich der Herr bediente, um ſie von ihrem Aberglauben zu befreien.

Die Heſſen, Friesländer und andere Völker des heidniſchen Germaniens, — waren ſo wenig civiliſirt, daß ſie entweder in Wäldern, oder in Höhlen unter der Erde mit ihrem Vieh wohnten, ſich mit Fellen kleideten, und faſt nichts als Milch und Fleiſch von wilden Thieren aßen. Sie opferten dem Teutates Menſchen, beteten auch den Herkules und Mars an.

Die Sachſen glaubten ihr bevorſtehendes Schickſal im Zwitſchern der Vögel, im Krächzen der Raben, im Wiehern der Pferde zu leſen, und brachten auch menſchliche Opfer dar. Ihr höchſter Gott war Irminſul, deſſen Bildſäule man durch einen bewaffneten Mann, mit einem Hahn auf dem Helme, einem Bären auf dem Panzer, und einem Löwen auf dem Schilde darſtellte.

Die Dänen übertrafen die andern nordiſchen Völker an Rohheit, opferten in Friedenszeiten ihren Göttern Sklaven, und während des Krieges Gefangene; ja ſie ſchonten ſelbſt ihres Königs nicht, den ſie in außerordentlichen Angelegenheiten, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen, als Opfer darbrachten. Ihr vermeinter Gott war Odin, der Strenge, Furchtbare, der Erwürger, der Zerſtörer genannt. Sie behaupteten, er brülle in der Schlacht und ſteige aus den Wolken herab, um jene zu nennen, welche während des Treffens fallen ſollten, um ſie nachher in ſein Walhalla einzuführen. Dieſes Walhalla war ſein Wohnort, wo die tapfern Krieger im Ueberfluſſe lebten, Bier und Meth tranken, vom Fleiſche des Ebers Perimnar aßen, und von Jungfrauen bei Tiſche bedient wurden. Selbſt die däniſchen Weiber fochten im Kriege, und übten die Seeräuberei aus.

Die Schweden waren nicht minder in tiefe Laster versunken, als das Licht des wahren Glaubens bei ihnen zu schimmern anfing. Auch sie opferten ihren Göttern Menschen, sahen den Raub und die Seeräuberei als erlaubte und ehrbare Thaten an, und trugen gar kein Bedenken, die Gattin oder die Tochter eines Feindes zu entführen, welches selbst in ihren Barden-Gesängen höchst angepriesen wurde.

In Norwegen führten berüchtigte Seeräuber den königlichen Titel und waren über alle Gesetze erhaben. Die Kinder wurden ausgesetzt. Der König Hakin opferte seine zwei Söhne, um den Sieg über seinen Feind Harold zu erfechten. Jedermann weiß, welche grausame Einfälle die Dänen, Normänner und ihre Bundesgenossen des Nordens in Frankreich und England machten. Adam von Bremen, Schriftsteller des eilften Jahrhunderts, erzählt die wunderbare Bekehrung dieser barbarischen Völker und sagt: „Betrachtet die Dänen, die Schweden und die andern wilden Völkerstämme; vorhin genügte es ihnen am rauhen Schall, am Wiehern der Pferde, und nun hat man sie belehrt, liebevolle Halleluja zu Ehren des wahren Gottes anzustimmen! Betrachtet eine Nation, welche Frankreich und Deutschland durch Raub und Mord verheerte, und sich heute mit den Grenzen ihres Landes begnügt! Betrachtet ein wegen seiner Abgötterei unzugängliches und nicht minder furchtbares Land als jenes, welches die Anbeter der scythischen Diana bewohnten! Nun hat es seinen Rohsinn abgelegt, christliche Prediger aufgenommen und beeifert sich, die Altäre des Teufels zu stürzen, und Kirchen dem göttlichen Erlöser zu bauen."

Die Russen, wie auch die übrigen sclavischen Stämme waren so roh, daß die civilisirten Völker nicht mit ihnen reisen wollten. Auch sie opferten Menschen ihren Göttern, deren höchster unter dem Sinnbilde des Blitzes vorgestellt wurde. Sie waren so unwissend, daß sie selbst die Buchstaben nicht kannten, und nicht vermögend waren, ihre eigenen Thaten zu erzählen.

Die Polen und Schlesier erkannten den Jupiter, den Mars und die Venus und fielen ebenfalls vor dem Sinnbilde des Blitzes darnieder. Sie nahmen oft zu Zaubereien ihre Zuflucht und übten alberne Dinge aus, um der Gottheit zu huldigen.

Die Ungarn waren durch ihre wilden Sitten und Gebräuche ein Greuel in den Augen der civilisirten Völker; Regino sagt von

ihnen: „Sie leben nicht wie die Menschen, sondern wie die Thiere; sie nähren sich mit ungekochtem Fleische, trinken Blut, schneiden das Herz ihrer getödteten Feinde in Stücke, und verschlingen dasselbe; sie sind stolz, eigensinnig, falsch, aufrührerisch, treulos und feindselig.“ So war dieses Volk im neunten Jahrhunderte beschaffen, als es aus Scythien hervorbrach, Sachsen, Bayern und Deutschland überhaupts überschwemmte, alle nur erdenkliche Grausamkeit verübte, und weder der Weiber noch der Diener der Altäre schonte.

Die Preußen blieben sehr lang ihrem Aberglauben ergeben und verschmähten die Wohlthaten des Evangeliums. Sie huldigten der Sonne, dem Mond, dem Sturme, dem Blitze, den Schlangen und Insekten, opferten ihre Kriegsgefangenen den Götzen, verbrannten mit den Körpern der Todten auch zugleich ihre Waffen, Pferde, kostbaren Kleider; erlaubten die Vielweiberei, tödteten die Kranken, an deren Genesung sie verzweifelten und erdrosselten ihre abgelebten Eltern und Greise. Sie aßen auch ungekochtes Fleisch, tranken Milch, in welche sie das Blut der Pferde mischten; der Ackerbau und die Künste der civilisirten Völker waren ihnen fremd, sie befolgten keine andern Rechtsgrundsätze, als jene der wilden Lust, und besaßen fast kein Eigenthum. Nur das Christenthum konnte sie zu neuen Menschen umschaffen. — Die Gallier waren sehr abergläubisch; ihre Druiden trieben hauptsächlich ihr Gaukelwerk in den Wäldern, wo oft das Blut beim Wechseln des Mondes floß. Nachdem Julius Cäsar Gallien unterjocht hatte, so wurden die römischen Gebräuche jenen der Gallier einverleibt. Die christliche Religion wurde schon frühzeitig in diesem Lande geprediget; dennoch wurden der Abgötterei erst durch die Bekehrung des Clodvigs tödtliche Wunden beigebracht. Dieser Fürst blieb jedoch grausam, wiewohl seine so tugendhafte Gattin, die hl. Clotilde, noch vieles Unheil an ihm verhinderte. Die Könige Childebert, Lotharius und Dagobert verbesserten die Sache durch das Einwirken der frommen und weisen Bischöfe, welche Frankreich in deren Epoche erzeugte, und die gleichsam den Grundstein zu seiner nachmaligen Größe legten.

Wenden wir unsere Blicke von Europa hinweg, so finden wir auch in andern Welttheilen die Völker, so lange sie in der Finsterniß des Heidenthums sitzen, eben so wild. Als die Spanier Amerika entdeckten, so fanden sie die menschlichen Opfer fast überall in

dieſem Lande üblich. Ahuikzol, Kaiſer von Mexiko, opferte im Jahre 1486 bei der feierlichen Einweihung eines Tempels vier und ſechzig tauſend Menſchen ſeinen vermeintlichen Göttern. In Virginien opferten die Einwohner dem Teufel ihre kranken Kinder. Man weiß, daß in verſchiedenen Gegenden dieſe Wilden das Fleiſch ihrer Gefangenen aßen, oft viele Unglückliche ſchlachteten, hauptſächlich beim Tode ihrer Könige, und verſchiedene andere Grauſamkeiten verübten. Düſtere und finſtere Wälder dienten dieſen Völkern zum Wohnorte, welche weder Künſte noch Verkehr kannten, und in großer Rohheit dahin lebten. Andere beteten den Mond und die Sonne an, erdroſſelten die Fremden und tödteten ſich oft ſelbſt untereinander. Einige ſtürzten ſich in Abgründe, um ihren Göttern zu gefallen; ohne Geſetze lebten ſie nur nach den Eingebungen ihrer wilden Natur, und ergaben ſich allen Laſtern. (Vergl. die Schrift: Was hat die Menſchheit der Religion Jeſu zu verdanken? Von Th. F. X. Hunkler. — Sieh auch den Artikel Abgötterei B. I. S. 29.)

19. Durch das Chriſtenthum ſind die Gräuel des Heidenthums abgeſchafft worden.

Vor Chriſti Geburt waren mit Ausnahme des jüdiſchen Volkes alle Nationen der Erde der ſchändlichſten Abgötterei ergeben und dem gröbſten Aberglauben verfallen. Und was dabei wohl zu achten iſt, alle Völker der Welt, nicht bloß die rohen und wilden, auch die gebildetſten und geiſtreichſten, wie z. B. die Griechen und Römer, welche die Künſte und Wiſſenſchaften auf den höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit brachten, den ganzen Erdkreis mit unſterblichen Denkmälern ihres Genies und mit zahlloſen Meiſterwerken aller Art erfüllten, welche wir mit Bewunderung anſchauen, als unſere Vorbilder betrachten, und die wir oft vergeblich zu erreichen uns Mühe geben. Der Götzendienſt verleitete die Menſchen zugleich wie aus den zunächſt vorhergehenden Abſätzen hervorgehet, zu den entſetzlichſten Gräueln, zu Unzucht, Mord und allen Frevelthaten. Wer lieſt, um noch Einiges dem oben Angegebenen hinzuzufügen, ohne Abſcheu in der Geſchichte die Beſchreibung jener ſchändlichen Geheimniſſe eines Adonis, eines Priapus, einer Ceres von Eleuſis, in welchen alle ehrbaren Gefühle der Natur verletzt wurden; jener Feſte, welche die Nacht mit ihrem Schatten be-

deckte, und wo zügellose Wollust sich allen Lastern preisgab? Daß aber nicht blos bei barbarischen Völkern, sondern auch in civilisirten Ländern, wie in Griechenland und Rom, den Göttern Menschen geopfert wurden, stellt die Geschichte außer allen Zweifel. Der gelehrte Genesius hat bewiesen, und wir haben bereits im Vorhergehenden darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Chananäern, den Moabiten, den Phöniziern, den Aegyptiern, den Arabern, den Persiern, den Tyriern, den Phrygiern, den Lydiern, den Trojanern, den Scythen, den Galliern, den Germanen, den Thraciern, den Athenienſern, den Spartanern, den Thebanern, den Römern u. s. w. die menschlichen Opfer üblich waren. Diese so verschiedenen Völkerstämme vollbrachten diese Gräuel, um ihre Götter zu besänftigen, um die Gesundheit wieder zu erhalten, um die Hungersnoth zu entfernen, um die Fruchtbarkeit der Erde zu erlangen, um die Ueberschwemmungen der Flüsse abzuhalten, um den Sieg über die Feinde davon zu tragen, oft auch zum Besten der Privatangelegenheiten; manchmal bediente man sich aus Eifer- und Rachsucht derselben, um gefürchtete Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Wie viele unschuldige Schlachtopfer wurden zu den Altären hingeschleppt, und unterlagen der Wuth ihrer mächtigen Gegner! Zwar waren die Menschenopfer nicht mehr so allgemein, als das Evangelium zu leuchten anfing; dennoch dauerten sie bis in die Hälfte des dritten christlichen Jahrhunderts fort, Plutarch, Porphirius und Prokopius zeugen davon in ihren Schriften.

Einige Weltweise sahen zwar die Albernheit der heidnischen Götterlehre ein, fuhren aber dennoch fort, dem äußern Götzendienst zu huldigen. Der große Sokrates, den man als den Erfinder der Sittenlehre ansah, und der das Gift mit Muth trank, weil er die Einheit Gottes vertheidigte, schändete sein Ende, indem er dem Aeskulap einen Hahn zu opfern befahl. Cicero, der ein Buch über die Natur Gottes schrieb, strich diesen Titel aus, und setzte dafür: „Von der Natur der Götter“ — nur um dem Volke nicht anstößig zu werden. Die Abgötterei konnte als ein Greuel in den Augen einiger Gelehrter erscheinen; allein sie fühlten sich nicht berufen, dieselbe mit Kühnheit anzugreifen, vorzüglich auch deßwegen, weil sie nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen wußten. Jeder Weise hatte sein eigenes Lehrsystem, welches immer den Behauptungen der Andern

widerſprach. So z. B. verbietet Pythagoras das Gebet, weil, ſagte er, wir nicht wiſſen, was uns gebührt. Cicero, der die verſchiedenen Meinungen der griechiſchen Philoſophen in einem Buche ſammelte, bekennt ſelbſt, daß dieſelben über die Bildung, den Wohnort, das Leben und die Thaten ihrer Götter ſo verſchiedene Begriffe hatten, daß es wohl unmöglich ſei, ein vernünftiges Ganzes heraus zu bringen. Von dieſem Chaos der Meinungen ſich loszureiſſen, vermochte aus ſeinen eigenen Kräften das Menſchengeſchlecht nimmermehr; alle Verſuche blieben fruchtlos; nur vom Himmel konnte Rettung und Heil kommen.

Dieß geſchah im Chriſtenthume. Gott warf einen Gnadenblick auf die ſo tief gebeugte Erde herab. Die Zeiten, welche der Herr in ſeinen ewigen Rathſchlüſſen zur Befreiung der hilfloſen Adamskinder beſtimmt hatte, waren herangerückt. Der Sohn des Allmächtigen nahm die Hülle eines Knechtes an, und wandelte unter den Menſchenkindern, um dieſe für den Himmel zu gewinnen. Er gab ſeinen Jüngern den Befehl, in die ganze Welt hinzugehen und allen Völkern das Evangelium zu predigen. Und was die Gelehrten der heidniſchen Welt mit dem Zauber ihrer Beredtſamkeit ſich nicht zu unternehmen getrauten, das begannen zwölf arme Fiſcher aus Galiläa. Alles menſchlichen Beiſtandes beraubt, und nur auf das Wort ihres gekreuzigten Heilandes ſich ſtützend, verſammelten ſie ſich unter der Fahne des Kreuzes und griffen mit Muth den Götzendienſt an. Bald fielen auf ihre Worte die Götzenbilder in Staub darnieder, die Einheit Gottes wurde anerkannt, und das Reich der Wahrheit auf den Trümmern des Irrthums errichtet. Die Welt ſetzte ſich in Bewegung, um die Feſſeln zu zerbrechen, welche ſie Jahrtauſende lang an die Lüge gebunden hatten. Der wollüſtige Perſer, der das Feuer als das Urweſen aller Dinge angebetet; der kunſtſinnige Aegyptier, der dem Krokodill und dem Ochſen Apis ſeinen Weihrauch ſtreute; der Chaldäer, der in den Geſtirnen des Himmels ſeine Götter fand; der Araber, der im Nomadengezelte täglich ſeine Götzen mit herumführte; der hochgebildete Grieche, der in den Wäldern von Dodona ſeine Knie vor der geheiligten Eiche und den Najaden beugte; der ſtolze, ſiegestrunkene Römer, der alle Ungereimtheiten der unterjochten Völker in ſeinen Cult aufnahm; der Gallier, deſſen Druiden die geheiligte Miſtel mit goldener Sichel

abſchnitten; der Germanier, welcher der Göttin Hertha opferte und in Walhalla ſeine Helden verehrte: alle dieſe Völker erkannten allmählig die Wahrheit des Chriſtenthums, und ſanken mit Ehrfurcht und Liebe nieder vor den Füßen des Gekreuzigten, um ihm ihre Huldigung darzubringen. — So wurde die Menſchheit erlöſet aus der Finſterniß ihrer Unwiſſenheit; die Greuel des Götzendienſtes verſchwanden, und die Erkenntniß des wahren Gottes verbreitete ſich. Dieß iſt das Werk des Chriſtenthums. Ihm verdanken wir es, daß wir nicht mehr nach Art unſerer Voreltern in Eichenwäldern und Hainen mit den Greueln des Götzendienſtes uns ſchänden. Preis dir, himmliſche Religion! Du haſt die Welt erneuert und keine Macht wird mehr im Stande ſeyn, dein Reich zu zertrümmern; Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte deines heiligen Stifters werden nicht vergehen.

20. Das Chriſtenthum flößte Abſcheu vor dem Selbſtmorde ein.

Ein großes Uebel der heidniſchen Welt war die Wuth des Selbſtmordes. Man glaubte damals, daß jene, die der Tod hinraffte, in einer andern Welt vieler Sachen, und hauptſächlich des Beiſtandes ihrer Vertrauten bedürften, und zufolge dieſer Meinung tödtete man beim Tode eines Vornehmen deſſen Weiber, Leibeigene, Günſtlinge u. ſ. w. In Indien, wo das Chriſtenthum auf die Volksmenge noch nicht viel gewirkt hat, herrſcht noch der Gebrauch, daß die Ehefrauen ſich ins Feuer ſtürzen, um durch ihren Tod den verſtorbenen Ehemännern Beweiſe ihrer Treue und Anhänglichkeit zu geben. Wenn ſich eine aus Furcht dieſem Gebrauche nicht unterwirft, ſo wird ſie verſchmähet und verſpottet. Im ganzen Norden, in Dänemark, in Schweden und Norwegen herrſchte dieſelbe Sitte, bevor das Evangelium in dieſe Länder drang. Bei den Römern ward der Selbſtmord als eine rühmliche Sache angeſehen, und man erröthet, wenn man in der Geſchichte lieſt, daß Seneka und Plutarch einen Cato preiſen, weil er ſich ſelbſt das Leben geraubt hat, um nicht in die Hände ſeines Feindes zu fallen. Plinius der ältere und Quintilian gaben ſogar verſchiedene Mittel an, den Selbſtmord zu vollbringen.

Die Epikuräer, welche nur für das Vergnügen lebten, die Vorsehung läugneten und mit der Ewigkeit scherzten, tödteten sich, wenn es ihnen eben einfiel. Die stolzen Stoiker aber hatten sich nie der Tyrannei, der Uebermacht eines Feindes oder der Härte des Schicksals unterworfen: der Tod war ihre Zuflucht bei allen Leiden, denen der Mensch ausgesetzt ist.

Ganz anders im Christenthum. Eine feste Ueberzeugung von Gott und der mächtige Gedanke an seine Vorsehung, verbunden mit der Hoffnung auf seinen gnädigen Beistand erhalten den Christen, wenn Bedrängnisse auf ihn losstürmen. Wenn er unschuldig verfolgt wird, so erträgt er seine Prüfung mit Geduld; wenn seine Leidenschaften die Ursache seiner Qualen sind, so nimmt er sie als Strafe seiner Vergehungen hin; wenn er durch das Benehmen seiner Feinde gekränkt wird, so opfert er seine Leiden jenem auf, der am Kreuzesstamme ebenfalls das Schlachtopfer seiner Widersacher geworden ist und das heldenmüthigste Beispiel der Liebe hinterlassen hat.

Zwar ist der Selbstmord noch nicht völlig ausgerottet; auch unter Christen rafft er noch seine Opfer hinweg. Allein dieses Uebel darf man nicht der Religion zuschreiben, sondern es ist im Gegentheile eine Folge von der Verachtung ihrer Gesetze. Wenn der Mensch sich zu Gott erhöbe, wenn er um seine Gnade flehete, so würde er sich mit dem Gedanken beleben, daß der Herr über ihn wache und seine Leiden kenne; wenn er sich zu überzeugen suchte, daß die Unglücksfälle nur eine Zeit dauern und fast immer die Folge der menschlichen Leidenschaften sind, so hätte gewiß die Verzweiflung nicht so viel Macht über ihn.

21. Durch das Christenthum wurde der Wuth des Zweikampfes Schranken gesetzt.

Vor der Einführung der christlichen Religion war es größten Theils üblich, Zwist und Streit durch den Zweikampf zu entscheiden. Wenn in Gallien der Obertruide mit Tod abging, und mehre an Würde gleiche Bewerber da waren, so entschied sich die Sache durch den Zweikampf. In Dänemark hatte der König Frotho verordnet, die Entscheidung jener gerichtlichen Angelegenheiten ebenfalls dem Schwerte der Kläger zu überlassen; diese Weise schien

ihm edler als eine rechtliche Unterſuchung. Auch die Celten, die Franken, die Normänner, die Germanier, die Sachſen, die Umbricier wählten den Zweikampf, um ihr Recht zu beweiſen. Die Fertigkeit, die Liſt oder die Stärke bewieſen alſo, wer Recht oder Unrecht hatte, wer der Schuldige oder Unſchuldige wäre.

Das Chriſtenthum erhob ſich überall gegen dieſes Verfahren. Der fromme Agobard, Erzbiſchof von Lyon, ſchrieb mit Kraft wider die Zweikämpfe. Auch verſchiedene Kirchenverſammlungen verboten ſie und belegten jene mit dem Bann, welche ſich dieſelben erlaubten. Zwar ließ ſich ein ſo tief eingewurzeltes Uebel nicht mit einem Male ausrotten. Daher erhielten ſich Spuren dieſes heidniſchen Gebrauches bis in die ſpäteſten, ja bis in unſere Zeiten herab; allein die Kirche trat jederzeit mißbilligend gegen dieſes Uebel auf und that ihr Möglichſtes zur Abſchaffung desſelben.

In England gab Wilhelm der Eroberer ein Geſetz, durch welches die Zweikämpfe verboten waren vom erſten Adventſonntage bis nach Epiphanie, von Septuageſima bis nach Oſtern, von Chriſti Himmelfahrt bis nach Pfingſten, jeden Sonntag und an den Feſttagen der Apoſtel und der Heiligen, die in jeder Kirche beſonders verehrt werden.

König Heinrich IV. gab im Jahre 1602 ein ſtrenges Geſetz gegen die Duellanten. Unter der Minderjährigkeit Ludwig XIII. wird von der Regentſchaft erklärt, daß man gegen die Uebertreter des Geſetzes wider das Duell mit unerbittlicher Strenge verfahren werde. Ludwig XIV., König von Frankreich, ließ 1627 den Franz von Montmorenci und den Rosmandek des chapelles des Duells wegen hinrichten.

Eine Geſellſchaft in Frankreich, in der Keiner aufgenommen ward, der ſich nicht durch glänzende Thaten im Kriege ausgezeichnet hatte, und an deren Spitze der Marquis Antonius de la mothe Fenelon und Marſchall Fabert ſtanden, übergaben 1651 dem Pfarrer Olier folgende Urkunde: Die Unterzeichneten legen in dieſer Schrift öffentlich und feierlich die Erklärung nieder, daß ſie allzeit jeder Art von Herausforderung ſich weigern, ſich nie im Duell ſchlagen, ſei es wofür es wolle, und daß ſie auf jede Art ihren Abſcheu dagegen zeigen werden, als gegen eine Sache, die der Vernunft, dem Wohle des Staates und den Geſetzen zuwider iſt, und ſich mit der

Seligkeit und der christlichen Religion nicht vereinen läßt. — Die Officiere der königlichen Leibwache unterschrieben alle, und die Marschälle authorisirten diese Urkunde.

Das Concilium von Trient belegte mit dem Bann nicht nur jene, die sich im Zweikampfe schlagen, sondern auch die Zeugen, welche demselben beiwohnen und ihn billigen oder veranlassen: es verbot ihnen, gleich den Selbstmördern, die kirchliche Beerdigung.

22. Das Christenthum schuf die blutigen Gladiatorenspiele ab.

Die heidnischen Völker meinten, die Seelen der Verstorbenen hätten ein Wohlgefallen daran, wenn zu ihrem Andenken Blut flöße. Die Römer ließen daher öffentliche Fechtspiele beim Abscheiden der Vornehmen anstellen, und oft wurden ungeheuere Geldsummen darauf verwendet, diese Spiele so prachtvoll als möglich zu halten. Die Fechter mußten mit dem Schwerte so lange kämpfen, bis sie todt auf dem Grabe des Verblichenen hinsanken. Die Söhne des Brutus führten nach Valerian diese Spiele beim Tode ihres Vaters ein. Später wurden sie ein Hauptvergnügen des schaulustigen Volkes, wobei oft das Blut in Strömen floß. Julius Cäsar führte 640 Fechter auf, die sich durchbohren mußten. Trajan gab dem Volke solche Schauspiele, wobei er zehntausend Kämpfer auftreten ließ. Ein glaubwürdiger Schriftsteller hat bemerkt, daß diese so unmenschlichen Schauspiele dem Staate oft mehr Menschen raubten, als selbst die Kriege. Die Kämpfer wurden mit Sorgfalt in der Kunst unterrichtet, das Schwert zu führen; es waren meistens Sklaven, welche sich nach der Willkühr ihrer blutdürstigen Beherrscher zu Allem bereit halten mußten. Wenn während des Schauspieles einer aus ihnen sich durch seine Wunden entkräftet fand, so hob er den Finger in die Höhe und flehte um Gnade. Wollte sein Gegner einwilligen, so behielt er das Leben; im Gegentheile schleppte er den Entkräfteten an einen Ort, den man das Spoliarium hieß, und dort wurde er getödtet. Oft schrie auch das Volk aus Unwillen gegen einen halbtodten Kämpfer: Accipe ferrum! d. h. empfange den Streich, und dann war keine Gnade mehr für ihn. Die Wuth dieser Schauspiele ging so weit, daß oft selbst Römische Ritter und Senatoren in das Amphitheater hinabstiegen, um dort zu fechten;

ja ſogar Frauen vergaſſen das Zartgefühl ihres Geſchlechtes und nahmen Theil an jenem Vergnügen.

Das Chriſtenthum ſprach ſich gleich anfangs gegen dieſe blutigen Gräuel aus Tertullian, der hl. Cyprian, Laktantius und mehre chriſtliche Schriftſteller erhoben ihre Stimme gegen dieſe Gefechte. Conſtantin der Große und ſeine Söhne verboten dieſelben auf das ſtrengſte. Doch wurden ſie noch nicht allenthalben abgeſchafft; denn das Volk wollte dieſen abſcheulichen Vergnügungen nicht entſagen. Ein heiliger Einſiedler, Namens Telemachus, kam endlich aus dem Morgenlande nach Rom, um, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit ſeinem Leben die Abſchaffung dieſer ruchloſen Spiele zu erwirken. Er fiel wirklich als ein Opfer ſeines frommen Werkes; aber er erreichte auch ſeine Abſicht. Die Gladiatorenſpiele wurden immer ſeltener und endlich im Jahre 520 unter der Regierung des Kaiſers Juſtianus gänzlich aufgehoben.

Im Mittelalter wurden oft Rittergefechte und Turniere gehalten. Sie waren zwar nicht ſo grauſam als jene heidniſchen Spiele; doch floß auch dabei häufig Blut. Die Kirche erklärte ſich daher auch gegen dieſe. Das Concilium zu Rheims im Jahre 1157 verſagte jenen die kirchliche Beerdigung, welche an Turnieren Antheil genommen, und das Concilium im Lateran erneuerte zwanzig Jahre ſpäter dieſes Verbot.

23. Das Chriſtenthum befeſtigte die Throne und machte die Fürſten menſchenfreundlicher und tugendhafter.

Seit der Verbreitung des Chriſtenthums waren die Länder weniger den Staatsumwälzungen ausgeſetzt, als vorher; die Monarchen waren tugendhafter und wurden von den Unterthanen nicht ſo oft mehr vom Throne geſtürzt, als bei den Heiden. Die meiſten Könige der Chaldäer, Perſer, Aegyptier u. ſ. w. wurden durch ihre eigenen Verwandten des Thrones und des Lebens beraubt. Von Nero bis Conſtantin wurden Kaiſer aus ſiebenzehn verſchiedenen Völkern oder Familien zum Throne berufen, da hingegen einige chriſtliche Regentenhäuſer ſchon ſeit vielen Jahrhunderten den Scepter im nämlichen Lande zum Beßten der Völker führen. Ungefähr vierzig Kaiſer behaupteten den Römiſchen Thron bis zu Conſtantin,

und kaum nennt die Geschichte einige unter ihnen, die gute Fürsten waren. Vespasian, Titus, Nerva, die beiden Antoninus und vielleicht der Eine oder der Andere noch zeichneten sich durch ihre guten Eigenschaften aus, da hingegen die Uebrigen durch ihre Grausamkeit, ihre Sittenlosigkeit, ihre Wollust, ihren Geiz berüchtigt sind.

Nach der Verbreitung des Christenthums aber sind die Throne Europas durch Tugenden und Frömmigkeit verherrlicht worden. Jedes Land weiset mit Stolz auf einen heiligen Monarchen hin, der seine Krone zu den Füßen des Königs der Könige legte, um die himmlische dafür zu empfangen. Frankreich hat einen Ludwig IX., England einen Eduard, Spanien einen Ferdinand, Deutschland einen Heinrich II., einen Leopold, Polen einen Casimir, Böhmen einen Wenzeslaus, Ungarn einen Stephan, Dänemark einen Canut, deren Tugenden im ganzen Heidenthume nicht zu finden sind. Die Lehre des Evangeliums wirkte so mächtig auf die Großen der Erde. Zudem unterließen die Bischöfe selten eine Gelegenheit, dieselben an ihre Pflichten zu erinnern, deren Stolz zu beugen und ihnen Milde und Sanftmuth einzuflößen. Wie viele Beispiele dieses Heldenmuthes von Seite der Bischöfe liefert uns nicht die Geschichte! Wir erinnern nur an den Vorfall mit dem Kaiser Theodosius. Die Thessalonicenser hatten sich gegen ihn empört und in einem Aufruhr viele seiner Beamten und Soldaten getödtet. Der Kaiser war darüber äußerst aufgebracht und drohte die Stadt zu züchtigen. Der hl. Ambrosius, Erzbischof von Mailand, hielt ihn davon ab. Theodosius ließ sich dessenungeachtet von seinen Günstlingen überreden und nahm an den Einwohnern der Stadt empfindliche Rache. Sobald dieses der hl. Ambrosius erfahren hatte, schrieb er an Theodosius einen Brief und stellte ihm die Größe seines Unrechts vor. Der Kaiser begab sich bald darauf in die Metropolitankirche, sein Gebet zu verrichten; allein Ambrosius wehrte ihm den Eintritt und sagte ihm, daß er nicht würdig sei mit seinen von Blut triefenden Händen im Tempel des Herrn zu erscheinen. Theodosius mußte sich einer öffentlichen Buße von acht Monaten unterwerfen und wurde erst nach Ablauf dieser Zeit zum Empfange der hl. Sakramente gelassen. Bei dieser Gelegenheit erwirkte Ambrosius vom Kaiser zugleich ein Dekret, gemäß dessen die Todesurtheile, welche gegen die Schuldigen ausgesprochen wurden, erst binnen dreißig

Tagen vollzogen werden konnten, um die Unglücklichen nicht dem Zorne aufzuopfern.

Solche Beispiele, daß fromme Bischöfe den ungerechten Plänen der Gewalthaber mit Nachdruck widerstanden und sie vereitelten, oder durch Bitten ihren Zorn besänftigten, lassen sich noch mehre anführen. Der hl. Chrysostomus, dem seine Beredsamkeit ein so hohes Ansehen in der Welt erwarb, leitete die Kirche von Constantinopel gegen das Ende des vierten Jahrhunderts. Als in der Nähe seiner Metropole das Volk sich im Tanzen und Spielen bei der Bildsäule der Kaiserin Eudoxia ergötzte, und dadurch den Gottesdienst störte, wagte es der fromme Mann, dieses Betragen zu rügen, ungeachtet er wußte, daß die mächtige Kaiserin in Zorn gegen ihn entbrennen würde. — Totila, König der Ostgothen, bemächtigte sich im Jahre 547 der Stadt Rom. Seine Soldaten schnaubten nach Rache, und zogen schon die Schwerter, um Alles niederzuhauen. Der Papst Pelagius umgab sich mit seinem kirchlichen Ornat und ging, das Evangelium in der Hand, zum König. Was willst du, Pelagius! brüllte jener den Papst an. Kommst du als Bittender? Ja, antwortete der Papst mit Würde, und da dir Gott diese Stadt preisgegeben hat, so flehe ich um Gnade für die Einwohner. Wenn du Schlachtopfer willst, so schone meiner nicht, schone aber der Unglücklichen, die ihre ganze Hoffnung nach dem Allerhöchsten auf mich setzen. Totila war durch diese großmüthige Hingebung so gerührt, daß er die Stadt verschonte. — Gregorius von Tours ersuchte die Bischöfe Galliens den Königen mit ihrem Rath beizustehen, auf daß sie nach den Vorschriften des Evangeliums leben möchten. — Hinkmar, Erzbischof von Rheims, widerstand mit Muth dem Könige Ludwig III., der die Beschlüsse der Kirchenversammlungen vereiteln wollte, und erklärte ihm, daß er eher den Tod und alle Qualen zu erdulden bereit wäre, als sich von den heiligen Gesetzen zu trennen. Foulques, sein Nachfolger, ermahnte die Kaiserin Rechildis ihren Lebenswandel zu ändern, sich vom Zorne, von der Unkeuschheit, von der Unterdrückung der Armen zu enthalten, keinen Todschlag mehr zu befehlen, Gott durch ihre Buße zu besänftigen und öfters an ihre letzte Stunde zu denken. Der hl. Thomas, Erzbischof von Canterbury in England, widerstand ebenfalls mit Kraft den Forderungen

des Königs Heinrich II., welcher die Freiheiten der Kirche beschränken und ihre Güter an sich reißen wollte.

Diese Beispiele mögen hinreichen zu beweisen, daß es in allen Zeiten Männer gab, welche den Uebermuth der Weltbeherrscher zu beugen wußten, und denselben mit apostolischem Eifer begegneten, um die Rechte der Religion und der Menschheit zu vertheidigen. Wie einst Johannes der Täufer dem blutschänderischen Herodes zurief: „Es ist dir nicht erlaubt, so zu handeln," eben so bestrebten sie sich, Gerechtigkeit und Ordnung überall aufrecht zu erhalten. Selbst schon bei der Krönung wurde den Königen ein Eid vorgelegt, der sie an ihre Pflichten erinnerte. Der Bischof legte dem Monarchen einen Stab auf das Haupt, und sprach zu ihm: Empfange diesen Stab zum Zeichen deiner Herrschaft, die du nach Heiligkeit ausüben sollst, auf daß du die Schwachen unterstützen, die Wankenden stärken, die Lasterhaften bestrafen und die Guten auf dem Wege des Heiles leiten mögest.

24. Das Christenthum befestigte die Eintracht zwischen den Völkern und Bürgern und nahm den Kriegen viel von ihrer frühern Grausamkeit.

Je mehr sich die Sittenlehre des Christenthums verbreitete, desto mehr griff auch der Geist der Liebe und der Eintracht um sich. Der Stifter unserer heiligen Religion nennt in seinem Evangelium glückselig die Friedfertigen, um zu erklären, daß er nur jene für seine wahren Jünger anerkennt, welche den Frieden lieben und denselben mit ihren Nächsten stets unterhalten. Die Geistlichkeit bestrebte sich immer die Eintracht unter den Bürgern zu erhalten, und wo sich nur eine Gelegenheit darbot, eine Zwistigkeit zu dämpfen, legte sie ihren Eifer an den Tag. Die Geschichte hat uns unter andern ein rührendes Beispiel dieser Aufopferung für das allgemeine Beste aufbewahrt. Als während der Regierung des Kaisers Justinianus die Einwohner von Konstantinopel sich mit einigen barbarischen Völkern in den Gassen der Stadt bekriegten, und das Blut schon häufig floß, so erkühnten sich mehrere Geistliche, das Krucifix und die Bibel in der Hand, in die wüthenden Schaaren einzutreten und sie zum Frieden zu ermahnen. Allein dieser Heldenmuth rührte die Barbaren nicht, sie fielen auch über die Geistlichen,

erwürgten ſie, traten ihre Bibeln mit Füßen und verheerten die Stadt mit Feuer und Schwert. — Faſt jedes Jahrhundert zeuget vom Eifer der Biſchöfe und der Geiſtlichkeit, um die holde Eintracht unter den Bürgern zu unterhalten, und die Päpſte boten Alles auf, den Uebeln vorzubeugen, welche der Krieg hervorbringt. Rührend ſind die Worte, welche der Papſt Nikolaus an die beiden Könige der Franken, Karl und Ludwig, im Jahre 865 ſchrieb, um ſie zum Frieden zu ermahnen. „Machet keinen Gebrauch vom Schwerte, fürchtet Euch das Blut der Menſchen zu vergießen, bezähmet euern Zorn, ſchlichtet euere Streitigkeiten und verbannet den Haß aus eueren Herzen. Ein Jeder von Euch ſoll ſich mit ſeinen Ländern begnügen, und im Frieden ſein Erbtheil genießen, ohne in die Rechte eines Andern einzugreifen. Hütet euch vor der Herrſchſucht, dem Stolz und der eitlen Ruhmſucht; die Gerechtigkeit, die Liebe, die Eintracht und der Friede ſoll ſtets unter euch herrſchen. Wer nach andern Grundſätzen handelt, der widerſteht dem Willen unſers himmliſchen Vaters.“ Der Papſt Leo hielt den Attila ab, Rom zu plündern; Johann XV. ſandte einen Legaten nach England, um den Sachſenkönig Ethelred mit Richard, Herzog der Normandie, zu verſöhnen. Alexander III. und Innocenz III. kamen durch ihre Geſandten den Zwiſtigkeiten zwiſchen den Königen von England und Frankreich zuvor.

Haben je die heidniſchen Prieſter ſolche Gewalt über Könige und Kaiſer ausgeübt? Haben ſie es verſucht die ſo mörderiſchen Kriege zu verhindern? Die Heiden waren faſt immer im Krieg verwickelt und der Tempel des Janus zu Rom, der in Kriegszeiten offen ſtand, wurde in einem Zeitraume von 726 Jahren nur dreimal zugeſchloſſen.

Weſſen Herz wird nicht von Wehmuth ergriffen, wenn man bedenkt, daß während den 496 erſten Jahren der Regierung Rom's die Römer nur 43 Jahre ohne Krieg gelebt haben? Wenn man nun die blutigen Schlachten, welche die heidniſchen Völker ſchlugen, mit jenen vergleicht, welche die chriſtlichen Mächte ſpäter lieferten, ſo findet man auch, daß die letztern nicht mehr den Charakter von jener Rohheit und Grauſamkeit hatten, den man bei den erſtern wahrnimmt. Wer könnte wohl die Anzahl der Bürger berechnen, welche während des Krieges eines Marius und Sylla, eines Pompejus

und Cäsar, eines Brutus und Cassius, eines Claudius, Markus-Aurelius, Otho und Vitellius das Leben opferten? Nicht der zwanzigste Theil derselben wurde dahin gerafft, während der acht Jahrhunderte die auf Constantin den Großen folgten, wiewohl die Gothen, die Wenden, die Hunnen und andere wilden Völker mehre Einfälle in das südliche Europa machten. Es ist auch erwiesen, daß die Gefangenen seit der Verbreitung des Christenthums im allgemeinen mit viel mehr Menschlichkeit behandelt wurden als vorher. Konstantin war der erste römische Kaiser, der seinen Soldaten gebot, den Besiegten mit Milde zu begegnen; um sie zu besänftigen, ließ er einen Theil der Beute unter sie austheilen. Verschiedene Kaiser ahmten diesem Beispiel nach, welches wohl die heidnische Welt nicht aufzuweisen im Stande ist.

25. Dem Christenthum verdanken wir die Civilisation.

Denken wir uns im Geiste jene schreckvollen Zeiten, wo die Barbaren aus den meotischen Sümpfen in das entblößte und geschwächte Römische Reich stürzten, die Einwohner zu Tausenden erwürgten, die Kunstwerke der Alten zertrümmerten, die Städte in Brand steckten, die Felder verheerten, das Licht der Wissenschaften auslöschten, aus den gesegnetsten Ländern eine Einöde machten und überall Tod, Schrecken und Rohheit der Sitten verbreiteten und den zukünftigen Generationen nichts als Sklaverei hinterließen. Wer war damals im Stande, diesem wilden Strom einen Damm entgegen zu setzen? Welche Macht konnte mit diesen Barbaren, denen Alles erlag, den Kampf beginnen? Wer fühlte Muth genug, diesen Uebeln zu steuern? Nur die Religion Jesu kam der schwankenden Menschheit zu Hilfe. Sie allein verzweifelte nicht an der Rettung der Welt. Mit dem Evangelium, und nicht mit menschlichen Waffen bezähmten die Priester die Wuth der rohen Völker. Sie fingen an, dieselben zu Menschen zu bilden, um später Christen aus ihnen zu machen. Wer kann sich die Mühe vorstellen, welche die Bischöfe und Priester auf sich nehmen mußten, um diesen wilden Nationen, den milden Sinn des Christenthums einzuprägen? Wie viele lasterhafte Gebräuche mußten abgeschafft, wie viele thierische Leidenschaften bezähmt, wie viele Tugenden

eingepropft werden, um den alten Menſchen zu vertilgen und einen neuen zu ſchaffen?

Das Chriſtenthum begann die Erziehung des Menſchengeſchlechtes wieder und beugte durch ſeine Beharrlichkeit den faſt unbeugſamen Sinn der Barbaren unter die Lehre Chriſti; es kultivirte nicht minder den Geiſt als auch die Erde. Wem verdanken wir es, daß fruchtbare Saatfelder an jenen Stellen erblickt werden, wo zur Zeit des Heidenthumes undurchdringliche Wälder ſtunden? Wie viel thaten ein Etienne von Citaux, ein Bruno, ein Bernard und Andere, um den Boden urbar zu machen und die Einöden zu bevölkern? Wie viel Verdienſt erwarb ſich in dieſer Hinſicht der Orden des hl. Benedikt? Waren die Klöſter nicht auch die Freiſtätten der Wiſſenſchaft und der Tugend, wo man die Schätze des heiligen und profanen Alterthums während der Verheerung der Barbaren aufbewahrte? Blühten nicht in den Klöſtern die erſten Schulen, ſind nicht die meiſten jener Anſtalten kirchlichen Urſprunges, in welchen noch heut zu Tage unſere Jugend Unterricht und Bildung erhält? O was wäre aus den Künſten und Wiſſenſchaften, ja ſelbſt aus dem Ackerbau geworden, wenn nicht das Chriſtenthum ſich derſelben angenommen hätte? Wo würden ſo viele blühende Städte ſeyn, wo die Denkmäler der Kunſt und der Wiſſenſchaft, womit ſie geſchmückt ſind, wenn ſie die Religion Jeſu nicht in das Daſein gerufen hätte?

26. Das Chriſtenthum ſchaffte die ſchreiende Ungerechtigkeit ab, welche die heidniſche Welt an den unmündigen Kindern beging.

In vielen Ländern herrſchte zur Zeit des Heidenthums der Gebrauch, die Kinder ſchon bei ihrer Geburt zu vernichten. Man erdroßelte oft die neugebornen Kleinen, man erſäufte ſie, man ſetzte ſie am Strande des Meeres oder auf öffentlichen Wegen aus, wo ſie vom Froſt und Hunger aufgerieben oder von wilden Thieren gefreſſen wurden. So nennt uns die Geſchichte einen Moſes, der in Aegypten, einen Romulus, der in Italien ausgeſetzt wurde. Lykurgus ging zu Sparta noch weiter. Er befahl die neugebornen Kinder von den Männern eines gewiſſen Rathes beſichtigen zu laſſen, und wenn dieſe unſchuldigen Geſchöpfe nur im geringſten

verunstaltet waren, so stürzte man sie in einen Abgrund des Berges Taygetus, wo sie den Tod fanden. In einigen Provinzen Griechenlands war es erlaubt, die Kinder zu tödten oder sie nach Belieben auszustellen. Dieses harte und unmenschliche Schicksal traf vorzüglich die Mädchen.

Man findet bei Terentius, Plautus und Sueton mehre Stellen, welche beweisen, daß es in damaligen Zeiten ein herrschender Gebrauch war, die Kinder, welche man nicht ernähren wollte, öffentlich und zwar einem gewissen Tode preis zu geben. Unter der Regierung des Kaisers Kaligula nahm dieser abscheuliche Gebrauch noch mehr zu.

Kaum aber verbreitete sich das Evangelium, so wurden die heiligen Rechte der Natur wieder anerkannt. Die Prediger der Religion der Liebe erhoben sich mit Eifer gegen jene Grausamkeit, die jedes Jahr eine Menge Kinder dahin raffte, welche vielleicht später verdienstvolle Männer geworden wären. Bald wurden in den Kirchenversammlungen Dekrete verfaßt, welche diesen Gräuel auf das strengste verboten. Die Kirchenväter bestrebten sich, dieses Ueberbleibsel des Heidenthums überall auszurotten, und endlich gaben die christlichen Monarchen selbst Verordnungen gegen dasselbe. Constantin der Große befahl den Statthaltern der Provinzen, die Kinder der Armen auf seine eigenen Kosten erziehen zu lassen und bestimmte eine Summe Geldes dafür; auch ließ er jene Väter, welche ihre Kinder ermordeten, in einem Sack ersäufen. Valentinian, Valans und Gratian schafften diesen so unmenschlichen Gebrauch im ganzen Reiche ab. Die christliche Liebe aber ging noch weiter. Sie gründete Findel- und Waisenhäuser, wo diese verlassenen Würmchen Aufnahme und Erziehung finden.

27. Die christliche Religion setzte das weibliche Geschlecht in seine Würde wieder ein, und nahm sich auch der Wittwen und Waisen an.

In den wärmern Gegenden sah man zur Zeit des Heidenthums das weibliche Geschlecht häufig nur als das Werkzeug der Wollust an. Der Ehegatte, anstatt der Freund und die Stütze seiner Gattin zu seyn, war nur ihr Tyrann, und in den blühendsten Zeiten Roms und Athens waren die Weiber aller Würde beraubt,

und mußten ſich den Launen der Männer in Allem unterwerfen. Kallicatidas, ein heidniſcher Philoſoph, muntert die Frauen auf, die Untreue ihrer Männer mit Geduld zu ertragen, weil nach ſeiner Meinung der Gatte dazu das Recht hatte. Das Chriſtenthum erhob das weibliche Geſchlecht wieder zu ſeiner Würde. Es erklärte, daß die Frau dem Manne gleich geehrt werden ſoll. „Männer," ſagt die heilige Schrift, „ehret eure Weiber, liebet ſie und ſeid nicht hart gegen ſie. — Bleibet bei euren Weibern und gebet ihrer Schwäche nach, denn ſie ſind auch Erben der Gnade Gottes." Die chriſtliche Religion heiligte das Band der Ehe, indem ſie es als unzertrennlich anſieht; das Heidenthum im Gegentheile war den Frauen nicht ſo geneigt, weil dieſelben die Gunſt und Wohlgewogenheit ihrer Männer, nur ſo lange ihre Schönheit dauerte, beſaſſen. Das Chriſtenthum hält die unumſchränkte Gewalt der Männer im Zaume und verbietet die Vielweiberei, weil ſie der Reinheit der Sitten und dem Wohle der Familien zuwider iſt.

Je mehr ſich der Einfluß der Religion Jeſu verbreitete, deſto mehr Gutthaten wurden der Menſchheit zu Theil. Die Wittwen und Waiſen wurden ebenfalls der Gegenſtand der Sorge der Prieſter und Biſchöfe. Ich will hier nicht von den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſprechen, in welchen ſich die Mildthätigkeit überall an den Tag legte, ſondern ſpätere Zeugniſſe anführen, um zu beweiſen, mit welchem Eifer man ſich beſtrebte, das Schickſal der verlaſſenen Wittwen und Waiſen zu verbeſſern. Der hl. Ambroſius befahl ſeiner Geiſtlichkeit, die Wittwen und Waiſen aufzuſuchen, um ſie zu unterſtützen. „Ihr werdet," ſprach er, „den Glanz eurer Würde vermehren, wenn ihr euch der Armen, Wittwen und Waiſen annehmet, und eher dem Gebote des Herrn, als dem Beiſpiele der Reichen nachkommt. Chriſtus, welcher ihr Vormund und ihr Vertheidiger iſt, hat ſeine Gewalt jenen mitgetheilt, welche ſeine Stellvertreter auf Erden ſind." Der hl. Auguſtinus empfiehlt ebenfalls auf's dringendſte den Biſchöfen, die Wittwen und Waiſen zu beſorgen. Der hl. Gregorius der Große begnügte ſich nicht damit, die Wittwen zu unterſtützen, und ſie den Biſchöfen anzuempfehlen; er ſandte zwei ſeiner Geiſtlichen in verſchiedene Provinzen, um die verlaſſenen Weiber aufzuſuchen, und ihnen alle mögliche Hilfe zu leiſten. Er ließ ſelbſt jene beſtrafen, die ſie verfolgt hatten. Der König Pipin

ernannte im Jahre 754 Kommissarien, um die Wittwen gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Karl der Große und Ludwig der Fromme befahlen den Befehlshabern der Provinzen, die Rechte der Wittwen und der vaterlosen Kinder als ihre eigenen anzusehen, und dieselben in allen Angelegenheiten zu beschützen. Ein Concilium von Mainz ersuchte im Jahre 813 die Christen jedes Standes, den Bischöfen beizustehen, um den Wittwen und Waisen mehr Gutes zu thun, und das sechste Concilium von Paris erklärte im Jahre 829, daß der König die Kirche, die Wittwen, die Waisen und alle unglückliche Personen vertheidigen sollte.

Saget selbst, finden wir solche Beispiele der Mildthätigkeit im Heidenthume? Finden wir bei den heidnischen Schriftstellern einige Züge dieser Nächstenliebe, welche die Wittwen und Waisen aufgesucht, ihnen Kleidung, Obdach und Nahrung mitgetheilt hat? Konnten wohl jene Völker die verlassenen Kinder mit Güte behandeln, da bei ihnen der Gebrauch herrschte, sie schon bei ihrer Geburt auszusetzen? Auch in dieser Rücksicht ist das Christenthum aller unserer Hochachtung würdig. Wie viele Häuser für vaterlose Kinder sind unter seiner leitenden Obsorge erbaut worden? Wie viele Opfer haben Reiche und Arme dargebracht, um die unglücklichen Kleinen zu unterstützen? Wer kennt nicht die grausame That jenes römischen Kaisers, der, um nicht täglich das Flehen der hungerigen Armen und Kinder anzuhören, dieselben auf ein Schiff laden, und in den Fluthen dee Meeres ersäufen ließ? — Dieses war die Sittenlehre der heidnischen Welt — ein kalter Egoismus, der nur an sich dachte, der Schauspielhäuser in Menge hatte, aber kein Obdach für Wittwen und Waisen.

28. Das Christenthum erleichterte den traurigen Zustand der armseligsten Menschenklasse, der Sklaven, und suchte von diesem Schandfleck die Menschheit immer mehr zu reinigen.

Die Bevölkerung des ungeheuern Römer-Reiches stieg in der Epoche seiner größten Ausdehnung auf mehr als 120 Millionen Einwohner. Davon hatten nur ungefähr zwanzig Millionen den Titel und die Rechte eines Römischen Bürgers, vierzig Millionen waren Unterthanen oder Befreite; die übrigen sechszig Millionen

waren Sklaven. Nach dieſer Berechnung war alſo die Hälfte des Menſchengeſchlechtes der Sklaverei unterworfen. Um ſich einen Begriff vom Schickſale der Sklaven zu machen, ſo darf man nur die Schriftſteller Roms und Griechenlands durchgehen. Zu Sparta waren die Sklaven ſo übel behandelt, daß man ihnen kaum ſo viel Nahrung zukommen ließ, um ſie vor dem Hungertod zu retten. Die Familienſöhne der Stadt zerſtreuten ſich oft bei einbrechender Nacht auf den öffentlichen Straſſen und tödteten die Sklaven, wenn ſie ſolche antrafen, um ſich in den Waffen zu üben. Wiewohl in andern Provinzen Griechenlands die Sklaven nicht ſo unglücklich waren als in Sparta, ſo befolgte man doch in dieſer Rückſicht den Grundſatz des Plato, welcher behauptete, es könne keine Freundſchaft zwiſchen den Herren und Sklaven beſtehen. Im römiſchen Reiche wurden die Sklaven ebenfalls mit großer Strenge behandelt. Jene, welche die Thüren der Reichen hüteten, waren an Ketten gebunden, und konnten einige aus ihnen wegen Alter oder Gebrechlichkeit ihrem Dienſte nicht mehr vorſtehen, ſo ſetzte man dieſelben auf einer Inſel der Tiber aus, wo ſie ohne Hilfe verſchmachteten. Das Chriſtenthum zerbrach die Feſſeln der Sklaven. Konſtantin der Große befahl, ihnen die Freiheit in der Kirche an Sonn- oder Feſttagen zu ſchenken, um ihnen die Lehren des Chriſtenthums heiliger darzuſtellen. Die Biſchöfe und Kirchenverſammlungen befahlen überall die Sklaven mit Milde zu behandeln, und ſie frei zu laſſen. Der hl. Gregorius der Große ertheilte ſeinen Sklaven die Freiheit und fügte bei dieſer Gelegenheit bei: „Gleich wie unſer Erlöſer die menſchliche Natur angenommen hat, um uns von der Knechtſchaft der Sünde loszukaufen, ebenſo ſollen auch wir jenen die Freiheit ſchenken, welche das Geſetz der Völker dieſes Gutes beraubt.“

Welch' glücklicher Tag für die Menſchheit, als in den Ohren von ſechzig Millionen Sklaven die freudige Nachricht ertönte, daß die Religion über die Vorurtheile und die Leidenſchaften geſiegt, und daß es in ihren Augen weder Barbaren noch Römer, weder Scythen noch Griechen gäbe, ſondern daß alle Menſchen ohne Unterſchied Kinder eines und desſelben himmliſchen Vaters und Erkaufte des Blutes Chriſti wären. Das Chriſtenthum trug hier den glänzendſten Sieg über die Ungerechtigkeit des Heidenthumes davon, zertrümmerte die Scheidewand, welche zwiſchen den Menſchen

aufgeführt war, und erklärte, daß der Arme wie der Reiche, der Gelehrte wie der Ungelehrte vor dem Herrn gleich wären und Anspruch auf seine Gnaden hätten. Schon bei seinem Aufkeimen erschollen aus dem Munde des hl. Apostels Jakobus jene merkwürdigen Worte: „Nehmet doch, meine Brüder, bei dem Glauben an unserm Herrn Jesum Christum, keine Rücksicht auf Ansehen der Person. Wenn zum Beispiele in eure Versammlung ein Mann tritt mit goldenen Fingerringen und in prächtigem Gewande, es kommt aber auch ein Armer in schlechter Kleidung, und ihr staunet den prächtig Gekleideten an und saget ihm: Nimm hier diesen Ehrenplatz! aber zu dem Armen sprechet ihr: Du, stehe dort! oder setze dich hier neben meinem Fußschämel! Machet ihr da nicht parteilichen Unterschied unter euch selber, und urtheilet nach schlechten Grundsätzen? Höret, meine lieben Brüder! hat denn Gott nicht die Armen der Welt auserwählt, daß sie reich durch Glauben und Erben des Reiches seyn sollen, welches er denen, die ihn lieben, versprochen hat.“ Diese so milde Sittenlehre hat der Apostel aus dem Munde des Heilandes vernommen, welcher den Jüngern Johannis des Täufers antwortete: „Gehet, überbringet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Todte stehen auf, den Armen wird das Evangelium geprediget.“ Die christliche Religion ist also bestimmt, den Zustand der Armen zu verbessern, und unter diesen nahmen die Sklaven immer die erste Stelle ein. Die Königin Bathilde, welche Sklavin war, bevor sie zum Throne gelangte, ließ alle Sklaven frei, welche dem königlichen Gebiete unterworfen waren, und ersuchte die Vornehmen ihres Hofes ein Gleiches zu thun. Luitprand, König der Lombarden, erließ im Jahre 700 ein Gesetz, durch welches jedem Leibeigenen, dem sein Herr freigesprochen hatte, die Freiheit auf der Stelle ertheilt werden mußte. Kaiser Karl der Große befahl aufs Neue, wie einst Konstantin, daß die Sklaven in der Kirche bei den Füssen der Altäre ihre Freiheit erhielten, um sie desto fester an die Religion zu knüpfen.

Wenn aber heut zu Tage in christlichen Ländern der Sklavenhandel noch nicht ganz abgeschafft ist, so muß man ihn nur dem barbarischen Verfahren Jener zuschreiben, welche um des schnöden Gewinnes wegen die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen

treten. Die Kirche hat ſich jederzeit dagegen erklärt, und lange ſchon zuvor, ehe es dem meergebietenden Englande eingefallen iſt, etwas dafür zu thun.

Die chriſtliche Religion ſchaffte nicht bloß in der Heimath die Sklaverei ab, ſondern ſuchte auch in ungläubigen Ländern das Loos der Sklaven zu erleichtern.

29. Die chriſtliche Religion befördert das Wohl der Staaten.

Wir ſind die Wohlthaten, die wir in einem chriſtlichen Staate genießen, ſchon zu ſehr gewohnt, als daß wir ſie mehr recht zu ſchätzen wüßten. Daher die ungerechten Klagen der Feinde der Religion, daß das Chriſtenthum die Staaten nicht nur nicht verbeſſert, ſondern ſogar verſchlimmert hatte. Indeß waren die Völker vor Einführung des Chriſtenthums glücklich; kann man den dortmaligen Zuſtand als einen für die Menſchheit wohlthätigen bezeichnen? Welchen Laſtern hat nicht das alte, heidniſche Griechenland gehuldigt, die auch auf das öffentliche Wohl den verderblichſten Einfluß ausübten? Was ſoll ich von dem vorchriſtlichen Rom ſagen? Hat ſich die weltbeherrſchende Stadt als eine Beglückerin der Menſchheit erwieſen? Hat ſie nicht vielmehr Tag und Nacht auf den Untergang der Nationen geſonnen? Hat ſie nicht durch ununterbrochenen Krieg die Völker zur Schlachtbank geführt, ihre Länder verwüſtet, die Quellen ihres Wohlſtandes verſtopft? Hat man den heidniſchen Römern zu verdanken, daß Italien angebauet, Spanien, Gallien und ſo viele andere Länder, einſtens bloß Provinzen einer weltbezwingenden Herrin, jetzt ſelbſtſtändige Reiche ſind, deren Völker im Wohlſtande unter eigenen Herrſchern leben? Kann man aber vielleicht den Zuſtand des Römiſchen Volkes ſelbſt einen glücklichen nennen? Einige ſaſſen im Ueberfluß; die große Menge aber hungerte; Einige thaten, was die Laune ihnen eingab; die Uebrigen aber waren elende Knechte und Sklaven. Iſt dieß ein glückſeliger Zuſtand? — Was waren die nordiſchen Völker, und darunter unſere eigenen Voreltern? Barbaren, die in Wäldern ſich aufhielten, und die, um nicht mehr zu ſagen, oft von der Noth gezwungen wurden, ihre alten Wohnſitze zu verlaſſen und ihre minder unglücklichen Nachbarn zu plündern.

Wo man überall die Blicke in alter oder neuer Zeit hinrichtet, wo das Licht des Evangeliums noch nicht leuchtet, breitet Unwissenheit und Sittenverderbniß seine schwarzen Schatten aus; es gibt dort keine Sicherheit der Person, keinen Schutz für das Eigenthum; die Gewalt gilt für Gesetz und Gerechtigkeit; die Grausamkeit sitzt auf dem Throne, und die Treulosigkeit ist in der Hütte der Unterthanen. Die Stimme der Unschuld findet dort kein Gehör; die Armuth ist hinausgeworfen auf die Straße und weinet, ohne Hilfe zu finden; für den Leidenden und Verlassenen ist keine Zufluchtsstätte gebauet; der Betrübte findet keinen Trost, und der Weinende keine Hand, welche ihm die feuchte Wange trocknete. Dort sind auch die Künste und Wissenschaften in der Wiege, selbst noch ungeboren; von einer Industrie kann keine Rede seyn, und was wir Wohlstand nennen, hat in der Sprache jener Länder keinen Ausdruck. Hingegen wo immer das Christenthum Aufnahme gefunden, haben sich sogleich auch die Segnungen desselben eingestellt. Beispiele davon haben wir unter allen Himmelsstrichen gesehen. Wir führen hier nur an, was Montesquieu in Bezug auf die Abyssinier sagt: Die christliche Religion ist es, welche der Größe des Reiches und des Fehlers des Clima ungeachtet, den Despotismus gehindert hat, sich in Aethiopien festzusetzen, und mitten in Afrika hinein die Sitten und Gesetze von Europa verbreitet hat. Der Erbprinz von Aethiopien genießt seine Oberherrschaft in Ruhe, und gibt seinen Unterthanen das Beispiel der Liebe und des Gehorsams. Gleich in der Nachbarschaft sieht man, wie bei den Muhamedanern die Kinder des Königs von Sennar eingesperrt, und bei dem Tode desselben zu Gunsten desjenigen, der den Thron besteigt, auf Befehl der Großen des Reiches ermordet werden."

Es ist nicht anders möglich, als daß das Christenthum den heilsamsten Einfluß auf das Wohl der Völker und Staaten ausübe. Da das Evangelium lehrt, daß alle Menschen Brüder sind, werden sie einander näher gebracht, und wird schon dadurch dem Despotismus vorgebeugt. Nebstdem lehrt das Evangelium, daß der Regent seine Gewalt von Gott habe, welches einerseits den Unterthanen Ehrfurcht für seine Person und ihm selbst für die Heiligkeit seiner Würde einflößt. Ein anderes Gesetz des Christenthums that den so nachtheiligen und willkührlichen Ehescheidungen

Einhalt; ein anderes dem Mißbrauch der väterlichen Gewalt über die Kinder, daß sie dieselben nicht ferner aussetzen, oder für Geld der Unzucht preisgeben durften. Die Ehebrüche und die unrechtmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes überhaupts, durch deren Freigebung dem Staate nothwendig schlechterzogene Bürger zugeführt und die Rechtmäßigkeit der Erbschaften ungewiß gemacht würden, wurde streng verpönt. Durch die Taufe erhielten die Sklaven die verlornen Rechte der Menschheit wieder; sie wurden Brüder mit ihren Herren, von denen sie in Folge dessen auch eine menschlichere Behandlung erhielten. Die Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche das Christenthum den Völkern beibrachte, milderte die Art, Krieg zu führen, und setzte das Völkerrecht fest. Mit einem Worte, die christliche Religion ist so beschaffen, daß sie den Regenten auf seinem Throne befestiget, die Rechte der Menschheit den Unterthanen zusichert, beide gegenseitig verbindet, um am Wohle des Ganzen zu arbeiten. Darum waren auch ehemals Meuchelmorde, grausame Kriege, Verwüstungen ganzer Länder etwas Gewöhnliches, und sind es unter unchristlichen Nationen noch, während sie in christlichen Staaten als Seltenheit vorkommen.

30. Das Christenthum schafft die beßten Unterthanen.

Der Untergebene, der die weisen Gesetze einer heiligen Religion verachtet, kann leicht von empörenden Gedanken, von vorgefaßten Meinungen, von Unwillen gegen seine Beherrscher eingenommen und beunruhigt werden. Er hat den auffallenden Glanz, in welchem sich die Großen der Welt zeigen oder zeigen müssen, unaufhörlich vor Augen; er sieht es, wie immer viele Menschenhände beschäftigt sind, sie zu unterhalten und zu vergnügen; er hört von ihrer Bequemlichkeit, und wie alle Kunst und Erfindung erschöpft wird, um sie vom Morgen bis auf den Abend aller Last zu entledigen und Alles von ihnen zu entfernen, was ihnen unangenehm seyn könnte; er weiß es, daß sie Alles im Ueberfluße haben und genießen, da indessen in den Hütten ihres Landes Wittwen und Waisen, Tagwerker und Bettler an den geringsten Nahrungsmitteln schmerzlichen Mangel leiden; — er weiß es, daß ganze Schaaren von Bedienten auf ihren Wink warten, und auf ihren Befehl Alles in Bewegung setzen, da mancher sieche und elende Mitbruder, von

aller menschlichen Hilfe verlassen, armselig verderben muß. Und doch können alle diese Herrlichkeiten ihre Menschheit nicht verläugnen, ihr eigentlicher Name ist: „Mensch;" und wer könnte diesen dem Tagwerker oder Bettler versagen? Sie werden geboren wie alle Menschenkinder; haben Nahrung und Kleidung nöthig, wie Alle ohne Unterschied; müssen unterrichtet, erzogen, gebildet werden; werden krank, leiden, sterben und zittern vor dem Tode vielleicht mehr, als der Arme, der nicht eine Krone, sondern nur einen Bettelstab abzulegen hat. Also der Regent, ein Mensch, wie ich! Woher seine Macht, zu gebieten? Woher meine Pflicht, mich ihm zu unterwerfen? O warum soll denn ich einem Wesen, dem ich von der Natur gleich bin, so viele Unterwerfung, so vielen Gehorsam, so viele Aufopferung schuldig seyn? —

Das sind die Gedanken, die einen unruhigen Untergebenen, der die weisen Grundsätze seiner Religion verachtet, irre führen, und nicht selten das Band auflösen, welches unter Untergebenen und Regenten fest seyn muß, wenn allgemeine Ruhe und Sicherheit bestehen soll. Ganz anders vom Standpunkte des Christenthums aus; denn was sagt in diesem Falle die Religion ihrem Bekenner? Eine jede menschliche Obrigkeit, mein Freund, ist eine göttliche Ordnung! — Durch mich — spricht Gott der Herr im alten Bunde — durch mich regieren die Könige; durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden; denn ich allein habe Macht. — Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt hat über ihn, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; — wo sie aber ist, da ist sie von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung. So schreibt Paulus in seinem Briefe an die Römer.

Wie könnte also ein guter Christ, der die Lehren seiner Religion zur Richtschnur seines Lebens macht, ein unruhiger Bürger, ein treuloser Unterthan seyn, da ihm sein heiliger Glaube so viel Unterwürfigkeit, so viele Ehrfurcht gegen seine Obrigkeit predigt? Jesus, sein göttlicher Erlöser, zeigt es ihm selbst durch Worte und Beispiele, wie nothwendig ein guter Christ auch ein guter Bürger seyn müsse. — Wer weiß es nicht, wie sehr die unruhigen Juden zur Empörung, zum Aufruhr immer geneigt waren, wie unmenschlich sie von Tiberius, dem damaligen Kaiser, gedrückt und miß-

handelt wurden, von Tiberius, der ihre Tempel mit vergossenem Blute verunreinigte und sie mit außerordentlichen Abgaben beschwerte? Welch eine drückende Regierung! Sollte man nicht glauben, daß das Volk mit Recht sagen durfte: Ist es erlaubt, ist es gerecht, so einem grausamen Beherrscher Zins zu geben? — Und was sagte Jesus? was lehret, was rathet, was gebietet er einem Volke, welches mit Gewalt bezwungen war und unter einer harten Regierung seufzte? — Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! — Heißt das nicht: Empöret euch nicht, und gehorchet euerm Herrn? Das war Jesu Lehre. Und wie war denn sein Beispiel? — Gerade wie seine Lehre! Wer ist mehr wie Jesus von der Obrigkeit oder auf ihren Befehl mißhandelt worden? — Man schützte den Unschuldigen nicht vor der Wuth des Pöbels; man ließ es seinen Feinden zu, ihn mit Muthwillen zu kränken; man nahm falsche Beschuldigungen ohne Beweis gegen ihn an; man züchtigte ihn, bevor eine einzige Klage erwiesen wurde. Und was thut Jesus? Er leidet lieber, als daß er seine Obrigkeit verachten sollte. Du hättest keine Macht, sagt Jesus dem Pilatus, wenn sie dir nicht von Oben herab gegeben wäre! —

O ihr Fürsten dieser Erde! könnt ihr wohl einen bessern Fürsprecher für euern Stand haben, als die Religion Jesu? — Wie heilig, wie ehrwürdig muß einem Christen der Stand der Regenten seyn! Wie getreu, wie willig wird er ihre Befehle befolgen, wenn er dem Beispiele Jesu und den Anweisungen seiner Religion nachkommen will! (Cf. Natters Predigten.)

31. Der Untergang des Christenthums wäre das Grab von der Wohlfahrt der Völker.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man unermüdet in die Welt hinausschrie, die einzige Ursache aller Uebel des menschlichen Geschlechtes wäre der Aberglaube, d. h. die christliche Religion; wäre einmal ihr Joch zerbrochen, so würde man das goldene Zeitalter der freien und aufgeklärten Nationen sehen. Der Himmel ließ in einem großen Nachbarstaat im Westen zu Ende des vorigen Jahrhunderts diesen gottlosen Wunsch in Erfüllung gehen, und die unheilsvolle Probe wurde gemacht. Man ächtete die Religion, schuf ihre Gesetze ab, verfolgte ihre Diener und verjagte sie als öffentliche

Feinde. Gott hatte keine Altäre mehr, und die Vernunft im Wahnsinne erhielt Tempel. Aber was erfolgte? Kaum war die Religion proskribirt, so sah man in die moralische Ordnung etwas dem Aehnliches kommen, was in der Natur erfolgen würde, wenn die Sonne erlöschen und die Elemente sich zu vermischen begännen. Europa nach siebenzehn Jahrhunderten des Christenthums auf den Gipfel der Civilisation erhoben, fiel auf einmal in die Tiefe des Abgrundes der Barbarei. Es gab in jenem Lande weder Anstand, noch Ordnung, weder gute Sitten, noch Form einer Gesellschaft mehr. Die wildesten Colonien würden über die Sitten erröthen, welche damals Frankreich hatte; über die Sprache, welche es führte; über die Gesetze, welche es gab; über die ungeheuern Ausschweifungen, welcher es sich schuldig machte. Die Welt bot nur noch das Bild der Hölle dar, als die Gottlosen über ihr eigenes Werk erschracken, und indem sie sahen, daß der Abgrund, den sie gegraben hatten, sie selbst mit ihren Schlachtopfern verschlingen werde, riefen sie, verzweifelnd, der Wuth des Stromes, dessen Dämme sie durchbrochen hatten, anders Einhalt thun zu können, dieselbe Religion zu Hilfe, welche sie zuvor hätten vernichten mögen. Und kaum hatte man das Christenthum wieder hergestellt, so lebten die Wissenschaften wieder auf, der Handel und die Industrie blühten und dem Lande ward endlich die ersehnte Ruhe wieder gegeben.

32. Die Ungläubigen geben sich umsonst Mühe, die segensvollen Wirkungen des Christenthums durch die Hinweisung auf den angeblich glücklichen Zustand einiger nichtchristlichen Völker zu parallelliſiren.

Es fehlt nicht an Solchen, welche da behaupten, andere Religionen vermögen die Völker, wenn nicht glücklicher, doch eben so glücklich als das Christenthum zu machen. Dabei verweiſet man auf die Chineſen, die Muhamedaner und andere Nationen. Aber vergebliche Mühe; man weiß aus glaubwürdigen Reiſeberichten, was von dem glückſeligen Zuſtande dieſer Völker zu halten iſt. Der Kaiſer in China iſt nichts Anders, als ein Deſpot; die Mandarine ſind ſeine Sklaven; das gemeine Volk ſeufzet unter dem grauſamen Druck der Großen; die Armuth verhungert auf offener Straße; das Weib iſt mehr die Magd als die Gattin des Mannes;

unmündige Kinder werden gleich nach ihrer Geburt von ihren Eltern ausgesetzt und viele Tausende dieser armen Geschöpfe kommen auf solche Weise durch die Grausamkeit ihrer Eltern um. Dafür nur folgende Belege: In China, sagt der Verfasser der Récherches philosophiques sur le chinois, hat jedes Familienhaupt das Recht, sein neugebornes Kind zu tödten. Entweder ersticken die Hebammen die Kinder in einem Becken voll warmen Wassers und lassen sich für diesen Dienst bezahlen, oder man wirft sie in den Fluß, nachdem man ihnen vorher auf den Rücken eine leere Kürbis gebunden, so daß sie oft noch lange auf dem Wasser schwimmen, ehe sie sterben. Das Geschrei, welches diese unglücklichen Geschöpfe dann ausstossen, würde an jedem andern Orte der menschlichen Natur Entsetzen einjagen, allein hier ist man daran gewöhnt und kümmert sich nicht darum. Eine dritte Manier, sich ihrer zu entledigen, besteht darin, daß man sie auf den Strassen aussetzt, wo jeden Morgen, besonders zu Pecking, Karren vorüberfahren, auf welche dann die in der Nacht ausgesetzten Kinder geladen und in eine Grube geworfen werden, die indessen mit Erde nicht zugedeckt wird, weil mitunter die Mahomedaner eines oder das andere wieder herauszlehen. Sehr oft indessen haben, ehe noch diese Karren, welche die Kinder in die Grube führen sollen, angekommen sind, die Hunde und besonders die Schweine, welche in den Strassen der chinesischen Städten zahlreich herumlaufen, die Kinder lebendig aufgefressen. In der Stadt Pecking allein sollen im Laufe von drei Jahren 9712 Kinder auf diese Weise in die Grube gebracht worden seyn, jene gar nicht gerechnet, welche von Pferden oder Maulthieren zertreten, von den Hunden gefressen, schon bei ihrer Geburt erstickt, oder von den Mahomedanern geraubt oder endlich an solchen Orten vertilgt worden sind, wo kein Mensch sie sehen konnte.

Der Kindermord, erzählt der Missionär Retord, kommt in China sehr häufig vor, und sehr oft ersticken unnatürliche Mütter die Frucht ihres Leibes mit eigenen Händen. Der Gebrauch, die Kinder auf den Strassen auszusetzen, hat dermassen überhand genommen, daß selbst die von der Regierung dagegen ergriffenen Maßregeln zu keinem Resultate geführt haben. Fast in denselben Worten wird diese traurige Wahrheit von dem Missionär Baldus,

aus der Congregation des heiligen Lazarus, bestätigt. Nach einem neueren Briefe zu schließen, den ein anderer Missionär aus Ko-Kiao am 26. Mai 1843 geschrieben hat, scheint das Uebel in jüngster Zeit nur noch schlimmer geworden zu seyn. „Sie wissen, sagt dieser Berichterstatter, wie groß in China die Autorität der Familienväter über ihre Kinder ist, sie haben das Recht über Leben und Tod, und sind mit einem Worte unumschränkt. Die Eltern können ihre Kinder verkaufen, wie es ihnen gutdünkt, und unter den Heiden kömmt der Fall nicht selten vor. Gewöhnlich bringen es die Opiumraucher so weit; wenn ihnen nichts Anderes mehr übrig bleibt, verkaufen sie am Ende ihre Frauen und Kinder. Der Preis eines Kindes von 8 — 9 Jahren ist 7 — 8 Gulden, manchmal noch weniger, und vielleicht würde man es auch umsonst dahingeben. Ein auf diese Weise verkauftes Kind wird Sclave sein Leben lang, und seine ganze Nachkommenschaft, wenn nicht etwa sein Herr es wieder freiläßt."

Nicht besser ist es im Muhamedanismus und in andern Religionen. Was aber diese Confessionen Gutes haben, das ist aus der Offenbarung entlehnt; denn sie ist ein Leuchthurm, der einzelne seiner Lichtfunken in jene heidnische Systeme hingeworfen hat. — Die Feinde des Evangeliums machen sich aber noch einer besonderen Ungerechtigkeit schuldig. Sie heben nämlich ein und die andere edle Handlung der Ungläubigen hervor, vergrößern noch den Werth derselben durch unmäßiges Lob bis zur Ungebühr und ziehen dann den trüglichen Schluß, daß das Heidenthum die Mutter großer Thaten und herrlicher Tugenden sei. Dabei übersehen sie völlig, daß dieß nur seltene Züge einzelner Personen seien, die selbst da, wo sie sich finden, durch viele Fehler wieder verdunkelt werden, und daß die große Mehrzahl von unbändigen Leidenschaften sich leiten läßt und im tiefsten Schlamme der Lasterhaftigkeit steckt. Wenn hingegen dieselben von christlichen Verhältnissen reden, vergessen sie über den Fehlern der Einzelnen die Verdienste der Gesammtheit. Weil Einzelne hinter ihrem Berufe zurückbleiben, machen sie schnell den Schluß: Alle taugen nichts. Aber wäre es gerecht, wenn man wegen einzelner Verbrecher eine ganze Nation verwerfen wollte, während man ein anderes Volk, das ganz in Ruchlosigkeit versunken ist, deßwegen erheben und als Muster der Nachahmung

hinſtellen würde, weil in ſeiner Mitte noch einige ein Gefühl für Gerechtigkeit haben? So ungefähr verfahren auch die Feinde des chriſtlichen Glaubens.

33. Die chriſtliche Religion allein half den Bedürfniſſen des menſchlichen Geſchlechtes ab.

Wenn man ein Uebel heilen will, muß man vor allem die Urſache desſelben kennen; die vorchriſtliche Welt wußte aber nicht, woran es ihr fehle. Sie ſah höchſtens die äußern ſchlimmen Handlungen; der innere Menſch aber, in welchem alle Bosheit ihre Quelle hatte, war ihr verborgen. Man gerieth daher in der Unterſuchung, woher das Böſe komme, auf verſchiedene Abwege; man ſtellte ein doppeltes Princip auf, einen guten und böſen Gott und hielt den letztern für die Urſache aller Uebel, oder man verlor ſich in andere Träumereien, wie ſie in den gnoſtiſchen und manichäiſchen Syſtemen ausgehegt ſind. Im Sonnenlichte des Chriſtenthums zerfloſſen aber alle dieſe Nebelbilder: die Offenbarung zeigte uns den Grund alles Böſen: ſie ſchloß uns unſer Herz auf, und ſagte uns, daß hier, wie in einer geheimen Werkſtätte, alle Sünde ausgebrütet werde. Aus dem Herzen, ſagt Chriſtus, kommen die böſen Gedanken, Todſchläge, Ehebrüche, Hurerei, Diebſtähle, falſche Zeugniſſe, Gotteslästerungen. Matth. 15, 19. Die Offenbarung führt uns zurück bis zum Anfange unſers Verderbens und zeigt uns, daß die traurigen Folgen jenes erſten Ungehorſames gegen Gott, deſſen ſich unſere erſten Stammeltern ſchuldig machten, auf alle Menſchen ſich erſtrecken; denn ſie ſagt uns, daß wir in Sünden empfangen und in Miſſethaten geboren werden; daß alles Fleiſch verdorben iſt; daß das Dichten und Trachten des Menſchen von Jugend an auf das Böſe gerichtet ſei. So tief in das menſchliche Herz iſt kein Weltweiſer gedrungen; erſt das Chriſtenthum hat uns die ganze Größe unſers Verderbens zum Bewußtſeyn gebracht.

Es war aber noch nicht genug, daß das Chriſtenthum den Menſchen zur Erkenntniß ſeines Verderbens brachte, es mußte ihm auch Heilmittel dagegen an die Hand geben: auch dieſes hat es auf die vollkommenſte Weiſe gethan. Die Menſchheit litt vorzüglich an drei tiefen Wunden, worin alle übrigen Krankheiten ihre

Wurzel hatten. Dieſes dreiköpfige Uebel war Hochmuth, Genußſucht und unerſättliche Begierde nach Reichthum, und was damit zuſammenhängt, oder wie es der Apoſtel nennt: Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens. Jene berühmten Philoſophen, welche ſich für die Meiſter der Weisheit und die Lehrer der Tugend ausgaben, wußten kein Mittel, das menſchliche Herz von dieſen dreitödtlichen Wunden zu heilen. Im Gegentheile: das Uebel wurde unter der Pflege dieſer Aerzte immer ſchlimmer; denn die Menſchen wurden immer ſtolzer; ſie wurden immer genußſüchtiger und habgieriger. Das Chriſtenthum verſtopfte dieſe verderblichen Quellen; denn es machte die Demuth zum Grund und Eckſtein ſeines Gebäudes. Die erſte Pflicht, die es ſeinen Bekennern auflegt, iſt die Demuth, und ohne dieſe Tugend iſt Niemand der Eintritt in das meſſianiſche Reich geſtattet. Wenn ihr nicht werdet, ſagt Chriſtus, wie die Kinder, d. h. eben ſo demüthig und anſpruchslos, könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. Um die Menſchen mit Abſcheu gegen die Leidenſchaft des Stolzes zu erfüllen und die Nothwendigkeit der Demuth recht vor Augen zu ſtellen, weiſet ſie das Chriſtenthum auf ihre allſeitige Abhängigkeit von Gott und auf ihr Unvermögen hin, aus ſich ſelbſt etwas zu können. Wer aus euch, ſpricht Chriſtus, kann durch ſeine Gedanken ſeinem Wuchs eine Elle zugeben? Und an einem andern Orte: Ihr könnet nicht ein einziges Haar eures Hauptes weiß oder ſchwarz machen. Dieſes Unvermögen findet aber auch in moraliſchen Dingen ſtatt: der Menſch kann aus ſich ſelbſt weder von der Knechtſchaft der Sünde befreiet werden, noch irgend eine Tugend wirken, ja nicht einmal einen guten Gedanken in ſich hervorbringen! Dieſe Wahrheit verſinnlichet Chriſtus in den Worten: Gleichwie die Rebe aus ſich ſelbſt keine Frucht tragen kann, es ſei denn ſie bleibe am Weinſtocke, ſo könnet auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibet. Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts. Joh. 15. Und damit die Menſchen dieſer großen Wahrheiten nicht vergeſſen, verpflichtet ſie das Chriſtenthum, bei jeder Gelegenheit das Bekenntniß ihrer äußerſten Abhängigkeit, des Bedürfniſſes der Hilfe Gottes in allen Dingen abzulegen. Darum iſt ihnen geboten, das Lob der Menſchen zu fliehen, und

um ſchon der Gelegenheit dazu auszuweichen, ihre Handlungen den Augen der Menſchen zu entziehen, wenn ihnen nicht die Pflicht der öffentlichen Erbauung das Gegentheil befiehlt. Darauf beziehen ſich die Vorſchriften: Wenn du faſteſt, ſo ſalbe dein Haupt und waſche dein Angeſicht, damit es die Menſchen nicht merken, daß du faſteſt; — wenn du Almoſen gibſt, ſoll deine linke Hand nicht wiſſen, was deine rechte thut; — wenn du beteſt, ſo geh in deine Kammer, ſchließ die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen ꝛc. Matth. 6. Darum iſt den Bekennern des Chriſtenthums auch geboten, Allem zu entſagen, was an Pracht und Prahlerei gränzt, insbeſonders dem Verlangen, ſich über Andere zu erheben (Math. 22.); auch diejenigen, welche die Vorſehung über Andere erhoben hat, ſollen ſich nicht als Herren, ſondern als Verwalter Gottes und Diener ihrer Brüder anſehen. Wer unter euch der Erſte ſeyn will, der ſei euer Knecht, wie auch des Menſchen Sohn nicht gekommen iſt, ſich dienen zu laſſen, ſondern zu dienen. Matth. 20. Noch weiter ſoll der Chriſt gehen, die wirklich ausgeübten Tugenden und geſammelten Verdienſte ſoll er wie nicht ſein anſehen. Daher die Vorſchrift: „Wenn ihr auch Alles gethan habt, ſo ſeid ihr nur unnütze Knechte.“

Die zweite Leidenſchaft, die im Menſchen gebändigt werden mußte, iſt die Sinnlichkeit, d. h. jene natürliche Neigung, die alle Menſchen antreibt, den Lüſten nachzuſtreben und ihre ganze Glückſeligkeit darein zu ſetzen. Das war gleichſam die Gottheit, der die vorchriſtliche Welt huldigte; man kannte nur Ein Ziel, zu genießen und zu ſchwelgen, ſeinem Fleiſche gütlich zu thun und ſeine Lüſte zu befriedigen. Wer kann ohne Entſetzen von der Schwelgerei und Lüſternheit jener Zeit hören, wo man ſich gewiſſer Arzneimittel bediente, um die übermäßig genoſſenen Speiſen von ſich zu ſchaffen, und dann neuerdings ſich anfüllte, und wo man unverheirathet blieb, um deſto ungebundener der Wolluſt fröhnen zu können? Dieſer unbändigen Leidenſchaft erklärt der Stifter des Chriſtenthums den Krieg, indem er ſeinen Bekennern Buße, Abtödtung und Selbſtverleugnung zur Pflicht macht. Dahin zielen auch die Ausſprüche: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewaltthätigen reißen es an ſich. Matth. 12. Ferner ermahnet er: Bemühet euch einzugehen durch die enge Pforte; denn weit iſt das Thor, das

zum Verderben führt, und breit ist der Weg dahin, und es sind Viele, die darauf wandeln. Aber wie eng ist die Pforte, und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wie Wenige sind es, die darauf gehen! Matth. 7. Dann warnt er: Sehet zu, daß eure Herzen nicht beschwert werden durch Fraß und Trunkenheit und Sorgen dieses Lebens. Um dieß Alles noch tiefer dem Herzen einzuprägen, zeigt er seinen Bekennern in der furchtbaren Parabel vom reichen Prasser, wohin Ueppigkeit und Schwelgerei führen.

Um die dritte Quelle des Verderbens, die Habsucht, zu verstopfen, lehrt der Stifter des Christenthums seinen Anhängern, das Irdische gering zu achten und vielmehr ewige Schätze sich zu sammeln. Darum peiset er die Armen im Geiste selig. Den Reichen aber hält er eindringliche Strafreden. Wehe euch Reichen, ruft er, die ihr euern Trost habt in dieser Welt. Von ihnen sagt er auch: Leichter ist's, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel eingehe.

Auf diese Weise hat das Christenthum die Wunden der Menschheit geheilt und die Quellen verstopft, aus denen von jeher Alles Verderben geflossen ist.

34. Durch das Christenthum ist Licht und wahre Erkenntniß in göttlichen Dingen in die Welt gebracht worden.

Das Heidenthum schwebte in Bezug auf die wichtigsten Heilswahrheiten in Unwissenheit. Es hatte keine wahre Kenntniß von Gott, seiner Wesenheit und seinem Verhältnisse zu der Schöpfung; es kannte weder den Ursprung des Menschen, noch den Zweck seines Daseyns; es getraute sich kaum zu ahnen, daß auch jenseits des Grabes noch ein Leben bestehe und wußte nichts von seiner Beschaffenheit. Ueberall herrschte Unwissenheit, überall Zweifel und Irrthum. Erst durch das Christenthum ist Licht in die Finsterniß des menschlichen Verstandes gebracht worden. Es hat die verborgene und verkannte Wahrheit an's Licht gebracht, und das, was kaum Wenige wußten, und mehr ahneten als wußten, allgemein bekannt gemacht und außer allem Zweifel gesetzt. Es hat uns zur Erkenntniß des einzigen, allein wahrhaften Gottes gebracht,

der einfach ist in der Wesenheit, dreifach aber in den Personen; von ihm erleuchtet kennen wir unsern Ursprung und den aller Dinge, und wissen den Zweck unsers Daseyns; es ist uns bekannt worden, daß wir Alle, von Natur aus befleckt mit einem allgemeinen Erbübel, Kinder des Zornes sind, und daß wir ohne all unser Verdienst nur durch gnädige Erbarmung Gottes davon befreiet worden sind. Von ihm unterrichtet kamen wir zur Einsicht, daß über Alle eine gütige Vorsehung waltet, die Alles zu unserm Beßten lenkt. Und nun verschwinden Zufall und blinde Nothwendigkeit mit allen ihren Schrecknissen vor unsern Augen. Wir wissen, daß Gott mit seiner Güte nicht bloß das ganze Menschengeschlecht, sondern auch jeden Einzelnen umfasse; daß er nicht bloß die großen Weltbegebenheiten, sondern auch die kleinsten Vorkommnisse des täglichen Lebens ordne; daß nicht bloß die Schicksale ganzer Nationen, sondern auch das Wohl und Weh jedes einzelnen, wenn auch noch so unbedeutenden Menschen Gegenstand seiner erhabenen Sorgfalt sei: denn kein Sperling fällt ohne seinen Willen vom Dache, und die Haare unsers Hauptes sind gezählt. Das Christenthum ist es, welches uns jenen erbarmungsvollen und zu unserm Troste so nothwendigen Rathschluß Gottes kund thut, daß uns Gott seinen eingebornen Sohn gegeben, und in die Welt gesandt hat, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Das Christenthum zeigt uns Gott in seiner wahren Größe und Erhabenheit: es stellt uns Wunder vor Augen, welche von seiner Allmacht; Wohlthaten und Gnaden, welche von seiner unendlichen Güte und Erbarmung Zeugniß geben. Es lehrt uns einen Dienst, welcher allein dieser erhabenen Majestät des Himmels würdig ist. Es öffnet uns zugleich die trostvollsten Aussichten für Jenseits; denn wir wissen jetzt, was wir dort zu hoffen haben, wenn wir hienieden treue Diener Gottes sind. So ist durch das Evangelium über alle Verhältnisse Licht und Erkenntniß gebracht worden; darum vergleichen wir es mit Recht der Sonne, die durch ihr Aufgehen die Finsterniß vertreibt und überall hin die Strahlen ihres Lichtes sendet.

35. Die Ungläubigen stoßen sich mit Unrecht an den Geheimnissen des Christenthums.

Den Ungläubigen sind die Geheimnisse des Christenthums ein großer Stein des Anstoßes; sie wollen haben, daß ihnen Alles klar und deutlich sei. Dieß heißt aber nichts Anders, als verlangen, der Verstand des Menschen solle eben so unendlich seyn, als Gott selbst ist. Daß es in der Religion Geheimnisse gibt, darf uns um so weniger Wunder nehmen, da uns sogar in dem, was vor unsern Augen liegt, so vieles unbegreiflich ist. Was ist dem Menschen näher als er sich selbst, und doch wie geheimnißvoll ist er sich in Bezug auf so viele Dinge! Wie viele Fragen gibt es, auf die er sich keine Antwort geben kann! Sage mir, was ist deine Seele, jene Substanz, die in dir will, denkt, urtheilt und handelt? Suche in dir den Ort, wo dein Gedächtniß jene unermäßliche Menge von Gedanken und Erinnerungen sammelt und zu deiner Verfügung aufbewahrt, ohne daß du merkest, woher es sie zu jeder Stunde bringt? Woher kommt jene unumschränkte Gewalt, welche du über deine Glieder hast? Wie geschieht es, daß sie dir so pünktlich gehorchen, und wodurch wird es dir möglich, ihnen in jedem Augenblick die Handlung mitzutheilen, welche dich belebt? Was gibt es kleiner als das Auge, und was Unermeßlicheres als das Schauspiel, welches darin beständig sich wiederholt: die ganze Welt drängt sich gleichsam in diesem fast unmerklichen Punkte zusammen. Gehör und Sprache bieten nicht weniger bewunderungswürdige Erscheinungen dar. O wie geheimnißvoll, wie unbegreiflich ist nicht der Mensch! Trittst du aber aus dir selbst heraus, so findest du neue Abgründe, und zwar nicht bloß in jenen unermäßlichen Räumen der Himmel, wo auf Millionen Meilen über unsern Häuptern Körper von unermäßlicher Größe rollen, von denen jeder eine Welt ist, sondern auch in dem kleinsten Atom von Staub, auf welchen du mit deinen Füßen trittst; Abgründe nicht bloß in der Tiefe des Oceans, die du nicht ergründen kannst, sondern auch im Sandkorn, das an seinem Ufer liegt; Abgründe nicht bloß in der fast grenzenlosen Fruchtbarkeit der Erde, welche dich staunen macht, sondern auch in einem einfachen Saamenkörnchen. Alles um dich her übersteigt deinen Verstand. Kaum gibt es in der physischen

Ordnung eine Wahrheit, die nicht theilweise unbegreiflich ist; und keine Wissenschaft findet sich, welche nicht ihre Dunkelheiten und Geheimnisse hätte. Dieß bekennen auch die Häupter der Ungläubigen; denn diese Wahrheit ist so gewaltig, daß sie sich bei gesundem Verstande nicht leugnen läßt. Undurchdringliche Geheimnisse, schreibt Rousseau, umgeben uns von allen Seiten, und gewiß ist es, daß wir weder uns selbst kennen, noch unsere Natur, und unser wirkendes Princip verstehen. Wenn uns nun im Irdischen so viel unklar ist, wie soll uns im Himmlischen Alles verständlich seyn können? Wie soll ein Geist, der zu beschränkt ist, um nur das, was Grenzen hat, zu umfassen, das umfassen können, was in jeder Weise unendlich ist?

Oder hat Gott das Recht nicht, von dem Menschen den Glauben an ihm unbegreifliche Wahrheiten zu fordern? Seltsames Verlangen! Ungläubige, ihr verlangt doch, daß euere Kinder euch glauben, wenn ihr sie Dinge lehrt, die euch verständlich, ihnen aber unbegreiflich sind; ihr verlangt, daß der Unwissende auf das Zeugniß der Gelehrten hin gegen das Zeugniß all seiner Sinne glauben soll, die Erde, welche ihm unbeweglich scheint, drehe sich unaufhörlich um ihre Axe: ihr gestattet ihm in dieser Hinsicht weder Einwendung noch Zweifel, weil ihr mit Recht saget, der weniger erleuchtete Verstand des Menschen ohne Kenntnisse muß sich vor dem gebildeten Verstande des Astronomen beugen; ihr verlangt, daß der Blinde auf das Wort derer, welche Augen haben, alle Erscheinungen des Lichts, der Farben u. s. w. glaube, ungeachtet sie seinem Geiste als unbegreifliche Sonderbarkeiten erscheinen. In allen diesen und ähnlichen Fällen muß der Mensch, ungeachtet der Unwahrscheinlichkeiten, auf welche er stößt, seinen Verstand dem seines Gleichens unterwerfen: und wie, das unendliche Wesen, in Wissenschaft und Kenntnissen auch den erleuchtesten Sterblichen weit mehr überlegen, als der Erwachsene dem Kinde, der Gelehrte dem Unwissenden oder der Sehende dem Blinden, sollte weniger das Recht haben, von den Menschen auch dann Glauben zu fordern, wenn er ihnen unbegreifliche Wahrheiten mittheilt? Nein, in Religionsdingen handelt es sich nur darum, zu wissen, ob Gott wirklich geredet habe. Ist dieß ausgemacht, so sind, welche Schwierigkeiten und Dunkelheiten diese Lehren auch

enthalten mögen, alle unsere Beweise gegen sie eben so sinnlos, als es die Beweise eines Blinden gegen die Farben, oder eines Tauben gegen die Töne und Sprache seyn würden.

Was nützt uns, fragt der Ungläubige, ein Glaube, der nicht begriffen werden kann? Ist es Gottes würdig, uns Probleme und Räthsel als Glaubensartikel vorzulegen? — Aber ist es in natürlichen Dingen anders? Auf wie viel Räthsel und Probleme stößt man nicht hier? Wäre es nun besser, wenn uns Gott all' diese Schönheiten des Weltgebäudes verborgen hätte, weil wir wenige Theile nicht bemerken, und uns Manches dunkel ist? Wenn es ein ewiges Jenseits gibt, wozu wir berufen sind, so ist es nothwendig, daß uns schon hienieden wenigstens einige Hindeutungen und Begriffe davon gegeben werden. Wollen, daß Alles, was sich auf das zukünftige Leben bezieht, uns hienieden entweder gänzlich verborgen sei oder völlig offenbar werde, heißt verlangen, daß Gott all' seine Pläne umstosse. Denn sehen wir nicht, daß Gott in alle Wesen ursprünglich die Keime legt, welche sich in der Folge entwickeln, so daß sie durch unmerkliche Fortschritte und allmähliges Wachsen aus dem ersten unvollkommenen Zustande in den der Reife übertreten? So ist das Kind lange Zeit vor dem Verstandsalter nur von einem schwachen Lichte der Erkenntniß erleuchtet, welches gleichsam seine Morgenröthe ist; seine Gedanken anfangs verworren, werden nach und nach klar; es stammelt lange Zeit eine Sprache, die es nicht versteht, bevor es einen bestimmten Sinn mit den Wörtern verbindet, die es hervorbringt. Der Mensch ist hier auf Erden in Bezug auf die Ewigkeit ein Kind; er ist gleichsam der Entwurf dessen, was er einstens seyn wird; er hat noch nicht die volle Einsicht in die göttlichen Dinge; er lernt auf Erden die Sprache der Seligen stammeln, welche er einstens ewig im Himmel sprechen wird; er erlernt die noch dunklen Elemente einer göttlichen Wissenschaft, welche er erst dann in ihrer ganzen Ausdehnung besitzen wird, wenn er die Fülle des in Christo vollkommenen Menschen erreicht haben wird. Diese Wahrheit spricht der heilige Paulus 1. Corinth. 13. Cap. aus. Die Geheimnisse bilden demnach eine nothwendige Stufenfolge in der großen Entwicklung des Menschen, der hienieden für die Ewigkeit wächst; sie sind das Band, welches den Himmel mit der Erde verbindet; denn Alles, was die Seligen se-

hen, glauben wir; was ſie beſitzen, hoffen wir; was ſie lieben und anbeten, iſt auch der Gegenſtand unſerer Anbetung und Liebe; unſere Geſänge ſind gleichſam die Gegenchöre zu den ihrigen; ſie danken fortwährend mit freudigem Entzücken für die unausſprechlichen Güter, welche ſie genießen, und wir ſeufzen mit beſtändiger Sehnſucht und Inbrunſt darnach.

Indeß verläſtern die Ungläubigen unſere Geheimniſſe als Ungereimtheiten, welche wider die geſunde Vernunft ſtreiten. Ein größerer Unſinn als dieſe Einwendung läßt ſich kaum denken. Dieß heißt nichts weniger, als behaupten, die ganze civiliſirte Welt wäre ſeit achtzehn Jahrhunderten im Zuſtande einer Art von Wahnſinn geweſen, da ſie einer Lehre gehuldigt hat, die in vielen Punkten der Vernunft widerſtreitet. Alle jene durch ihr Genie und ihr Wiſſen, ſowie durch ihre Tugenden berühmte Männer alſo, welche nur nach einer reifen Ueberlegung das Heidenthum verließen, und um den Preis aller ihrer Güter die Lehre Jeſu annahmen; alle diejenigen, welche wie Juſtinus, Irenäus, Cyprian u. ſ. w. dieſe heilige Lehre mit ihrem Blute beſiegelten; alle jene großen Schriftſteller, welche von der Entſtehung der Kirche an bis auf unſere Tage den Glauben an dieſe Geheimniſſe in Werken vertheidigt haben, deren Beredſamkeit, Tiefe, gewaltige Dialektik und erhabene Philoſophie wir noch bewundern, wie Tertullian, Auguſtin, Baſilius u. ſ. w.: alle dieſe waren mit allen Generationen, welche ihnen Beifall geſchenkt haben, nur unwiſſende Menſchen, unfähig, Widerſprüche wahrzunehmen? Oder will man ſagen, man ſei zu blindlings darein gegangen und habe dieſe Frage nicht hinreichend genug erörtert? Dieſe Lüge entkräftet die Geſchichte. Denn einer Seits haben die Gläubigen Alles gethan, die Geheimniſſe ihrer Religion in's Licht zu ſetzen, den Ungläubigen gegenüber zu vertheidigen; ander Seits bot anfangs die Synagoge und das Heidenthum, ſpäter aber die Irrlehre Alles auf, dieſe Geheimniſſe zu bekämpfen. Und wie, nachdem ſie die Feuerprobe von achtzehn Jahrhunderten beſtanden, ſo viele Angriffe der Ungläubigen zu Schanden gemacht, ſo viele mächtige Geiſter überwunden haben, ſollen ſie noch vernunftwidrige Lehren, und weiter nichts als Aberglaube und Unſinn ſeyn, durch welche ſich nur fromme Einfältigkeit täuſchen läßt?

Die chriſtliche Religion muß Geheimniſſe enthalten, und gerade

dieſes zeugt für ihre Göttlichkeit. Könnte man in ihr Alles begreifen, ſo wäre dieß ein ſicherer Beweis, daß ihre Lehren weiter nichts als menſchliche Erfindungen ſind; aber weil in manchen Dingen ihre Lehren unbegreiflich ſind, beweist dieß, daß ſie von dem kommen, der unendlich und weit erhaben über alle menſchliche Begriffe iſt.

36. Das Chriſtenthum lehrte die Menſchen die erhabenſten, den Heiden völlig unbekannten Tugenden, und rottete tief eingewurzelte Laſter aus.

Eine der erhabenſten Tugenden, auf welchen das Wohl der Geſellſchaft, man kann ſagen, die Ruhe der Familien ſich gründet, iſt die Feindesliebe. Den Heiden war dieſe Tugend völlig unbekannt. Einer der ſieben Weiſen des alten Griechenlands behauptet, man brauche nur gegen ſeine Feinde geduldig zu ſeyn. Sokrates erklärt, es ſei erlaubt, ſich über das Unglück Jener zu erfreuen, die uns haſſen. Cicero bekennt, daß ein gutgeſinnter Menſch Niemanden Etwas zu Leid thun ſoll, es ſei denn, er werde dazu gereizt. Ariſtoteles nennt die Geduld nur eine Tugend der Sklaven.

Vergleichen wir mit dieſen Grundſätzen das Chriſtenthum. Wie erhaben lautet der Befehl: Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch haſſen; betet für euere Verfolger und Verleumder, daß ihr Kinder euers Vaters im Himmel ſeid, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe, und den Regen herabſendet über die Frommen und Laſterhaften. Dieſes Gebot erfüllte derjenige, der es gegeben hat, zuerſt ſelbſt auf die vollkommenſte Weiſe. Nachdem er von ſeinen Feinden Alles erlitten hatte, was ihre Grauſamkeit ihm nur immer anthun konnte, und er bereits in den größten Schmerzen am Kreuze da hing, öffnete er ſeinen Mund und ſprach das himmliſche Wort: „Vater, verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Waren wohl je ſolche großmüthige Worte auf Erden ausgeſprochen worden? Hatte wohl je ein Sterblicher, von ſeinen Feinden zum Tode verurtheilt, für ſeine Peiniger gebetet? Dieſe Großmuth ſchien einem der Freigeiſter des letzten Jahrhunderts ſo erhaben, daß er mit Begeiſterung ausrief: Wenn der Tod des Sokrates der Tod eines Weiſen iſt, ſo iſt der Tod Jeſu Chriſti der Tod eines Gottes. — Wie der Meiſter, ſo handelten auch die Jünger. Der hl. Stephanus wurde vor die Stadt hinausgeſchleppt,

um gesteinigt zu werden. Als er schon dem Tode nahe war, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, sank auf seine Knie hie und rief: Herr! rechne es ihnen nicht zur Sünde an. Als der hl. Cyprian zum Martertod geführt wurde, befahl er seinen Freunden, sie sollten dem Henker fünfundzwanzig Goldstücke ausbezahlen. Der hl. Ignatius von Antiochien schrieb an die Christen seiner Zeit: Stellet dem Zorne der Heiden euere Sanftmuth, ihren Lästerungen euere Gebete entgegen.

Der Stolz war bei den Römern so hoch gestiegen, daß die Großen, insbesonders die Kaiser, sich göttliche Ehre erweisen ließen. Dem Andenken des Augustus wurden in verschiedenen Provinzen Tempel erbaut. Caligula weihte sich selbst einen Tempel und eine goldene Bildsäule ein, bestellte Priester zu seinem Dienste und ließ Opfer darbringen. Domitian war so eitel und so stolz, daß seine Dekrete immer mit den Worten anfingen: Unser Herr und Gott befiehlt es. Dieser Herr und Gott war aber er selbst. Fast alle heidnische Kaiser führten die Namen: der Göttliche, der Unüberwindliche, der Sohn der Götter u. s. w. Die ganze Welt war vom Eigendünkel angesteckt, und was sich äußerlich zeigte, war nur ein Schattenbild jenes Unheiles, das sich im Innern regte. Die Begierde nach Größe war eine Tugend, die Mäßigung jenes Triebes aber eine Niederträchtigkeit. Oft brachte die Ruhmsucht eines einzigen Menschen es dahin, daß Alles im Staate umgestürzt und zerrüttet, daß die Gesetze mit Füßen getreten wurden, und daß er Millionen unglücklich machte, um sich auf den ersten Platz zu schwingen. Der Erfolg seines Verbrechens zog ihm die Ehrfurcht Anderer zu, und sein Name, mit dem Blut seiner Mitbürger befleckt, wurde in die Jahrbücher eingeschrieben; der glückliche Verbrecher ward als der erste Mann seines Jahrhunderts gepriesen. Aber nicht bloß in den höhern Klassen, sondern auch im Volke tobte die Leidenschaft des Stolzes. Jeder suchte den Andern zu übertreffen und den Vorrang ihm abzulaufen.

Wie schön erhebt sich aus diesen Schreckbildern die christliche Demuth. Um nicht die Beispiele zu sehr häufen zu müssen, so führen wir nur einige Vornehme und Große in dieser Beziehung an. Als der Kaiser Constantin in der Kirchenversammlung von Nicäa erschien und die heiligen Bischöfe ansah, welche noch die Merkmale

der für die Religion Jesu empfangenen Wunden an sich trugen, da küßte er mit Demuth und Ehrfurcht ihre Narben. Auch hielt er sich für unwürdig, sein Haupt in dieser ehrwürdigen Versammlung zu bedecken, wo die Gottheit Jesu gegen die Lästerungen des Arius vertheidigt wurde. Placilla, die Gemahlin des Kaisers Theodosius des Großen, war so mächtig vom Geiste der christlichen Demuth durchdrungen, daß sie selbst die Armen verpflegte. Als einige der Höflinge ihr vorstellten, dasselbe stehe ihrem Stande nicht an, so antwortete sie: Der Kaiser hat die Vollmacht, das Geld im Reiche zu vertheilen; mir aber liegt die Pflicht ob, die Armen zu besorgen: dazu hat mich ja Gott so hoch über dieselben erhoben. — Kaiser Karl der Große nährte stets an seinem Hofe zwölf Arme, um sich an Christum und an die Apostel zu erinnern, und sich in der Demuth zu üben. Als einstens Canut, König von England, am Strande des Meeres spazieren ging, so schmeichelten ihm seine Höflinge und nannten ihn den König der Könige, dem das Meer und die Erde unterworfen wäre. Um ihnen den Unsinn dieser Schmeichelei zu beweisen, setzte er sich am Meere nieder und sprach zum tobenden Elemente: Meer! du bist mir unterworfen; unterstehe dich also nicht, das Gewand dieses Herrn zu benetzen! Allein die Fluthen wälzten sich mit Ungestüm über seinen Mantel her und bedeckten ihn. Sehet ihr nun, sagte der König zu den Schmeichlern, welche Gewalt ich über dieses Element auszuüben habe, da ich nicht das kleinste Tröpfchen Wasser von mir entfernen kann! Gott allein ist groß; ihm allein gebührt die Ehre, die ihr mir erweisen wollet. — Der hl. Ludwig, König von Frankreich, wusch jeden Sonntag drei armen Männern die Füße und bediente sie nachher bei Tische. — Solche Beispiele sind wohl in der vorchristlichen Welt nicht zu finden; und wenn wir erst das Privatleben vieler frommer Gläubigen durchgehen wollten, so könnten wir tausend andere großmüthige Thaten anführen, welche die Demuth erzeugt hat.

Die schönste aller Tugenden, jene, welche die Menschen den Engeln gleich macht, die Keuschheit, war den Heiden nicht bekannt, weil die Götter selbst die Unzucht trieben. Die Folge davon war, daß man auf die abscheulichste Weise den Lüsten fröhnte, und der Gottesdienst selbst oft nichts anders war, als die unverschäm-

teſte Unzucht. Das Evangelium erſchien und verbot nicht bloß jede unlautere Handlung, ſondern auch den Gedanken dazu. Auch richteten die erſten chriſtlichen Monarchen ſogleich ihre Aufmerkſamkeit darauf, die Gräuel der Sittenloſigkeit abzuſchaffen. Conſtantin der Große ließ zu Heliopolis den berühmten Venustempel niederreißen und eine chriſtliche Kirche an ſeine Stelle erbauen; zugleich wurde ein anderer auf dem Libanon ſtehender Tempel, in welchem abſcheuliche Dinge getrieben wurden, zerſtört. Conſtantius kaufte viele Weiber los, welche dem Laſter in verſchiedenen Häuſern fröhnten. Die Geſetze, welche Theodoſius, ſeine Söhne und verſchiedene andere Kaiſer gaben, um der Unzucht zu ſteuern, beweiſen einerſeits den erbärmlichen Zuſtand, in welchem ſich die Heiden befanden, und andrerſeits den Eifer der Chriſten für die Reinheit der Sitten. Das Uebel war ſo herrſchend und ſo hartnäckig, daß Receswinth, König der Weſtgothen, die Weiber, welche ſchlechte Häuſer hielten, mit Ruthen peitſchen und aus dem Lande verbannen ließ. — Das Chriſtenthum begeiſterte viele gottesfürchtige Seelen der Art für die Jungfräulichkeit, daß ſie eher das Leben als dieſe Tugend zum Opfer brachten. Der Geſchichtſchreiber Euſebius meldet, daß der wollüſtige Kaiſer Maximian in keiner Stadt verweilte, ohne die Frauen, ſelbſt der erſten Familien, zu ſchänden. Bei allen gelang es ihm, nur bei den chriſtlichen nicht. Als einſtens die hl. Marcelande in ein öffentliches Haus geſchleppt wurde, um dort geſchändet zu werden, ging ihr ein roher Soldat nach. Was that die Jungfrau, ſich aus ſeinen Händen zu retten? Sie bediente ſich einer Liſt; denn ſie zog ein Fläſchchen hervor und ſprach: Wenn du mich nicht berührſt, will ich dir eine geheime Kunſt lehren, daß du im Kriege jeder Gefahr trotzen kannſt. Wer mit dieſer Flüſſigkeit ſich beſtreicht, iſt unverwundlich. Und damit du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugeſt, ſo mache die Probe an mir. Die hl. Jungfrau beſtrich jetzt ihren Hals mit der Flüſſigkeit und ſagte hierauf: Führ' einen Streich, ſo gewaltig du vermagſt, gegen mich, und du wirſt ſehen, daß du mir Nichts anhaben kannſt. Der Soldat that es, und das Haupt der heiligen Jungfrau rollte ihm vor die Füße hin. — In der Grafſchaft York in England war ein Nonnenkloſter, welchem die hl. Ebba vorſtand. Als dieſe erfuhr, daß die Dänen herannaheten, um das Kloſter zu

stürmen, so versammelte sie die Nonnen, um ihnen die Größe der sie bedrohenden Gefahr vorzustellen. Was mich anbelangt, setzte sie hinzu, so will ich lieber sterben, als ein Schlachtopfer der Leidenschaft dieser Barbaren werden. Mit diesen Worten hieb sie sich die Nase und die obere Lippe ab. Alle andern Nonnen folgten ihrem Beispiele und verunstalteten sich. Kaum waren sie zu Ende, so erscholl das Kriegsgeschrei; die Dänen wichen aber mit Abscheu zurück, als sie die verunstalteten Jungfrauen erblickten.

Nicht nur erklärte sich das Christenthum gegen die Unzucht, es verbot auch auf das strengste die Vielweiberei und das Heirathen in zu nahe Verwandtschaftsgrade hinein; denn wer sollte es glauben, so ganz hatte man alle Schamhaftigkeit abgelegt, daß in manchen Ländern Brüder die eigene Schwester zur Gattin nahmen. Das Christenthum schuf diesen Gräuel ab, und auch die Vielweiberei. Denn diese ist den Absichten des Schöpfers zuwider, der nur Einen Mann und Eine Frau erschuff, daß sie in Eintracht zusammen lebten und glücklich wären. Wenn ein Mann mehre Weiber zugleich hat, so müssen nothwendiger Weise andere gar keine haben, wenn man auf die Zahl der gebornen Kinder Rücksicht nimmt. Daher die barbarische Sitte im Morgenlande, daß man so Viele entmannt, um die Wollust der Andern desto mehr zu befördern. Zufolge der Vielweiberei müssen auch in den Familien Zwietracht, Eifersucht und Unruhe entstehen, wodurch das häusliche Glück zerstört und die gute Erziehung der Kinder gehindert wird. — Die christliche Religion befreite ihre Bekenner von diesen traurigen Uebeln.

Die Ehescheidung, eine andere Plage, die ebenfalls viel dazu beitrug, die menschliche Gesellschaft zu entehren, war ebenfalls erlaubt. Dieß war eine reichhaltige Quelle der Unordnungen, der Ausschweifungen und der größten Uneinigkeiten in den Familien, und machte die gute Erziehung der Kinder gerade zu unmöglich. Die traurige Gewohnheit, seine Gattin zu verstoßen und mit einer andern ehelich zu leben, war in den Zeiten unmittelbar vor Christus allgemein. Jesus aber erhob die Ehe zur Würde eines Sakraments, und machte sie unauflöslich.

Die christliche Religion war es, welche jederzeit mächtig ihre Stimme erhob, wenn lasterhafte Große die Heiligkeit der Ehe verletzten. Caribert, König von Neustrien, verließ seine Gattin, um

ſich mit einer ſeiner Hoffräulein zu vermählen. Der hl. Germanus, Biſchof von Paris, ſtellte ihm dieſes ärgerliche Betragen vor, und ermahnte ihn, zur Pflicht zurückzukehren. Da der König den Ermahnungen kein Gehör gab, ſchloß Germanus ihn und ſeine Beiſchläferin von der Gemeinſchaft der Kirche aus. Der Papſt Bonifacius ſchrieb einen dringenden Brief an Athelbad, König der Angeln, und rügte mit apoſtoliſcher Freiheit ſein Betragen. Irret euch nicht, ſprach er unter andern, weder die Unkeuſchen, noch die Götzendiener, noch die Ehebrecher werden in das Himmelreich eingehen. — Der hl. Ivo, Biſchof von Chartres, wollte lieber ſeiner Stelle entſetzt und ſeiner Güter beraubt werden, als gleichgiltig zu ſehen, daß König Philipp I. ſeine Gemahlin Bertha von Holland verſtieß, um die Bertrad von Montfort, welche mit dem Grafen von Anjou vermählt war, zu heirathen. Gregor VII. ſchrieb im Jahre 1070 an Lanfrank, Erzbiſchof von Canterbury, ihn bittend, er möge ſeinen Einfluß anwenden, um den barbariſchen Gebrauch, die Weiber zu verſtoßen und ſie ſelbſt zu verkaufen, abzuſchaffen. Wem iſt es wohl unbekannt, daß Heinrich VIII., König von England, dieſes Königreich der katholiſchen Kirche entriß, weil der Papſt nicht zugeben wollte, daß er ſeine Gemahlin, Katharina von Aragonien, mit welcher er ſeit zwanzig Jahren vermählt war und Kinder erzeugt hatte, verſtieß, um ſein Hoffräulein zu heirathen? Wenn wir die Geſchichte ohne Vorurtheil durchgehen, ſo werden wir uns überall überzeugen, daß die Religion jederzeit bald durch Gelindigkeit, bald durch Strenge mit dem Laſter gekämpft hat, um Tugend und Heiligkeit zu verbreiten.

Ja erſt ſeitdem das Chriſtenthum blühet, gibt es wahre Tugend und Heiligkeit auf Erden. Erſt ſeitdem es Chriſten gibt, ſah die Welt Menſchen, die Gott jene Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit erwieſen, durch welche das vernünftige Geſchöpf ſeinem Schöpfer mit ſeinem ganzen Weſen huldiget; Menſchen, die vom Gefühle ihrer Abhängigkeit durchdrungen, keinen andern Willen als den göttlichen hatten, ſein Geſetz zur einzigen Richtſchnur ihres Wandels nahmen, ihn allein fürchteten, auf ihn allein hofften, in der Trübſal wie in der Wohlfahrt ihn lobten und ſich jederzeit ohne Widerſtand nach allem richteten, was Gott von ihnen verlangte. Erſt ſeitdem es Chriſten gibt, ſah die Welt Menſchen, die das

Verlangen, Gott reiner zu lieben und ihm getreuer zu dienen, anregte, der Welt zu entsagen, alle Güter und Hoffnungen derselben mit Füßen zu treten und von allem sich loszureißen, was in der Welt ihnen lieb und theuer war, um einzig der Betrachtung seines heiligen Gesetzes, der Beschauung seiner anzubetenden Vollkommenheiten und dem Gesange seines Lobes zu obliegen. Erst seitdem es Christen gibt, sah die Welt Menschen, die für Gottes Ehre mehr unternahmen, als die größten Eroberer je für ihren eigenen Ruhm zu unternehmen wagten, und die unter zahllosen Gefahren, wodurch Alexander und Cäsar wären abgeschreckt worden, das Evangelium in Gegenden brachten, wo die Namen Alexanders und Cäsars nie erklungen waren. Erst seitdem es Christen gibt, sah die Welt Menschen, die immer bereit waren, Alles für Gott zu leiden; Menschen, die fähig waren, der ganzen Welt zu widerstehen, welche gegen sie sich verschworen hatte; Menschen, die in der That bewiesen, daß sie mit dem hl. Paulus sagen konnten: Wer wird uns von der Liebe Christi trennen? Trübsal oder Angst, Hunger, Blöße, Gefahr, Verfolgung oder das Schwert? Erst seitdem es Christen gibt, sah die Welt Menschen, die von Reue über ihre Sünden zerknirscht, in Klöster sich verschloßen, in Wüsteneien sich vertieften, aller Freude entsagten, ihr ganzes Leben hindurch zu Seufzern und Thränen, und zu aller Strenge der Buße sich verurtheilten, um die Beleidigungen Gottes an sich selbst zu rächen; ja Menschen sogar, die aus bitterer Wehmuth starben, daß sie Gott beleidiget hatten. Erst seitdem es Christen gibt, sah die Welt Menschen, die, auf den höchsten Gipfel der Macht und der menschlichen Größe erhoben, die Verborgenheit und Erniedrigung suchten und zur Einfalt der Kinder herabstiegen, um Gott wohlgefällig zu werden. Kurz, erst seitdem es Christen gibt, blühten in der Welt alle Tugenden und schaute man nie gesehene Musterbilder aller Vollkommenheit.

37. Das Christenthum hat von jeher auf das liebreichste für die Nöthen der leidenden Menschheit gesorgt.

Die Liebe ist das erste und größte Gebot des Evangeliums; sie ist die Erfüllung des ganzen Gesetzes, sagt Jesus Christus, und

zwar ist die Liebe zum Nächsten ganz gleich gesetzt der Liebe zu Gott, ja man kann Gott nicht lieben, wenn man nicht auch den Nächsten liebt; denn was diesem geschieht, nimmt Gott so an, als hätte man ihm es selbst gethan: in dem Nebenmenschen wird eigentlich Gott selbst geliebt. Die Liebe des Christen darf aber nicht bei bloßen Empfindungen oder Worten stehen bleiben, sie muß in Werke übergehen. Es ist leicht begreiflich, daß in einer solchen Religion, wo thätige Nächstenliebe ein Hauptgrundgesetz ist, und alle dem Mitmenschen erwiesene Liebesdienste so angesehen werden, als wären sie Gott selbst geschehen, wo man also an den Armen Jesum Christum speiset, kleidet und beherberget, auch am besten für die Bedürfnisse der Nothleidenden gesorgt ist. Dieß beweist denn auch die Erfahrung; während das Heidenthum bei allem materiellen Ueberfluße für die Armuth nichts gethan, hat das Christenthum vom Anfange an der nothleidenden Mitmenschen auf das liebreichste sich angenommen und zum besten derselben die wohlthätigsten Stiftungen gemacht. Ein Blick in die Geschichte überzeugt uns vollkommen von dieser Wahrheit.

Kaum war das Christenthum in die Welt eingetreten, so war seine erste Sorge, sich der Nothleidenden anzunehmen. Es gab nicht bloß einzelne Personen, die, wie Tabitha, ihrer Wohlthätigkeit wegen eigens gerühmt werden, sondern die Reichen überhaupts machten ihr Besitzthum zum Eigenthume Aller; man lebte in Gütergemeinschaft und machte gleichsam nur Eine Familie aus. Als nach beendigten Verfolgungen die Zeiten ruhiger wurden, begnügte man sich nicht mehr damit, bloß das Elend der Zeitgenossen gemildert zu haben, man dachte auch der Zukunft, und machte eigene Stiftungen. Die erste Person, welche die Geschichte als Stifterin eines Spitales für Arme nennt, ist die heilige Fabiola, eine reiche Wittwe, welche so mildthätig war, daß sie die Kranken selbst speiste und verband. Constantin der Große sandte dem Bischof von Antiochien dreißigtausend Malter Waizen nebst vielen andern Lebensmitteln, um während einer großen Theuerung die Armen zu speisen. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war in Constantinopel keine Anstalt für Kranke und Nothleidende, und in kurzer Zeit zählte man mehr als dreißig Häuser, welche die christliche Mildthätigkeit für Waisen, Kranke, verlassene Kinder, Bettler, Fremde, Gebrechliche,

Greise erbauen ließ. Bald verbreiteten sich diese Stiftungen allenthalben. Viele Bischöfe erbauten Spitäler neben ihren Kathedralkirchen; auch Klöster errichteten Krankenhäuser, wo die Mönche die Armen verpflegten. Der heil. Landri, achter Bischof von Paris, ließ das erste Spital neben seinem eigenen Wohnhause errichten. Man gab ihm den rührenden Namen Gotteshaus (Hôtel-Dieu), um anzuzeigen, daß man Jesum selbst in den Kranken besorge. Gerard, Pfarrer zu Felling und Kaplan Leopold des Glorreichen, Herzogs von Oesterreich, Mitglied des in verschiedenen Ländern zu Hilfe der Armen gestifteten Heiligen-Geist-Ordens, ließ im dreizehnten Jahrhunderte ein Spital errichten, dem er sein ganzes Vermögen schenkte, und legte dadurch den Grundstein zum reichen Wiener Bürgerspital. Der hl. Ludwig zeichnete sich auch durch seine Mildthätigkeit aus und stiftete zu Paris das Haus der Dreihundert, wo so viele Arme unterstützt wurden. Das christliche Rom hatte im siebenzehnten Jahrhundert 25 prachtvolle Häuser zur Verpflegung der Kranken, und in unsern Tagen ist diese Zahl noch höher gestiegen.

Verschiedene religiöse Orden, welche sich ausschließlich dem Dienste der Kranken widmen, wurden gestiftet. Und o! wie segensreich ward und ist noch ihr Wirken. Wie schimmert in der Reihe der Gutthäter der Menschheit der große Vincentius von Paulo, den man mit Recht den Vater der Armen nennen kann? Sein so liebendes Herz umfaßte Alles, was zum Besten der Nothleidenden beitrug; keine Noth entging seinem forschenden Auge. Dieser große Mann war die Zierde der katholischen Kirche und des Priesterthums, die Seele aller guten und frommen Werke, die während seiner irdischen Laufbahn ausgeübt wurden; der Freund aller Unglücklichen und Bedrängten, der nie etwas für sich selber, sondern nur für die leidende Menschheit begehrte; der aus seiner einsamen Zelle in Paris Frankreich, England, Italien, Polen in Bewegung setzte; der zugleich die Sklaven von Algier und die Bewohner der Insel Madagascar zur Heiligkeit antrieb; der während zwanzig Jahren mehr Almosen ausspendete, als viele Monarchen in einem Jahrhunderte; dem selbst die stolze Philosophie eine Bildsäule errichtete und ihn groß pries; dessen Eifer keine anderen Grenzen kannte, als jene des Erdbodens. Er stärkte seine edle Mildthätig-

keit durch die Frömmigkeit, und ſeine Frömmigkeit durch die Mildthätigkeit. In ihm war Alles Licht, Liebe, Leben; und dieſes Licht, dieſe Liebe, dieſes Leben theilte er der Welt durch ſeine Stiftungen mit. Ich will hier nur von einer ſprechen, von der Congregation der frommen Töchter der chriſtlichen Liebe (der barmherzigen Schweſtern), jener holden Friedensengel, von denen Voltaire ſelbſt ſchrieb: „Vielleicht gibt es auf Erden kein größeres Opfer, als jenes, das ein zartes Geſchlecht ſeiner Schönheit und Jugend, oft auch einer vornehmen Geburt darbringt, um in den Spitälern dieſe Menge Unglücklicher zu verpflegen, deren Anſicht den menſchlichen Stolz ſo tief beugt, und für unſer Zartgefühl ſo empörend iſt.

Jedes Jahrhundert liefert uns Beiſpiele dieſer Mildthätigkeit, jedes Land zeichnet ſich durch ſeine milden Stiftungen aus. Welchen Ruhm erwarb ſich in der Geſchichte die heilige Eliſabeth, Königin von Portugal! Sie wandte ihre Reichthümer an, nicht, ſich Vergnügen zu verſchaffen, ſondern die Armen zu unterſtützen. Sie beſuchte oft ohne Gefolge die Kranken, verpflegte ſie, verband ihre eckelhaften Wunden, bezahlte die Arzneimittel, und entriß dem Laſter viele junge Perſonen; ſie ſtiftete von ihrem Gehalte ein Spital für verlaſſene Kinder, und ſtellte oft die Eintracht zwiſchen den grimmigſten Feinden wieder her. — Die Benediktiner hatten im Mittelalter in jedes Kloſter etliche verſtümmelte Krieger aufgenommen, die ſie verpflegten. Ludwig XIV., König von Frankreich, wurde durch dieſes Betragen ſo gerührt, daß er das prachtvolle Invalidenhaus erbauen ließ, um die zum Kriegsdienſte untauglichen Soldaten darin zu vereinen. Verſchiedene Monarchen Europa's haben dieſes in ihren Hauptſtädten nachgeahmt. — In Amerika erwarb ſich Petrus von Betaucourt, ein franzöſiſcher Edelmann und ſpäter ein armer Laienbruder des Ordens des hl. Franziskus, einen unſterblichen Namen. Von dem Schickſale der während ihrer Krankheiten verlaſſenen Sklaven gerührt, erhielt er von einer mildthätigen Familie ein kleines Haus, welches er in ein Spital verwandelte, und wo er die Kranken verpflegte. Sein menſchenfreundlicher Geiſt griff bald um ſich, Beiträge ſtrömten allerſeits herbei, das niedere Häuschen wich, um einem großen Spitale Platz zu machen, in dem ſeither vielen tauſend Unglücklichen Unterhalt, Nahrung und Pflege ertheilt wurde. Er ſtiftete den Orden der bethlehemi-

tischen Brüder, welche Innocenz V. den Augustinern einverleibte. — Eine der merkwürdigsten Stiftungen des Mittelalters ist jene des seligen Bernard von Menthon, Erzdiakon von Aosta in Piemont. Seiner Nächstenliebe verdankt man die zwei Spitäler, wovon eines der große und das andere der kleine St. Bernard heißt, deren Bestimmung ist, die Reisenden aufzunehmen, welche ohne diese Hilfe oft dem größten Elende und dem Tode ausgesetzt wären.

Die Wollust führt, wie bekannt, zum Elend, das Elend zur Buße. Es darf uns also nicht befremden, wenn die Religion Häuser erbaute, um die unzüchtigen Weiber dem Laster zu entreißen, und wieder mit Gott und der Gesellschaft auszusöhnen. Diese Häuser bildeten keine besondere Congregation; in jeder Stadt, wo man sie anlegte, waren sie den Verordnungen des Bischofs unterworfen. Die Personen, welche darin lebten, nannten sich Reuerinnen, Büßerinnen, und nahmen die hl. Magdalena zur Patronin und zum Muster an. Eines der ältesten Häuser der Reuerinnen, von dem die Geschichte meldet, ist jenes von Straßburg, welches der Bischof Heinrich von Hohenburg im Jahre 1315 stiftete. Zu Neapel wurde auch im Jahre 1324 eines erbaut. Während der Regierung Albrechts III., Herzogs von Oesterreich, hatten verschiedene reiche und fromme Mitglieder des Rathes der Stadt Wien ein solches Kloster für unzüchtige Weibsbilder erbaut. Zu Metz wurden ähnliche Häuser 1452, zu Rouen und Bordeaux 1618, und in mehreren Städten noch später errichtet. Oft schwangen sich diese so berüchtigten Weiber auf die höchste Stufe der Tugend, leisteten die herrlichsten Dienste in epidemischen Krankheiten, entrißen viele ihrer alten Gespielinnen dem Laster, und büßten in strenger Abtödtung für ihre Sünden. Wie viele dieser Unglücklichen fanden, von der Welt verstoßen, ihren Trost in der Religion, und wurden zu nützlichen und tugendhaften Geschöpfen umgeschaffen, sie, die vorhin der Abschaum der Menschheit waren!

Unter der Leitung des hl. Thomas von Villa-Nova, Erzbischofs von Valenzia in Spanien, wurde der Orden der Schwestern, die seinen Namen führen, gestiftet. Auch diese Congregation zeichnete sich stets durch ihre Nächstenliebe aus. Nicht nur verpflegt sie die Kranken in den Hospitälern, sondern unterrichtet auch die Jugend in den Wissenschaften und der Religion. Ihr edler

Stifter war so mildreich gegen die Unglücklichen und Armen, daß er ihnen sein ganzes Vermögen, ja sogar das Bett, in dem er schlief, austheilte.

Das Christenthum hat sich gleich beim Anbeginne gegen die Sklaverei erklärt; allein es war nicht genug, diesem so schändlichen Gebrauch den Krieg zu erklären, die Religion ging noch weiter. Die Gothen machten einen Einfall in's römische Reich im Jahre 258, zerstörten die Stadt Cäsarea und schleppten die Einwohner als Gefangene mit sich fort. Nachdem der Papst Dionysius diese Grausamkeit erfuhr, so schrieb er einen rührenden Brief an diese Unglücklichen, um ihnen Muth einzuflößen; dann sandte er verschiedene Summen Geldes, um sie von der Sklaverei loszukaufen. Der heilige Ambrosius ließ im Jahre 372 die silbernen Gefäße seiner Kirche einschmelzen, um den Gothen das Lösegeld für die gefangenen Christen und Heiden zu bezahlen. Der hl. Augustinus that ein Gleiches im Jahre 390, und befreite viele Unglückliche von der Gefangenschaft. Der König von Persien hatte auf Anstiftung der Magier im Jahre 421 eine Verfolgung gegen die Christen begonnen. Einige dieser Letzteren flüchteten sich in das römische Gebiet, wurden aber von dem Könige zurückberufen. Da sich die Römer weigerten, sie auszuliefern, so entstand ein heftiger Krieg, in welchem die Römer siegten und siebentausend Gefangene machten. Als Acacius, Bischof von Amida, das Schicksal dieser Unglücklichen erfuhr, welche fast vor Hunger starben, so hielt er eine Rede an seine Geistlichkeit und sprach unter Anderm: „Unser Gott gebraucht weder Schüsseln noch Trinkschalen, denn er ißt und trinkt nicht; also überall, wo in den Kirchen Gold und Silber im Ueberflusse ist, soll dasselbe verkauft und die gefangenen Perser damit unterstützt werden.“ Er gab auf der Stelle das Beispiel der Freigebigkeit, die er den Andern anempfohlen hatte, und verkaufte die heiligen Gefässe seiner Kirche, um die Unglücklichen zu speisen. Nachher vertheilte er das übrige Geld unter sie, und sandte sie in ihr Vaterland zurück. Der König von Persien erröthete über eine solche Großmuth und verfolgte die Christen nicht mehr. — Deodatus, Bischof von Carthago, zeigte den nämlichen Eifer in Behandlung der Sklaven, welche die Wenden mit sich nach Afrika schleppten, nachdem sie die Stadt Rom im Jahre 455

geplündert hatten. Er wurde so gerührt, als man die Weiber von ihren Männern und die Kinder von ihren Eltern trennen wollte, daß er Alles aufbot, um die Gefangenen zu unterstützen; er ließ sie in den Kirchen unterbringen, rief Aerzte herbei, um die Kranken zu verpflegen; und wiewohl er selbst arm und gebrechlich war, so leistete er ihnen dennoch tausend Liebesdienste. — Der hl. Bischof Petrus Paschal wandte ebenfalls seine Einkünfte dazu an, um die Gefangenen loszukaufen; sein Eifer fand aber in diesem Mittel noch nicht Nahrung genug, er begab sich also unter die Türken, und gerieth selbst in die Gefangenschaft. Als dieses seine Geistlichkeit erfuhr, so trug jeder eine gewisse Summe bei, um ihn zu befreien. Der fromme Bischof erhielt dieses Geld, dachte aber nicht an sich selbst, sondern brachte es den muhamedanischen Befehlshabern, um die Bande der Christen, seiner Brüder, zu zerbrechen; er selbst blieb in der Sklaverei, und erhielt im Jahre 1300 die Krone des Märtyrertodes. —

Johannes von Matha stiftete einen eigenen Orden zur Befreiung derjenigen Christen, die bei den Muhamedanern in Gefangenschaft geriethen; dasselbe that Petrus Nolaskus.

In den Jahrhunderten des Mittelalters waren die Kreuzzüge und Wallfahrten sehr im Schwunge. Man wallfahrtete hauptsächlich nach Jerusalem zum Grabe Christi, nach Rom zu den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus, nach Compostella in Spanien, wo die Reliquien des Apostels Jakobus ruhen. In diesen Zeiten waren die Länder noch häufig mit Wäldern bedeckt; Herbergen gab es wenig und sie waren weit von einander entlegen, daher die Straſſen äußerst gefahrvoll, weil oft Räuber und wilde Thiere die Pilgrime anfielen. Auch hier half die Religion. Mildthätige Menschen stifteten nämlich Spitäler, Kirchen und Kapellen an den Wegen für kranke, verwundete oder ermüdete Pilger, wo ihnen Pflege, Rettung und Hilfe zu Theil wurde. Am Ende des zwölften Jahrhunderts gründete Guido, Sohn des Grafen von Montpellier, den geistlichen Ritterorden der sogenannten Hospitaliter des heiligen Geistes, nebst einem Hospitale für verlassene Kinder, Arme, Kranke und Reisende. Papst Innocenz III. bestätigte diesen Orden und ließ zu Rom ein gleiches Haus erbauen, welches ebenfalls dem hl. Geist, als dem Tröster der Nothleidenden, ge-

widmet war. In Oesterreich waren zwei solcher Spitäler, eines in Wien und ein anderes in Bulgarien. Das berühmte Spital von Stephansfelden im Elsaß, zwei und eine halbe Stunde von Straßburg, wurde von einem Grafen von Werth erbaut. —

Einige Kaufleute von Amalfi im Königreiche Neapel stifteten zu Jerusalem den Johanniterorden. Diese demüthigen Helden nannten die Armen ihre Gebieter, und zeigten ihre brennende Nächstenliebe durch Wunder der Mildthätigkeit, die keine Feder beschreiben kann. Sie opferten ihren Rang, ihren Ruhm, ihre Reichthümer der Religion auf und legten die Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Vertheidigung der Christen gegen die Sarazenen ab. Täglich begaben sie sich auf den Weg von Jaffa nach Jerusalem, um die Christen, ihre Brüder, abzuholen und zu beschützen. Wie groß war nicht das Erstaunen der christlichen Pilger, als sie öfters auf den Straßen von Palästina erkrankend, sich bei ihrem Erwachen in bequemen Häusern unter der zärtlichsten Verpflegung sahen, und in ihren Krankenwärtern jene Helden erkannten, denen sie das Leben verdankten! Dann waren aber die holden Engel nicht mehr bewaffnet; weiße Mäntel, auf denen das Kreuz blinkte, verriethen bald ihre Umwandlung; sie standen huldvoll an der Bettstätte der Kranken und reichten ihnen stärkende Getränke dar.

Der Orden der Tempelherrn wurde 1118 durch sieben Edelleute gestiftet, um die Straßen gegen feindliche Angriffe zu sichern und die Pilgrime zu beschützen.

Der Orden des heiligen Grabes wurde 1120 zur Bewachung des heiligen Grabes gestiftet.

Der deutsche Ritter-Orden, welcher den nämlichen Zweck hatte als der Johanniter- und Tempel-Orden, wurde 1190 während der Belagerung von Akra in Palästina durch einige Edelleute von Bremen und Lübek gestiftet. Diese Ritter zeichneten sich später durch Muth gegen die noch heidnischen Preußen aus, erbauten die Städte Marienburg, Thorn, Danzig und Königsberg, und verbreiteten die Religion in diesen nordischen Ländern.

Es ist bekannt, wie sehr die christliche Religion die Gastfreundschaft von jeher übte. Während der Regierung Constantinus des Großen zog ein Soldat, Namens Pachomius, durch die Stadt

Thebä und verlangte Gastfreiheit von seinen Mitbürgern, den Heiden; allein er wurde überall abgewiesen, nur die Christen nahmen ihn auf und verpflegten ihn. Dieses Betragen machte einen solchen Eindruck auf Pachomius, daß er auf der Stelle dem Heidenthume entsagte und sich taufen ließ. Der heilige Basilius, Erzbischof von Cäsarea, ließ in dieser Stadt ein Haus errichten, wo die Fremdlinge aufgenommen wurden; der heilige Johannes Chrysostomus wandte ebenfalls einen Theil seiner Einkünfte an, um Spitäler zu erbauen, in jedem wurden Zimmer für die Fremden bestimmt. Der heilige Gregorius der Große hat uns ein rührendes Beispiel der Treue aufbewahrt. Der heilige Bischof Cerbonius von Populonium in Italien hatte nämlich eines Tages einige römische Soldaten in sein Haus aufgenommen und bewirthete dieselben. Bald erschienen die Gothen, welche davon Nachricht erhielten, und verlangten, die Krieger mit sich zu schleppen, um sie ihrem Könige Totila vorzustellen; allein der Bischof verbarg sie und weigerte sich, dieselben auszuliefern, weil er wußte, daß man ihnen nach dem Leben strebte. Totila gerieth in einen heftigen Zorn und ließ Cerbonius zum Tode verurtheilen; der fromme Oberhirt wurde also einem wüthenden Bären vorgeworfen, der aber, statt ihn zu zerreißen, zu seinen Füßen niedersank und ihn liebkosete. Der König, höchst bestürzt, schenkte dem Bischofe das Leben, um nicht grausamer zu scheinen, als das wilde Thier.

Karl der Große ließ auf den Firsten der Pyrenäen das Spital von Roncevaux für arme Reisende erbauen, gerade an der Stelle, wo sein Freund, der berühmte Ritter Roland, starb, um das Gedächtniß dieses tapfern Kriegers zu verewigen. — Als im Mittelalter zahlreiche Kreuzfahrer und Pilger aus Schottland und Irland nach Palästina wallfahrteten, so entstand in Regensburg das Kloster zu St. Jakob, um diesen Fremdlingen eine Herberge zu verschaffen. Dieß bewog Heinrich Jasomirgott, ersten Herzog von Oesterreich, ein solches Kloster auch außer der Stadt Wien zu errichten, welches er schottischen Benediktiner-Mönchen übergab, auf daß die Pilgrime, welche die Donau herabführen, auch da noch Hilfe und Unterstützung finden könnten. Dieses Kloster war zugleich Herberge und Hospital, erhielt bedeutende Einkünfte und zeichnete sich lange durch seinen Eifer und seine Mildthätigkeit aus. Es steht noch unter dem Namen Schottenstift und kam 1415 an deutsche Mönche.

Nie wird die Geſchichte den Heldenmuth verkennen, welchen die Chriſten im dritten Jahrhundert an den Tag legten, als eine grauſame Peſt zu Alexandrien in Egypten tobte. Sobald dieſe ſchreckliche Plage ausgebrochen war, flüchteten ſich die heidniſchen Einwohner aus der Stadt, um nicht angeſteckt zu werden. Man erkannte alsdann die Erhabenheit der chriſtlichen Sittenlehre über die Albernheiten des Götzendienſtes; denn die Chriſten, durch die Beiſpiele ihres frommen, gelehrten und tugendhaften Biſchofs Dionyſius angefeuert, blieben mitten im Getümmel und der Verwirrung, verpflegten die Kranken ohne Anſehen der Religion, wuſchen die todten Körper und begruben ſie. Oft überraſchte ſie der Tod in Ausübung dieſer Mildthätigkeitswerke, und Tauſende wurden Schlachtopfer ihrer Nächſtenliebe; Andere erſetzten ſie ſogleich, ohne ſich von der drohenden Gefahr abſchrecken zu laſſen.

Faſt um die nämliche Zeit wüthete dieſe Seuche zu Carthago. Der hl. Cyprian verkaufte einen merklichen Theil ſeiner Güter, um den Unglücklichen beizuſtehen. Er wandte ſeine Beredſamkeit an, nicht nur um jene zu tröſten, deren Eltern, Freunde und Verwandte ſchon geſtorben waren, ſondern um ſie zu bewegen, in der Stadt zu verbleiben und die Nothleidenden zu pflegen. In Carthago, wie in Alexandrien ſiegte alſo die chriſtliche Mildthätigkeit und that Wunder der Selbſtaufopferung. Solche Züge ſind wohl in der heidniſchen Geſchichte ſelten oder gar nicht zu leſen. So oft ſpäterhin in Europa eine Seuche ausbrach, ſo waren die Chriſten immer bereit, dem Tode zu trotzen, um ihrem Nächſten beizuſtehen. Später ſtiftete Johannes von Gott einen eigenen Orden, der unter dem Namen der barmherzigen Brüder die Krankenpflege beſorgte. Dasſelbe that Camillus von Lellis. (Cf. Hunkler, was hat die Menſchheit der Religion Jeſu zu verdanken?)

38. Im Chriſtenthum findet der Menſch Alles, was er billiger Weiſe verlangen kann.

Was kann uns wünſchenswerth, ſchön und gut ſcheinen, das die Religion Jeſu Chriſti nicht gewährt? Trachtet ihr nach Freude? Sie gibt ewige Wonne, deren Hoffnung ſchon hienieden alle Freuden und Leiden der Zeit überſchwenglich überwiegt! — Nach langem Leben? Sie gibt ſelige Unſterblichkeit! — Nach

Ruhe? Sie allein gibt Ruhe hienieden in den Stürmen des Lebens, Ruhe des Säuglings an der Mutter Bruſt und dereinſt ewige Ruhe! — Nach Frieden? Der Gruß, mit welchem der Herr ſeine Nachfolger ſegnet, iſt: „Friede ſei mit euch!“ (Joh. 20, 19.) Was iſt der Friede dieſer Welt? Der Sohn Gottes gibt den wahren Frieden. „Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch ſpricht Er; nicht gebe Ich ihn euch, wie die Welt ihn gibt; euer Herz erſchrecke nicht, und fürchte ſich nicht!“ (Johann. 14, 27.) — Nach Freundſchaft? Wo iſt ſie ſicherer, wo inniger, wo dauernder, als unter Nachfolgern eines Geliebten, die alle ohne Eiferſucht nur nach Einem Ziele ſtreben, und wo Jeder durch Theilnahme des Andern gewinnt? Wo die heilige Liebe des Einen an heiliger Liebe des Andern ſich entzündet? —

Trachtet ihr nach Größe? Was iſt größer als die Kindſchaft Gottes? Meine Lieben! wir ſind nun Gottes Kinder, und es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſeyn werden. Wir wiſſen aber, wenn es erſcheinen wird, daß wir Ihm gleich ſeyn werden; denn wir werden Ihn ſehen, wie Er iſt. (Joh. 3, 2.) — Nach Macht? Wer da will, was Gott will, iſt der nicht auf gewiſſe Weiſe Theilnehmer ſeiner Allmacht? — Nach Freiheit? Das Evangelium iſt das vollkommene Geſetz der Freiheit. (Jak. 1, 25.) Hienieden macht es uns frei von der Herrſchaft der Lüſte und des Todes. Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. (II. Korinth. 3, 17.) Und es wird uns verheißen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. (Röm. 8, 21.)

Nach Weisheit? Nur die Weisheit der Religion verdient dieſen Namen. „Der Herr erleuchtet ihre Leuchte.“ (Pſ. 17, 29.) „Bei dir,“ ſo ſagt David zu Gott, „bei dir iſt die lebendige Quelle und in deinem Licht ſehen wir das Licht!“ (Pſ. 35, 10.) — Nach Tugend? Welche Tugend lehrt, welche gibt die Religion Jeſu Chriſti nicht? Reine Tugend, weil geübt um Gottes willen; ſichere Tugend, weil geleitet an der Hand der holden Demuth, dieſer Tochter der Religion, welche, von der Welt niedrig geachtet, dennoch himmliſchen Sinnes iſt; für feige gehalten, dennoch den Muth des Löwen hat, weil ſie mit kindlichem Vertrauen nur auf die Kraft Gottes rechnet und in ſeiner Stärke ſtark, Er ſelbſt aber ihre Feſte, auf die ſie trauet, ihr Schild und das Horn ihres Heiles und ihr Schutz iſt! (Pſ. 17, 3.)

Trachtet ihr nach Liebe? Der ganze Geiſt dieſer Religion iſt Liebe, von welcher ohne ſie die Menſchen keinen Begriff hätten. Ja, ihr iſt die Liebe das Band der Vollkommenheit. (Kol. 3, 14.) Alle Tugenden, die ſie lehrt, gründet ſie auf Liebe zu Gott. Alle Tugenden, die ſie gibt, gehen aus von Liebe zu Gott. Laſſet uns Ihn lieben; denn Er hat uns zuerſt geliebt! (I. Joh. 4, 12.)

In dieſer lieblich reizenden Geſtalt erſcheint die Religion Jeſu Chriſti dem Gemüthe des Redlichen; und ſo, gerade ſo hat ſie ſich zu allen Zeiten auch in der Erfahrung gezeigt. Sie iſt wahrhaftig das theuerſte Geſchenk göttlicher Erbarmungen, das uns hat gegeben werden können; eine treue, allzeit gegenwärtige Freundin, die liebevoll und zuvorkommend überall die Hand uns reicht, um aus der Dunkelheit an das Licht, aus Ohnmacht und Tod in's Leben zu führen; ein Odem Gottes, der ſegnend durch die Welten führt und allenthalben nur Wahrheit und Gnade, nur Troſt, Kraft, Leben und Seligkeit hauchet! (Cf. Graf Stolberg.)

39. Das Chriſtenthum verleiht Troſt und Ruhe in jeder Lage des Lebens.

Der Menſch kömmt hienieden in ſo mancherlei betrübte Verhältniſſe; ſein Herz wird oft ſo unruhig, ſein Gemüth ſo niedergebeugt, ſein Geiſt ſo ſchwer. Bald beunruhiget ihn das Bewußtſeyn begangener Sünden; bald drücken ihn Leiden und Trübſale, bald ängſtigt ihn die Hinfältigkeit alles Irdiſchen, bald macht ihn die Ungewißheit der Zukunft beſorgt. Wo findet er in all' dieſen und vielen andern Nöthen Hilfe? In welcher Schule der Weisheit ſoll er ſie ſuchen? in welchem Tempel der Freude, in welcher ſtillen Einſamkeit oder in welchen glänzenden Wohnungen? Das Chriſtenthum allein verſchafft in allen Anliegen Troſt und Hilfe. Fühleſt du dich ſchwach und unvermögend, deine Vorſätze auszuführen: blicke auf zu jenem Gotte, der im Evangelium zu dir ſpricht. Er iſt ein gnädiger Vater, der von dir nicht fordert, was du zu leiſten nicht im Stande biſt; er legt dir keine Laſt auf, die du zu tragen nicht vermagſt. Uebe nur deine Kräfte, habe guten Willen, und Gott iſt mit dir zufrieden. Fühleſt du Begierden in dir, die nichts von dem, was dich umgibt, zu befriedigen vermag, ſo weißt du, daß dein Herz größer iſt, als daß es die

Erde erfüllen und sättigen könnte. Darum richte deinen Gedanken auf das Ewige und trachte nach den himmlischen Gütern. Aengstigt dich das Bewußtseyn begangener Sünden, fürchtest du dich vor dem Mißfallen und den Strafen des Weltrichters; so versichert dich das Evangelium, daß Gott, dein Herr und Richter, zugleich dein Vater ist, daß er gnädig und barmherzig, voll Nachsicht und Langmuth ist; daß er den Büßern gerne ihre Sünden wieder verzeiht; ja, daß sogar im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, eine größere Freude ist, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Befremdet dich manchmal der Anblick des so verworren scheinenden Laufes der Dinge, so beruhigt dich das Christenthum durch den Glauben an die väterliche Vorsehung Gottes, die Alles zu unserm Besten lenkt, wenn es auch unsere Kurzsichtigkeit nicht einsieht. Erschüttert dich die Ungewißheit und Hinfältigkeit aller irdischen Dinge und will dich dieß beunruhigen, so hat dich ja das Evangelium zuvor schon diese Dinge als das kennen gelernt, was sie in der That sind. Schwinge dich also über diesen Schauplatz der Vergänglichkeit empor und betrachte dich als einen Bürger der zukünftigen Stadt Gottes, und es wird süße Beruhigung in dein Herz zurückkehren. Umbrausen dich die Stürme der Versuchung: das Evangelium lehrt dich, daß dieses nur beiträgt, deine Tugend zu befestigen. Häufen sich die Leiden, wirst du in einen Strom von Trübsalen versenkt, so weißt du aus der Lehre des Christenthums, daß dieß nur Unterpfänder der Liebe Gottes sind. Du murrest nicht wider Gott, sondern freuest dich vielmehr seiner Heimsuchung; denn es ist dir wohl bekannt, daß Leiden für den, der sie geduldig trägt, früher oder später zu einer Quelle des Segens werden, und daß der, welcher jetzt mit Thränen aussäet, einstens mit Freuden einärntet.

So hat das Christenthum für alle Zustände des menschlichen Lebens gesorgt, und es läßt sich nicht Einer nennen, wo wir in den Unterweisungen des Evangeliums nicht guten, heilsamen Rath und beruhigenden Trost finden könnten.

40. Das Christenthum gewährt seinen Bekennern auch in der entsetzlichsten Stunde, im Tode, den süßesten Trost.

Es ist entsetzlich hinabgehen in die finstere Gruft, unaussprechlich bitter, den Eltern, den Kindern, den Freunden in das Grab nachsehen zu müssen; und dennoch läßt sich's nicht vermeiden. Alle müssen in dieses finstere Reich hinab, nicht Einer entgeht dem traurigen Loos. Nun aber, was bietet das Heidenthum, was bietet selbst das Judenthum den Millionen Sterbender? Das Heidenthum hat nichts, als seine fabelhafte Unterwelt, seine Seelenwanderung, oder seine Vernichtung. Und selbst das Judenthum ist ohne Trost. Noch zur Zeit Jesu ist Streit darüber, ob eine Auferstehung der Todten sei; und früher spricht der Prediger mit den Worten des Unglaubens seiner Zeit: „Gott muß die Menschen bestimmt haben, um sich über sie zu belustigen, daß sie dem Viehe gleich sind, indem das Loos der Menschenkinder und das Loos des Viehes das gleiche ist. Wie dieses stirbt, so sterben auch jene. Alles wandelt Einem Orte zu: Alles entstand aus Staub, und Alles kehrt zurück in Staub." Unglückseliger, trostloser Zustand! Wer röchelt die letzte Stunde, und entsetzt sich nicht vor dem Abgrunde, in den er auf ewig versinken soll? Und einmal steht Jeder an diesem schreckenvollen Abgrunde, und muß hinab. — Das ist eine unaussprechliche Noth. — Hat Christus einen Trost für sie? Allerdings, und den gründlichsten und reichsten, den es geben kann. Seine Lehre ist: Der Mensch stirbt nicht; sein Tod ist Uebergang zum ewigen Leben. Das ist trostvoll. Aber wer kann das wissen, wer hat den rechten Muth, das zu glauben? Ist doch nie Einer zurückgekehrt und hat uns Kunde gegeben von der angeblichen andern Welt. Richtig gesagt. Denn was wägen am Ende alle Unsterblichkeitstheorien! — So lange man ihre Gründe hört, glaubt man; wenn man aber die Felder des Todes ansieht, erzittert man, und der Glaubensmuth entfällt, weil Alle hinabfahren zur Gruft, und nie Einer wiederkehrte, und daß er lebe, thatsächlich veranschaulichte. Was da allein beruhigen und sieghaft überzeugen kann, sind nicht theoretische Gründe, sondern der Anblick eines Verstorbenen und Begrabenen, welcher vor unsern Augen wieder

lebt. Nun dieses allein Beruhigende und sieghaft Ueberzeugende ist der Menschheit in Christus geworden. Er ist gestorben, von seinen Kreuzigern als todt erkannt, begraben und im Grabe versiegelt worden; am dritten Tage aber ist er von den Todten erstanden und wiederlebend seinen Jüngern, erst zu wiederholten Malen den Zwölfen, zuletzt mehr als Fünfhunderten derselben erschienen. Er hat sich, weil seine Jünger das Unerhörte nicht glauben konnten, von ihnen betasten lassen, er hat mit ihnen gegessen und getrunken, und ihnen alle Beweise seiner wirklichen und leibhaftigen Gegenwart und Auferstehung gegeben. Ja, er hat sie von seinem Wiederleben so handgreiflich und überwältigend überzeugt, daß sie sofort für die Wahrheit dieser Thatsache ohne Zögern und ohne Ausnahme Blut und Leben hingaben. Wenn Christus daher wirklich von den Todten auferstanden ist, so hat er hiedurch die Welt von dem größten aller Nothstände erlöst — von dem Tode nämlich, als dem Schritte zur Vernichtung. Er hat ihr an sich selbst den Thatbeweis der Auferstehung gegeben, und jenes höhnende Wort, daß nie Einer aus dem Grabe wiedergekehrt sei, factisch vernichtet. — Und steht es sonach fest, daß alle Menschen sterben müssen, so steht nun ebenfalls fest, daß der Tod sie nicht behalten kann, sondern dem Leben wiedergeben muß: es ist eine Auferstehung der Todten.

Welch eine tröstende und beseligende Kraft hierin! Erschaudert angstvoll die Natur vor dem Tode, und will das Herz brechen ob der Trennung von den Theuren, die zurückbleiben, und ist nicht Ein Haus auf dem ganzen Erdboden, darin keine Todtenklage ertönte, so ermessen wir den Trost, welcher in dem Worte liegt: Er ist erstanden; es ist eine Auferstehung.

Und ist es blos überhaupt ein Wiederleben, womit Christus die Sterbenden durch seine Auferstehung getröstet hat? — Es ist keineswegs blos ein Wiederleben, sondern eine Versetzung in den Himmel und eine unaussprechliche Seligkeit, was er ihnen verheißen, und wofür er ihnen abermal einen factischen Beweis gegeben hat. Damit sie nämlich sehen, wo ihr künftiger Wohnort sei, ist er vor ihren Augen aufgefahren gen Himmel. Und er spricht: „Wo Ich bin, da soll auch mein Diener seyn. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen: Ich gehe hin, euch eine solche

zu bereiten.“ Was fehlet nun noch, die Menſchheit in ihrer Todesnoth zu tröſten, ja ſelbſt freudig zu machen? — Nun rufen wir mit dem Apoſtel: Wo iſt dein Stachel, o Tod? Wo iſt dein Sieg, o Hölle? (Hirſchers Erörterungen über die großen, religiöſen Fragen ꝛc.)

41. Allgemeine Vergleichung des Chriſtenthums mit den übrigen ſogenannten Religionen.

Die Wahrheit des Chriſtenthums leuchtet um ſo mehr ein, wenn man es mit andern Religionen vergleicht Da ergibt ſich, daß keine andere Religion die Vortheile hat, welche die chriſtliche beſitzt, und daß ſich bei ihr keine von den Mängeln finden, woran alle andern Religionen leiden. Dieſe Wahrheit beleuchten wir näher in folgenden Sätzen:

I. Es hat außer dem Chriſtenthume noch nie eine Religion gegeben, welche ſich rühmen hatte können, durch alte Weisſagungen beſtätiget zu ſeyn. Die, welche vor oder nach dem Chriſtenthume auftraten, und neue Religionsgebäude gründeten, hatten keinen Vorläufer, ſie konnten ſich auf keine prophetiſche Weisſagung berufen: ſie waren völlig neue, unbekannte Menſchen, von denen die Welt nichts eher wußte, als bis ſie ſich ihr als Religionsſtifter aufdrangen. Hingegen iſt auf Jeſus Chriſtus ſchon Jahrhunderte, ja Jahrtauſende voraus die Welt vorbereitet worden; alle ſeine Lebensverhältniße wurden vorher erzählt.

II. Es gibt falſche Religionen, welche ſcheinbar ihre Martyrer gehabt haben. Aber was für Martyrer? Abergläubiſche Menſchen, welche ſich dem Tode ausſetzen, ohne zu wiſſen, was ſie thun; Menſchen, die in einer Art von Sinnesrauſch und völliger Betäubung in den Tod eilen und gewaltſam ſich dazu herbeidrängen, ohne den mindeſten heilſamen Endzweck dadurch zu erreichen, wie z. B. jene Raſenden und Wahnſinnigen in Oſtindien thun, welche ſich ſchaarenweiſe unter die Wagen ihrer Götzenbilder werfen und von den Rädern derſelben zermalmen laſſen. Aber man findet keine Religion als nur die chriſtliche, welche durch das Blut einer unzählbaren Menge erleuchteter Martyrer beſtätiget worden iſt; Martyrer, die durch den Glauben, für deſſen Wahrheit ſie ſtarben, Heilige geworden ſind, da ſie vorher laſterhaft waren; die ſtarben,

ohne daß ihre Anzahl abnahm, ja deren Blut eine Aussaat wurde, aus welcher neue Bekenner des Christenthums hervorkeimten; die mit einer alle menschliche Kraft übersteigenden Entschlossenheit starben, und auf dem Blutgerüste nicht selten diejenigen zur Annahme ihres Glaubens zwangen, von welchen sie unter so großen Qualen hingerichtet wurden.

III. Es rühmen sich zwar manche falsche Religionen auch, daß sie vom Himmel selbst durch Wunder und außerordentliche Erfolge bestätigt worden sind. Allein was ihre vermeintlichen Wunder betrifft, hält keines die Probe aus; sie erscheinen bei der oberflächlichsten Untersuchung als Erdichtungen. Auch sind sie meistens so albern und Gottes unwürdig, daß sie der schwächste Geist beim ersten Anblick sogleich als das erkennt, was sie sind, nämlich als Lügen. Die glücklichen Erfolge z. B. in der Ausbreitung anlangend, lassen sie sich jederzeit aus natürlichen Ursachen erklären; denn jene Religionen haben sich nicht dadurch ausgebreitet, daß sie sich verfolgen ließen, sondern vielmehr dadurch, daß sie mit Feuer und Schwert auszogen und alles ihnen feindlich gegenüber Stehende mit Gewalt ausrotteten. Auch vereinigten sich gewöhnlich noch andere Ursachen, welche ihrer Ausbreitung förderlich waren, während das Christenthum vom Anfange an Alles gegen sich hatte.

IV. Die andern Religionen machen sich nach Art der menschlichen Werke erst allmählig, sie wachsen sich gleichsam aus den Einfällen verschiedener Menschen zusammen. So setzten die Griechen Manches zu ihrer Religion hinzu, welche sie von den Aegyptiern entlehnten; die Römer zu der, welche sie von den Griechen nahmen. Menander vermehrte die gottlosen Irrthümer des Saturninus und Basilides die des Menander mit neuen Zusätzen. Das Christenthum ist aber immer ein und dasselbe unveränderliche Ganze. Alles ist vom Anfange an schon gegeben, und was noch geschieht, beschränkt sich darauf, daß das Dunkle mehr ins Licht gesetzt wird. Dieß heißt aber nichts Neues hinzusetzen, sondern das Alte nur klarer darstellen.

V. Die übrigen Religionen können das Tageslicht nicht vertragen; sie verhüllen sich in ein geheimnißvolles Schweigen, das sie gebieten, und in Finsternisse, die sie geflissentlich unterhalten.

Die Gnoſtiker ſuchten die Nacht, um die Unreinigkeit ihrer ſchändlichen Geheimniſſe zu bedecken. Die Römer ſetzten ſich dem Spotte ihrer eigenen Dichter durch die ängſtliche Sorgfalt aus, mit welcher ſie den Dienſt zu verbergen ſuchten, den ſie der ſogenannten guten Göttin leiſteten. Julian und Porphyr müſſen allen ihren Scharfſinn anwenden, um das Lächerliche und Widerſinnige, das an der heidniſchen Religion ſo ſichtbar in die Augen fällt, zu mildern, oder ihrem Aberglauben eine Farbe anzuſtreichen. Die chriſtliche Religion hingegen bedarf und verlangt weder Schleier, noch Stillſchweigen, noch Verſtellung, ob ſie uns gleich Dinge lehrt, die allen unſern Vorurtheilen äußerſt entgegen ſind. Die Apoſtel wiſſen, daß der Kreuzestod Jeſu Chriſti den Juden als ein Aergerniß und den Griechen als eine Thorheit vorkömmt, aber dem ungeachtet erklären ſie der ganzen Welt ungeſcheut, daß ſie nichts wiſſen noch wiſſen wollen, als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten. Woher mag es kommen, daß ſie ſich durchaus nicht dazu bequemen wollen, dieſen ſo ungereimt ſcheinenden Satz zu mildern, noch viel weniger ihn zu verhehlen? Woher anders, als von der vollen und unerſchütterlichen Ueberzeugung, die ſie von dieſem verehrungswürdigen Geheimniſſe haben, und von der Fülle des Geiſtes, welcher ihnen die göttliche Wirkſamkeit des Kreuzes Chriſti lebendig zu erkennen gibt?

VI. Wenn man die andern Religionen genau betrachtet, ſo wird man finden, daß ſie faſt durchgehends das Werk der Dichter oder der Philoſophen ſind; daß ſie entweder aus einem Spiele der Einbildungskraft oder aus einem Hirngeſpinnſte des Verſtandes ihren Urſprung haben. Und daher finden ſie auch nicht allgemeinen Beifall. Die Philoſophen haben von jeher der Religion des Volkes in allen Ländern geſpottet; und das Volk begreift nichts von der Religion der Philoſophen. Socrates macht die Religion der Athenienſer lächerlich, und die Athenienſer beſchuldigen den Socrates des Atheismus und verdammen ihn zum Tode. Die chriſtliche Religion allein wird von dem Volke ſowohl, als von den Gelehrten angenommen, weil ſie weder an die Unwiſſenheit des Volkes gebunden, noch aus dem Verſtande der Gelehrten entſproſſen iſt, ſondern mit den Herzen Aller in einer von Gott ſelbſt herrührenden Verbindung ſteht. Obgleich erhabener als die Philoſophie

der Weisen, ist sie dennoch auch der Faßlichkeit der Ungelehrtesten angemessen.

VII. Andere Religionen huldigen sämmtlich nur einem äußern sinnlichen Cult, wodurch der Geist des Menschen nicht erhoben, sondern noch tiefer erniedriget wird; denn was ist alberner als der heidnische Religionscult? Ist er oft nicht eine wahre Schule des Lasters? Wie rein und erhaben ist aber nicht die christliche Religionsverehrung, wie mächtig hebt sie nicht den Geist des Menschen empor, wie durchdringt und verklärt sie sein ganzes Wesen! Während andere Religionen wollen, daß die Gottheit das Bild des Menschen tragen soll, in Folge dessen sie Gott mit den Lastern der Menschen beflecken; so lehrt die christliche Religion umgekehrt, daß der Mensch das Bild Gottes an sich darstellen soll, was ihn nothwendig verpflichtet, nach der höchst möglichen Vollkommenheit zu streben, oder wie Jesus sagt, heilig zu werden, wie Gott heilig ist.

42. Kurze Erwägungen über die vorzüglichsten nichtchristlichen Religionen.

Die Göttlichkeit des Christenthums leuchtet um so mehr ein, wenn man die übrigen nichtchristlichen Religionen etwas näher ins Auge faßt und ihre Lehrsätze hervorhebt. Wir thun es im Nachfolgenden, wobei wir uns der spekulativen Theologie von Brenner bedienen.

I. Die Religion der Hindus.

Die heiligsten und ältesten Religionsschriften der Hindus sind ihre sogenannten Vedas. Weit entfernt, daß diese Bücher einen göttlichen Charakter an sich trügen, verrathen sie nur zu deutlich das Gepräge eines menschlichen Machwerkes. Der Pantheismus und die Emanation durchdringen sich darin wechselseitig; von Gott fließt nach ihnen Alles aus: Engel, Mensch und Teufel; sie vergöttern die Natur, begünstigen den Elementendienst, heben die Individualität des Menschen auf und setzen die höchste Vollkommenheit in die Selbstverachtung oder in die Zusammenschmelzung mit der Natur; sie erlauben in fünf Fällen die Lüge; huldigen einer mechanischen Werkheiligkeit: so tilgt z. B. das Lesen eines

gewiſſen Stücks ihrer heiligen Bücher die Sünde und macht ſelig; die Glückſeligkeit nach dem Tode ſetzen ſie in materielle Genüße. Im Beheſcht (Paradieſe) iſt nach ihnen ein Weinſee, von dem getrunken, ein Baum, deſſen abträufelnder Lebensſaft genoſſen wird; ferner die unüberwindliche Stadt Pratſcheta und darin das goldene Haus des Brahma. Außerdem enthalten jene Bücher noch mehre andere Fabeleien und Lächerlichkeiten. So geben ſie z. B. die Sommermonate für das Sterben vortheilhafter an als die Wintermonate. Wer kann in einer ſolchen Lehre mehr als Menſchenwerk erkennen?

Gleich heilig iſt den Brahminen das Geſetzbuch des Manu. Ueber dieſes vermeintliche heilige Geſetzbuch ſchreibt ein Kenner, Namens Rhode: Es gibt kein Mittel der Liſt, der Verſtellung und des Betruges, der Beſtechung und Verführung, das hier nicht allein erlaubt, ſondern unter göttlicher Auctorität als ſehr verdienſtvoll vorgeſtellt wird. Ueberall wird der Grundſatz aufgeſtellt: Der Zweck heiligt jedes Mittel. Die Kaſte der Brahminen erſcheint überall im Beſitz der übermüthigſten hierarchiſchen Gewalt. Alles iſt ihnen im Nothfalle erlaubt, wenn es auch mit den heiligſten Geſetzen im Widerſpruch ſteht. Jeder Brahmine, er ſei gelehrt oder unwiſſend, iſt eine mächtige Gottheit; er darf ungeſtraft rauben und ſtehlen, wenn er Noth leidet, oder ein Opfer bringen will, und das aus dem ſchönen Grunde: Urſprünglich iſt das ganze Land und Alles, was es trägt, ein Eigenthum der Brahminen; ſie nehmen alſo nur, wenn ſie die niederen Stände berauben, zurück, was ihnen ohnehin gehört. Falſches Zeugniß vor Gericht ablegen, iſt nicht nur erlaubt, ſondern ſogar verdienſtlich, wenn dadurch ein guter Zweck erreicht werden kann; z. B. wenn Jemand vor einem ſtrengen König angeklagt wird, ſo darf man falſch zeugen, um den Angeklagten zu retten, und dieß falſche Zeugniß wird ſelbſt eine Rede der Götter genannt. Selbſt mit Eiden erlaubt das Geſetz zu ſpielen. Dieſer Nichtswürdigkeit der Geſetze in Bezug auf Moralität entſpricht auch ganz das religiöſe Syſtem des Buches. Es gibt kein Laſter, das durch äußere Büßungen, durch Herſagen gewiſſer aus den Vedas gezogener Gebete oder myſtiſcher Formeln, oft ohne Sinn, nicht wieder gut gemacht werden könnte.

Aus andern sogenannten heiligen Büchern der Indier erhellet, daß sie eine Menge von Göttern und Göttinnen und zwar mit den abentheuerlichsten Darstellungen haben; auch Naturdinge erscheinen als Gegenstände der Anbetung; das Sonnenopfer ist eine der feierlichsten Ceremonien bei den Indiern; noch verehren sie den Mond, die übrigen Planeten und das Feuer. Mehre Thiere sind ihnen heilig, besonders der Ochs und die Kuh, und das Tödten der letztern wird mit dem Leben gebüßt. Die Selbstaufopferung durchs Feuer wird für das sicherste Reinigungsmittel gehalten; deßgleichen sieht man es für den kürzesten Weg an, in den Himmel zu kommen, wenn man sich unter die Wagen stürzt, auf welchen die Götzen öffentlich umhergeführt werden, und sich von den Rädern derselben zermalmen läßt; manche ihrer symbolischen Darstellungen und Göttergeschichten sind den Sitten äußerst gefährlich, ja mit den religiösen Uebungen selbst sind oft die größten Abscheulichkeiten verbunden. Endlich ist das religiöse System der Hindus dem Gesetze einer allgemeinen Menschenliebe durchaus entgegen. Die armen Parias sind weniger geachtet als das Thier; die Menschenwürde ist bei ihnen völlig weggeworfen. Und dieses gründet sich nach ihrer Vorstellungsweise auf den Willen Gottes, indem aus den verschiedenen Gliedmassen des ersten Menschen die edlen und unedlen Kasten hervorgegangen sind.

Eben so wenig befriedigend ist der Buddhaismus. Denn er weiß nichts von einem ewigen, höchsten Wesen; läßt das Weltall aus dem leeren Raum entstehen und einstens wieder dahin zurückkehren; stellt mehre Götter zur Anbetung auf, deren Abbildung öfters das sittliche Gefühl verletzt; erzählt lächerliche und fabelhafte Verwandlungen und Einkörperungen des göttlichen Buddha; bekennt sich zur Seelenwanderung; verleitet zu den sonderbarsten Selbstaufopferungen, indem Buddha selbst sich einmal einer dem Hungertode nahen Tigerin zum Fraß vorlegte, und ihrer Schwachheit dadurch zu Hilfe kam, daß er sich erst die Haut zerkratzte, sie das hervorquellende Blut lecken ließ, und sie dadurch stärkte, um ihn völlig zerreißen und aufzehren zu können.

Aus diesem erhellet, daß kein Religionssystem der Indier als göttlich sich erweist, vielmehr zeigt sich jedes, auch das von Einigen so hochgepriesene der Vedas, als ein Machwerk menschlicher

Verirrungen. Nur einzelne Aeußerungen dieſes oder jenes Weiſen erſcheinen als matte Dämmerungen aus dem Lichtlande in jener allgemeinen Nacht, die aber vom wilden Chaos überwältiget werden, und ſomit ohne Bedeutung und Wirkſamkeit bleiben.

II. Die Religion der alten Aegyptier.

Nachdem die Religionsſyſteme der Hindus ſich als ungöttlich erwieſen haben, ſo läßt ſich hievon derſelbe Schluß auf die übrigen heidniſchen Religionen machen; denn ſie hängen alle mit einander zuſammen und haben eine gemeinſchaftliche Urquelle, welche ſich wahrſcheinlich in Indien findet. Was nun die Religion der Aegyptier insbeſonders betrifft, ſo finden wir auch hier eine Mehrheit von Göttern. Die Aegyptier bekannten ſich zum Dualismus und beteten auch das böſe Princip an: daher hatte auch Typhon ſeine Tempel. Sie lehrten die Seelenwanderung in der Art, daß ſie ſagten, die Seele des Menſchen fahre, wenn der Leib verweſet iſt, in einen Thierkörper, und nachdem ſie alle Erd-, Waſſer- und Luftthiere durchwandert habe, wieder in einen Menſchenleib zurück, welche Wanderung in 3000 Jahren vollendet werde. Die Aegyptier brachten auch Menſchenopfer dar, ſo wurden z. B. nach Manetho zu Heliopolis der Juno alle Tage drei Menſchen geopfert. Auch der Thierdienſt iſt bei ihnen uralt und mannigfaltig: ſo wurden der Widder zu Thebä, die Ziege zu Mendes, der Hund zu Kynopolis, der Wolf zu Lykopolis, die Katze zu Bubaſtis, das Krokodil zu Tachampſo, der Apis, ein Stier, zu Memphis göttlich verehrt. Wer nun zufällig ein ſolches Thier tödtete, war des Todes ſchuldig. Noch bezeigten ſie gewiſſen Vegetabilien göttliche Verehrung. Mit ihrem Cultus verbanden ſie abſcheuliche, faſt unglaubliche Ausſchweifungen, die ſo weit gingen, daß ſich Weiber öffentlich den Böcken preisgaben. — Wer könnte in einer ſolchen Religion einen Funken göttlicher Erleuchtung erkennen?

III. Religion der Babylonier.

Daß der Cult der Babylonier, Chaldäer und Aſſyrier nichts weniger als göttlich geweſen, zeigt die auch bei dieſen Völkern religiös gewordene Menſchenopferung und Unzucht. Erſtere beweist ſchon der von ihnen angebetete Baal oder Sonnengott, dem ſo

viele Nationen Menschen opferten; dann auch die heilige Schrift selbst, welche erzählt, daß die von einem assyrischen Könige in das entvölkerte Palästina aus Babylonien versetzten Kolonisten ihre Söhne dem Adramelech und Anamelech verbrannten. II. Köng. XVII, 31. Von der Unzucht aber, mit welcher sie ihre Göttin Mylitta verehrten, gibt Herodot Zeugniß. Jede noch so vornehme Matrone mußte sich einmal im Leben zur Ehre dieser Göttin Preis geben, und zwar so lange vor ihrem Tempel sitzen, bis Jemand kam, eine Münze ihr in den Schooß warf und ihr dadurch das Zeichen zur schändlichen That gab.

IV. Religion der alten Parsen.

Die alten Parsen oder Perser verehren den Zoroaster als ihren Religionsstifter, und ihre heiligen Bücher sind die Zend-Avesta d. h. lebendiges Wort. Nach dieser Lehre ist das Urprincip die ewige, anfangslose Zeit (Zernane Akerene). Diese wäre also den Parsen der höchste Gott. Allein er ist in seine unendliche Tiefe versenkt und unbekannt; nur die beiden daraus aufgetauchten Wesen haben gleichsam die höchste Gewalt an sich gebracht, nämlich Ahriman und Ormuzd. In Folge dessen huldigen die Parsen dem starrsten Dualismus; denn Ahriman ist Herr der bösen Welt und mit dem Ormuzd im Kampfe, und gelangt oft zu einer solchen Macht, daß die Finsterniß das Licht überwältiget. Die vielen, als wirkliche Wesen dargestellten und zu mancherlei Geschäften bestimmten, theils männlichen, theils weiblichen Izeds oder Genien heben Gottes Vorsehung gänzlich auf. Außer den Gestirnen beten die Perser vorzüglich das Feuer, dann aber auch das Wasser, die Winde, die Erde und die Bäume an. Auch die Thiere spielen in der Parsenreligion eine wichtige Rolle, besonders der Stier und der Hund; in Thiergestalten erscheinen auch gute und böse Geister. In manchen Dingen findet sich in der Zend-Avesta die grausamste Strenge, so heißt es z. B.: „Wenn Jemand bei Zurichtung seiner Haare sich einige ausreißt oder plötzlich abschneidet, ferner wenn er ohne die gesetzlichen Ceremonien sich die Nägel abschneidet, so ist er rettungslos der Hölle verfallen."

V. Religion der Chineſen.

Das vorzüglichſte heilige Buch der Chineſen iſt der Schuking, d. h. Buch der gewiſſen Lehre. Es iſt nach ihrer eigenen Ausſage nicht göttlichen Urſprungs, ſondern ein Werk verſchiedener Verfaſſer und von Konfuzius in eine Sammlung gebracht. Morriſon fällt über die heiligen Bücher der Chineſen folgendes Urtheil: Mit Ausnahme einiger Stellen, welche etwas von der Kenntniß zu enthalten ſchienen, die Noah ſeinen Kindern mitgetheilt hat, iſt das Uebrige nichts als ein ungöttliches Gebäude, von perſönlicher, häuslicher und ſtaatswirthſchaftlicher Sittlichkeit, die keine andere Quelle hat als den Stolz des menſchlichen Herzen, die Ruhmſucht oder Bequemlichkeitsliebe.

Auch den Chineſen fehlt der rechte Begriff von Gott; an ſeiner Stelle erſcheinen Himmel und Erde als urgöttliche Mächte; ihnen wird Anfangsloſigkeit und gleichmäßige Verehrung zugedacht, ebenſo den Elementen und den mit ihnen verbundenen Geiſtern, wie den Seelen der Verſtorbenen. Dieſen letztern bringen ſie Opfer dar, nicht ſowohl ſie zu ſühnen, als vielmehr zu verehren.

Ein anderer Religionsſtifter für die Chineſen iſt Fo, von dem der chineſiſche Aberglauben ſo viel Fabelhaftes erzählt. Seine Lehre ſtellt eine Gottheit ohne Leben auf, vertheilt ein und dieſelbe Subſtanz durch das ganze Univerſum, wovon die Dinge nur verſchiedene Formen ſind, und kündigt den noch Unvollkommenen bis zur Erreichung des höchſten Grades der Vollkommenheit nochmalige Geburten und mancherlei Wanderungen an.

Nach den Miſſionären haben die Chineſen, obſchon ſie eine Menge von Götzen verehren, für Gott in ihrer Sprache nicht einmal einen Namen: daher nennen ſie die chriſtliche Religion die des Herrn des Himmels. Wie abentheuerlich die Religion der Chineſen iſt, beweist auch ein Dekret des Kaiſers vom 25. Juli 1823, worin er verordnet, dem Gott der Winde, dem der Wolken, dem der Jahreszeiten und dem des Donners in ihren verſchiedenen Tempeln zur Erlangung eines fruchtbaren Regens Gebete und Weihrauch darzubringen. Der Engländer William Jones verſichert, daß die Chineſen einſtens auch Menſchenopfer dargebracht haben; und daß ſie noch heutigen Tages ihre Kinder beliebig ausſetzen und umkommen laſſen, iſt bekannt.

VI. Religion der Römer und Griechen.

Wie wenig die Religion dieser Völker den Charakter der Göttlichkeit an sich trägt, leuchtet schon aus oben gegebenen Andeutungen ein. (Cf. S. 308. u. flg.) Ihre Religion ist nichts anders als bloßer Naturdienst; ihre Gottheiten, auch die der höchsten Ordnung, werden dargestellt als unterworfen allen Leidenschaften; sämmtlich stehen sie unter dem unbezwingbaren Schicksal; unglaublich groß war die Menge all der männlichen und weiblichen Gottheiten; auch Menschen, waren sie noch so große Ungeheuer, wurden in ihre Zahl versetzt, das Laster selbst wurde zur Gottheit erhoben und bekam seine Tempel. Diese verschiedenen Gottheiten verfolgten sich oft einander auf das feindseligste. Wahrsagerei, Zeichendeuterei und Zauberei begegnen sich überall im religiösen Leben dieser Völker. Die Träume, der Flug der Vögel, die Opfer, das Feuer, Stäbe, Becher, Verse, die Todten und ihre vermeintlichen Schatten und ähnliche Dinge waren zu Divinationen geheiligt; auch Spuren von Zoolatrie finden sich bei Griechen und Römern. Menschenopfer kommen sehr häufig vor. Nach Homer sühnte Achilles die Seele seines Freundes Patroklos mit zwölf edlen trojanischen Jünglingen; die Lacedämonier opferten jährlich der Diana eine Jungfrau; die Korinther schlachteten zur Sühne des an Medeas Söhnen verübten Mordes einige ihrer Kinder. Die Römer hatten ebenfalls bei besondern Veranlassungen Menschen geopfert; zur Sühne der Götter ließen sie auf das Ansehen der sibyllinischen Bücher einige Ausländer lebendig begraben; noch 44 Jahre vor Christus wurden nach Dio Cassius zwei Menschen auf dem Felde des Mars von dem Priester desselben geopfert. Auch war bei den Römern der Selbstmord eine Art religiöser Handlung. Von den Abscheulichkeiten, welche der Cult der Gottheiten mit sich brachte, war bereits oben die Rede. Weil die Ceres durch unzüchtige Reden und schamlose Entblößung eines Weibes über den Verlust ihrer entführten Tochter erheitert worden war, übten sich ihr zur Ehre die Weiber in schändlichen Reden. Befleckt mit Gräueln war das Fest des Adonis, dieses Sohnes der Blutschande; zu Korinth wurden die öffentlichen Buhlerinen für geheiligte Personen gehalten, deren Gebet sich der Staat in besondern Angelegenheiten empfahl. Bei den Römern verdräng-

ten die Geheimniſſe der guten Göttin, die Feier der Luperkalien u. ſ. w. auch bei Matronen und Jungfrauen alles Ehrgefühl.

VII. Religion der alten Deutſchen.

Der ſkandinaviſchen Religion liegt zwar ein einziger höchſter Gott zu Grund; allein er bleibt völlig im Nebel eingehüllt, ſo daß er mit dem religiöſen Leben in keiner Beziehung ſteht. Außer dieſem höchſten Gott iſt Othin der Demiurg, an ihn reihet ſich eine Menge von Göttern und Göttinen: über alle waltet aber eine eiſerne Nothwendigkeit, deren Feſſel ſie ſich nicht entwinden können; insbeſonders Loki ſteht ihnen feindſelig gegenüber. Die Seelen der Böſen haben mehre Wiedergeburten auf dieſer Erde zu beſtehen; dagegen werden die Seelen der Helden mit Meth und Wildſchweinbraten von reizenden Mädchen, den Walkyriern, in Walhalla bedient, wohin man durch blutige Schlachten, erwürgte Feinde, ja ſogar durch Selbſtmord kömmt; die aber an einer Krankheit oder an Alter ſterben, kommen nach Niſlheim, wo ihr Saal Elend, ihr Tiſch Hunger, ihr Meſſer heftige Begierde nach Speiſe, ihr Knecht der Spätgehende, ihr Mädchen die Langſamſchreitende iſt. Menſchenopfer erſcheinen als gottesdienſtliche Handlungen: ſo wurde zu Upſala alle neun Jahre den dortigen drei Göttern ein allgemeines großes Verſöhnungsopfer neun Tage hindurch gefeiert, an demſelben Menſchen geſchlachtet, und deren Leichname in einem Haine aufgehängt. Auch der Stierdienſt zeigt ſich im Norden, deßgleichen findet ſich die Unzucht bei den gottesdienſtlichen Handlungen.

Dieß der Charakter der Religion der im Norden wohnenden Völker; nicht anders bei den Süddeutſchen. Da findet ſich ebenfalls Vielheit der Götter, ſelbſt Bäume, beſonders die Eiche, wurden göttlich verehrt; es finden ſich da Menſchenopfer, Seelenwanderung und alle Arten des Aberglaubens: ihm dienten das Loswerfen, der Vogelflug, das Wiehern der Roſſe, der Blutlauf von den in die Kehle geſchnittenen Gefangenen, das Zucken und Ausſehen ihrer Eingeweide u. ſ. w. (Vergl. auch den Abſatz: Kurzer Hinblick auf den Zuſtand einiger anderer Völker, ehe ſie die chriſtliche Religion angenommen. S. 312 u. flg.)

VIII. Muhamedanische Religion.

Die Lehre, welche Muhamed den Seinigen gab, und die im Alkoran, d. h. Lesebuch, enthalten ist, wird von Manchen hochgerühmt, und dem Christenthume, wenn nicht vorgezogen, doch an die Seite gesetzt. Dem Muhamed selbst spenden sie alles Lob und versetzen ihn in die Reihe der von Gott erweckten Propheten. Was nun die Lehre des Muhamed betrifft, so ist sie aus Christenthum, Judenthum und Heidenthum zusammengesetzt. In Folge dessen enthält der Koran zwar manches Gute, aber dennoch auch wieder viel Albernes und Verwerfliches. Die Ungöttlichkeit des Muhamedanismus erhellt aber vorzüglich aus folgendem: Er bekämpft viele in der Bibel deutlich ausgesprochene Wahrheiten, die größtentheils als Vernunftwahrheiten selbst anerkannt sind, so ist er z. B. gegen die Unauflösbarkeit der Ehe, gegen die Monogamie, gegen das Heirathen in verbotenen Graden, gegen das Verbot der Selbstrache, gegen die Abwesenheit des Geschlechtstriebes im andern Leben; er entstellt die biblische Geschichte durch eine Menge von Fabeln und Unrichtigkeiten und enthält andere Albernheiten z. B. die Bekehrung der Genien durch Anhörung des Korans; gibt jedem Menschen ein vorher bestimmtes Geschick, einen aufgesetzten Tod und manchem eine unausweichliche Verdammung; er befiehlt die Ungläubigen mit dem Schwerte zu bekämpfen; verbietet das Weintrinken hienieden als schwere Sünde und als ein Werk des Teufels, verheißt es aber für jenseits als eine Seligkeit im Paradies; er legt gewissen äußern Uebungen, z. B. dem Fasten, bei Wallfahrten, der körperlichen Richtung beim Gebete u. s. w. einen übertriebenen Werth bei und verheißt für solche Uebungen die ewige Belohnung; er setzt die Seligkeit seines Paradieses in ganz sinnliche Genüsse. Was aber den Charakter Muhameds selbst betrifft, so erweist sich dieser vermeintliche Prophet als höchst unwissend in der jüdischen und christlichen Religionslehre, so wie in der Geschichte als Lügner und Betrüger, als rach- und herrschsüchtig, als wankelmüthig und in seinen Bestimmungen veränderlich, als höchst wollüstig, so daß er seiner Leidenschaft die Heiligkeit Gottes und der Gesetze zum Opfer bringt. Wer kann im Ernste die Religion eines solchen Mannes für ein Werk Gottes ausgeben?

43. Widerlegung einiger der vorzüglichsten Einwendungen gegen das Christenthum.

I. Das Christenthum enthält viele unverständliche und unsinnige Lehren.

Das erstere muß man zugeben; das letztere aber mit allem Nachdrucke verneinen. Das Evangelium ist eine unerschöpfliche Tiefe der Weisheit. Wenige wagten es noch, dieses in Abrede zu stellen; selbst die ungläubigsten Geister unterfangen sich nicht, Jesum die Weisheit abzusprechen. Daß aber die christliche Religion für uns beschränkte Wesen manche unbegreifliche Lehren enthält, die der Ungläubige in seiner Thorheit gerne für vernunftwidrig erklärt, darf uns nicht wundern. Ist denn nicht unser Erkennen in den gewöhnlichsten Dingen, mit denen wir täglich umgehen, und die vor unsern Augen liegen, höchst unvollkommen? Wie viele Geheimnisse der Natur sind uns räthselhaft? Unser eigenes Wesen ist uns in vielen Dingen verschlossen, und auf hunderterlei Fragen vermögen wir keine Antwort zu geben. Wenn wir also das Irdische nicht begreifen, und das kaum sehen, was vor unsern Füßen liegt: wer will sich wundern, daß das Himmlische ihm in vieler Beziehung dunkel ist und über sein Erkenntnißvermögen hinaus reicht? Auch ist bekannt, daß jede Wissenschaft ihre Schwierigkeiten und dunklen Fragen hat; und nur die höchste Wissenschaft, die der Religion, welche sich mit dem Unbegreiflichen, mit Gott, beschäftiget, soll in allen Dingen allgemein verständlich seyn und nichts Dunkles enthalten? Dieß hieße entweder Gott die Unendlichkeit nehmen oder den Menschen dieselbe geben: in beiden Fällen ginge aber die Wesenheit Gottes verloren. Auch sind manche Dunkelheiten in der christlichen Religion nur relativ. Man verstehet von ihren Lehren um so mehr, je gläubiger man sie annimmt, und je bereitwilliger man sie ausübt. Wer aber keinen gläubigen Sinn hat, dem bleibt Alles dunkel, ähnlich einem Blinden, der nimmermehr sehen wird, leuchtet die Sonne auch noch so helle. Nicht die Sonne trägt die Schuld davon, sondern sein mangelhaftes Auge, das ihre Strahlen aufzunehmen nicht fähig ist.

II. Das Christenthum ist eine finstere, intolerante Lehre.

Man redet in unsern Tagen so viel von Intoleranz, und die, welche Andern Intoleranz vorwerfen, sind gewöhnlich selbst nichts weniger, als tolerant; denn sie wollen nichts anerkennen und dulden, als ihre eigenen, dem Irrthum unterworfenen Meinungen. Das Christenthum kündigt sich aber von vorneherein als göttliche Wahrheit an; daher kann es den Irrthum nicht anerkennen und gleichsam Freundschaft mit ihm schließen: dadurch würde es geradezu auf seine Göttlichkeit verzichten. Das Christenthum muß also in einem gewissen Sinne intolerant seyn; es darf zum Irrthume nicht sagen: Du bist mein Bruder. Darin bestehet aber auch seine ganze Intoleranz, wenn man hier noch dieses Wort gebrauchen darf. Man muß hier die Sache von der Person, den Irrthum von dem Irrenden wohl unterscheiden. Nur jenen bekämpft sie, und duldet ihn nicht; diesen aber, den irrenden Bruder, bemitleidet sie, und statt ihn zu verwerfen, flehet sie vielmehr zum Vater der Erbarmung für ihn, daß er zur Einsicht und Erkenntniß kommen möge. Wer hier noch von Intoleranz redet, weiß nicht, was Liebe ist.

III. Wenn die christliche Religion wirklich göttlich wäre, so müßte sie allen Völkern gemeinschaftlich seyn, weil sie alle Kinder Gottes sind und als solche zu gleichen Gaben berechtiget sind.

Es gibt keine größere Anmaßung, als wenn der Erdenwurm dem Herrn Himmels und der Erde Gesetze vorschreiben und ihn fragen will: Warum hast du dieses so gethan? Ist denn Gott nicht der unumschränkte Herr? Steht es nicht bei ihm, seine Güter nach seinem Willen auszutheilen? Sind wir beschränkte Wesen im Stande, den in das Unendliche sich erstreckenden Entwurf der Regierung Gottes zu übersehen, und so seine Wege, die uns größtentheils verborgen sind, zu beurtheilen? Können wir dieses thun, ohne uns eines verwegenen Eingriffes in seine Majestätsrechte schuldig zu machen? Hat nicht auch in dem Reiche der Natur die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zwischen den Eigenschaften, den Kräften, den Vorzügen, der Bestimmung, den Schicksalen der lebendigen und leblosen, der vernünftigen und unvernünf-

tigen Geſchöpfe Platz? Gibt es nicht auf der Leiter der Dinge unzählige Stufen der Vollkommenheit, wenn wir uns mit unſern Gedanken von dem Sandkorne bis zu dem oberſten unter den Erzengeln erheben? Sollen wir aber deßwegen die Weisheit und Güte des Höchſten läugnen, weil wir eine ſo große Verſchiedenheit zwiſchen den Einwohnern ſeines unermeßlichen Reiches bemerken? Ihr fraget, warum Gott das Licht ſeiner Offenbarung nicht über alle Völker leuchten läßt; und ich frage euch: Warum hat Gott die Thiere nicht den Menſchen, und die Menſchen nicht den Engeln gleich gemacht? Warum hat er jenem Menſchen mehr Geſundheit, mehr Stärke, mehr Verſtand verliehen als dieſem? Warum hat er jenen durch ſeine Vorſehung zu den höchſten Ehrenſtellen, zu der größten Macht erhoben, und dieſen in dem Staube der Niedrigkeit und Verachtung gelaſſen? Warum hat jener eine ſorgfältige Erziehung und einen gründlichen Unterricht genoſſen, da dieſer in der gröbſten Unwiſſenheit erzogen, und ſich ſelbſt überlaſſen worden? Warum iſt jener unter einem geſitteten und freien Volke, und dieſer unter einer wilden und ſclaviſchen Nation geboren worden? Warum hat folglich jener ſo viel weniger Hinderniſſe und ſo viel mehr Ermunterungen und Hilfsmittel, ſelbſt ſeinen geiſtigen und ewigen Wohlſtand zu befördern, als dieſer? — Auch lehret das Chriſtenthum nicht, daß jene abſolut nothwendig verloren ſeien, welche ſich zu demſelben nicht bekennen; es ſchließt die ſchuldlos Irrenden nicht von allem Heile aus. Jeder kann verſichert ſeyn, daß Gott einſtens den Erdkreis nach den Regeln der vollkommenſten Gerechtigkeit richtet, und daß Niemand die geringſte Urſache haben wird, ſich über die ungleiche Austheilung ſeiner Gnaden und Wohlthaten zu beſchweren. Endlich darf man nicht vergeſſen, daß das Chriſtenthum allerdings die Beſtimmung der Allgemeinheit hat; alle Völker ſollen der Segnungen desſelben theilhaftig werden. In der That dehnt es ſeine Grenzen immer weiter aus, und längſt ſchon würde es noch mehr Völker in ſeinem Schooße tragen, träten nicht die Menſchen ſelbſt ſo oft den Abſichten Gottes hindernd in den Weg.

IV. Um des Christenthums willen haben viele blutige Kriege und grausame Verfolgungen statt gefunden.

Allerdings haben um der christlichen Religion willen viele Menschen ihr Blut vergossen. Dieß sind jene glorreichen Martyrer, die lieber das Leben als ihre Religion in den Händen der Henker lassen wollten. Aber gerade dieß ist der Ruhm des Christenthums, daß es seinen Bekennern zu solchen Heldenthaten Muth verlieh. Auch wird man diese Grausamkeiten nicht auf Rechnung der christlichen Religion setzen; die Christen waren ja nur der leidende Theil. Auch ist es eine ausgemachte Sache, daß die christliche Lehre ihren Bekennern nichts mehr als Liebe, Sanftmuth und Friedfertigkeit empfiehlt, und Alles verwirft, was diesen Tugenden entgegengesetzt ist. Die ersten Christen zeichneten sich auch hierin vor allen übrigen Menschen auf das Vortheilhafteste aus, und erwarben sich dadurch selbst die Achtung ihrer erbittertsten Feinde. Sind die Gläubigen in der folgenden Zeit öfters von diesen Grundsätzen abgewichen, so folgt daraus nur, daß sie nicht waren, was sie ihrem Bekenntnisse gemäß hätten seyn sollen. Die Schuld fällt auf die Menschen, nicht auf die Religion. So ungerecht es seyn würde, einen Vater, der Alles anwendet, seinen Kindern sowohl durch sein Beispiel als durch seinen Unterricht die zärtlichste Liebe gegeneinander einzuflößen, für den Urheber der Streitigkeiten zu halten, die nachher unter ihnen entstehen, eben so ungerecht würde es seyn, die Kriege und Gewaltthätigkeiten, welche unter den Christen entstanden sind, der Lehre zuzuschreiben, welche sie bekennen.

Wenn auch der Religion wegen blutige Kriege geführt worden sind, so hat diese sie nie gebilliget, sondern vielmehr getadelt. Nirgends haben Christus und die Apostel das Evangelium mit Feuer und Schwert auszubreiten geboten. Sie suchten nur den Verstand zu überzeugen und das Herz zu gewinnen. Höchstens könnte man sagen, daß einige falsche Eiferer die an sich klaren Stellen der Bibel falsch verstanden, und dadurch berechtigt zu seyn geglaubt, die Feinde der Religion mit bewaffneter Hand anzugreifen. Vielleicht gibt es aber unter den sogenannten Religionskriegen kaum einen, der einzig und allein der Religion wegen geführt worden ist. Die Religion war in den meisten Fällen nur ein

Vorwand, der zur Ausführung der ehrgeizigen Absichten der Großen, oder zur Befriedigung ihres persönlichen Haßes und ihrer Rachsucht, oder zur Erreichung anderer irdischer Rücksichten dienen mußte. Bei Kriegen wider Ketzer ist noch dieser Umstand wohl zu bedenken, daß man sie zugleich als Rebellen gegen die bürgerliche Ordnung betrachtete, und sie gewöhnlich mehr als Feinde des Staates als der Kirche bekriegt wurden.

Werfen wir zum Ueberfluße einen Blick auf die sogenannten Religionskriege. Zuerst traten unter den Christen die Ketzer als diejenigen auf, welche Gewalt gebrauchten. So thaten im vierten Jahrhundert die Arianer. Sie entrissen den Katholiken mit Gewalt ihre Kirchen und verfolgten sie auf jede Art. Dieß war aber eigentlich ein Krieg gegen die christliche Religion, nicht für dieselbe. Würden nach der Hand die katholischen Kaiser die Arianer ihrer an den Katholiken verübten Gewaltthätigkeiten wegen auch gestraft haben, so wäre dieß keine Verfolgung der Irrgläubigen mehr, sondern hätte nur die Ordnung und Ruhe wieder hergestellt und dem beleidigten Theile Genugthuung verschafft. Die Burgunder, Gothen und Vandalen suchten den Arianismus mit Feuer und Schwert auszubreiten. Indeß abgesehen, daß ihr Krieg wieder nicht für, sondern gegen das Christenthum war, so muß man die Eroberungssucht als den Hauptbeweggrund ansehen, warum sie fremde Länder angriffen. Die Donatisten in Afrika nöthigten durch ihre Ausschweifungen die weltliche Obrigkeit, die Waffen gegen sie zu ergreifen. Einige Priscillianisten wurden hingerichtet. Aber die Religion war nur der Vorwand dazu. Der Tyrann Maximus wollte sich ihrer Güter bemächtigen; auch mißbilligten der hl. Ambrosius und der hl. Martinus laut die That und sprachen ihren Fluch dagegen aus. Kaiser Karl der Große bekriegte die Sachsen mehr aus politischen als religiösen Gründen. Im achten Jahrhunderte richteten die Bilderstürmer große Unruhen im Orient an. Aber die Schuld davon fällt auf die Kaiser selbst, welche der Neuerung huldigten. Auch die Kreuzzüge kann man im Grunde nicht als Religionskriege betrachten; es handelte sich auch hier um die Eroberung eines Landes, an das freilich für die Christen unendlich theuere Erinnerungen geknüpft waren. Die Züge gegen die Albigenser waren nothwendig, sonst hätte am Ende die öffent-

liche Ruhe nicht mehr gehandhabt werden können. Oft mag blinder Religionseifer zu weit gegangen seyn; allein dieß ist kein Fehler der Religion, sondern ihrer Bekenner. Die Kriege gegen die Wiedertäufer waren ohne Rücksicht auf die Religion nothwendig. Oder hätten sich etwa die Katholiken ohne Widerstand ihre Güter rauben und sich selbst erwürgen lassen sollen? Fast dasselbe muß man von den Religionskriegen in Deutschland sagen. Die öffentliche Ruhe, die Sicherheit des Besitzes wurde gestört. Ein Theil reklamirte, was er verloren hatte, Kirchen, Klöster, Güter, freie Religionsübung; der andere aber wollte nicht mehr herausgeben, was er einmal in Besitz genommen, wo er noch schwach war, verlangte er ebenfalls freie Religionsübung, und wo er stärker, als der Gegner geworden, wollte er sie diesem nicht mehr gewähren. Dieß veranlaßte Reibungen und zuletzt Kriege; aber der Dogmen wegen wurde kein Krieg geführt. Was die Bartholomäusnacht in Frankreich und Aehnliches in andern Ländern betrifft, ist es weder von der Kirche ausgegangen, noch von ihr gebilliget worden.

V. Das Christenthum hat so viele Sekten ins Daseyn gerufen.

Es gereicht allerdings den Christen nicht zur Ehre, daß sie sich in so vielerlei Sekten spalten; allein dieser Umstand kann das göttliche Ansehen der Religion Jesu nicht schwächen. Denn wäre die Verschiedenheit der Begriffe, welche sich die Menschen von einer Sache machen, ein hinlänglicher Grund, die Wahrheit zu verwerfen, so dürften wir gar nichts mehr glauben, und müßten uns einem völligen Zweifel überlassen. Denn sind nicht auch die unleugbarsten Lehren der Vernunft von Menschen, die das Besondere lieben und im Widerspruche sich gefallen, bestritten worden? Ist es billig und recht, um der Widersacher willen die Wahrheit selbst zu verwerfen. Das Christenthum ist in seinen wesentlichen Bestimmungen klar und deutlich und einig in seinen Aussprüchen; aber verkehrte Menschen haben die ursprüngliche Einheit zerrissen. Die Trennung ist also etwas später Hinzugekommenes und hat nicht in der christlichen Lehre, sondern in der menschlichen Bosheit ihren Grund. Nicht das Christenthum selbst, sondern viel-

mehr der Mangel des christlichen Sinnes ist die Ursache der Spaltungen. Diese würden größtentheils aufhören, wenn alle nach dem Geiste der Lehre Jesu leben würden. Ueberdieß haben auch die Spaltungen ihr Gutes. Darum sagt der Apostel: Es muß Ketzereien geben. Indem neuerungssüchtige Menschen aufstunden, welche verschiedene Lehren der Kirche angriffen, wurden diese selbst in ein viel helleres Licht gesetzt. Indem es ferner Irrlehrer gibt, ist auch die Möglichkeit des Abfalles zu ihnen gegeben. Wer nun dessenungeachtet der Kirche treu bleibt, zeigt eben dadurch seine Anhänglichkeit an dieselbe, und sein Verdienst wird noch um so größer, je mehr es der Sinnlichkeit und dem zeitlichen Interesse schmeicheln würde, zu einer andern Partei überzutreten. Es ist also durch die Irrlehre Gelegenheit gegeben, daß die Frommen und Standhaften an den Tag kommen. Endlich bezeugt die Irrlehre zugleich auch, daß die Kirche wahrhaftig von Gott gestiftet und unter seiner unmittelbaren Leitung stehet. Alle Irrlehren, wenn sie auch noch so mächtige Stützen fanden, wenn auch Kaiser und Könige auf ihre Seite übergetreten sind und für ihre Ausbreitung das Möglichste thaten: sie konnten sich nur eine kurze Zeit Geltung verschaffen, und plötzlich verschwanden sie vom Erdboden, wodurch sie eben ihren menschlichen Ursprung bewiesen. So ging es mit den Arianern, mit den Nestorianern, mit den Pelagianern, mit den Manichäern des Mittelalters u. s. w. Bei allen diesen Stürmen erhielt sich die Kirche trotz aller Gefahren und Verfolgungen dennoch immer unverletzt, und statt in engere Grenzen eingeschränkt worden zu seyn, hat sie immer mehr Völker in ihren Schooß aufgenommen. Da bewahrheitet sich doch offenbar das Wort des Herrn, wenn er sagt, daß er seine Kirche auf einen Felsen gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle gegen sie nichts vermögen. Gäbe es keine Irrlehrer, so hätte die Kirche auch weniger zu kämpfen, es würde dann aber auch ihr Sieg weniger rühmlich und glorreich seyn.

VI. Das Christenthum hat nur einen geringen Einfluß auf die Sitten der Menschen ausgeübt; denn die Christen sind um Nichts besser als die Heiden.

Wir müssen es gestehen, daß diesem Einwurfe eine Wahrheit zu Grunde liegt, die uns auf das äußerste beschämen und mächtig antreiben muß, aus unserm Sündenschlafe zu erwachen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Viele, welche sich Christen nennen, wie Heiden leben. Allein wem gereicht wohl diese traurige Wahrheit zur Schande? Wem dürfen wir deßwegen Vorwürfe machen? Dem Christenthume, oder den unächten und falschen Bekennern desselben? Gewiß diesen und nicht jenem. Nein! wir dürfen uns des Evangeliums Christi nicht schämen; es ist und bleibt eine Kraft Gottes zur Seligkeit. Aber Christus muß sich unser schämen, die wir uns für seine Jünger ausgeben, ohne seinem Beispiele zu folgen und so gesinnt zu seyn, wie er gesinnt war. Oder, ist nicht die christliche die heiligste Religion, die jemals unter den Menschen verkündiget worden? Ist wohl ein Laster, eine Sünde, ein Fehler, die sie nicht ausdrücklich verdammet, die sie uns nicht auf das ernstlichste untersagt? Ist wohl eine Tugend, die sie nicht von uns fordert, die sie uns nicht mit dem größten Nachdrucke anpreist und einschärfet? Haben nicht alle ihre Lehren, alle ihre Gebote, alle ihre Verheißungen und Drohungen augenscheinlich unsere Besserung und Heiligung zur Absicht? Sind sie nicht alle ihrer Natur nach geschickt, die gerechtesten, die liebreichsten, die wohlthätigsten, die großmüthigsten Menschen aus uns zu machen? Sind wohl stärkere Bewegungsgründe zum Guten möglich, als diejenigen sind, die uns das Evangelium vorhält?

Doch dieß ist nicht Alles. Wir haben unläugbare Erfahrungen zum Vortheile des Christenthums vor uns. Hat nicht dasselbe in den ersten Jahrhunderten nach seiner Bekanntmachung die erstaunlichsten und heilsamsten Veränderungen, die vortrefflichsten Wirkungen unter den Menschen hervorgebracht? Konnte nicht ein Paulus den Corinthern, die im höchsten Grade verderbt gewesen waren, zurufen: Lasset euch nicht verführen: weder die Hurer, noch die Abgöttischen, noch die Ehebrecher, noch die Geizigen, noch die Trunkenbolde, noch die Lästerer, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben; und solche sind euer etliche gewesen, aber

ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerecht worden durch den Namen des Herrn Jesu, und durch den Geist unseres Gottes? Konnte nicht ein Tertullian in seiner Schutzschrift für die Christen mit der größten Freimüthigkeit zu den römischen Statthaltern sagen: Alle eure Gefängnisse sind voll Uebelthäter, aber alle diese Uebelthäter sind Heiden? Mußte nicht ein Plinius den Christen, die er verfolgen sollte, das rühmliche Zeugniß geben, daß er nichts Böses an ihnen finden könne, sondern daß sie sich mit einem feierlichen Eide zur Vermeidung aller Ungerechtigkeit und Laster verbänden? Sah sich nicht ein abtrünniger und feindseliger Julian genöthigt, den heidnischen Priestern die Christen als Muster der Liebe, der Barmherzigkeit, der Gutthätigkeit, der Mäßigkeit vorzustellen, und sie dadurch zu beschämen und zur Nacheiferung zu reizen? Hat aber das Evangelium ehemals seine Kraft so augenscheinlich geäußert, so darf es gewiß nicht demselben, sondern bloß der größern Widersetzlichkeit und Hartnäckigkeit der Menschen zugeschrieben werden, wenn Solches nicht mehr in einem so hohen Grade und auf eine so merkliche Weise geschieht. Unterdessen würden wir ungerecht und undankbar seyn, wenn wir die guten Wirkungen, welche die christliche Lehre noch immer hat, nicht erkennen oder läugnen wollten. Ohne dieselbe würde gewiß das Verderben der Sitten noch weit größer, die wahre Tugend und Frömmigkeit würden gewiß weit seltener unter uns seyn, als sie wirklich sind. Die Geschichte und die Erfahrung bestätigen dieses hinlänglich. Die groben Verbrechen und Laster sind unstreitig unter den Christen lange nicht so häufig und allgemein, als unter heidnischen und muhamedanischen Völkern. Die Sitten der ersten haben, im Ganzen genommen, noch immer einen sehr großen Vorzug vor den Sitten der letztern. Die Gerechtigkeit, die Menschenliebe, die Gutthätigkeit, die Versöhnlichkeit, die Treue und andere gesellschaftliche Tugenden sind unter jenen viel bekannter und gewöhnlicher, als unter diesen.

Diesem Allen ist noch beizufügen, daß es zu keiner Zeit und auch in unserm, wenn auch noch so verdorbenem Jahrhunderte doch an jenen sieben Tausenden nicht fehlt, welche vor dem Götzen der Zeit ihr Knie nicht beugen. Auch wir haben noch ein Häuflein Auserwählter, welches sich durch Frömmigkeit und Heiligkeit des Wan-

dels auszeichnet. Eine solche reine, sich selbst aufopfernde Tugend suchst du vergebens in andern Confessionen. Bitten wir den Herrn, daß diese Zahl sich wieder mehrt!

VII. Das Christenthum enthält weiter nichts, als die Sittenlehre der Vernunft, und hat daher keinen wesentlichen Vorzug vor derselben.

Wir geben gerne zu, daß alle Vorschriften des Evangeliums höchst vernünftig sind, und daß sie mit unserer Natur und mit den Verhältnissen, in welchen wir gegen Gott und gegen die Menschen, gegen die gegenwärtige und die zukünftige Welt stehen, auf das genaueste übereinstimmen; aber entschieden müssen wir es zurückweisen, daß das Christenthum weiter nichts, als gleichsam eine zweite, verbesserte Auflage des Heidenthums sei. Welch ein großer Unterschied ist doch zwischen der Vernunft, die vom Christenthume erleuchtet ist, und zwischen der heidnischen, die sich selbst überlassen ist! Wir werden schon in unserer ersten Jugend in der Lehre des Christenthums unterrichtet und lernen dadurch bereits in einer Zeit, wo wir noch nicht im Stande sind, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, richtige Begriffe von der Wahrheit Gottes und der Bestimmung des Menschen; wir lernen die Verhältnisse kennen, in welchen wir gegen Gott, unsern Herrn und Schöpfer, unsern Vater und Wohlthäter stehen; wir werden zum Glauben an eine weise und gerechte Vorsehung geleitet, die sich über Alles erstreckt, die Alles regiert und einstens von dem Verhalten der Menschen Rechenschaft fordern wird. Würden wir uns nicht des schändlichsten Undankes schuldig machen, wenn wir diese Erkenntniß, die uns nur durch die Offenbarung geworden ist, unserm eigenen Scharfsinn zuschreiben wollten? Aber dieß ist nicht Alles; die Geschichte beweiset unwidersprechlich, daß das Heidenthum von Glaubenswahrheiten nichts wußte, in Sittenlehren aber höchst unvollkommen und mangelhaft war. Die herrlichsten Tugenden des Christen: kindliche Liebe zu Gott und unerschütterliches Vertrauen zu seiner Vorsehung; Zufriedenheit mit allen Schickungen, Ergebenheit und geduldiges Ausharren im Leiden; allgemeine, über die Grenzen der Nationalität hinausreichende Nächstenliebe; wahre Demuth, Versöhnlichkeit, Keuschheit und Reinigkeit des Herzens:

— von dieſen und noch andern Tugenden hatte der Heide kaum eine Ahnung. Den beſten moraliſchen Vorſchriften des Heidenthums mangelte es überdieß an Kraft, zur Tugend zu bewegen; denn es fehlte ihnen die feſte Unterlage, weil die Heiden höchſt mangelhafte, ja falſche Vorſtellungen von Gott, ſeinen Eigenſchaften, ſeinem Verhältniß zur Welt und zu den Menſchen u. ſ. w. hatten. Dieſe Vorſchriften wurden weiter für nichts Anderes gehalten, als was ſie in der That waren — für menſchliche Ausſprüche, die überdieß, weil man von dem Leben jenſeits wenigſtens keine Gewißheit hatte, nur geeignet waren, den Menſchen höchſtens diesſeits des Grabes unter gewiſſen Vorausſetzungen eine Art Glückſeligkeit zu verſchaffen, die aber lange nicht nach Aller Geſchmack war. Was ſoll eine ſolche Lehre für eine Kraft über das menſchliche Herz haben? Um wie viel vorzüglicher iſt nicht das Evangelium? Es macht uns mit den erhabenſten Glaubenswahrheiten bekannt; es hält von allen Laſtern zurück, und treibt zu allen Tugenden an; es faßt alle Pflichten in ſich, und trägt ſie ſo vor, daß ſie ein jeder ohne beſondere Mühe verſtehen kann. Es gibt allen ſeinen Ausſprüchen das Anſehen göttlicher Geſetze; es verſichert uns, daß Gott unſere aufrichtigen Bemühungen gefallen, wenn wir auch das vorgeſteckte Ziel nicht erreichen; es lehrt uns dieſes Leben als einen Zuſtand der Prüfung betrachten, und lenkt unſere Aufmerkſamkeit immer auf das künftige hin.

VIII. Das Chriſtenthum iſt ein Hinderniß der Aufklärung und legt der Vernunft von Kindheit auf ſchmähliche Feſſeln an.

Welches ſind denn dieſe Feſſeln? Geheimniſſe ſind über, aber nicht wider die Vernunft. Hat nun Gott der menſchlichen Natur keine Feſſeln angelegt, da er ſo viele Dinge geſchaffen, deren Weſenheit wir durchaus nicht ergründen können, ſo hat er ja auch noch andere Dinge offenbaren können, welche über die Vernunft ſind. Dieß heißt nicht der Vernunft Feſſeln anlegen, ſondern ſie in dem Zuſtand ihrer Beſchränkung laſſen, in welchem ſie ſchon iſt. Das Chriſtenthum verbietet nicht, über die Geheimniſſe nachzudenken, ja man würde ſich ſogar herzlich freuen, wenn ſie uns Jemand erklären könnte. Nur verbietet es, eine Erklärung dieſer

Geheimnisse zu machen, die gegen die Offenbarung streitet, weil sich Gott durch die Vernunft und Offenbarung nicht widersprechen kann, da er der Urheber von beiden ist, und wir vom Daseyn der Offenbarung eben so wohl, als vom Daseyn der Vernunft überzeugt sind. Ich möchte nun wohl wissen, wie die Geheimnisse, die wir im Christenthum haben, die höhere Aufklärung in den Wissenschaften hindern könnten. Unsere Gegner dünken sich wirklich aufgeklärt zu seyn. Wir nehmen alle ihre Sätze aus der Philosophie und andern Wissenschaften als wahr an, die nicht gegen die Offenbarung und gegen die gesunde Vernunft sind, und glauben doch dabei auch die Geheimnisse der christlichen Religion. Also kann der Glaube an Alles, was wahre Aufklärung ist oder diese befördert, mit dem Glauben an's Christenthum bestehen, oder die Geheimnisse bestehen mit allen Lehren der gesunden Vernunft. Hiermit kann auch die christliche Religion an sich kein Hinderniß seyn, jene Wissenschaften zu ergründen, welche die wahre Aufklärung ausmachen. Und sind endlich nicht alle Wissenschaften, mit denen sich diese Herren so brüsten, von Christen zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden? Newton und Leibnitz, denen Mathematik und Physik allein mehr zu verdanken haben, als allen Alten zusammen, waren eifrige Christen. Die Moralphilosophie, die ohne das Christenthum ohnehin nie geworden wäre, was sie ist, haben wieder nur Christen zur Vollkommenheit gebracht, und die Gegner der Offenbarung pflügen nur mit unserm Kalbe. Und das Christenthum soll die Aufklärung hindern, da die Christen in jedem Betracht die Aufklärer der Welt waren!

IX. Das Evangelium ist zu streng; seine Vorschriften lassen sich nicht erfüllen.

Das Christenthum schonet freilich kein Laster, keine böse Neigung, keine unlautere Absicht; es befriedigt sich nicht mit dem Schein der Tugend; denn es will unser Herz bessern. In dieser Absicht befiehlt es uns, unser Herz sammt seinen Lüsten und Begierden zu kreuzigen, um Jesu nachfolgen zu können. Dieß zu thun, ist allerdings kein Kinderspiel; der sinnliche Mensch sträubt sich dagegen und sagt oft gerne mit den ungläubigen Juden: Dieß ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Aber gerade dadurch, daß

das Christenthum mit solchem Ernste auf wahre Heiligkeit des Lebens dringt, beurkundet es seine Göttlichkeit Denn wer könnte eine Lehre, die den sinnlichen Lüsten der Menschen schmeichelte oder die den Menschen höchstens zu einem tauglichen Glied der menschlichen Gesellschaft, aber zu keinem Bürger des Himmels schaffen würde, für eine göttliche Offenbarung halten? Wie kann man also das zu einem Einwurfe gegen die Wahrheit des Christenthums machen, was so deutlich von seiner Göttlichkeit zeuget? Wer ferners bedenkt, wie stark unser Hang zur Sinnlichkeit und wie groß unser sittliches Verderben ist, wie mannigfaltig die Versuchungen zum Bösen sind und wie leicht wir uns von denselben dahin reißen lassen; wer erwägt, daß wir nur Wanderer und Fremdlinge auf Erden sind, die hier keine bleibende Stätte haben, daß wir uns hier in einem Stande der Zucht befinden, und daß wir zur reinsten Glückseligkeit jenseits berufen sind: wer dieses sich vor Augen stellt, sieht deutlich ein, daß die Vorschriften des Evangeliums unsern Bedürfnissen vollkommen angemessen sind, ja er überzeugt sich, daß sie unzulänglich seyn würden, unser Verderben zu bezwingen und uns jener Glückseligkeit würdig zu machen, wenn sie weniger heilig und streng wären. Auch läßt sich von einer Unmöglichkeit der Erfüllung des evangelischen Gesetzes durchaus nicht reden. Es haben ja bereits ganze Schaaren diesen Weg gewandelt, und dadurch das laute Zeugniß abgelegt, daß es allerdings möglich sei, das zu thun, was das Evangelium verlangt. Was diesen möglich war, können auch andere Zudem hilft die Gnade mit; der das Anfangen gegeben, verleihet auch das Vollbringen.

X. Das Christenthum erniedrigt den Menschen und macht eine sklavische Seele aus ihm durch seine Vorschriften, insbesondere durch seine Gebote der Demuth, Feindesliebe u. s. w.

Gerade das Gegentheil findet statt; denn was schlägt den Geist des Menschen wirklich nieder? Was nimmt ihm den Muth zu großen Thaten, was macht ihn verzagt und furchtsam? Entweder ist es das Bewußtseyn seiner Verbrechen, oder die unordentliche Liebe zu sinnlichen Vergnügungen und Ausschweifungen, oder der Mangel an Trost in Leiden oder auch ein natürlicher Hang zur Traurigkeit. Allen diesen Uebeln wird aber gerade durch das

Christenthum begegnet. Es zeigt uns ja, wie wir von der schweren Last unserer Sünden befreiet werden, und unser Gewissen beruhigen können; es setzt ferner den Ausschweifungen einen wohlthätigen Damm entgegen, und befiehlt uns, nach dem Geiste, und nicht nach dem Fleische zu wandeln; es lehrt uns eine weise, gütige Vorsehung kennen, die Alles regiert, für alle Geschöpfe sorgt und die bei allen Schickungen für uns die besten Absichten hat: dadurch werden uns alle Trübsale leicht und erträglich gemacht. Was ist also mehr geeignet, den menschlichen Geist zu beruhigen, aufzurichten und zu edlen Thaten zu begeistern, als das Evangelium? Auch wird der Mensch durch Demuth, Versöhnlichkeit u. s. w. nicht erniedriget, sondern vielmehr erhöhet. Ist es denn eine Schande, die Wahrheit zu sagen, und seine Hilfsbedürftigkeit und allseitige Abhängigkeit von Gott zu bekennen? Hingegen der Stolz, wodurch der Mensch sich falsche Vorzüge beilegt, oder die er wirklich besitzt, vergrößert, der also immer auf Lüge beruht, ist für den Menschen schmachvoll und erniedrigend, während die Demuth, weil eine Tugend, ihn ziert, und Gott und rechtschaffenen Menschen angenehm macht. Dasselbe gilt von der Sanftmuth, von der Versöhnlichkeit u. s. w. All diese Tugenden drücken der Seele erst einen wahren Adel ein, machen sie groß, so daß selbst die Feinde ihr den Tribut ihrer Verwunderung nicht versagen können.

44. Warum wirkt das Christenthum bei seinen Bekennern das nicht, was es seiner Natur nach wirken könnte?

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß ein großer Theil der Bekenner des Christenthums das nicht ist, was er seiner Bestimmung nach seyn sollte. Der Grund hievon liegt aber nicht in der Religion selbst, sondern in den Menschen, die den Vorschriften des Evangeliums nicht nachkommen. Jesus Christus selbst hat im Gleichnisse vom Sämann die vorzüglichsten Ursachen angegeben, um welcher willen seine Lehre bei den Menschen nicht aufkömmt. Was dortmals der Heiland sagte, paßt auch noch vollkommen für unsere Zeit. Jesus ist noch fortwährend der große Sämann, der den Saamen seiner heiligen Lehre in die Herzen

der Menſchen ſtreut; wenn ſie nun keine Früchte trägt, ſo iſt nicht der Saame, ſondern der Boden, d. h. das menſchliche Herz daran Schuld.

Ein Theil des göttlichen Saamens fällt auf den Weg hin, und dieſer wird von den Vorübergehenden zertreten oder von den Vögeln des Himmels aufgefreſſen. Darunter verſtehet man diejenigen Menſchen, die gegen das Wort Gottes völlig gleichgiltig ſind, ſich nie um dasſelbe kümmern, und Alles, was darüber geſprochen wird, nicht in ihr Herz dringen, ſondern gleichſam auf den Weg fallen, d. h. für ſie verloren gehen laſſen. Solche haben entweder gar keine oder nur eine höchſt unvollkommene Kenntniß von der Religion Jeſu. Die Folge iſt, daß ſie mit mancherlei Vorurtheil gegen dieſe heilige Lehre erfüllt werden, und ſtatt ihr mit Liebe zugethan zu ſeyn, ihr vielmehr gänzlich abgeneigt werden. Bald hält man ihre Wahrheiten für unverſtändliche Ausſprüche, welche man nicht annehmen könne, ohne ſeiner Vernunft zu entſagen; bald ſteht man in dem Wahne, man müſſe, um ein Chriſt ſeyn zu können, aufhören, ein Menſch zu ſeyn, weil das Chriſtenthum übermenſchliche Tugenden fordere, man müſſe Allem entſagen, was einem werth und theuer ſei, und ein finſteres Leben führen. Der Eine meint, es komme am Ende nicht viel darauf an, ob man ein Chriſt ſei oder nicht, mit den geprieſenen Vortheilen desſelben ſei es ſo weit nicht her; der Andere entſchuldigt ſich damit, daß gar Viele, denen man weder Verſtand noch guten Willen abſprechen könne, ſich gegen das Evangelium gleichgiltig zeigen. So geſchieht es ſehr häufig, daß man die Religion Jeſu geringſchätzt, weil man ihren Werth nicht kennt oder mit Vorurtheilen gegen ſie erfüllt iſt. — Der auf den Weg hinfallende Saame iſt zugleich ein Bild von jenen, welche die chriſtliche Lehre zwar kennen, alſo ſie auch anhören, aber nicht in der rechten Abſicht, gewöhnlich nur aus Neugierde oder Vorwitz; die alſo im chriſtlichen Unterrichte nicht ſo faſt Erbauung als vielmehr Unterhaltung ſuchen. Damit aber der Saame nicht endlich doch in einzelnen Körnern hineindringt und Wurzel ſchlägt, nehmen ihn die Vögel, d. h. der Teufel, ganz hinweg, d. h. bringen die ewigen Wahrheiten in Vergeſſenheit. Endlich laſſen den Saamen des göttlichen Wortes auch jene auf den Weg hinfallen, welche dasſelbe nicht anders, als mit Zer-

ſtreuung anhören. Dieſe machen ihr Herz gleichſam zur offenen Heeresſtraße, indem ſie dasſelbe allen Gedanken und Eindrücken öffnen. Unter den Vögeln, welche in dieſem Falle den göttlichen Saamen wegſtehlen, verſtehet man eben jene zerſtreuenden Gedanken und fremdartigen Eindrücke. Daß bei dieſem Allen die Religion Jeſu nicht bewirken kann, was ſie ihrer Beſtimmung nach ſoll, liegt auf der Hand.

Ein zweiter Theil des göttlichen Wortes fällt auf felſigen Boden. Felſiger Grund mit wenig Erdreich ſind jene Menſchen, welche das Wort Gottes zwar willig aufnehmen, aber nicht mit ganzer innerlicher Kraft in ſich wirken laſſen. Bei ihnen legt ſich das Chriſtenthum nur äußerlich an, und iſt von keiner Dauer. Sie finden Wohlgefallen am göttlichen Worte, ſie ergötzen ſich daran, ſie reden auch viel davon. Allein es iſt ihnen dieſes Wort immer noch äußerlich, es hat in ihrem Herzen keine Wurzel gefaßt. Einwurzeln aber kann es nicht, weil ſich in ihrem Herzen vielmehr Felſen und Steine, als gutes Erdreich findet, d. h. viel mehr Neigung zu irdiſchen Dingen, zu vergänglichen Freuden und Luſtbarkeiten, als zu den ernſten Werken des Glaubens. Solche hängen deßwegen nur eine Zeitlang dem gehörten Worte an. Wenn die Sonne aufgehet, ſo verſengt ſie dieſen Saamen, der keine tiefen Wurzeln geſchlagen hat. Unter der Sonne ſind aber hier die Trübſale und Verfolgungen zu verſtehen. Wenn ſolche kommen, d. h. wenn man um ſeines Glaubens wegen etwas leiden, ein Opfer bringen oder ſich etwas gefallen laſſen ſoll, zweifelt man, ja fällt und gibt das gehörte Wort wieder auf. Wer aber das göttliche Wort in dieſer Weiſe, d. h. nur äußerlich aufnimmt und es auf der Oberfläche liegen läßt, hat ſehr zu befürchten, daß er bald völlig gleichgiltig, d. h. verhärtet gegen dasſelbe werden möchte. Und wehe dem Menſchen, der dahin gekommen iſt; er iſt völlig taub gegen die Stimme ſeines Gottes. Er gleicht Leuten, die in der Nähe eines mächtigen Waſſerfalles wohnen. Das Rauſchen des Waſſers läßt ſie die Stimme der Rufenden nicht hören. Das iſt das Bild eines Menſchen, der die Welt mehr liebt, als Gott. Ihre Luſtbarkeiten und Genüſſe ſind jener Waſſerfall, deſſen Geräuſch das göttliche Wort nicht mehr in ſeine Ohren bringen läßt.

Endlich fiel noch ein Theil des ausgeſtreuten Saamenkorns unter Dörner und Hecken; da ſich nun dieſe in der Erde ausbreiteten und allen Nahrungsſaft an ſich zogen, erſtickten ſie den guten Saamen. Ein großes Hinderniß, daß viele das Evangelium nicht annahmen, war gleich anfangs, als die Religion Jeſu verkündet wurde, der außerordentliche Religionsverfall, und das alle Vorſtellung übertreffende Sittenverderbniß jener Zeiten; die Lage der Menſchen war damals ſo traurig, als man ſie nur immer ſich denken kann, da der ſchändlichſte Götzendienſt, der verwegenſte Unglaube und die zügelloſeſten Ausſchweifungen unter ihnen herrſchend geworden waren. Man erſchrickt, wenn man die Geſchichte der Welt lieſt und die gräulichſten Schandthaten findet, mit welchen ſich alle Stände und Claſſen von Menſchen gebrandmarkt hatten. Man war es gewohnt, ſeine ausgearteſten Neigungen zu nähren, ſeine unordentlichſten Leidenſchaften zu befriedigen, die ſchändlichſten Laſter unter dem Bilde der Tugend vorzuſtellen und ungeſcheut ein ſchimpflich freies Leben zu führen. Da kam Jeſus, verwarf den ſo allgemein liebgewonnenen Götzendienſt als die entehrendſte Ausartung des menſchlichen Verſtandes, und predigte nur Einen, wahren, lebendigen Gott, den man nicht im ſinnloſen Gepränge, ſondern im Geiſt und in der Wahrheit anbeten müſſe; er eiferte mit unwiderſtehbarer Kraft gegen das eingeriſſene Verderben der Sitten, gegen die ſo weit ausgeartete Befriedigung der Sinnlichkeit, gegen die ſklaviſche Anhänglichkeit an das Laſter, die Unglück und Verderben unausbleiblich nach ſich ziehen mußte; und predigte dafür ſorgfältige Wachſamkeit über eine jede entſtehende Neigung des Herzens, als das einzige nothwendige Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was Wunder, wenn man alle Kraft aufbot, eine Lehre zu verdrängen, die der herrſchenden Sinnlichkeit, den ausgearteten Leidenſchaften der Menſchen ſo ſehr widerſprach? Aber was Wunder, wenn das Chriſtenthum noch heut zu Tage ſo viele bittere Gegner, ſo viele Feinde hat, da man ſeinem Herzen ſo viel Gewalt anthun muß, um ſeinen Anweiſungen zu folgen, und ſeine Lehren zu erfüllen? Die Religion Jeſu widerſpricht zu ſtrenge den liebgewonnenen Leidenſchaften der Menſchen. Und das iſt alſo noch eine Urſache, warum das Chriſtenthum unter ſeinen Bekennern das nicht wirket, was es ſeiner Natur nach wirken

könnte. Wie kann man auch erwarten, daß Menschen, die bloß nach den Verirrungen ihres Verstandes oder nach den Lüsten ihres Herzens leben, Freunde des Christenthums seyn sollen? Wie kann der, der sein Herz an die Welt hängt, Geld und Gut für seinen Abgott hält, und in der Aufhäufung todter Schätze sein Glück findet, wie kann der das Christenthum lieben, das ihm befiehlt, sein Herz an diese Welt nicht zu hängen, Geld und Gut nicht übermäßig zu schätzen, sondern es nur als ein Mittel zu betrachten, damit in der Welt Gutes zu stiften, den Fleiß zu belohnen, den Zaghaften aufzumuntern, dem Armen Brod, dem Nothleidenden Erleichterung zu verschaffen? Wie kann man erwarten, daß der Hochmüthige, der Stolze ein Freund der Lehre Jesu seyn wird, die ihn aller seiner eingebildeten Vorzüge beraubt; die den Armen, den er verachtet, und den Niedrigen, über welchen er durch seine Geburt so weit erhaben zu seyn glaubt, zu seinem Freund und Bruder macht? Die ihm versichert, daß der Niedrige und der Hohe, der Arme und der Reiche von Gott mit gleicher Liebe umfaßt werden? Wie kann der, der unversöhnliche Rache in seinem Herzen nährt, Böses mit Bösem zu vergelten sucht, und sich für niedrig hält, wenn er je eine ihm zugefügte Beleidigung ungerächt lassen sollte, — wie kann der die Religion Jesu lieben, die ihm so nachdrücklich einschärft, daß, wer seinem Bruder seine Fehler nicht vergibt, auch von Gott keine Vergebung erwarten dürfe? Das ist ihm eine harte Rede, wie kann er sie hören? — Also Leidenschaften, Stolz, Rachsucht, Ehrgeiz, Gewinnsucht, Haß und Neid, — das sind Haupturſachen, warum die weise, wohlthätige Lehre Jesu noch heute so viele Feinde hat. — (Cf Natters Predigten B. I.)

45. Was liegt uns zu thun ob, um das Christenthum, gegen das man vielfältig so große Gleichgiltigkeit zeigt, wieder zu allgemeinem Ansehen zu bringen?

Soll die Religion Jesu allgemein anerkanntes Ansehen erlangen, so müßen

I. Auch unsere Großen und Vornehmen Achtung und Ehrfurcht gegen dieselbe haben und sie bei jeder Gelegenheit zeigen. Die Religion Jesu ist ein allgemeines

menſchliches Bedürfniß. Sie vermag nicht nur in der Strohhütte das Schrecken des Elendes zu vermindern; o, auch dem Könige auf dem Throne, auch dem Fürſten in ſeinem Pallaſte kann nur ſie jene Ruhe, jenen Frieden geben, den ihm die Welt nicht geben kann. Alſo ſchon um ihrer innern Vortrefflichkeit willen ſollte jeder Große, jeder Mächtige auch ein Freund der Religion ſeyn. Er ſollte ſie in Ehren halten, durch ſie ſein Herz veredeln, damit er auch dann groß bleibe, wenn alle ſeine äußerliche Herrlichkeit dahin ſchwindet; damit er auch noch dann reich an guten Werken bleibe, wenn ſich das Grab vor ſeinen Augen öffnet, worin er einſt nicht mehr als der ärmſte Bettler haben wird. So kann der Mächtige ſeiner Seele Ruhe, und ſeinen Untergebenen ein gutes auferbauliches Beiſpiel geben. — Wenn ein unmündiges Kind an dem Worte Gottes und am Gebete Luſt findet, ſo wird es manchen Gottesvergeſſenen beſchämen; wenn ein gemeiner Taglöhner die Tage ſeines Herrn feiert, den öffentlichen Gottesverehrungen mit Andacht beiwohnt, und ſeinen Erlöſer vor der Welt bekennt, ſo wird das auch nicht unbemerkt bleiben, es wird manches Gemüth erſchüttern. O welch einen Eindruck auf die Gemüther der Untergebenen, ihr Großen, wird erſt euer Beiſpiel der Gottesfurcht machen! Wer wird es denn wagen wollen, unſere Religion gering zu achten, wenn ſie allgemein geſchätzt und in Ehren gehalten würde? Wenn unſere Häupter, wenn die Herren von Tauſenden unter ihrem Volke ſich da verſammeln, wo der Bettler nicht weniger Chriſt wie der Fürſt iſt, wo der eine ſo wie der andere ſeiner Sünden wegen ſich anklagt, wo der eine nicht beſſer als der andere ſeine Seligkeit ſuchet, — o wie müßte dadurch die Wahrheit gewinnen, die Tugend glänzen und das Laſter ſinken! — O möchte es doch unſerm Gott gefallen, die Herzen aller Großen dieſer Erde zu dieſer heilſamen Veränderung umzuſtimmen!

II. Dem Unglauben und der Religionsſpötterei muß wieder verdiente Verachtung zu Theil werden. Es hat zu jeder Zeit Ungläubige und Leute gegeben, welche von der Religion nicht nur nichts wiſſen wollten, ſondern ſie auch haßten und wiederum gehäſſig zu machen ſuchten. Daß Solche auch unſer Zeitalter hervorbringt, iſt kein Wunder. Aber darüber muß man billig ſtaunen, daß derlei Menſchen, die man ihrer

Grundsätze wegen früher floh, und weil man ihren verderblichen Einfluß auf die Uebrigen, besonders die Untergebenen, fürchtete, ihrer Aemter entsetzte, heut zu Tage auf alle Art bevorzugt, emporgehoben werden und in Ehre und Glanz dastehen. In der That, es wird oft nicht mehr erfordert, um in Würden empor zu steigen, als freie Ansichten und Vernachläßigung aller gottesdienstlichen Uebungen. Auch im gesellschaftlichen Leben sind Menschen ohne Glaube und Gottesfurcht oft diejenigen, mit denen man sich am liebsten unterhält. Solche werden als aufgeklärte Köpfe, als hellsehende Geister gepriesen; man richtet sich nach ihnen, nimmt ihre Manieren, ihre Grundsätze und Denkweise an, und meint, ich weiß nicht, was geworden zu seyn, wenn man sich ihnen verähnlichet hat. Hierin muß geholfen werden, soll das Evangelium wieder zu Ansehen kommen: der Zeitgeist muß sich umgestalten; der Unglaube und die Irreligiosität muß wieder als etwas Schädliches und Schändliches erkannt und statt geehrt vielmehr gebrandmarkt werden.

III. An die Stelle des zügellosen Geistes muß bereitwillige Unterwürfigkeit unter die von Gott gesetzte Autorität treten. Der Glaube ist eine Gabe Gottes, und kein menschliches Machwerk. Kein Mensch kann sich also selbst gläubig machen, sondern er muß es durch die Gnade Gottes werden; kein Mensch kann sich selbst die wahre Religion geben, er muß sie von Gott empfangen. Gott macht aber dieser Gnade nur die Demüthigen theilhaftig; die Stolzen gehen leer aus. Dieß ist nun eine Hauptsünde unsers Zeitalters, daß man sich nicht unterwerfen will. Die Geister sind mündig geworden; wenn sie je noch einen Gott über sich anerkennen, so machen sie ihn nach ihrem Belieben. Gott ist nicht ihr höchstes Gut, sondern vielmehr ein Machwerk ihres Geistes. Die Religion ist keine übersinnliche Wahrheit mehr, sondern ein Erzeugniß des beschränkten Verstandes. Alle Wunder und Geheimnißlehren werden verworfen, und nur was der sinnliche Mensch zu fassen im Stande ist, wird noch beibehalten. Mit solchen Grundsätzen verträgt sich der Geist des Christenthums nicht. Der Zügellosigkeit im Denken muß also ein Gebiß angelegt werden, soll das Christenthum wieder in Aufnahme kommen.

IV. Die Erziehung muß eine chriſtliche werden. Das religiöſe Gefühl der Kinder ſoll von früheſter Zeit an durch das fromme Beiſpiel der Aeltern entwickelt und genährt, und ſpäter durch den chriſtlichen Unterricht in der Schule zur Ueberzeugung des Glaubens gebildet werden. Wie ſelten ſind aber in unſern Tagen fromme Eltern, von denen man ſagen kann, was einer der gefeiertſten Schriftſteller, der Biſchof Sailer, von ſeinen Eltern erzählt? Schon als Knabe von fünf Jahren, ſchreibt er, lehrte ihn ſeine Mutter aus dem Herzen beten, und wenn der Vater vor und nach Tiſch als Haupt der Familie vorbetete, ſo fühlte es der Sohn in ſeiner Seele, was der Vater aus ſeinem Herzen geſprochen hatte. Bei Tiſch mußte er, als der jüngſte Sohn und als zarteſtes Augenmerk ſeiner Eltern, zwiſchen Vater und Mutter ſitzen. So oft das Mahl zu Ende war, ſprach der Vater ganz andächtig: Wenn doch alle Welt ſo genug hätte, wie ich, und ſogleich vom Tiſch aufſtehend, ſtimmte er ein: Himmliſcher Vater! wir danken dir für Speiſe und Trank u. ſ. w. freudig an, daß es dem Sohn, wenn er vom Tiſche ging, oft zu Muthe war, als wäre er in einer Kirche geweſen. Wenn die Mutter Flachs oder Hanf ſpann, ſo erzählte ſie ihrem Sohne am liebſten von dem Erlöſer und dem ewigen Leben. Der Vater auf ſeinem Arbeitsſtuhle ſitzend, redete mit ihm von der Vorſehung und der Furcht Gottes. Dieſe Eindrücke wurzelten ſo feſt in ſeinem Gemüthe, daß er noch im hohen Alter ausrief: Dank dir, geliebte Mutter! ewig bleibe ich dein Schuldner. Von den früheſten Jahren an ward das ewige Leben, das Gefühl der Religion mir gleichſam eingeboren. Und dieſes Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengeſetztes Beiſpiel, kein Leiden, kein Druck, ſelbſt keine Sünde mehr auslöſchen.

Wenn die Kinder für die Religion und Gottesfurcht Sinn erhalten und denſelben auch in ſpätern Jahren beibehalten ſollen, ſo muß das durch die fromme Erziehung der Eltern geweckte religiöſe Gefühl in der Schule gewiſſenhaft erweitert werden. Der Religionsunterricht ſoll dem Lehrer nicht nur nach der Vorſchrift des Lehrplans der erſte Gegenſtand, ſondern auch die tägliche Uebung ſeyn. Auch kann in einer katholiſchen Schule in Anſehung der göttlichen Sendung zum Lehramte und der erforderlichen Wiſſen-

schaft des Heils der Lehrer an die Stelle eines Katecheten aus dem Priesterstande nicht gesetzt werden. Vor allem muß aber die Religion auch an den höhern Lehranstalten wieder zum Ansehen kommen. Es genügt nicht, daß ein sogenanntes Religionskollegium gelesen werde, welches man während der philosophischen Jahre ein paar Semester besucht: die Religion muß alle Fächer durchdringen und heiligen. Wann werden auch einmal die Regierungen jene Männer von öffentlichen Lehranstalten entfernen, die ihren Unglauben in alle Wissenschaften hineinbringen und ihn unbemerkt dem jugendlichen Gemüthe mittheilen!

V. Der Verbreitung schlechter Grundsätze muß Einhalt geschehen. Das vorzüglichste Mittel, wodurch in unsern Tagen verderbliche Grundsätze verbreitet werden, ist die zügellose Presse. Wer kann das Unheil ermessen, welches durch Bücher und Tagblätter angerichtet wird, die unsere heilige Kirche in ihrer göttlichen Lehre, in ihren Sakramenten, in ihrem Gottesdienste, in ihren Dienern durch Entstellungen, Verleumdungen, Lügen und Spott herabwürdigen, oder die durch ihre verführerischen Grundsätze und Lebensschilderungen die Tugend verhöhnen und das Laster anpreisen? Wer trägt aber die Schuld, daß durch solche verderbliche Bücher, Flugschriften und Tagesblätter die Wahrheit vielfach unter den Kindern der katholischen Kirche verfinstert und die Tugend herabgewürdiget, daß der Irrthum vertheidigt und das Laster empfohlen wird? Die Katholiken selbst müssen sich hier anklagen, indem sie derartige Flugschriften, Tagesblätter und Bücher kaufen, lesen und sonst an ihrer Verbreitung sich betheiligen. Der Unglückseligen, welche auf solche Weise sich bethören lassen, und Andere wieder bethören! Täuschen wir uns nicht, wenn das Verderben des Herzens und Geistes nicht sogleich hervorbricht. Das geistige Gift bringt der Seele den Tod, dessen Vorboten wir in der Gleichgiltigkeit gegen Gott und seine hl. Kirche, in der Verachtung der Religion und ihrer Heilsmittel, in der Abneigung gegen den Gottesdienst und die Priester nur zu oft und leider manchmal zu spät wahrnehmen, um noch durch das Gegengift der Wahrheit und Gnade helfen zu können. Nicht nur einzelne Christen, oft ganze Völkerschaften sind durch solch geistige Gifte an der Seele getödtet worden und dem Irrthum des Geistes und der Verkehrtheit

des Herzens verfallen. Darum lasse sich ein Jeder, wenn es ihm selbst an Kenntniß gebricht, in der Auswahl der Bücher und Schriften durch die hl. Kirche und ihre Priester belehren und führen.

VI. Der Glaube muß praktisch werden und in Thaten sich zeigen. Die Religion ist nicht bloß Sache des Gefühles, sondern auch des Handelns; sie besteht nicht bloß in Empfindungen oder Worten, sondern vorzüglich in Werken; und wo die letztern fehlen, sind auch die erstern bedeutungslos. Das Beispiel hat eine unglaubliche Macht. Deßwegen, weil die ersten Christen gleichsam ein lebendiges Evangelium waren, und die erhabenen Vorschriften der Lehre Christi in ihrem ganzen Wandel darstellten, erfreute sich das Christenthum so allgemeiner Aufnahme. Nicht bloß die Worte, welche gepredigt wurden, überzeugten, sondern die Thaten rissen hin. Bei uns aber ist der Glaube vielfältig ein todter; unser Wandel zeugt gegen unsern Glauben, statt für denselben. Wer unser Betragen mit unserer Lehre vergleicht, findet zwischen beiden einen unerklärlichen Widerspruch. Darum heben wir diesen Widerspruch auf; zeigen wir unser Christenthum auch in unsern Werken; erfüllen wir den Auftrag des Herrn, wenn er spricht: Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie euere guten Werke sehen, und euern Vater, der im Himmel ist, dafür preisen. Abgesehen, daß wir dadurch unsere eigene Glückseligkeit begründen, bringen wir auch unsere hl. Religion immer mehr zur Aufnahme und machen, daß auch Andere sie lieben und darnach ihren Wandel einrichten.

46. Woran der wahre Christ erkannt wird.

Das sicherste Zeichen eines wahren Christen ist es, daß er den Geist Jesu Christi habe.

Wenn wir uns in der Welt umsehen, und die Menge von Menschen betrachten, die den Geist Christi nicht haben, was finden wir an ihnen? Das finden wir:

Was ihren fünf Sinnen schmeichelt, was ihrem Fleische wohl thut, das können sie sich nicht versagen; daher gibt es so viele geizige, eitle, in Fleischeslust versunkene Menschen. Sie sind schwach und können nichts Reizendes verschmähen. Das finden wir an Allen, die den Geist Christi nicht haben.

Wenn ihnen ihr Beruf eine schwere Bürde auflabet, die da Anstrengung und Mühe erfordert, so können sie selbe nicht tragen. Daher gibt es so viele träge, in Unthätigkeit versunkene Menschen; sie sind schwach und können nichts Schweres thun; das finden wir an Allen, die den Geist Christi nicht haben.

Wenn Leiden über sie kommen, so werden sie muthlos und niedergeschlagen. Daher gibt es so viele ungeduldige, in Kleingläubigkeit versunkene Menschen. Sie sind schwach und können nichts Schmerzliches leiden.

Wer dagegen den Geist Christi hat, der ist stark,

das Reizendste zu verschmähen,
das Schwerste zu thun, und
das Schmerzlichste zu leiden.

Er ist stark.

1) Das Reizendste zu verschmähen.

Was immer die Welt Reizendes ihm darbieten mag, er kann es verachten; sei es Ehre, oder das Geld, oder die verbotene Lust dieser Erde, was Andere zu blenden und in das Netz des Verderbens lockt, er ist stark genug, alle diese Blendwerke standhaft zurückzuweisen. Hinweg von mir, spricht er, ihr könnt in meinem Herzen nicht Platz finden.

Wer den Geist Christi hat, der ist stark,

2) das Schwerste zu thun.

Was immer sein Gott ihn thun heißt, das thut er, möge es auch noch so schwer seyn.

Sei es die schwere Pflicht: „dem Feinde zu verzeihen, Böses mit Gutem zu vergelten ꝛc.," vor welcher Andere erschrecken, er erschrickt nicht; er ist stark genug, auch diese Pflicht zu erfüllen. „Du bist mir nicht zu schwer!" spricht er zu jeder Pflicht, und erfüllt sie mit gewissenhafter Treue.

Wer den Geist Christi hat, der ist stark.

3) Das Schmerzlichste zu leiden.

Sei es Lästerung, oder Ungerechtigkeit, oder Haß und Verfolgung des Nebenmenschen, seien es Unglücksfälle, oder was immer für Trübsale dieses zeitlichen Lebens, was Andere niederschlägt: ihn schlagen sie nicht nieder, ihn machen sie nicht muthlos; er ist stark genug, zu jedem Leiden heldenmüthig zu sprechen: „Ich fürchte dich nicht! mein Geist ist stärker als du!"

Digitized by Google

Dieſe Stärke, das Reizendſte zu verſchmähen, das Schwerſte zu thun, und das Schmerzlichſte zu leiden, ſuchet und findet der vom Geiſte Chriſti beſeelte Menſch,

4) im vertrauten Umgange mit Gott, d. h. im Gebete.

Wenn die Reize der Welt zu verführen drohen; wenn die Beſchwerden des Berufes an ihm ihre Macht verſuchen; wenn die Leiden der Erde ſeine Geduld prüfen, ſo betet er, und im Gebete wird er ſtark, jeden Reiz zu verſchmähen, jede Beſchwerde zu tragen, jeden Schmerz zu leiden.

Das Kennzeichen jedes wahren Chriſten iſt alſo dieſes, daß er den Geiſt Jeſu Chriſti habe. Dieſes ſei nun aber auch das Kennzeichen, woran wir alle unſer Chriſtenthum prüfen wollen. Fragen wir uns daher: Haben wir den Geiſt Chriſti? Oder was dasſelbe iſt, ſind wir ſtark

1) das Reizendſte zu verſchmähen?

Lieber Mitchriſt, wer du immer ſeyn magſt, prüfe dein Chriſtenthum an dieſem Kennzeichen eines wahren Chriſten. Kannſt du dem Allerliebſten, was dir ſo lieb iſt, wie dein rechtes Auge, wie deine rechte Hand, kannſt du es dir verſagen, wenn der Wille deines Gottes dieſes Opfer von dir fordert? Kannſt du ſchweigen, wenn die Schmächſucht dich reizet, deinen Nächſten zu tadeln? Kannſt du dein Herz vor Neid bewahren, wenn du ſiehſt, daß dein Nachbar glücklicher als du, reicher als du, geehrter als du biſt? Oder wenn du es biſt, der da mehr Glück, mehr zeitliches Gut, mehr Ehre genießt, als Andere, kannſt du dich erniedrigen, von Herzen demüthig ſein, und gleich den kleinen Kindern aller deiner Vorzüge vergeſſen?

Sind wir ſtark,

2) das Schwerſte zu thun?

Lieber Mitchriſt, wer du immer ſeyn magſt, prüfe dein Chriſtenthum an dieſem Kennzeichen eines wahren Chriſten. Kannſt du jede Standes- und Chriſtenpflicht mit freudigem Gehorſam erfüllen? Kannſt du dir ſelbſt eine Freude verſagen, um deinem betrübten Bruder eine Freude zu machen? Kannſt du dir in Speiſe, Trank und Kleidung einen Abbruch thun, um damit deine armen Nachbarn zu ſpeiſen, zu tränken, zu kleiden? Kannſt du, wenn man dich auf den rechten Backen ſchlägt, auch den linken noch hinreichen, wenn man

dir den Rock nehmen will, auch noch den Mantel fahren lassen, d. h. kannst du gelästert dem Lästerer verzeihen, und dich lieber nochmal lästern lassen, als entgegen zu lästern? Kannst du dem, der dir Wehe gethan hat, es vergessen, ihm dafür wohlthun, und dir lieber nochmal wehe thun lassen, als Wehe mit Wehe zu vergelten?

Sind wir stark,

3) das Schmerzlichste zu leiden?

Lieber Mitchrist, wer du immer seyn magst, prüfe dein Christenthum an diesem Kennzeichen eines wahren Christen. Bist du stark genug, jede Trübsal dieser zeitlichen Widerwärtigkeiten, die dir in deinem Thun und Lassen begegnet, mit so ruhiger Fassung anzunehmen, daß sie deiner Berufstreue nicht hinderlich werde? Kannst du in jedem Leiden bewahren den stillen Sinn der christlichen Gottergebenheit, und es von Herzen glauben: „Gott ist und bleibt mein Vater, wenn er mir auch wehe thut," und den Entschluß fassen: „Ich will auch sein gutes, gehorsames Kind bleiben in Schmerz wie in Freude?"

Und wenn du nicht stark bist, Reizendes zu verschmähen, Schweres zu thun und Schmerzliches zu leiden, so ringe nach dieser Stärke

4) im vertrauten Umgang mit Gott, im herzlichen Gebete. Bete in der Stunde der Versuchung, setze dein ganzes Vertrauen auf Gott, und du wirst siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Bete, wenn der Muth sinken, wenn deine Kraft erliegen will unter den Lasten und Beschwerden deines Berufes: bete alsdann, und Gott wird dir die Last erleichtern, und den sinkenden Muth stärken, daß du jede Pflicht treu erfüllen kannst; bete in der Stunde der Trübsal, flehe mit lebendigem Glauben um Gottes Beistand, und du wirst Stärke empfangen, geduldig zu leiden und standhaft auszuharren bis an das Ende. (Aus Schwäbls christl. Seelsorger.)

47. Kurze Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion.

Nachdem die Apostel den hl. Geist empfangen hatten, begannen sie sogleich ihre Wirksamkeit, und zwar unmittelbar nach diesem Ereignisse selbst stund Petrus auf, und predigte Jesum, den Gekreuzigten. Seine Predigt hatte solchen Erfolg, daß sich auf der

Stelle 3000 taufen ließen. Ihnen wurden bald viele andere Bekenner des christlichen Glaubens hinzugethan. So wuchs die Zahl der Christen. Den Aposteln wurde zwar unter Androhung harter Strafe verboten, noch ferner von Christus zu reden; sie ließen sich aber durch Nichts abschrecken. Sie zerstreuten sich hierauf in die verschiedensten Länder und brachten überallhin das Evangelium. Petrus durchwanderte Samarien, wo er ebenfalls Viele zu Christus bekehrte. Alle Gefahren, die ihn bedrohten, und selbst der Kerker, in den ihn Herodes werfen ließ, konnten ihn in seinem Eifer nicht einschüchtern. Nachdem er eine Zeit lang der Kirche von Antiochien vorgestanden war und viele Landschaften Kleinasiens durchwandert hatte, ging er nach Rom, der damaligen Hauptstadt der Welt, um das Herz des Unglaubens in seinem Innersten anzugreifen. Hier wurde er zuletzt unter dem grausamen Kaiser Nero der Martyrkrone theilhaftig. Man verurtheilte ihn zum Kreuztod; weil er sich aber nicht für werth hielt, mit seinem göttlichen Meister gleichen Todes zu sterben, bat er, man möchte ihn mit abwärts gekehrtem Haupte an's Kreuz schlagen: eine Bitte, die ihm die Henkersknechte gewährten.

Andreas, der Bruder des hl. Petrus, predigte das Evangelium zuerst den Juden, und mußte deßwegen viele Verfolgungen leiden. Hierauf verbreitete er dasselbe unter vielen Leiden bei den ungläubigen Völkern in Skythien, Epirus und Griechenland. Zuletzt drang er in Achaja ein, wo er in der Stadt Patras viele Einwohner für Christus gewann. Der dortige Landpfleger Aegeas widersetzte sich mit aller Macht seinem apostolischen Eifer, er konnte aber mit seinen Drohungen nichts bezwecken. Endlich ließ er für ihn ein Kreuz aufrichten. Als dieses der Apostel erblickte, rief er voll der zärtlichsten Sehnsucht aus: „Sei mir gegrüßt o heiliges Kreuz! das du durch den Leib Jesu geehrt und durch seine Glieder wie mit köstlichen Edelsteinen geschmückt worden bist; freudig umfasse ich dich. Nimm auch du mich mit Freude auf als einen Schüler meines Meisters, der an dir gestorben ist.“ Er wurde hierauf ans Kreuz genagelt, hing zwei Tage lebend an demselben und hörte ungeachtet seiner großen Schmerzen nicht auf, während dieser ganzen Zeit Jesum, den Gekreuzigten, zu predigen, bis er endlich seinen Geist in die Hände seines Lehrmeisters aushauchte.

Jakobus, der Aeltere, ein Sohn des Zebedäus, und Bruder des hl. Johannes, predigte das Evangelium in Judäa und Spanien. In letzteres Land wurde auch sein Leichnam gebracht, nachdem ihn Herodes Agrippa hatte hinrichten lassen. Er ist unter den Aposteln als der Erste des Martyrtodes gestorben. Er wird vorzüglich als der Apostel Spaniens betrachtet und wurde bis auf die neuesten Zeiten zu Campostella in gröss Ehre gehalten.

Johannes, unter den Aposteln zugleich ein Evangelist, war seiner Unschuld und Herzenseinfalt wegen der Liebling Jesu. Was den Abraham ein Isaak, dem Jakob ein Benjamin war, das war der heilige Johannes dem Heilande. Er machte ihn zum Augenzeugen sowohl seiner freudigen als widrigen Ereignisse. Johannes war bei der glänzenden Verklärung auf dem Berge Thabor; beim letzten Abendmahle ließ ihn Jesus an seiner Brust ruhen, vor dem Antritte seiner Leiden nahm er ihn in das Innerste des Gartens mit. Johannes war es, der am längsten beim Herrn mit seinem Gefolge ausharrte. Er stund noch unter dem Kreuze, und wurde gleichsam vom Blute seines Meisters geröthet. Ihm übergab auch der sterbende Jesus das Theuerste auf Erden, seine jungfräuliche Mutter. Nach der Ausgießung des hl. Geistes predigte Johannes das Evangelium zuerst im Judenlande, dann in Kleinasien und bei den Parthern. Er wurde hierauf nach Rom geschleppt, und unter dem heidnischen Kaiser Domitian in einen siedenden Oelkessel geworfen. Da er hier an seinem Leibe keinen Schaden nahm, schickte man ihn auf die Insel Pathmos in die Verbannung. Nach Beendigung der Christenverfolgung kehrte er nach Ephesus zurück, und leitete dort die Gläubigen bis in sein höchstes Greisenalter.

Philippus bekehrte unter andern den Kämmerling der Königin Kandacis aus Mohrenland, dem er unter Wegs die messianischen Prophezeiungen des Isaias erklärte, und den er bald darauf durch die heilige Taufe unter die Gläubigen versetzte. Nachdem er mit unglaublicher Mühe Judäa durchwandert hatte, ging er nach Scythien über, wo er das Eis der verstockten Herzen durch die Inbrunst seiner Liebe schmelzen machte. Von da wand er sich nach Phrygien, wo er das Ziel seiner Bestimmung fand. Indem der Apostel hier unaufhörlich Jesus, den Gekreuzigten predigte, wählten die Barbaren das Kreuz als ein Marterwerkzeug, ihn zu pei-

nigen. Da er aber mit ſterbender Stimme immer noch von dem Gekreuzigten ſprach, ergriffen die Feinde des Kreuzes Steine, ſchleuderten ſie nach dem Haupte, und tödteten ihn auf dieſe Weiſe.

Bartholomäus predigte das Evangelium in Indien, wo er viele Völker bekehrte, und mit dem Unglauben vorzüglich auch das Laſter der Unzucht ausrottete. Nach unzähligen Beſchwerden kam er nach Großarmenien. Hier machte er die Teufel in den Götzenbildern ſtumm, und trieb ſie von vielen Menſchen aus, auch aus der königlichen Prinzeſſin, wodurch er ihre Eltern und eine Menge Volkes bekehrte. Endlich erwachte der Grimm der Götzenprieſter, und Bartholomäus wurde auf ihr Anſtiften lebendig geſchunden und zuletzt enthauptet.

Matthäus durchwanderte insbeſondere das Mohrenland und erleuchtete mit dem Lichte des Evangeliums die dortigen Völker, die ihr Unglaube noch mehr als die Himmelsgegend ſchwarz gemacht hatte. Er nahm unausſprechliche Mühſeligkeiten auf ſich, und da er die Hitze des Landes durch die Inbrunſt ſeiner Liebe überwand, eroberte er einen großen Theil Afrika's für den Heiland. Er rief die Tochter des Königs von Aethiopien wieder ins Leben zurück. Da er aber die k. Prinzeſſin Iphigenia zur ewigen Jungfrauſchaft veranlaßte, ſo ließ ihn Hirtakus, der Nachfolger im Reiche, der ſich fruchtloſe Mühe gab, die Iphigenia von ihrem heiligen Entſchluſſe abzubringen, zu eben der Zeit ermorden, als er ſich beim Altare mit dem heiligen Opfer beſchäftigte.

Thomas ging nach der Ausgießung des hl. Geiſtes zu den Medern, Perſern, Hirkaniern, Baktrianern, und verkündete unter namenloſen Beſchwerden dieſen wilden Völkern die erfreuliche Botſchaft des Heiles. Den Tod fand dieſer Apoſtel wahrſcheinlich bei einem Aufſtande der Götzenpfaffen gegen ihn in Indien, wobei er mit einer Lanze durchſtochen wurde.

Jakobus, der Jüngere, der Sohn des Alphäus, wurde wegen ſeiner beſondern Heiligkeit auch der Gerechte und wegen ſeiner nahen Blutsverwandtſchaft mit Chriſtus der Bruder des Herrn genannt. Er war von Jugend auf Gott geweiht, aß kein Fleiſch, trank keinen Wein, und trug keine Schuhe. Man hatte ſo große Ehrfurcht vor ihm, daß man vor ihm niederkniete, und ſein Gewand küßte. Durch Berührung ſeiner Kleider erlangten auch viele

Kranke ihre Gesundheit wieder. Er blieb zu Jerusalem zurück, und wurde nach vielen herrlichen Thaten aus Rache von den jüdischen Priestern von der Spitze des Tempels herabgestürzt und mit Steinen todt geworfen.

Simon, zugenannt Zelotes, d. h. der Eiferer, befruchtete mit dem Saamen des Evangeliums zuerst Aegypten und machte die Weisheit der dortigen Götzenpfaffen zu Schanden. Hierauf ging er nach Persien und bekehrte den König mit seiner ganzen Familie. Weil aber die Götzendiener diese evangelischen Fortschritte mit Neid und Haß betrachteten, hetzten sie das Volk wider den heil. Simon auf, unter dessen grausamen Händen er den Martertod starb.

Der Apostel Judas, der zum Unterschiede von Judas Iskarioth, dem Verräther, den Beinamen Thaddäus führt, war ein Verwandter des Herrn, und beschäftigte sich vor seinem Berufe zum Apostelamte mit Feldbau. Das Evangelium verkündete er in Judäa und Galiläa, dann in Syrien, Arabien und Mesopotamien, und endlich litt er mit dem Apostel Simon in Persien den Martertod.

Fast noch alle Uebrige übertraff an apostolischer Thätigkeit der hl. Paulus. Er predigte Jesum den Gekreuzigten zu Listra, Derbe und Trojas. Er verbreitete seine Wunder in Antiochien; er führte seine Lehre in Lykaonien ein; er machte seinen Namen in Macedonien bekannt; er erklärte den noch unbekannten Gott den Weisen in Athen; er erhob für dessen Ehre seine Stimme in Corinth; er erleuchtete mit der Wahrheit seines Evangeliums die Epheser, befruchtete mit seinem Eifer ganz Griechenland und gelangte endlich selbst nach Rom, wo er ungeachtet aller Hindernisse, in Vereinigung mit dem hl. Petrus, der Höllenmacht, dem Fleische und der Welt den Krieg erklärte, und sie aus allen Kräften zu weichen zwang. Aber auch Verfolgungen aller Art hatte dieser Apostel zu ertragen; Gefahren zu Wasser und zu Land; Gefahren in Städten und Flecken, Gefahren unter Feinden und falschen Brüdern, Gefahren von Innen und Außen. Oft wurde er vor die heidnischen Richterstühle geschleppt, mit Ruthen gestrichen, mit Schmach und Schande aller Art bedeckt. Oft schmachtete er im Gefängnisse und trug Tag und Nacht schwere Fesseln. Er

hatte auch mit Hunger und Durst, mit Hitze und Kälte und mit aller Wuth der Elemente zu kämpfen. Dieß Alles hielt ihn nicht ab, das Evangelium auszubreiten, und was er nicht gegenwärtig zu thun vermochte, das wirkte er durch seine geist- und lehrreichen Briefe. Endlich reichte eben dieser heldenmüthige Apostel unter dem Tyrannen Nero mit einer bewunderungswürdigen Unerschrockenheit sein Haupt dem Henkersknechte hin, und vollendete durch seinen Martertod den Triumph seiner Siege.

Auf diese Weise wurden schon von den Aposteln zahllose Schaaren aus dem Juden- und Heidenthume zum christlichen Glauben bekehrt und eine Menge Kirchen gestiftet, die sie auch mit Bischöfen versahen. In Palästina war nächst Jerusalem Cäsarea die vornehmste Kirche, welcher der von Christus bekehrte Zöllner Zachäus als erster Bischof vorstund. In Phönicien war ebenfalls schon im apostolischen Zeitalter eine Gemeinde zu Tyrus. Der Kirche von Antiochien gab der Apostel Petrus an Evodius einen Bischof, dem der hl. Ignatius folgte. Die Chaldäer bezeichnen den Maris, einen Schüler des hl. Thaddäus, als ihren ersten Bischof von Seleucia am Tigris. Der Kirche von Ephesus stund zuerst Timotheus vor, dem der hl. Johannes, der Apostel, folgte. In der Kirche zu Smyrna strahlt vor Allem der Name des hl. Ignatius. Für die Kirche auf Kreta setzte der hl. Paulus den Titus ein. Erster Bischof von Alexandrien war der hl. Markus, der Evangelist. Als Gregor der Wunderthäter die Leitung der bischöflichen Kirche von Neocäsarea übernahm, hatte er nur 17 Katholiken. Bei seinem Tode änderte sich aber das Verhältniß; es gab nur mehr 17 Heiden. In den traciſchen Provinzen hatte schon der hl. Apostel Andreas das Evangelium gepredigt; in Macedonien blühten Thessalonika, Philippi und Berrhöa als apostolische Kirchen; in Hellas Korinth, Athen und andere Städte: erster Bischof von Athen war der vom hl. Paulus bekehrte Dionysius Areopagita. In Italien überragt die Römische Kirche alle übrigen, wo der hl. Petrus seinen Sitz genommen hatte. Erster Bischof von Mailand war der hl. Anathalon; Aquileja rühmt sich von dem Evangelisten Markus den Saamen des Evangeliums empfangen zu haben: überhaupts führen die größern Kirchen Italiens ihren Ursprung bis auf die Apostel oder ihre Schüler zurück.

Nach Afrika kam das Christenthum wahrscheinlich von Rom aus; denn zwischen Rom und den Uferländern von Nordafrika bestand der lebhafteste Verkehr. Täglich gingen Schiffe aus dem Hafen von Ostia nach Afrika ab. Der Hauptsitz des Christenthums war das längst aus seinem Schutte herrlich wieder erstandene Carthago. Wie herrlich schon frühzeitig in diesen Ländern der christliche Glaube blühte, bezeugt die Thatsache, daß Agrippinus, Bischof von Carthago, zu Anfang des dritten Jahrhunderts eine Synode hielt, auf welcher siebenzig afrikanische Bischöfe zugegen waren. Im dritten Jahrhundert war überhaupts die Zahl der Christen im Römischen Reiche schon so groß, daß Tertullian zu den Heiden sagen konnte: Wir sind erst von gestern her, und haben doch Alles, was ihr habt, angefüllt, euere Städte, Inseln, Flecken und Festungen, euere Municipien, Volksversammlungen, Lager, Zünfte, den kaiserlichen Hof, ja den Senat und das Forum; nur die Tempel lassen wir euch. Euere Heere können wir zählen; die Christen einer einzigen Provinz sind zahlreicher. Wollten wir uns rächen, welchem Kriege wären wir nicht gewachsen? Und wenn wir uns nur von euch absondern, in irgend ein entferntes Land ziehen wollten, so würde der Verlust so vieler Bürger euere Herrschaft beschämen. Ihr würdet schaudern über die Verödung, über die Grabesstille einer gleichsam ausgestorbenen Welt; ihr würdet Menschen suchen, über die ihr gebieten könntet.

In Spanien predigten schon die beiden Apostel Jakobus der Zebedaide und Paulus das Evangelium. Deßwegen wird auch der hl. Jakobus in Spanien überhaupt und zu St. Jago di Compostella, wie schon oben gesagt worden ist, besonders verehrt. Im Jahre 306 waren auf einer Synode zu Elvira schon 19 spanische Bischöfe versammelt.

In Gallien hat das Christenthum wenigstens in der Mitte des zweiten Jahrhunderts festen Fuß gefaßt. Pothinus, ein Schüler des hl. Polykarp, wurde der erste Vorsteher einer Christengemeinde, welche sich zu Lyon und Vienne bildete; diesem folgte im Episkopat der hl. Irenäus, der 202 gemartert worden ist. In der Mitte des dritten Jahrhunderts sendete Papst Fabian sieben Bischöfe nebst andern Priestern zur Ausbreitung des Evangeliums nach Gallien. So entstunden die bischöflichen Kirchen von Narbonne, Toulous, Arles, Klermont, Tours, Paris und andere.

In den Ländern am linken Rheinufer bis nach Belgien war die christliche Religion bereits im zweiten Jahrhundert verbreitet. Später finden sich die bischöflichen Stühle von Trier, Köln, Tongern, Mainz, Speier ꝛc. In den Donauländern ist die älteste Kirche die von Lorch, wo der hl. Maximilian, der zu Cilly in Krain als Martyrer gestorben, für die Ausbreitung des Christenthums thätig war. Am Ende des dritten Jahrhunderts gab es eine Christengemeinde zu Pettau in Steiermark, wo Bischof Viktorinus 303 den Martertod erlitt; auch zu Augsburg fand die diokletianische Verfolgung bereits Christen.

In Britanien fand das Christenthum schon sehr früh Eingang. Beda berichtet, daß gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der Brittische Häuptling Lucius vom Papste Eleutherius christliche Glaubensboten verlangte, in Folge dessen Fugatius und Damianus kamen.

Im vierten Jahrhunderte gefiel es der göttlichen Vorsehung das Christenthum auf den Thron selbst zu erheben. Das Werkzeug hiezu war der Kaiser Constantin der Große. Er hatte dem Maxentius, Roms Tyrannen, den Krieg erklärt, — einem ihm weit überlegenen Feinde. Constantin erkannte das Gefährliche seiner Lage; darum wandt er sich im Gebet an den Gott der Christen. Während er mit seinem Heere noch in Gallien war, sah er im Jahre 311 eines Nachmittags am Himmel ein leuchtendes Kreuz mit der Ueberschrift: „In diesem Zeichen siege." Verwunderung ergriff ihn und das ganze Heer, das ebenfalls das Zeichen sah. Nachdem ihm diese Erscheinung gedeutet worden, ließ er sich von Künstlern eine Nachbildung desselben verfertigen. Es war ein langer, vergoldeter Lanzenschaft, durch dessen obern Theil eine Querstange ging, was ihm die Gestalt eines Kreuzes gab. Am obersten Theil dieses Kreuzes war ein aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzter Kranz angebracht, welcher den Namenszug Christi umschlang. Von der Querstange, welche die Arme des Kreuzes bildete, hing eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte purpurne Fahne herab, deren Länge der Breite gleich war. Dieser Fahne, welche man Labarum nannte, bediente sich nunmehr Constantin auf seinem Feldzuge, und fünfzig Erkornen aus der Leibwache ward sie anvertraut, bei welchen die Ehre, sie zu tragen, der Reihe nach

wechselte. Wo immer die Schaaren im Gedränge waren, ließ sie Constantin hintragen, und nie geschah es ohne Erfolg; auch wurde der Krieger, welcher die Fahne trug, nie von feindlichen Pfeilen getroffen, wurden auch noch so viele um ihn her todt zur Erde hingestreckt. Konstantins Entschluß, die christliche Religion anzunehmen, und auf den Thron zu erheben, war fest; er ließ sich sofort in den Lehren derselben unterweisen. Nachdem er seinen Feind Maxentius überwunden und siegreich in Rom eingezogen war, ließ er sich eine Bildsäule aufrichten, mit dem Kreuze in der Hand und mit der Inschrift: Durch dieses heilsame Zeichen, das ächte Wahrzeichen der Tapferkeit, habe ich euere Stadt vom Tyrannenjoche befreit und dem Senate und dem Römischen Volke die alte Würde und den vorigen Glanz wieder hergestellt. Auch äußerte Constantin: Darin bestehe sein größtes Glück, welches er mehr als Krone und Purpur schätze, daß er den lebendigen Gott erkenne, der durch seinen eingebornen Sohn Jesus Christus, den Lehrer und Erlöser der Welt, geoffenbart worden ist. Die Christenverfolgungen hörten in den Constantin unterworfenen Ländern auf, und nachdem er Alleinherrscher geworden, im ganzen Römischen Reiche. Die christliche Kirche wurde auf alle Weise begünstigt, und jeder durfte sich ungehindert zu ihr bekennen, ja hatte davon oft auch noch zeitliche Vortheile. So wurden die Reihen der Heiden immer mehr gelichtet; die Götzentempel stunden verlassen da, und viele derselben wurden in christliche Kirchen umgewandelt. Indem Constantin das Verbot ergehen ließ, die Missethäter noch ferner durch die Kreuzigung hinzurichten, weil Christus am Kreuze gestorben ist, ward das Kreuz, vorher ein Aergerniß, bald ein Gegenstand der Verehrung. Auch wurde der Tag des Herrn im bürgerlichem Leben zum Feiertage erhoben. So gewann die Kirche Jesu nicht bloß an äußerer Ausdehnung; auch innerlich erstarkte und wuchs sie. Die unzugänglichsten Wüsteneien bevölkerten sich allmählich mit Männern, die durch Betrachtung der hl. Geheimnisse, durch Gebet, Fasten, freiwillige Armuth und beständige Keuschheit zu einer unglaublichen Höhe in allen Tugenden sich erschwangen, wodurch die ödesten Wüsteneien gleichsam in einen Garten Gottes umgeschaffen wurden.

Im fünften Jahrhunderte war besonders die Bekehrung des

Frankenkönigs Clodoveus für die Kirche gewinnreich. Nach dem bereits deſſen fromme Gemahlin Klotilde ſein Herz für die chriſtliche Religion empfänglich gemacht hatte, vollendete ein Krieg gegen die Germanen die Bekehrung des Königs. Noch vor ſeinem Abmarſch hatte Klotilde zu ihm geſagt, er ſolle, wenn er des Sieges gewiß ſeyn wolle, den Gott der Chriſten um Beiſtand anrufen. Als die Schlacht wirklich begonnen hatte, fingen die Franken zu weichen an und das Glück neigte ſich auf Seite der Germanen. Da gedachte Klodoweus der Worte ſeiner Gemahlin, wandte ſich an Gott und rief: „O Gott, den Klotildis anbetet, ſtehe mir bei! Wenn du mir den Sieg verſchaffeſt, ſo werde ich in Zukunft keinen andern als dich anbeten.“ Wirklich wendete ſich das Kriegsglück, und die Franken trugen den Sieg davon. Der König hielt auch Wort; er ließ ſich im Chriſtenthume unterrichten und vom Biſchof Remigius zu Rheims mit vielen ſeiner Krieger taufen. „Fürſt der Sikambrier, ſagte Remigius bei Ertheilung der hl. Taufe, beuge dein Haupt unter das Joch des Herrn, bete an, was du verbrannt, und verbrenne, was du angebetet haſt.“ Die ganze chriſtliche Welt freute ſich über die Bekehrung des Frankenkönigs, und mit Recht; denn Klodoweus (auch Klodwig genannt) wurde ein mächtiger Beſchützer des chriſtlichen Glaubens.

Im ſechſten Jahrhunderte breitete ſich die chriſtliche Religion immer mehr unter den Franken aus, auch mehre benachbarte Völker, die noch im Heidenthume lebten oder einer Irrlehre ſich zugewandt hatten, nahmen den wahren Glauben an; ſo kehrte Sigismund, König von Burgund, vom Arianismus zur katholiſchen Kirche zurück. Im Jahre 522 wurde Zalus, König der Kolchier, zu Conſtantinopel feierlich getauft; die Kolchier folgten ihrem Könige in der Annahme des Chriſtenthums nach. Gegen das Ende des Jahrhunderts verbreitete der hl. Rupertus den Glauben Jeſu in Bayern. Bald darauf ward die bayeriſche Prinzeſſin Theodelinde mit Agilulph, König der Longobarden, vermählt, und bewog ihren Gemahl zum katholiſchen Glauben. Im Jahre 590 baute Remundus, König der Gothen, das von ſeinem Vater Leovigild in blinder Verfolgungswuth Niedergeriſſene wieder auf, indem er, ein Bruder des Hermenegild, der wegen ſeiner Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche von ſeinem Vater im Gefängniſſe hingerichtet

worden ist, selbst den Arianismus verließ und zum Katholicismus übertrat. Im Jahre 596 ward den Engländern das Evangelium von Neuem gepredigt. Als Gregor noch Diakon der Römischen Kirche war, ging er einstens am Markte vorüber, wo eben Sklaven verkauft wurden, die sich durch ihren schönen Wuchs auszeichneten. Als er erfahren hatte, daß sie Engländer wären, fragte er, ob sie schon Christen seien? Nachdem man ihm das Gegentheil gesagt, sprach er: „Schade, daß ein solches Volk noch unter der Herrschaft des Teufels steht.“ Von dieser Zeit hatte der hl. Gregor immer die Bekehrung Englands im Auge. Nachdem er auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, schickte er sogleich vierzig Missionäre, an deren Spitze der Benediktiner-Mönch Augustin stand, nach England. Die Missionäre stiegen im Lande Kent an das Gestade. Sogleich fingen sie an, das Evangelium zu predigen. Ihr ganzes Betragen war ein wahres Bild von dem Leben der Apostel: die Reinigkeit ihrer Sitten, ihre Abtödtungen, ihre Uneigennützigkeit, und vorzüglich auch die Gabe der Wunder, die ihnen Gott verliehen hatte, bewog eine große Menge dem Götzendienste zu entsagen und sich taufen zu lassen; unter diesen war der König Ethelbert selbst.

Im siebenten Jahrhunderte wurde die apostolische Arbeit, England zu bekehren, unermüdet fortgesetzt, so daß noch vor Ablauf des Jahrhunderts zwölf Ordensmänner, deren Vorsteher Egebertus war, mit Gutheißung des Papstes Sergius von England nach Deutschland gingen, um unter diesen damals noch so rohen Völkern das Evangelium zu verbreiten: zwei aus ihnen, welche beide Evaldus hießen, wurden von den heidnischen Sachsen getödtet; der dritte, mit Namen Vigibertus, erhielt die Palme des Martyrthums in Friesland; ein vierter, Villebrardus, nahm seinen Sitz zu Utrecht. Fast um dieselbe Zeit predigte der hl. Kilian das Christenthum in Franken; Gisbertus, Herzog von Franken, ließ sich mit vielen Andern seines Volkes taufen. Die bischöfliche Kirche zu Herbipolis (Würzburg) verdankt dem hl. Kilian ihre Gründung. Indeß hatte der Herzog Gisbert noch als Heide die Frau seines Bruders zur Gemahlin genommen. Nachdem er Christ geworden, ermahnte ihn Kilian, das schändliche Verhältniß aufzugeben. Dieß reizte die Rache jenes Weibes, sie erkaufte Meuchel-

Digitized by Google

mörder und so fiel unser Heilige im Jahre 689 als Opfer seines Eifers.

Im achten Jahrhundert breitete sich die Kirche Gottes vorzüglich in Deutschland aus. In diesen Landen waren schon der hl. Emmeran, der hl. Wilibald, der hl. Rupert, der hl. Kilian, der hl. Korbinian und andere Männer Gottes für das Evangelium thätig. Unter Allen aber, die hier im Weinberge des Herrn arbeiteten, zieht der hl. Bonifacius, ein geborner Engländer, unsere Aufmerksamkeit auf sich, der auch der Apostel Deutschlands genannt wird. Mit Gutheißung des Römischen Stuhles begab er sich in die germanischen Lande, und begann, kein Hinderniß scheuend, sein großes Tagewerk. In Bayern und Thüringen taufte er Tausende der Heiden; die Götzentempel wurden niedergerissen, und christliche Kirchen an ihre Stelle erbauet. In Thüringen hatte unser Heiliger viel zu leiden, und wegen der dort herrschenden Armuth, da die Sachsen erst kurz zuvor das Land verheert hatten, mußte er seinen Unterhalt mit Handarbeit verdienen. Auch in Friesland gewann er während seines dreijährigen dortigen Aufenthalts Unzählige für das Evangelium. Hierauf predigte er in Hessen mit beßtem Erfolge. Ueberall setzte er Bischöfe ein, namentlich in Würzburg den hl. Burchardus, in Eichstädt den hl. Wilibald, in Regensburg den Garibald, in Freysing den Ermibartus ꝛc. Auch theilte er Bayern auf Ersuchen des Herzogs Odilo II. in die Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freysing. Deßgleichen stiftete er mehrere Kirchen und Klöster, darunter die Kirche zu Frizlar, die Abtei zu Fulda ꝛc. Im Jahre 745 ward er vom Papste Zacharias zum Erzbischof von Mainz bestimmt; später ward er Legat von Deutschland. Am Abende seines Lebens begab er sich noch einmal zu den heidnischen Friesen. Hier aber ward er an einem Tage, welchen er zur Spendung des Sakraments der Firmung an die Neubekehrten bestimmt hatte, von einem Haufen rasender Heiden überfallen und sammt seinen Begleitern ermordet. Die noch heidnischen Sachsen wurden um diese Zeit durch Karl den Großen für das Christenthum gewonnen. Dieser große Monarch, dem die Kirche Jesu so viel verdankt, gründete auch die Bisthümer: Osnabrück, Paderborn, Hildesheim, Münster, Bremen, Münden, Verden und Halberstadt.

Im neunten Jahrhundert brachte der hl. Anscharius, Mönch von Korbei, das Christenthum nach Dänemark. Zwar wurde der König Rupen, der sich zum Christenthume bekehrt hatte, von seinen heidnischen Unterthanen vertrieben und mußte bei Ludwig dem Frommen eine Zufluchtsstätte suchen; indeß legte sich der Sturm bald wieder, und das Christenthum gewann immer mehr Anhänger. Von Dänemark verbreitete sich die Religion Jesu auch nach Schweden, wobei wieder der hl. Anscharius thätig war. Als die Zahl der Gläubigen in diesen nordischen Reichen bereits sehr zugenommen hatte, ward zu Hamburg ein erzbischöflicher Sitz errichtet, den Anscharius einnahm. — Um diese Zeit fingen auch die Polen, ja selbst die Russen an, in die Kirche Gottes einzugehen: unter den erstern wirkte der fromme und geistvolle Konstantin, den die griechische Kaiserin Theodora als Missionär dahin gesandt hatte; die letztern aber erhielten vom griechischen Kaiser Basilius durch den Patriarchen zu Konstantinopel, Ignatius, einen eigenen Bischof, der mit großem Segen unter ihnen wirkte. Bei den Bulgaren verbreiteten die beiden Brüder Methodius und Cyrillus den christlichen Glauben. Durch ein von Methodius verfertigtes Gemälde, welches das letzte Gericht darstellte, und den darauf folgenden Unterricht ward der Bulgarenfürst Bogores so sehr ergriffen, daß er sich taufen ließ; ein großer Theil des Adels und des Volkes ahmte das Beispiel seines Königs nach. Bogores wandt sich hierauf an den Papst Nikolaus I., theils um noch mehr Glaubensboten zu erhalten, theils um über mehre den Glauben und die Sitten betreffenden Fragen sich Rath zu erholen; einem Ansuchen, dem der Papst auf das bereitwilligste entgegenkam. Die beiden Brüder Methodius und Cyrillus gingen nun auch auf den Wunsch des Swatoplück, des damaligen Fürsten von Mähren, in dieses Land und predigten dort das Evangelium. Zu eben der Zeit stattete Borzinog, Herzog von Böhmen, dem mährischen Fürsten Swatoplück einen Besuch ab; den Bemühungen des Methodius und Cyrillus gelang es, auch ihn mit seinem zahlreichen Gefolge zu bekehren: auch in das Innere seines Reiches begaben sich die apostolischen Männer sofort und ärnteten die reichsten Früchte ihrer Arbeiten ein.

Im zehnten Jahrhundert ward den Normanen das Licht des

Evangeliums angezündet; seit einer Reihe von Jahren hatten sie Frankreich durch ihre Einfälle verwüstet. Da trat Karl der Einfältige, König von Frankreich, mit ihrem Anführer Rollo in Unterhandlungen und versprach ihm die Provinz Neustrien und seine Tochter zur Ehe, wenn er Christ werden würde. Rolle willigte ein und ließ sich vom Erzbischof von Rouen im Jahre 912 taufen, und die Meisten des Volkes ahmten das Beispiel ihres Fürsten nach. Das Christenthum hatte auf sie den wohlthätigsten Einfluß. Unter Andern war ihnen früher die Räuberei fast zur zweiten Natur geworden; als Christen hatten sie solchen Abscheu vor fremden Gut, daß sie sich nicht einmal aufzuheben getrauten, was sie auf öffentlichem Wege fanden. Rollo hatte einmal auf der Jagd, um auszuruhen, sein Armband an einen Baum gehangen, und es beim Weggehen vergessen. Drei Jahre blieb es hängen, ohne daß sich Jemand getraut hätte, es zu nehmen. — Außerdem wurde die Bekehrung zum Christenthume in diesem Jahrhunderte bei den Dänen, Russen, Polen ꝛc. fortgesetzt.

Im eilften Jahrhundert wurden die Ungarn für das Evangelium gewonnen: der Herzog Geisa ließ sich sammt seiner ganzen Familie taufen. Sein Sohn Stephan vollendete das vom Vater begonnene Werk, und trotz aller Hindernisse und Kämpfe brachte er es dahin, daß sein Volk zum Christenthum sich bekannte. Stephanus theilte dann sein ganzes Land in zehn Bisthümer ein und wählte die seligste Jungfrau Maria zur Schutzheiligen seines Reiches: ihr zur Ehren erbaute er eine prächtige Kirche zu Stuhlweißenburg; auch ließ er sich den Königstitel vom Papste und Kaiser bestätigen; im Jahre 1038 machte endlich der Tod seinem segensvollen Leben ein Ende: die Kirche setzte ihn unter die Zahl der Heiligen. — Dänemark genoß in dieser Periode die himmlischen Früchte des Evangeliums im vollen Maße, vorzüglich durch den Eifer seines gottesfürchtigen Königs Canut. In ähnlicher Weise wirkten Olaus, König von Norwegen und ein anderer Olaus, König von Schweden; deßgleichen Margaretha, Königin von Schottland. Sie bemühten sich, die Ueberbleibsel der Abgötterei immer mehr auszurotten, und der Religion Jesu immer mehr Anhänger zu gewinnen. Ihre erste Sorge ging dahin, würdige, vom Geiste Jesu erfüllte Priester zu haben, welche das

Evangelium predigten, die hl. Geheimnisse ausspendeten und durch Wort und That die Gläubigen erbaueten.

Im zwölften Jahrhundert wurden durch den hl. Otto das Evangelium in Pommern und durch den hl. Meinhard in Liefland verbreitet. Otto, Bischof zu Bamberg, aus der gräflichen Familie von Andechs, begab sich 1109 auf Einladung des polnischen Herzogs Boleslaus nach Pommern, um die noch heidnischen Bewohner dieses Landes, welches Boleslaus so eben erobert hatte, zu bekehren. Er predigte zu Piriz, Kamin, Stettin und an andern Orten mit beßtem Erfolge. So unermüdet war er in Ausspendung der hl. Taufe, und so Viele drängten sich zum Empfang derselben heran, daß seine Stole wegen der Anstrengung vom Schweiße oft ganz durchnäßt war. Durch Besiegung unbeschreiblicher Hindernisse und der öfters drohenden Todesgefahr gelang es ihm, Pommern unter den Gehorsam des Evangeliums zu bringen. — Meinhard, Domherr zu Siegeberg, arbeitete an der Bekehrung der Liefländer; in Gesellschaft von Kaufleuten begab er sich zu diesem wilden Volke des Nordens, um dort die Seelen für Jesus zu gewinnen. Als der Erzbischof von Bremen von seinem Eifer Nachricht erhielt, ernannte er ihn förmlich zum Missionär bei diesen Völkern und weihte ihn zum Bischofe. Meinhard wählte seinen bischöflichen Sitz zu Riga, der Hauptstadt des Landes, und erbaute daselbst im Jahre 1186 eine Cathedralkirche. Seine Leutseligkeit, Sanftmuth und Freundlichkeit im Vereine mit seinen übrigen Tugenden zogen eine Menge Heiden zum christlichen Glauben. Einen getreuen Gehilfen hatte er an Bertholdus, Abt eines sächsischen Cistercienserklosters, der seine Abtei verließ, um sich dem Missionsgeschäfte zu widmen. Diese sind die beiden Apostel Liefslands und zugleich die zwei ersten Bischöfe von Riga, indem Bertholdus dem hl. Meinhard folgte.

Im dreizehnten Jahrhundert machte die Religion Jesu in Liefland gesegnete Fortgänge, wiewohl die Heiden Alles aufwandten, um die Verbreitung des Christenthums zu hindern. Um die Gläubigen vor den heidnischen Verfolgungen zu schützen, gründete Albert, dritter Bischof von Riga, im Jahre 1205 den Orden der Schwertbrüder, die ihren Namen davon erhielten, weil sie auf ihren Mänteln einen Dolch und darüber ein Kreuz trugen. —

In dieſem Jahrhunderte wurde das Chriſtenthum auch in Preußen gepredigt, vorzüglich durch die beiden Ciſtercienſer-Mönche Chriſtian und Philippus, und erſterer wurde, ohne noch einen beſtimmten Stuhl zu haben, zum Biſchof von Preußen geweiht. Bald fingen aber die heidniſchen Preußen große Verfolgungen an. Sie zündeten die Häuſer der Chriſten an und zerſtörten auf dieſe Weiſe bei 250 Pfarreien nebſt mehrern Klöſtern und Kapellen; ſie tödteten die Prieſter in Mitte des Heiligthums, traten die hl. Geheimniſſe mit Füßen und gebrauchten die hl. Gefäße zu den unheiligſten Dingen. Um die Wuth der Heiden zu bändigen, errichtete Konrad, Herzog von Maſſovien, einen eigenen Ritterorden, und da dieſe Hilfe noch zu ſchwach war, wurde der deutſche Orden berufen. Selbſt dieſer konnte die Kraft des Heidenthums in Preußen, das ſchrecklich gegen die Chriſten wüthete, nicht brechen; erſt nachdem im Jahre 1255 ein Heer von 60000 Kreuzfahrern unter der Anführung des Königs Ottokar von Böhmen, des Markgrafen von Brandenburg und des Herzogs von Oeſterreich den Chriſten in Preußen zu Hilfe zog, wurden die Heiden gebändiget. — Gegen das Jahr 1230 nahmen die Kurländer chriſtliche Glaubensboten auf und bekehrten ſich. — Im dreizehnten Jahrhundert feierte das Chriſtenthum auch in Spanien die herrlichſten Siege über den Muhamedanismus, der immer in engere Grenzen zurück gedrängt würde, bis er endlich völlig aus Spanien weichen mußte.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren vorzüglich die Franziskaner für die Ausbreitung des Chriſtenthums thätig. Sie umfaßten mit ihrem grenzenloſen Seeleneifer das unermeßliche Gebiet der Tartaren; Einer aus ihnen, Namens Hieronymus, wurde zum Biſchofe von Kaffa ernannt. Johannes von Monte-Corvino wurde Erzbiſchof von Kambalu, der Hauptſtadt des Tartarenreichs; in der Folge wurden auch zu Caiton und noch an mehrern andern Orten Biſthümer errichtet; auch nach Indien kamen die Franziskaner. Der thätigſte unter allen Miſſionären dieſes Ordens war Odorikus von Port-Mahon, der in Indien, China und vielen andern Ländern das Evangelium predigte und mehr als 20000 Ungläubige taufte. — Die Vermählung der Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Erbin des polniſchen Reiches, mit Jagello, dem Herzog von Lithauen, war

Ursache, daß das Christenthum sich auch in diesem Lande verbreitete. Jagello ließ sich 1385 zu Krakau von dem Erzbischofe von Gnesen feierlich taufen, und in Masse ahmte das Volk das Beispiel seines Fürsten nach. Jagello, der sich nunmehr Ladislaus nannte, stiftete auch zu Wilna eine Cathedralkirche, die er mit reichlichen Einkünften versah. — Im Jahre 1492 triumphirte die Religion Jesu in Spanien über das achthundertjährige Joch der Muselmänner durch die Eroberung von Granada.

Im sechszehnten Jahrhundert fielen zwar in der alten Welt manche dürre Zweige vom lebenskräftigen Baume der Kirche ab; aber in der neuen Welt fielen ihr ganze Reiche als Erbtheil zu. Durch die Portugiesen wurde der Saame des Christenthums im Königreiche Kongo in Niederäthiopien ausgestreut; deßgleichen auch in Ostindien, wo zu Goa ein Metropolitansitz errichtet worden ist. Im Jahre 1520 wurde durch die Spanier das Christenthum in dem unermeßlichen Reiche Mexiko verbreitet, wo jährlich mehr als 20000 Menschen den Götzen als Opfer geschlachtet worden sind. Das Christenthum nahm durch die Bemühungen der Missionäre und den Schutz des spanischen Helden Cortez so zu, daß schon 1524 eine Kirchenversammlung in Mexiko gehalten werden konnte, in welcher, unter dem Vorsitze des Martin von Valentia, den Papst Clemens VII. mit zwölf andern mindern Brüdern als Missionäre dahin gesandt hatte, die reinsten Vorschriften der christlichen Keuschheit gegeben, die Vielweiberei abgeschafft und noch andere Maßregeln nach dem Geiste des Christenthums getroffen wurden. Als eigentlicher Apostel Indiens muß der hl. Franz Xaver genannt werden. Schon auf der Fahrt von Lissabon nach Goa bewirkte er auf Mozambick, Melinda, Sokotora, an den afrikanischen Küsten und auf dem Schiffe selbst viele Bekehrungen. Nachdem er in Goa an der Bekehrung der entarteten Christen gearbeitet hatte, begab er sich an das 200 Meilen weit entfernte öde Vorgebirg Comorin, wo er zahlreiche christliche Gemeinden gründete. Hierauf wanderte er in die Küstenländer von Travankor und taufte da in einem einzigen Monate bei 10000 Götzendiener. Nicht minder segensreich wirkte er auf den Inseln Momar und Ceylon und an noch andern Orten. Auch nach Japan trieb ihn sein Eifer. Nach mancherlei Unfällen gelangte er am Feste Maria Himmelfahrt 1549

zu Cangorima, der Hauptstadt des Landes, an. Segensvoll war seine Wirksamkeit auch in Japan. Weil jedoch die Japanenſen häufig ſagten: wenn das Chriſtenthum die allein göttliche Religion wäre, würden ſich dieſelbe die Chineſen, das weiſeſte Volk der Erde, angeeignet haben, — entſchloß ſich der hl. Franz Xaver, auch nach China zu gehen und dort das Evangelium zu predigen. Jedoch nach fruchtloſen Verſuchen, in China einzudringen, ſtarb endlich der hl. Mann Gottes am 2. Dezember 1552. — Im Jahre 1550 wagten es zwei apoſtoliſche Männer aus der Geſellſchaft Jeſu, Peter Correa und Johann Soza, nach Braſilien zu gehen, deſſen Bewohner ganz nackt gleich den wilden Thieren in den Wäldern umherirrten und durch die ſchrecklichſten Laſter ſich ſchändeten: ſie fanden jedoch den Martyrtod. Glücklicher waren vier Jahre darauf Fernandez, der erſte Biſchof dieſes Landes, und Anchieta, der eigentliche Apoſtel und Wunderthäter Braſiliens; man zählte bald mehr als 16000 Getaufte. Im Jahre 1572 wollte ſich P. Azeredo, aus einem der vornehmſten Häuſer Portugals entſproſſen, mit 39 Gehilfen dahin begeben, wurde aber auf der Höhe von Palma, einer von den kanariſchen Inſeln, von dem berüchtigten Kaper Jakob Sourie, einem wüthenden Calviniſten, überfallen. Als er ſich ihrer bemächtigt hatte, ſchrie er ſeinen Leuten zu: Tödtet die Jeſuiten, dieſe verfluchten Papiſten, die nach Braſilien wollen, um dort das Reich des Antichriſten aufzurichten. Sein Befehl ward auf das grauſamſte vollzogen; ſie wurden alle bis auf einen Laienbruder, der Koch war, und den man auf dem Kaperſchiffe brauchen konnte, ermordet. — Im Jahre 1585 kam eine Geſandtſchaft aus Japan zum Papſte Gregor XIII., um dem Oberhaupte der Kirche den ehrfurchtsvollſten Gehorſam zu bezeugen, und zugleich die Sache der Chriſten ſeiner väterlichen Sorge zu empfehlen; denn in Japan hatte das Chriſtenthum wirklich die glänzendſten Fortſchritte gemacht. Ein Augenzeuge ſchrieb von dem Eifer der Japanenſen nach Europa: es gebe in der ganzen Kirche keinen Kloſterſtand, dem die Japanenſen nicht an Strenge der Abtödtung und in den übrigen Tugenden gleichkämen.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert ward das Chriſtenthum in dem von den Franzoſen eroberten Canada durch die Bemühungen der Jeſuiten ausgebreitet, unter denen vorzüglich der berühmte P. Cotton

genannt werden muß. Zu Quebeck, der Hauptstadt des Landes, errichteten sie ein eigenes Collegium ihrer Gesellschaft. — In Japan arbeiteten um diese Zeit mehr als 130 Jesuiten an der Ausbreitung des Evangeliums, und die Zahl der Gläubigen belief sich zu Anfang des Jahrhunderts auf 400000. Die Holländer jedoch, eifersüchtig gegen Spanien und feindselig gegen die katholische Kirche, suchten am japanesischen Hof den Verdacht zu erregen, daß die katholischen Missionäre darauf ausgingen, in Japan Aufruhr zu veranlassen und das Reich der spanischen Herrschaft zu unterwerfen; sie setzten hinzu, daß die katholischen Missionäre als Aufwiegler des Volkes aus England, Dänemark, Schweden und Holland verjagt worden seien. In Folge dieser boshaften Verleumdung begannen die grausamsten Christenverfolgungen. — Im siebenzehnten Jahrhundert machten auch die Missionen in der Türkei durch die Bemühungen Frankreichs einen gesegneten Fortgang; auch bedingte es der Kaiser Matthias in dem mit der Pforte 1616 geschlossenen Frieden ausdrücklich, daß die Jesuiten im ganzen ottomanischen Reiche ungehindert ihren apostolischen Bemühungen obliegen können. — Die Jesuiten Ricci, Riger und Pasius gingen nach China, dort das Evangelium zu predigen. P. Ricci gewann durch seine wissenschaftliche Bildung, vorzüglich seine mathematischen Kenntnisse, großen Einfluß; er fand selbst am Hofe Zugang; er und seine Genossen bekamen in der Hauptstadt des Reiches eine Wohnung, und dieses Haus ist in der Folge gleichsam der Mittelpunkt der chinesischen Missionen geworden. Bei dem Tode Ricci gab es bereits zahlreiche Christen in China. Mit eben so segensreichem Erfolge arbeiteten auch die Jesuiten Schall und Faber an der Bekehrung der Chinesen. Nach einer kurz dauernden Verfolgung der Christen blühte das Missionswesen unter P. Verbiest wieder auf das Herrlichste in China empor, indem Kaiser Kanghi, der 60 Jahre lang auf dem Throne saß, den Christen vorzüglich günstig war, und 1692 eine Art von Toleranz-Edikt erließ. Schade, daß über die sogenannten chinesischen Gebräuche unter den Missionären selbst traurige Zerwürfnisse entstunden, wodurch, oft aus Eifersucht anderer Orden, die Wirksamkeit der Jesuiten sehr gehemmt wurde. — — Im Jahre 1656 wurde durch Jesuiten die Mission von Antura im Lande der Maroniten

geſtiftet, wodurch es geſchah, daß viele Ketzer und Schismatiker in den Schooß der Kirche zurückkehrten, und ſelbſt Biſchöfe und Patriarchen der Trennung entſagten. Faſt um dieſelbe Zeit ſtreuten die Sendungspriester des hl. Vincenz von Paulus in Afrika, namentlich auf der Inſel Madagaskar und in der Berberei, den Saamen des Evangeliums aus. — Um die Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gingen ſpaniſche Jeſuiten nach Südamerika, um in den dortigen ſchauerlichen Wüſteneien, die nur von wilden Thieren und eben ſo verwilderten Menſchen bewohnt waren, das Evangelium zu verkünden. So entſtund die in jeder Beziehung ſo muſterhafte Colonie Paraguay. Auch zu den menſchenfreſſenden Irokeſen brachte P. Joques das Evangelium, und nachdem er den Martertod geſtorben, erſetzten ſogleich wieder andere vom apoſtoliſchen Geiſte geleitete Männer ſeinen Poſten. — Eine der beſchwerlichſten Miſſionen war die bei den Hindus. Denn nur dadurch, daß die Miſſionäre im ſtrengſten Sinne Allen Alles wurden, konnten ſie endlich dem Evangelium bei dieſen Völkern Eingang verſchaffen. Ihre Kleidung beſtund daher, wie jene der im Lande hochverehrten Brachmanen, in einem großen Stück gelben Tuches; an den Füßen trugen ſie hölzerne Sandalen, die nur mittelſt eines breitköpfigen Nagels nicht ohne empfindlichen Schmerz an den Füßen hingen. Reis, im Waſſer gekocht, oder unſchmackhafte Kräuter waren ihre Nahrung; die bloße Erde diente ihnen zur Liegerſtätte. Dabei waren ſie noch ausgeſetzt den Angriffen der wilden Thiere und dem Haß der Eingebornen. Dennoch ließen ſich die Miſſionäre nicht abſchrecken. Gott ſegnete aber auch ihre Bemühungen. P. Bouchet allein taufte ungefähr in 12 Jahren mehr als 20000 Indier. Mit größtem Segen wirkte in Indien auch P. Johannes de Britto, Sohn des Vicekönigs von Braſilien, der vielleicht mehr als 30000 Heiden getauft hat.

Zu Ende des ſiebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts machte die katholiſche Kirche unter den heidniſchen Völkern ſo erſtaunliche Fortſchritte, daß ſich ſelbſt ihre größten Feinde der Bewunderung nicht erwehren konnten. Von den nördlichen Gebirgen des obern Aſiens bis zu den brennenden Sandwüſten Afrikas, von Thibet und den unzugänglichen Päſſen des Kaukaſus bis in das Herz von Aethiopien, von Terra Labrador

und Kalefornien bis an die magellanische Meerenge war keine Nation, wohin nicht die Glaubensprediger, vorzüglich aus der Gesellschaft Jesu, das Evangelium gebracht hätten. Eine der blühendsten Missionen war die von Paraquay. Als Peter von Ferardo, Bischof zu Buenos-Ayres, im Jahre 1721 diese Mission bereiste, ward er von der Frömmigkeit der dortigen Christen so gerührt, daß er an den König Philipp V. schrieb, er glaube nicht, daß in diesem Lande eine schwere Sünde begangen werde. — P. Johann Salvatara legte den Grund zu einer neuen Mission in Californien, und fand an den Vätern Piccoli und Kino zwei rastlose Mithelfer. Bei den Heronen, Irokesen und Ilinensern arbeiteten französische Missionäre. Ein weites Feld gesegneter Wirksamkeit fanden die Glaubensboten in Nordamerika, wo sich die katholische Kirche fortwährend immer herrlicher entfaltet. — Auch in Afrika verbreitete sich das Christenthum in diesem Jahrhundert wieder. Im Jahre 1702 schickte ein abyssinischer Fürst den Missionär P. Joseph mit einigen Abyssiniern nach Rom, und bat den Papst Clemens XI. um Vereinigung mit der Kirche und um neue Glaubensboten. In Aethiopien leisteten portugiesische Missionäre der Religion gute Dienste, so daß auf den Trümmern der Pagoden Altäre für den wahren Gott erbauet wurden. Dasselbe geschah in Zanquebar und auf Madagaskar. Mehr als in irgend einem Reiche von Afrika blühte das Christenthum in Congo, wo der jedesmalige König beim Antritt seiner Regierung durch einen Eid zum Schutze des Christenthums sich verbindlich machte. — Auch in Asien erweiterte sich das Reich Jesu Christi. So bekehrte sich auf den Philippinen die Nation der Isinaga; deßgleichen nahmen die Bewohner der Manillischen Inseln 1721 den christlichen Glauben an. In China hatte zwar die christliche Religion große Verfolgungen zu bestehen; aber dennoch hörten die Missionäre nicht auf, das Evangelium zu verkünden. Der apostolische Vikar Basilius von Cremona taufte innerhalb fünf Jahren allein über 20000 Chinesen, und andere Glaubensboten wirkten nicht minder segensvoll. Deßgleichen ward das Christenthum, ungeachtet aller Hindernisse und Verfolgungen, von Missionären ausgebreitet: In Cochinchina, Tonquin, Siam, Thibet und Trankebar. In der russischen Tartarei zeigten sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten

Jahrhunderts durch Begünstigung der Kaiserin Catharina II., die im Jahre 1767 von der Propaganda in Rom Missionäre nach Astrakan und Chiow verlangte, sehr günstige Aussichten für die katholische Kirche. Es entstand wirklich zu Astrakan eine Mission, die segensvoll wirkte.

Im neunzehnten Jahrhundert erwachte der Eifer der Katholiken, zu allen Völkern das Evangelium zu bringen, mit neuer Kraft; in alle noch ungläubige Länder sind Missionspriester zerstreut, die auf das segensvollste wirken. Eine kräftige Stütze ward dem katholischen Missionswerke durch Gründung des bekannten Missionsvereines gegeben. Auf diese Weise erfüllet die Kirche Jesu immer mehr ihre Bestimmung; immer deutlicher wird es, daß ihr der ganze Erdkreis zum Erbe gegeben sei, und immer näher scheint die Zeit zu rücken, wo nach der Verheißung des Herrn es Einen Hirten und Einen Schaafstall geben wird.

48. Kurzer Ueberblick der Verfolgungen des Christenthums, respektive der katholischen Kirche.

Es trägt nicht wenig dazu bei, sowohl schwache Christen, welche in unsern schlimmen Tagen bei fortgesetzten Angriffen der Feinde für ihre Kirche besorgt zu werden anfangen, in ihrem Glauben zu stärken, als auch die verwegenen Hoffnungen der Ungläubigen zu Schanden zu machen, wenn man sich überzeugt, wie die Kirche Jesu von der Wiege an verfolgt worden ist, und wie sie unter den blutigsten Kämpfen sich ausgebreitet hat und groß geworden ist. Daher geben wir hier einen kurzen Ueberblick von den Verfolgungen des Christenthums.

Kaum daß die Apostel nach dem Empfang des hl. Geistes angefangen hatten, das Evangelium zu verkünden, so wurden sie auch schon von Seite der Juden verfolgt. Man verbot ihnen, noch ferner von Jesus Christus zu reden; man setzte sie gefangen, geißelte sie u. s. w. Der Diakon Stephanus war der erste, der für Christus sein Blut vergoß; Saul suchte überall die Gläubigen auf, um sie zu verfolgen, bis er auf dem Wege nach Damaskus selbst wunderbarer Weise bekehrt wurde; der Apostel Jakobus der Aeltere ward von Herodes Agrippa enthauptet; Jakobus der Jüngere, Bischof von Jerusalem, fiel ebenfalls als Schlachtopfer

der gegen Christen wüthenden Juden: man stürzte ihn vom Tempel herab und steinigte ihn. Wer mag alle Namen der Gläubigen nennen, welche durch die Grausamkeit der Juden um des christlichen Namens willen hingeschlachtet worden sind?

Was die Juden begonnen hatten, setzten die Heiden mit vermehrter Grausamkeit fort. Der grausame Nero war der erste unter den Römischen Kaisern, welche innerhalb der Grenzen seines Reiches den christlichen Namen ausrotten wollte. Das alte Rom war ihm nicht prachtvoll genug; er ließ es daher anzünden, um ein neues nach seinem Geschmack zu erbauen. Um aber den Verdacht von sich zu entfernen, schob er die Schuld davon auf die Christen und verfolgte sie auf die unmenschlichste Art. Er ersann neue, bisher unerhörte Qualen. Einige Christen ließ er in Häute wilder Thiere einnähen und sie dann von Hunden zu todt hetzen; andere mit Pech und sonstigen brennbaren Stoffen bestrichene Kleider anziehen, sie an Pfähle binden und anzünden; und er trug kein Bedenken, unter diesen gräßlichen Fackeln des Nachts herumzufahren und sich an ihnen zu ergötzen. Die beiden Apostel Petrus und Paulus fanden ebenfalls unter diesem Wittrich ihren Tod. Petrus ward gekreuziget; Paulus aber als Römischer Bürger mit dem Schwerte hingerichtet.

Der Kaiser Domitian erließ ein Dekret wider die Christen, welches überall im Reiche in Anwendung gebracht wurde, wo sich Gläubige fanden. Allenthalben floß nun wieder das Blut der Christen, und nicht einmal die vornehmsten Familien und Verwandte des Kaisers blieben verschont. Der Consul Flavius Clemens, ein Vetter Domitians, wurde getödtet, und seine Gemahlin Domitilla verbannt. Der hl. Evangelist Johannes ward in einen Kessel voll siedenden Oels gesetzt, und weil die Marter ihn nicht verletzte, auf die Insel Pathmos verbannt.

Unter Trajan wurden die Christen abermals verfolgt. Plinius der Jüngere, Präfekt in Bythinien, der sich vom Kaiser bezüglich des Verfahrens gegen die Christen Verhaltungsbefehle erbat, bekam den höchst sonderbaren und ungerechten Bescheid: Die Christen sollen künftig nicht mehr aufgesucht werden; diejenigen aber, welche als solche angeklagt und überführt werden, soll man hinrichten. — Trajan selbst ließ sich, als er im Jahre 107 bei Gelegenheit

ſeines Feldzuges gegen die Perſer nach Antiochien kam, den hl. Biſchof Ignatius verführen und verurtheilte ihn, daß er gebunden nach Rom geführt, und dort zur Ergötzung des Volkes von wilden Thieren ſollte zerriſſen werden. Zu Jeruſalem ward der hl. Biſchof Simeon in einem Alter von 120 Jahren, nachdem zuvor mancherlei andere Martern vorausgegangen, gekreuziget; zu Rom fielen die Päpſte Clemens und Evariſtus als Schlachtopfer u. ſ. w.

Hadrian gab zwar keine neuen Verfolgungsgeſetze wider die Chriſten, ließ aber die von Nero und Domitian her beſtehenden in Kraft, und ſo konnten die Statthalter in den Provinzen nach Willkühr verfahren. In der That floß wieder viel Chriſtenblut. Unter denen, die der Martyrkrone theilhaftig wurden, befand ſich Euſtachius, von vornehmer Geburt, mit ſeiner Gemahlin und zwei Söhnen: von den Löwen, denen ſie vorgeworfen wurden, nicht verletzt, endigten ſie in einem glühend gemachten Ochſen von Erz unter Lobpreiſungen Gottes ihr Leben. Auf gleiche Weiſe wurden des chriſtlichen Glaubens wegen gemartert: Symphoroſa mit ihren ſieben Söhnen, die alle auf verſchiedene Art als Helden für Chriſtus ſtarben; ferner der Prieſter Fauſtinus und der Diakon Jovita zu Brixen, die durch ihre Gottergebenheit im Leiden und ihren Heldenmnth in den ſchrecklichſten Peinen auch die Gemahlin des Präfekten Kalozerus Afra und andere Vornehme für den Herrn gewannen. Zu Rom erlitten den Martertod die beiden Päpſte Alexander und Sixtus, zu Athen der Biſchof Quadratus und Andere.

Im Jahre 161 beſtieg Mark Aurel den kaiſerlichen Thron und mit ſeiner Regierung begann eine der blutigſten Verfolgungen. In Aſien wurden die Leiber der Gläubigen mit Ruthen und Geißeln zerfleiſcht, ſo daß man ihnen bis auf die Eingeweide ſehen konnte. Aber in Mitte dieſer Grauſamkeiten blieben ſie unerſchütterlich, und während die Zuſchauer bis zu Thränen des Mitleidens gerührt wurden, ließen die ſtandhaften Bekenner nicht den mindeſten Seufzer hören; ihr Mund öffnete ſich zu nichts Anderm als zu Lobpreiſungen Gottes. Zu Smyrna ward der ſechs und achtzig jährige hl. Biſchof Polykarp auf brennenden Scheiterhaufen geſetzt, und da das Feuer ihn nicht verletzte, durchſtach man ihn mit einem

Dolche. Zu Rom erlitten die hl. Felicitas mit ihren sieben Söhnen den Martertod; deßgleichen der christliche Philosoph Justinus, der Papst Pius I., die Brüder Gervasius und Protasius. Besonders grausam entbrannte die Verfolgung im Jahre 177. In Gallien floß das Blut der Christen in ganzen Strömen. Der hl. Photinus, erster Bischof zu Lyon, starb im neunzigsten Jahre seines Alters im Gefängnisse als Bekenner des Namens Jesu. Folterbänke, Eisen, Feuer, Schläge, wilde Thiere und was sonst die Wuth der Tyrannen und des heidnischen Volkes ersinnen konnte, wurde Stunden und Tage lang angewendet, um die Gläubigen zum Abfalle zu bringen.

Nach kurzer Ruhe wurden die Christen unter dem Kaiser Severus, der 193 den Thron bestieg, wieder auf das blutigste verfolgt. In der Provinz Afrika wüthete der Prokonsul Vigelius Saturninus auf das grausamste gegen sie. In Alexandrien ward der heilige Leonidas, der Vater des Origenes, enthauptet; zu Carthago wurden Perpetua, Felicitas und Andere den wilden Thieren vorgeworfen. Vielleicht am heftigsten wüthete die Verfolgung zu Lyon in Frankreich. Der hl. Gregorius von Tours erzählt, da fast alle Einwohner Lyons durch die apostolischen Arbeiten des hl. Irenäus für die Lehre Jesu gewonnen, und die meisten davon getödtet worden, so sei das Blut in Strömen über die Straßen geflossen. Ado setzt den hl. Irenäus ebenfalls unter die Lyonischen Martyrer. Die Zahl der damals Gemarterten gibt eine alte Inschrift in der Kirche zu Lyon auf 9000 an.

Die Anhänglichkeit an den heidnischen Götzendienst, mit dessen Erhaltung oder Fall man auch das Wohl oder Wehe der ewigen Roma verband, gab dem Kaiser Dezius im Jahre 250 Anlaß zu einer allgemeinen Christenverfolgung. Und noch nie hatten die Obrigkeiten in Befolgung eines derartigen Befehles so geeifert als jetzt. Ueberall erschienen alle Schreckniſſe der ausgesuchtesten Qualen: Schwerter, Feuer, wilde Thiere, Folterbänke, eiserne Krallen und andere unmenschliche Marterwerkzeuge wurden wiederholt angewendet, die Christen zum Abfalle zu bewegen. Einer der ersten, der diese Martern siegreich erduldete, war der hl. Papst Fabian; der greise Bischof von Jerusalem, Alexander, starb in Banden; gleichen Tod fand der hl. Babylas, Bischof von Antiochien. Der

gelehrte Origenes wurde auf langsame und höchst grausame Weise getödtet. Zu Carthago reichten kaum die Gefängniße mehr aus, die christlichen Bekenner zu fassen, welche hingerichtet werden sollten. Zu Alexandrien wurde ein gewisser Julian mit noch einem andern Bekenner des Namens Jesu auf einem Kameele durch die ganze Stadt geführt, dabei grausam gegeißelt und zuletzt in ungelöschtem Kalke verbrannt. Epimachius und Alexander starben, nachdem sie lange im Gefängniß gelegen, wie Julian. Viele Bischöfe ergriffen die Flucht, um sich den Verfolgungen der Heiden zu entziehen. Unter diesen waren der heilige Cyprian, Bischof von Carthago, und der heilige Gregor, der Wunderthäter, Bischof von Neocäsarea; aber von ihren Zufluchtsstätten aus leiteten sie ihre Heerden. Es fehlte in dieser Zeit zwar nicht an Solchen, welche von den grausamen Verfolgungen eingeschüchtert, ihren Glauben verleugneten; indeß sind Viele von diesen auch wieder zu ihrer Pflicht zurückgekehrt.

Der Tod des Kaisers Decius mäßigte die Verfolgung, ohne sie jedoch gänzlich einzustellen; denn wir sehen seinen Nachfolger den hl. Papst Cornelius verbannt. Unter dem nämlichen Kaiser starb auch der hl. Hippolyt den Martertod; man band ihn an ein wildes Roß, das ihn über Stock und Stein dahinschleppte. Die letzten Worte, die man ihn aussprechen hörte, waren: Herr, sie zerreißen meinen Leib; du aber nimm auf meine Seele. Die Gläubigen folgten ihm weinend und sammelten als kostbare Reliquien die blutigen Theile seines Leibes, die er auf dem Marterweg zurückließ.

Der Kaiser Valerian, der 253 den Thron bestieg, erneuerte alle unter Decius stattgehabten Verfolgungen wider die Christen. Als der hl. Papst Sixtus II. zur Richtstätte geführt wurde, begleitete ihn sein Diakon Laurentius und rief ihm nach: Wo gehest du hin, mein Vater! ohne deinen Sohn? Du brachtest ja sonst nie ohne deinen Diener das Opfer dar; worin habe ich dir mißfallen? Der hl. Greis antwortete: Ich lasse dich nicht zurück; in drei Tagen folgst du mir nach. Der Präfekt der Stadt ließ noch denselben Tag den hl. Laurentius zu sich rufen und verlangte von ihm die Auslieferung der Kirchenschätze. Der hl. Laurentius versammelte die Armen in der Kirche und nach drei Tagen mel-

dete er dem Präfekten, es wäre nun Alles bereit. Dieser kömmt, wird von Laurentius in die Kirche eingeführt, und ist nicht wenig erstaunt, statt der Schätze hier nur Krippel, Blinde und Bettler zu sehen. Der Präfekt, darüber in Wuth gebracht, ließ unsern Heiligen auf einen glühenden Rost setzen und langsam braten. Nachdem der hl. Laurentius mit aller Geduld einige Zeit darauf gelegen war, sprach er zum Präfekten: Laß mich nun umwenden; denn auf dieser Seite bin ich hinlänglich gebraten. Nachdem er umgewendet worden, sprach er wiederum nach einiger Zeit: Nun bin ich durchgebraten, schneid ein Stück von meinem Fleische herab und laß es dir schmecken. — Unter Valerian starb auch der hl. Cyprian, Bischof von Carthago, den Martertod. Die Gläubigen, die ihn haufenweise zur Richtstätte begleiteten und ausriefen: „Man schlage auch uns das Haupt ab!“ fingen sein Blut mit Tüchern auf, die sie als kostbare Reliquien bewahrten. Zu Cäsarea in Kappadocien wurde ein Knabe, Namens Cyrillus, um des Glaubens wegen von seinem heidnischen Vater aus dem Hause gestossen. Der Richter ließ ihn, als er dieses erfuhr, rufen, und versprach ihn mit seinem Vater wieder auszusöhnen, wenn er Heide bliebe. Der heldenmüthige Knabe aber antwortete: Es ist mir sehr lieb, aus meinem Hause verstossen zu seyn, so habe ich ein viel herrlicheres Haus. Man ließ sofort den Knaben binden und machte Miene, ihn in das Feuer zu werfen. Auf abermaliges Zureden des Richters antwortete Cyrillus: Dein Feuer und dein Schwert fürchte ich nicht; ich ziehe in ein großes Haus, wo es herrlichere Schätze gibt, als die meines Vaters; laß mich schnell hinrichten, daß ich sie erlange. — Valerian, der die Gläubigen so blutig verfolgte, nahm ein trauriges Ende; er ward vom Perserkönig Sapor gefangen genommen und von ihm mit aller Schmach erfüllt; er mußte dem Sapor zum Fußschemmel dienen, wenn er zu Pferde stieg; endlich ward er lebendig geschunden, und seine rothgefärbte Haut wurde in einem Tempel als Siegeszeichen aufbewahrt.

Der Kaiser Aurelian, der 270 zur Regierung gelangte, beschloß noch gegen das Ende seines Lebens eine Christenverfolgung, an deren Vollzug ihn selbst zwar der Tod hinderte. Indeß führten die Statthalter aus, was Aurelian nicht mehr vermochte. So wurden unter Andern der hl. Konon und sein Sohn in Lykaonien

gemartert; man schnitt ihnen die Hände mit einer Holzsäge ab und warf sie dann auf eine feurige Bettstätte und hierauf in einen Kessel voll siedenden Oeles, worin sie unter Lobpreisungen Gottes ihren Geist aufgaben. Zu Pares wurden der hl. Bischof Dionysius sammt dem Priester Rustikus und dem Diakon Eleutherius und an andern Orten Andere gemartert.

Die letzte aber zugleich auch blutigste Verfolgung der Christen entstand unter Diokletian. Zuerst ging der Befehl aus, daß alle christlichen Kirchen im ganzen Reiche dem Erdboden gleichgemacht und die hl. Schriften verbrannt werden sollten; alle Christen, die in Aemtern stunden, sollen dieser beraubt werden, und die vom geringen Herkommen sind, sollen die Freiheit verlieren; die Christen sollen ferner durchaus keine Klage führen können, also rechts- und schutzlos seyn. Als im kaiserlichen Pallaste Feuer ausbrach, und dieses auf Rechnung der Christen geschoben wurde, ergrimmte Diokletian noch mehr und gab Befehle zur grausamsten Verfolgung der Gläubigen. Der Kämmerer Petrus wurde gegeißelt, so daß Stücke Fleisches von seinem Leibe fielen, dann begoß man ihn mit Essig und Salz und zuletzt wurde er auf einem glüheuden Roste bei langsamen Feuer gebraten. Aber nicht bloß Einzelne wurden gemartert, haufenweise schlachtete man die Gläubigen hin. Die Einen wurden auf den bloßen Wink des Kaisers schaarenweise niedergehauen, die Andern auf großen Scheiterhaufen mitsammen verbrannt, wieder Andere gebunden in Nachen geworfen und in die Tiefe des Meeres versenkt. Unzählbar sind die Schlachtopfer, die unter Diokletian bluteten. Nur in einem Monate, sagt ein altes Pontifikal, belief sich die Zahl der Martyrer im ganzen Reiche auf 15—17000. Und Eusebius erzählt, an manchen Tagen seien so viele Christen hingerichtet worden, daß die Schwerter stumpf wurden, und die ermatteten Scharfrichter von andern abgelöst werden mußten. Wie sollte man, sagt derselbe Geschichtschreiber, die Menge der bewunderungswürdigen Heiligen Christi zählen, wie die verschiedenen Martern, die sie duldeten oder die mannigfaltigen Todesarten, die sie starben, beschreiben können? In Arabien hat man sie meistentheils mit dem Beil enthauptet, in Kappadocien hat man sie aufgehenkt, mit dem Haupte nach unten gekehrt, oder erstickt im Rauche und der Gluth eines unter ihnen

brennenden Feuers; in Alexandrien hat man sie verstümmelt, indem man ihnen Nasen, Ohren, Hände und die übrigen Glieder abschnitt; in Antiochien hat man sie auf glühendem Rost gebraten; in Pontus ihnen geschmolzenes Blei auf den Rücken gegossen. Schon glaubte man das Christenthum in der Wurzel ausgerottet zu haben, und öffentliche Gebäude prangten mit der Inschrift: Nomine christianorum deleto oder Superstitione Christi ubique deleta. Kaum waren aber diese Denkmäler vollendet, so entfaltete der junge Constantin, der Große, die Fahne des Kreuzes, und das Heidenthum, welches Julian der Abtrünige vergebens wiederherzustellen sich bemühte, ging im Römischen Reiche immer mehr seinem Verfall entgegen. Da zeigt sich recht anschaulich, wie wenig die Kirche Jesu das Siegesgeschrei und die übermüthigen Trophäen ihrer Feinde zu fürchten hat; ja diese selbst sind nie ihrem Falle näher, als wenn sie thöricht glauben, jene zu ihren Füßen niedergeschlagen zu haben.

Indeß ergingen über die christliche Religion auch in den übrigen Ländern ähnliche Verfolgungen; überall fand sie nur nach den heftigsten Kämpfen Eingang. Der deutsche Boden hat so gut Christenblut getrunken als der französische, und Afrika ist eben so reich an Blutzeugen Christi, als es Asien geworden. Allenthalben mußte die Kirche Gottes ihre ersten Anhänger um das Leben der Ihrigen erkaufen; in allen Ländern, wo sie aufgenommen worden, mußte das Blut der Martyrer das Felsenherz der Landeskinder erweichen. Und noch heutigen Tages sterben Priester unserer hl. Kirche bei Verkündigung des Evangeliums unter heidnischen Völkern den herrlichen Tod für das Reich Gottes. Zu weit würde es uns führen, ins Einzelne einzugehen; daher verlassen wir das blutige Schlachtfeld der Verfolgungen, um unsere Blicke nach andern Seiten zu richten.

Kaum hatten im Römischen Reiche die heidnischen Verfolgungen ihr Ende erreicht, so zeigten sich, und theilweise schon früher, Kämpfe anderer, oft noch gefährlicher Art. Die Ketzereien und Spaltungen setzten den von der ungläubigen Synagoge und von der abgöttischen Welt begonnenen Krieg fort. In welche äußerste Nöthen wurde nun die Kirche Jesu gebracht, als unter den christlichen Kaisern jene Menge von Sekten entstund, von

denen eine gegen die andere erbittert war, die aber alle von demſelben Haſſe gegen das eine ächte Chriſtenthum, die katholiſche Kirche, erfüllt waren. Arianer, Neſtorianer, Donatiſten, Pelagianer, Eutychianer — doch wer könnte ſie alle nennen, jene der Hölle entwachſenen Giftpflanzen, welche die heftigſten Stürme erregten, ſich gleichſam an die Bruſt der katholiſchen Kirche ſetzten und ihr die Eingeweide auszureißen ſich beſtrebten? Wer kann ohne Entſetzen und Schauder an die grauſamen Verfolgungen denken, welche nur der Arianismus nicht bloß im Römiſchen Reiche, ſondern auch bei vielen andern Völkern über die wahren Gläubigen brachte? Welche Verwirrungen und Verwüſtungen richteten überhaupts die Ketzereien im Reiche Jeſu Chriſti an! Ueberall war Altar gegen Altar, Kanzel gegen Kanzel errichtet. Der Irrthum, von der öffentlichen Gewalt unterſtützt, ſprach oft viel lauter als die Wahrheit; die rechtgläubigen Biſchöfe wurden verbannt, die treuen Anhänger der Kirche grauſam verfolgt; das Volk kannte oft ſeinen Glauben nicht mehr, die Lüge wurde ihm ſtatt der Wahrheit gelehrt. Was waren dieß für traurige Zeiten? Und dennoch auf das Geheiß Gottes ſind auch dieſe trüben Waſſer, welche oft die ganze Erde zu überſchwemmen und Alles in ihre verheerenden Wellen hineinzureißen drohten, wieder abgelaufen; die dichten Schatten der Lüge haben ſich zerſtreut; die Spaltungen und Ketzereien gingen vorüber, und das wahre Chriſtenthum, die Kirche Jeſu, feierte neue Triumphe. Ja in der That, wo ſind ſie, jene Sekten und Irrlehren, welche einſt ſo gewaltig ihr Haupt erhoben, Kaiſer und Könige zu ihren Bundesgenoſſen hatten, und mit allem Glanze und aller Macht der Erde umgeben waren? Wie Gießbäche ſind ſie vorübergerauſcht; die Kirche Gottes aber immer unerſchütterlich auf dem Felſen, worauf ſie gegründet worden, herrſcht von der Höhe des heiligen Berges über den Ozean der menſchlichen Leidenſchaften und Irrthümer, und ſieht beſtändig zu ihren Füſſen die Wellen ſich brechen, welche vergeblich um ſie her brauſen.

Ein gefährlicher Feind ſtund gegen die Kirche Jeſu in der Perſon des Muhamed auf, des Stifters des Islam. Er zog aus mit Feuer und Schwert, um der Welt ſeine Täuſchungen und Betrügereien als Religion aufzudringen. Gott bediente ſich ſeiner, um Völker zu züchtigen und ihnen die Leuchte des Evangeliums

zu entziehen, welche desselben längst sich als unwürdig erwiesen hatten. Die Wiege Jesu Christi, die Mutterlande unserer heiligen Religion, alle einst von den Aposteln gegründeten Kirchen wurden vom Muhamedanismus verschlungen, oder durften nur mehr in traurigen Ueberresten bestehen. Der Halbmond riß die christlichen Kirchen ein, und warf herab von ihren Thürmen das Zeichen der Erlösung. Das war ein neuer Gräuel der Zerstörung an heiliger Stätte. Und Muhamend trug seine siegreichen Waffen in seinen Nachfolgern auf der halben Welt auseinander. Wie der ganze Orient sein geworden, so fiel ihm auch die einst so glücklich blühende Kirche Afrikas anheim, selbst das katholische Spanien mußte dem Islam auf einige Zeit weichen; ja bis an die Gränzen unserer Lande drang die wilde Horde auf ihren Raubzügen vor.

In der Zeit des Mittelalters hatte die Kirche Gottes zu tragen den Druck unchristlicher Großen, welche die Braut Christi zur Dienerin ihrer Laune oder ihrer Herrschsucht machen wollten; sie seufzte ob des lauen Berufseifers und strafbaren Wandels vieler ihrer Vorsteher, die, statt zu erbauen, oft nur Aergerniß gaben; sie hatte zu beklagen das Verderbniß der Nationen und Reiche.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aber wurde ihr durch eine neue Irrlehre, welche an Ausdehnung und Dauer der Zeit alle vorgegangenen übertreffen sollte, fast die Hälfte ihrer Kinder entzogen. Wie ein Lauffeuer bemächtigte sich die sogenannte Reformation der Länder Europa's und riß ganze Reiche aus dem Schooß der Mutterkirche heraus. Nicht genug, daß ganze Länder zum Irrthum abfielen, auch die Fackel langwieriger Kriege entzündete sich, und insbesondere unser Deutschland verblutete sich dreißig Jahre lang in heißen Kämpfen.

Eine bisher unerhörte Verfolgung der christlichen Religion entbrannte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die nichts Geringeres im Schilde führte, als diese Himmelstochter gänzlich vom Erdboden hinwegzunehmen. Durch die Reformation ward der Grund zu jener unheilsvollen Geistesrichtung gelegt, unter welchen noch fortwährend die Völker seufzen. In England ward zuerst der Unglaube geboren. Frankreich holte ihn dort, und nachdem es einmal den Saamen mit herüber gebracht hatte, reifte er auf eigenem Boden mit einer Schnelligkeit und unter einer Form,

die man bisher noch nie gesehen hatte. Wenn man die Religion vorher angriff, griff man sie als eine ernste Sache an; das achtzehnte Jahrhundert aber that es durch Verhöhnung. Das Verlachen ging von den Philosophen zu den Höflingen, von den Akademien zu den Gesellschaftszimmern der Großen; es erreichte die Stufen des Thrones, man sah es selbst auf den Lippen des Priesters, es nahm Platz in dem Heiligthume des häuslichen Heerdes, zwischen der Mutter und den Kindern. Was erfolgte, ist bekannt: ein König besteigt mit seiner Familie das Blutgerüst; die Diener des Altares, welche noch dem Henkerbeil entgingen, werden zerstreut in alle Länder; die Altäre werden zertrümmert, die Kirchen eingerissen; die Religion ist geächtet. Von Frankreich verbreitet sich die Gottlosigkeit in andere Länder, namentlich nach Deutschland, und die französischen Encyklopädisten leben hier in den sogenannten Iluminaten fort. Indeß, auch diese Drangsale gingen vorüber, und die gebrandmarkte Religion kam wieder zu Ehren und Ansehen; insbesonders Frankreich, das so vielen Ländern zum Falle geworden, scheint auch in der Auferstehung voranzugehen. Ueberall sind seine Missionäre: an den Stappelplätzen der Lewant, in Armenien, in Persien, Indien, China, an den Küsten Afrikas, auf den Inseln Oceaniens; überall ist auch sein Geld im Dienste Gottes; denn ihm gehört der Ruhm, jenes herrliche Werk, den Missionsverein, in's Daseyn gerufen zu haben. Es erfreuet sich eines seeleneifrigen Episkopats und eines vom gleichen Geiste beseelten Klerus. Die kirchlichen Orden blühen in seinem Gebiete und fast möchte ich es das Vaterland der weiblichen Orden nennen.

Eine Religion, die nach so vielen Stürmen unverrückt noch dastehet; eine Kirche, die aus so vielen Kämpfen siegreich hervorgegangen ist — was hat sie wohl noch zu fürchten? Kommt denn Ungläubige des neunzehnten Jahrhunderts, die ihr so stolz auf euere Aufklärung seyd, kommt, daß auch ihr noch besiegt werdet, und die Kirche einen neuen Triumph feiere. Deisten, Atheisten, Skeptiker, Materialisten, Indifferentisten, Gottlose aller Systeme, aller Länder, aller Sekten! sammelt alle eure Streitkräfte; stellt euch alle unter dasselbe Banner auf; vergeßt, wenn es möglich ist, Alles, was euch trennt; Ein Gefühl belebe und vereinige euch, und das sei der unversöhnliche Haß gegen die katholische Kirche;

schließt euere Glieder, und bildet eine unzählbare Armee, damit euere Niederlage desto glänzender sei. Nichts halte euch auf; jedes Mittel sei erlaubt, eine Religion zu vernichten, welche die einzig wahre und einzig göttliche zu seyn behauptet; Lüge oder Wahrheit, Verrätherei oder Gewalt, heuchlerische Hochachtung oder rohe Verachtung, Grundsätze der Toleranz oder Raserei der Verfolgung, Schmach oder Schwert, — Alles werde ohne Bedenklichkeit angewendet, und Alles wird sich als nutzlos erweisen. Prüft täglich euere Absichten, zettelt schlaue Gewebe an, nehmt unfehlbare Maßregeln; erschöpft alle Hilfsquellen euerer Weisheit, und was ihr Thorheit nennt, wird euch zu Schanden machen. Saget und prophezeit es endlich laut, daß die letzte Stunde des Christenthums gekommen sei, und euere Prophezeiungen werden wie ein eitler Lärm in den Lüften verhallen, während die heiligen Weissagungen, welche den Untergang aller gottlosen Rotten vorherverkünden, fortwährend bis ans Ende sich erfüllen werden. Was wollt ihr, Gottlose, also beginnen? Werdet ihr Feuer und Schwert anwenden, die Folterbänke hervorsuchen, brennende Scheiterhaufen aufrichten und zahllose Heere von Henkersknechten in euern Sold nehmen? Thaten es nicht lange vor euch die Nerone, die Diokletiane und andere Tyrannen? Haben sie aber damit etwas Anders erreicht, als daß ihre Unmacht, das Christenthum ausrotten zu können, offenkundig ward? Oder werdet ihr alle Sekten und Ketzereien zusammenrufen und gegen die Kirche Jesu in den Kampf führen? Aber waren nicht von jeher alle Sekten darin einig und haben sie sich nicht dieses Eine Ziel zur Lebensaufgabe gesetzt, daß sie die katholische Kirche haßten und verfolgten? Und doch ist die verfolgte Kirche gestanden, die verfolgenden Sekten aber, die oft im Besitze aller Mittel waren, sind gefallen. Was ist aber auch die Vereinigung aller Irrthümer, welche sich gegenseitig bekämpfen und vernichten, gegen die Wahrheit, welche ihrer Natur nach unzerstörbar ist, und die in ihrer Einheit selbst eine unüberwindliche Stärke besitzt?

Ihr wollt die Kirche unter der Last der Lüge und Verleumdung niederbeugen? — Aber wißt ihr nicht, daß das, was falsch ist, auch immer schwach ist; daß die Lüge vor der Wahrheit bald verschwindet, wie der Schatten vor dem Lichte, und daß eine

Sache verloren iſt, wenn ihre Vertheidiger darauf beſchränkt ſind, mit Verleumdung und Betrug ſich zu befaſſen?

Ihr ziehet indeſſen den großen Haufen an euch. Aber dieß iſt ein neues Zeugniß für die Göttlichkeit unſers Glaubens; denn es ſteht geſchrieben, daß faſt die ganze Erde dem Thiere folgen wird. Und wie gewinnt ihr den großen Haufen? Nicht dadurch, daß ihr die Geiſter überzeuget, ſondern dadurch, daß ihr die Herzen beſtecht. Euere Lehre ſchmeichelt allen Leidenſchaften, begünſtigt alle Laſter: daher euere glücklichen Erfolge. Das Laſter jedoch, wiſſen wir, hat wie die Lüge, nur eine gewiſſe Zeit, während der Tugend wie der Wahrheit ewige Dauer gegeben iſt.

Was wollt ihr weiter beginnen? Ihr werdet die Kirche durch vermehrte Abfälle verwüſten. Sie werden freilich noch zahlreicher kommen; denn dieſes bezeugt die ewige Wahrheit ſelbſt. Die Kirche wird allerdings über dieſe ihre Kinder auch weinen, welche ſie verlaſſen, weil ſie ſie liebt, und weil ſie weiß, daß die zu Grunde gehen, welche ſie verlaſſen. Aber ihre Fruchtbarkeit wird ihr andere Kinder geben, welche ihre Thränen trocknen. —

Lernen wir daraus, daß wir für das wahre Chriſtenthum, für die Kirche Jeſu, Nichts zu fürchten haben. Aber zittern wir für ihre Feinde, zittern wir für die rebelliſchen Kinder, welche ſie zerfleiſchen; zittern wir für uns ſelbſt, wenn wir nicht treu genug ihren Geſetzen, nicht empfänglich genug für ihre heilſamen Lehren ſind. Verdoppeln wir unſere Achtung und Liebe für dieſe heilige Mutter aller Auserwählten, welche zwar ſtreitend und betrübt hienieden iſt, aber ewig triumphirend und glorreich im Himmel ſeyn wird.

Cölibat ſieh **Jungfräulichkeit.**

Artikel XXXI.

Cultus. (Ceremonien.)

1. Einleitende Worte.

Unter Cultus verſteht man im Allgemeinen Achtung, Verehrung, Dienſt. Man unterſcheidet aber

a) einen äußern und

b) einen innern Cultus.

Unten letztern verſteht man die Gefühle des Glaubens, der Liebe, der Dankbarkeit, der Unterwerfung ꝛc., welche man Gott ſchuldig iſt: äußern Cultus hingegen nennt man die in die Sinne fallenden Zeichen, durch welche wir dieſe Gefühle kund geben, als Kniebeugen, Niederwerfen, Gebete, Opfer u. ſ. w.

Es gibt ferner

c) einen höchſten und

d) einen untergeordneten Cultus.

Jener hat Gott ſelbſt zum Gegenſtande; dieſer bezieht ſich auf die Engel und Heiligen.

Der äußere Cultus kann ohne Ceremonien nicht geübt werden.

Unter Ceremonien verſteht man geheimnißvolle Handlungen, dazu angeordnet, um die innere Andacht zu beleben, und zugleich ſie auszudrücken. Das Wort Ceremonie kömmt eigentlich von Caere oder Caerite her, einer berühmten Stadt in Tuscien, wohin ſich zur Zeit, als Rom von den Galliern bekriegt worden iſt, die Veſtaliſchen Jungfrauen mit den Ihrigen flüchteten, um dort ihren Götzen den gewöhnlichen Dienſt zu erweiſen. Die Römer haben in der Folge zum Andenken daran ihre gottesdienſtlichen Handlungen

Ceremonien genannt. Der Name ist auch in das Christenthum übergegangen. Man nennt aber in der katholischen Kirche Ceremonien alle jene äußern Handlungen, mit welchen der Gottesdienst und andere geistliche Verrichtungen zur größern Ehre Gottes und zur Erbauung der Gläubigen nach kirchlicher Vorschrift gehalten werden.

Wo der Artikel Cultus zur Abhandlung kömmt, wird also die Rede seyn müssen von der Liturgie und Allem, was damit in Verbindung stehet. Der Mittelpunkt des katholischen Gottesdienstes ist das heilige Meßopfer; dennoch besprechen wir es hier nicht, deßgleichen übergehen wir hier die Erklärung der bei Ausspendung der heiligen Sakramente üblichen Ceremonien. All dieses verschieben wir, bis uns die alphabetische Ordnung darauf führt. Unsere Aufgabe ist schon eine große, wenn wir nur bei den übrigen liturgischen Handlungen, kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien stehen bleiben, und damit zugleich auch die Bedeutung der kirchlichen Feste, welche mit der Liturgie innig zusammenhängen, vor Augen stellen.

2. Christus hat die Ceremonien nicht verworfen, sondern durch eigenen Gebrauch sie empfohlen.

So sehr der Heiland gegen die Menschensatzungen eiferte, so verwarf er dennoch den Ceremoniendienst nicht, sondern heiligte ihn vielmehr, indem er sich selbst demselben unterwarf, und auch in seine von ihm gestiftete Kirche durch eigenen Gebrauch mancherlei Ceremonien einführte. Zum Beweis hiefür folgende Belege: Jesus ließ sich dem Gesetze gemäß beschneiden Luk. 2, 21; ward dem Herrn dargestellt, Ebend. 16, 22; ließ sich von Johannes am Jordan taufen, wo auch der Geist Gottes sichtbar über ihn kam, und die Stimme vom Himmel scholl: Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, Matth. 3, 13—17., Joh. 1, 32.; fastete in der Wüste vierzig Tage und Nächte, Luk. 4, 1—13., Matth. 4; feierte die Feste der Juden und zog alle Jahre auf das Osterfest nach Jerusalem, Joh. 2, 13.; er bediente sich des äußerlichen Zeichens der Händeauflegung und heilte die Kranken, streckte über den Aussätzigen die Hand aus, rührte ihn an, und sprach: Ich will, sei rein, Mark. 1, 41.; und hieß ihn, sich dem Priester zeigen und das von Moses verordnete Opfer darbringen, ebd. 44.; versicherte,

daß er nicht gekommen ſei, das Geſetz oder die Propheten aufzuheben, ſondern zu erfüllen, Matth. 5, 17. 18.; verbot nicht, Opfergaben zu bringen, ſondern forderte dieß mit verſöhntem, liebevollen Herzen, d. h. mit der Form den Geiſt, mit dem Aeußern das Innere zu verbinden, Matth. 5, 23. 24.; ließ es zu und lobte das Weib, das ſeine Füſſe mit Thränen benetzte, ſie mit Salbe begoß, ſie küßte und mit ihren Haaren trocknete, und erließ ihr die Sünden, Luk. 7, 36. 44—47.; nahm das todte Töchterchen des Jairus bei der Hand mit den Worten: Tabitha kumi, und es ward lebend, Mark. 5, 41.; berührte die Augen der Blinden und machte ſie ſehend, Matth. 9, 28. 29.; legte dem Taubſtummen die Finger in die Ohren, berührte mit Speichel ſeine Zunge, ſah gen Himmel, ſeufzte, und ſprach: Ephpheta (was ihm die katholiſche Kirche bei der Taufe in heiliger Erinnerung nachſprechen läßt) Mark. 7, 33. 34.; benetzte einem Blinden mit Speichel die Augen, und legte zweimal die Hände auf deſſen Augen, Mark. 8, 23—25.; legte dem kranken Weibe die Hände auf und heilte es, Luk. 13, 13.; ſandte die 10 Ausſätzigen zu den Prieſtern, Luk. 17, 14.; bediente ſich bei der Ehebrecherin einer ganz beſondern und eigenen Ceremonie, Joh. 8, 4—12.; heilte den Blindgebornen, indem er auf die Erde ſpie, einen Teig aus dem Speichel machte und denſelben auf ſeine Augen ſtrich, Joh. 9.; ſegnete die Kinder, Luk. 18, 16.; betete bei der Aufweckung des Lazarus die merkwürdigen Worte, welche dem Ceremoniendienſte eine wichtige Bedeutung geben: Vater! ich danke dir: ich wußte freilich, daß du mich allezeit erhöreſt, aber um des umſtehenden Volkes willen ſagte ich dieß, damit es glaube, daß du mich geſandt haſt, Joh. 11, 41. 42.; hielt einen feierlichen Einzug zu Jeruſalem, Joh. 12, 12—19.; wuſch ſeinen Jüngern die Füſſe, Joh. 13, 1—20.; aß das Oſterlamm, Matth. 26., Mark. 14., Luk. 21, 22.; hauchte ſeine Jünger an, ſendete ſie, gab ihnen den heiligen Geiſt und die Gewalt, Sünden nachzulaſſen, Joh. 20, 19—23. — In ſeinen Lehrvorträgen herrſcht die morgenländiſche Parabel vom Salze, Lichte, guten Hirten, Saamen und Sämanne, Weinberge, Senfkorn, Hochzeit- und Gaſtmahl, Sauerteige, Fiſchernetze, verlornem Sohne, der Perle und dgl. Und ſo reicht er in zierlichen Schaalen die köſtliche

Speiſe und den labenden Trank ſeiner Lehre, der wie lebendiges Waſſer aus einer Quelle ſprudelt, die nimmer verſiegt und hin in das ewige Leben quillt, Joh. 4, 14.

3. Nothwendigkeit der Ceremonien (des äußern Cultus).

Die Religion iſt keineswegs ein bloßes Erkennen oder Wiſſen der ewigen Wahrheiten, ſondern eine innige Ueberzeugung, welche vom Verſtande in den Willen eingehet, von da in's Herz hinabſteiget und alle Seelenkräfte des Menſchen in Anſpruch nimmt. Eben deßwegen iſt die Religion nicht etwas bloß Inneres oder Geiſtiges, ſondern je vollſtändiger das Innere durchdrungen iſt, deſto mehr muß es auch Geſtalt gewinnen, d. h. ſich äußerlich offenbaren. Das Feuer, welches innerlich ein Haus ergriffen hat, bleibt in den innern Räumen nicht lange eingeſchloſſen; es trägt ſeine Flammen auch hinaus, und je gewaltiger es brennt, deſto ſchneller zeigt ſich auch die Wirkung davon nach Außen. Würde die Flamme mit Gewalt im Innern eines Gewölbes zurückgehalten, ſo würde ſie bald wieder erlöſchen; im Hinausdrängen aber gewinnt ſie neue Kraft. Dasſelbe gilt auch von der Religion. Sie kann ſich unmöglich bloß auf ſtumme Gedanken und verſchwiegene Gefühle beſchränken; ſie muß ſich äußern, und zwar äußern auf jede mögliche Weiſe, in Wort, in Gebärden, Zeichen, That, in jeder Beziehung des Lebens. So ſind die Ceremonien oder der äußere Cultus eine nothwendige Erſcheinung im Gebiete der Religion; denn wie es in dieſer ſichtbaren Welt keine geiſtige Subſtanz gibt, die nicht ihre körperliche Hülle hat, ſo kann auch die Religion hienieden ohne Ceremonien nicht beſtehen: ſie ſind der verſtändige Ausdruck des Geiſtes, der Leib und die Träger der innern Religion. Tödtet den Leib und die Seele wird nicht mehr in dieſer Welt ſeyn können, und hebt die Ceremonien auf, und es wird keine Religion mehr geben. Daher darf man mit Recht ſagen, daß die Aufhebung des äußern Cultus und der Ceremonien nichts Anders hieße, als der Religion ſelbſt das Grab bereiten. Das haben die Feinde der Kirche auch wohl eingeſehen. Daher haben ſie damit begonnen, daß ſie ſich gegen den äußern Cultus erklärten, die Ceremonien lächerlich machten, die Tempel, Altäre

und Kreuze einrißen. Haben wir ihnen, dachten ſie, Chriſtum nur einmal von den Augen weggenommen, ſo würde er aus ihrem Herzen von ſelbſt verſchwinden. Noch heut zu Tage können wir uns überzeugen, daß an jenen Orten wenig Glauben herrſcht, wo die äußern Religionsübungen vernachläßigt werden. Die Religion auf das rein Geiſtige zurückführen, geſteht ſelbſt ein Ungläubiger, heißt ſie in das Reich des Mondes verweiſen. Es nimmt uns auch kein Wunder, daß unſere im Glauben von uns getrennten Brüder kein beſonderes Verlangen nach Ceremonien haben: wo kein Feuer iſt, da brennt es auch nicht. Eben dadurch, daß ſie gleichgiltig gegen die Ceremonien und den äußern Cultus ſind, beweiſen ſie, daß die Religion ſelbſt eigentlich keine rechte Intenſität bei ihnen erhalten hat.

An Ceremonien und äußern Cult iſt der Menſch auch vermöge ſeiner natürlichen Beſchaffenheit gewieſen, inſoferne er nämlich ein ſinnliches Weſen iſt, und aus Leib und Seele beſtehet. Wäreſt du rein geiſtig, ſagt ein Kirchenlehrer, ſo würde dir Gott ſeine Gnaden auch geiſtiger Weiſe mittheilen; ſo lange du aber ſinnlich biſt, bedarfſt du der äußern Zeichen. Wirklich, als ſinnliche Weſen haben wir überall äußere Zeichen nothwendig. Das Waſſer oder jede andere Flüßigkeit wird in Röhren unter der Erde fortgeleitet, und ſo kömmt es an den Ort ſeiner Beſtimmung. Zerbrich aber dieſe Gefäße, und die Flüßigkeit wird verſiegen. So ſind auch die Ceremonien gleichſam die Röhren, in welchen die Gnade vom Himmel auf uns herabgeleitet wird; wenn du jene verwirfſt, ſo wird auch dieſe für dich verloren gehen. Darum iſt auch das äußere Zeichen eine nothwendige Bedingniß zum Vorhandenſeyn eines Sakraments.

Der äußere Cultus hat zugleich noch einen andern Grund. Der Menſch gehört nämlich ſeinem ganzen Weſen nach Gott an; er muß ihm mit Leib und Seele huldigen. Die Seele ehrt Gott durch den innern Cultus; der Leib aber auf ſeine Weiſe durch äußere Zeichen. Der Leib iſt zugleich der König der materiellen Schöpfung, er iſt nicht bloß ein Werk des allmächtigen Wortes Gottes, ſondern im eigentlichen Sinne das Werk ſeiner Hände: Gott bildete ihn mit eigener Hand. Im Leibe huldiget Gott dem Herrn demnach ſo zu ſagen die ganze materielle Schöpfung, deren geheimnißvoller Abriß der Leib iſt.

Ladet ja der Pſalmiſt alle Geſchöpfe, die Waſſer, die Kälte und Wärme, Licht und Finſterniß, Berge und Thäler, Flüße und Meere ꝛc. zum Lobe Gottes ein. Und wie, der menſchliche Leib, viel vornehmer und ausgezeichneter als all dieſes, — der menſchliche Leib, der die Beſtimmung hat, einſtens im unſterblichen Glanze zu prangen: er ſoll durch Nichts ſeinem Schöpfer huldigen? Nein, wie er einſtens in Vereinigung mit der Seele ewiger Glorie theilhaftig wird, ſo iſt es hienieden ſeine Beſtimmung, in Gemeinſchaft mit der Seele Gott zu dienen, alſo ihn auch zu loben und zu ſeinem Ruhme beizutragen, was er thut, wenn er die innere Andacht der Seele und überhaupts den Geiſt der Religion auf eine entſprechende Weiſe äußerlich darlegt. Die Sünde hat am Leibe ein williges Werkzeug, Gott zu beleidigen: umgekehrt muß ihn der Gerechte zur Verherrlichung Gottes gebrauchen.

4. Nutzen der Ceremonien (des äußern Cultus).

Wie der äußere Cultus für den ſinnlichen Menſchen nothwendig iſt, ſo iſt er für ihn auch höchſt heilſam und nützlich; denn er iſt eine ununterbrochene Predigt und ein feierliches Bekenntniß der vorzüglichſten Glaubenslehren. Der äußere Cultus iſt wie ein Spiegel, in welchem wir die Wahrheiten der übernatürlichen Ordnung ſehen; dadurch werden die Lehren des Glaubens und die Vorſchriften der Moral anſchaulich, ſichtbar und ſelbſt greifbar gemacht. Wenn wir uns eines andern Bildes bedienen dürfen: die Ceremonien ſind für die Religion das, was das Wort für den Gedanken iſt; ſie ſind gewiſſermaſſen der Ausdruck und die materielle Form des innern geiſtigen Weſens; mit einem Worte, ſie ſind das den Sinnen dargeſtellte, alſo verſinnlichte Chriſtenthum, und daher insbeſonders für ungebildete Menſchen von unendlicher Bedeutung. Denn dieſe würden den erhabenen Geiſt der Chriſtuslehre nicht faſſen, wenn er ihnen nicht in ſichtbarer Geſtalt veranſchaulichet würde. Die Ceremonien, ſagt ein tiefer Denker, ſind die belehrenden Darſtellungen und Veranſchaulichungen göttlicher Wahrheiten, deren fruchtbarer Inhalt durch dieſe heiligen und verſtändlichen Hieroglyphen im Geiſte der Gläubigen erneuert und im Gemüthe lebendig erhalten wird.

Manche Menſchen wären auch gar keines geiſtigen Aufſchwun-

ges ihres Herzens zu Gott fähig, wenn ihnen nicht der äußere Cult zu Hilfe käme. Dieſer iſt gleichſam eine geheimnißvolle Leiter, auf welcher der ſinnliche Menſch zu Gott emporſteigt. Wir wiſſen aus dem alltäglichen Leben, daß man ſich im Unterrichte der Kinder der Bilder und Zeichen bedient, nicht bloß, um ihnen das Vorgetragene verſtändlicher zu machen, ſondern auch um ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Was ſind wir aber im Verhältniſſe zu Gott anders, als unmündige Kinder? Er hat nun in Liebe gewiſſe Zeichen und Ceremonien gewählt, wodurch er uns das Aufſteigen zu ihm und den Umgang mit ihm erleichtern will. Daher ſagt auch das Concilium von Trient: „Weil der Menſch von der Art iſt, daß er ohne Hilfe ſinnlicher Zeichen nur ſchwer ſich zur Betrachtung göttlicher Dinge erheben kann, ſo hat die Kirche als zärtliche Mutter gewiſſe Ritus angeordnet, ſie hat deßwegen auch Ceremonien eingeführt.“ Die Ceremonien ſind alſo nicht bloß die bezeichnenden Aeußerungen jenes innern Dienſtes, welchen wir Gott ſchuldig ſind, und der natürliche Ausdruck einer innern frommen Stimmung: ſie ſind auch Mittel der Erweckung und Ermunterung zur innern Andacht, indem ſie Gott wohlgefällige Gefühle erzeugen, den Geiſt von der Zerſtreuung bewahren und die abirrenden Gedanken wieder zurückrufen.

Die Ceremonien ſind ferner ein Beweis jener durch die Jahrhunderte dauernden und den ganzen Erdkreis umfaſſenden Einheit und Allgemeinheit unſers Glaubens; ſie ſind eine lange Gallerie von Gemälden, in welche wir die Religion, obſchon zu verſchiedenen Zeiten ungleich entwickelt, der Hauptſache nach immer als dieſelbe erkennen. Wie in Denkmälern von Erz oder Marmor das Andenken an die menſchlichen Ereigniſſe feſtgehalten wird, ſo die Glaubenswahrheiten in den Formen des Gottesdienſtes und in den Ceremonien. Jeder Zeit hat man auch in Glaubensunterſuchungen auf die liturgiſchen Gebräuche Rückſicht genommen. Schon die Väter des vierten Jahrhunderts ſetzten den Arianern zum Beweiſe der Gottheit Jeſu Chriſti die Geſänge und Gebetsformen der erſten Kirche entgegen. Auf ähnliche Weiſe führen wir heut zu Tage unter Andern die alten Liturgien mancher von der katholiſchen Kirche getrennten, orientaliſchen Sekten an, um unſern Glauben von der leibhaften Gegenwart Jeſu im heiligſten Altars-

ſakrament, von der Ohrenbeicht, dem Gebete für die Verſtorbenen u. ſ. w. zu beſtätigen.

Ein weiterer Vortheil des äußern Cultus beſteht darin, daß er ein geſellſchaftliches Band iſt, das jede Gemeinde einzeln, dann aber auch alle mitſammen vereiniget. Würde jeder in ſeiner Weiſe Gott verehren, ſo könnte ſich nie eine Kirche bilden, es käme nie zu einer Gemeinſchaft unter Mehrern; jeder ſtünde dem andern in Bezug auf Religion fremd gegenüber. Ein ſolcher Zuſtand iſt aber dem Chriſtenthume völlig zuwider; es dringt ſeinem Weſen nach auf Vereinigung. Deßwegen ſtellt es die Gläubigen unter dem Bilde einer Familie dar; denn es will ſie mit einander in die innigſte Vereinigung bringen. Gerade der äußere Cult iſt aber ein Mittel dazu, die Menſchen zu vereinigen; denn indem ſie ſich an gemeinſchaftlichen Orten verſammeln und denſelben Uebungen mit entſprechenden Empfindungen ſich unterziehen, ſind ſie nicht bloß äußerlich nahe gebracht, ſondern auch geiſtig vereint. Wer weiß es auch nicht, wie viel die Religion Chriſti durch ihre äußern Formen zur Bildung von Gemeinſchaften beitrug? Oft hat die niedere Zelle eines Einſiedlers oder ein aufgepflanztes Kreuz Dörfern, ja ſogar Städten ihren Urſprung gegeben. Noch iſt die Kirche der wahrhafte Vereinigungsort einer Gemeinde; nehmet ſie hinweg, und der größere Theil der Menſchheit wird, ähnlich den wilden Völkern, vereinzelt leben. Nimmer mehr reichen hier Gemeindehäuſer oder andere Orte zu weltlichen Verſammlungen aus; denn es genügt nicht, die Menſchen bloß äußerlich zu verſammeln; man muß auch Mittel haben, um ein geiſtiges Band der Einheit um ſie zu ſchlingen. Dieſes vermag nur die Religion, und zwar nicht wie ſie ſich bei den Sekten findet, hier liegt ja die Trennung im Princip, ſondern die durch ihren äußern Cult die Herzen ſo mächtig anziehende und vereinigende katholiſche Kirche. In den geheiligten Hallen des Gotteshauſes zielt Alles darauf hin, die Gemüther einander zu nähern und die ganze Verſammlung wie als Ein Herz und Eine Seele erſcheinen zu laſſen. Denn hier treten alle Verhältniſſe, die in der Welt einen Unterſchied und eine Trennung begründen, in den Hintergrund. Hier gibt es keine Titel, keine Würden; der Prieſter ſieht in allen nur Brüder und Kinder. Er redet ſie daher auch nicht an als Herren oder Frauen, ſondern

mit viel zärtlichern Worten: als Brüder, Schweſtern, Kinder ꝛc. Hier hören Alle das Nämliche; hier wird Allen dasſelbe geſpendet. An einem gemeinſchaftlichen Tiſche eſſen ſie das nämliche Brod des Lebens; von einer gemeinſchaftlichen Stätte vernehmen ſie Alle das gleiche Wort Gottes; derſelbe Gottesdienſt, die nämlichen Uebungen ſind Allen gemeinſchäftlich. Da iſt alſo innige Vereinigung. Solches kann aber die katholiſche Kirche hauptſächlich nur mittelſt ihres äußern Cultus; fiele dieſer hinweg, ſo hätte ſie kein Mittel, auf die Gläubigen recht eigentlich einzuwirken: ſie müßte dieſe mehr ſich ſelbſt überlaſſen: ſtatt der Einigung würde alſo Abſonderung, Separatismus ſtatt finden.

Endlich hat die katholiſche Kirche in ihrem äußern Cult zugleich einen mächtigen Hebel, die Künſte zu fördern. Am Altare des Glaubens entzündete ſich von jeher die Fackel des Genies. Selbſt im Heidenthume entſtunden alle Meiſterwerke der Poeſie, Skulptur, Architektur und Muſik aus religiöſer Begeiſterung. Eben ſo verhält es ſich bei den neuern Völkern; auch hier ſind die Meiſterwerke um ſo vollkommner, je göttlicher die Religion iſt, die ſie einflößt. Und hier müßen die großen Geiſter Raphael, Mozart, Haydn und Andere auf ihre Knie niederfallen, und das Bekenntniß ablegen, daß ſie dem katholiſchen Cultus ihren Ruhm verdanken. Dieſem Cultus verdanken wir ſo mancherlei Erfindungen, die das Gemüth ſo mächtig anſprechen und zur Andacht ſtimmen: ſein Geſchenk ſind unter anderm die Orgel und die Glocken. Wie viele Meiſterwerke wären nicht in das Daſeyn getreten, und wie viel würde die Kunſt noch heutigen Tages verlieren, wenn der katholiſche Cultus nicht beſtünde? Darum achten und ſchätzen wir dieſe äußern Formen, die von ſo großem Nutzen ſind, und ſuchen wir immer mehr in den Geiſt derſelben einzudringen.

5. Nothwendigkeit der Kirchen.

Alle Völker haben zu allen Zeiten Plätze ausgewählt, welche ſie beſonders ihren Gottheiten weihten und zu Orten ihrer religiöſen Zuſammenkünfte wählten. Bald waren es Berge, bald Ebenen oder Thäler, welche das religiöſe Bedürfniß ſich dazu auserſah. Die Berge hatten in der gemeinen Vorſtellungsweiſe die Bedeutung, daß man auf ihnen dem Himmel und der Gottheit näher zu ſeyn glaubte.

Im alten Bunde gab Gott ſeinem Volke Israel ſelbſt ein Heiligthum in der Stiftshütte, in welcher es den Herrn Himmels und der Erde, den Belohner des Guten und Beſtrafer des Böſen immer in ſeiner Nähe hatte. An die Stelle der Stiftshütte trat ſpäter der herrliche Tempel zu Jeruſalem, der ebenfalls wieder nach dem deutlich erklärten Willen Gottes erbauet wurde.

Die erſten Chriſten verrichteten zwar anfänglich ihre Andacht auch noch im jüdiſchen Tempel; allein ſchon ſehr frühe wählten ſie ſich für ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen eigene Orte, gewöhnlich ein beſtimmtes Haus, wie aus vielen Stellen der Apoſtelgeſchichte erhellet. Bald fing man an, eigene Häuſer für gottesdienſtliche Zwecke zu erbauen. Dafür ſprechen unleugbare Zeugniſſe. So ſpricht Kaiſer Alexander Severus den Chriſten in einer Streitſache gegen Garköche einen öffentlichen Platz mit den Worten zu, es wäre beſſer, wenn Gott an dieſer Stelle wie immer verehrt würde, als wenn der Platz den Köchen übergeben würde. In der Decianiſchen Verfolgung wurden die von den Chriſten erbauten Gotteshäuſer allenthalben zerſtört; bis zur Verfolgung unter Diokletian ſind ſie aber in großer Menge wieder entſtanden: Rom allein hatte deren über vierzig. Häufig und vorzüglich zur Zeit der Verfolgungen verſammelten ſich die Gläubigen an unterirdiſchen Orten, in Katakomben, zum Gottesdienſte, welche zugleich die Begräbnißplätze der Martyrer waren; denn man liebte es über den Gräbern der Blutzeugen Chriſti die heiligen Geheimniße zu feiern. Nachdem die Gläubigen durch Conſtantin den Großen den Frieden erhalten hatten, erhoben ſich überall chriſtliche Kirchen. Der fromme Monarch ließ ſelbſt mehre erbauen, und wandelte auch viele Götzentempel in chriſtliche Kirchen um.

Es iſt alſo nicht wahr, daß man keiner eigenen Gotteshäuſer bedürfe; die Geſchichte ſtraft eine ſolche Rede Lüge. Wären ſie kein allgemein gefühltes Bedürfniß, ſo fänden ſie ſich nicht in allen Zeiten und bei allen Völkern. Schweig alſo, Ungläubiger, und ſage nicht mehr, das Weltall macht jeden Tempel überflüſſig. Nein, das Weltall reicht nicht hin. Die bei weitem größere Menge der Menſchen, gewohnt an den Anblick der Welt, gehet an derſelben gedankenlos vorüber, während wir ſie in einem anſtändig geſchmückten Tempel mit Gefühlen der Andacht erfüllet ſehen. Auch ſagt

das Universum mit all seiner Pracht dem Herzen nicht Alles das, was ihm die bescheidene Dorfkirche verkündet. Im Angesichte des freien Himmels findet ihr weder das Kreuz, noch den Altar und sein Tabernakel, weder den Richterstuhl der Barmherzigkeit, noch den Tisch der Gnade oder andere ergreifende Gegenstände. In der Kirche befindet man sich so recht im Hause Gottes und wird sich seiner Kindschaft auf die rührendste Weise bewußt, wo er uns mit offenen Armen, mit von Liebe brennendem Herzen erwartet und uns all seiner Gnadenschätze theilhaftig macht. Da befinden wir uns im Hause, wo wir den Keim des geistigen Lebens in der hl. Taufe empfangen; wo wir in spätern Jahren so oft im geheimen Richterstuhle der Beicht Sündenvergebung erlangt; wo wir so oft das Brod des ewigen Lebens gegessen; wo unsere Herzen so oft mit dem Worte der ewigen Wahrheit erschüttert worden; wo wir schon so vielfältig und in so mancherlei Leiden Trost gefunden. Die Kirchen sind die Orte, in welchen Gott im Tabernakel wahrhaft zugegen ist; wo täglich geheimnißvoller Weise jenes große Opfer erneuert wird, welches Jesus Christus einstens auf Golgatha vollbracht hat, wo also fortwährend das Blut des Sohnes Gottes zu unserm Heile fließt; wo unsichtbarer Weise die Engel und Heiligen Gottes uns umschweben, ja der Himmel selbst über uns geöffnet ist, und wir die Herrlichkeit Gottes mit gläubigem Gemüthe schauen. Wer kann an diesem Allen gleichgiltig vorübergehen? Wer fühlt sich hier nicht mächtig zu heiligen Empfindungen und frommen Betrachtungen hingerissen?

Endlich ist die Kirche ein gesellschaftliches Band, wodurch die Gläubigen auf das innigste vereiniget und zu den erhabensten Handlungen begeistert werden. Wer wollte Männer, Weiber, Kinder und Greise unter freiem Himmel, auf Bergen oder in Thälern vereinigen und ihr Herz mit Andacht erwärmen, zur Zeit, wo die ganze Schöpfung starrt, wo die Erde mit Schnee und Eis bedeckt ist, oder der Regen in Strömen herabstürzt? — Die Kirchen einreißen heißt also den äußern Cultus und mit ihm auch die innere Andacht aufheben, es heißt die Religion zerstören und die Gesellschaft vernichten. Statt die Kirchen zu zerstören, soll man vielmehr neue bauen; denn je mehr man ihre Zahl vervielfältigt, desto weniger braucht man Gefängniße zu erbauen. Darum gilt die

Stimme derer nichts, die, ſtatt in der Kirche, in Gottes freier Natur ihre Andacht verrichten wollen. Sie mögen Gott immerhin auf Bergen und in Thälern anbeten; allein erſt nachdem ſie ihm in ſeinem Tempel die ſchuldige Ehrfurcht erwieſen haben. Indeß die Erfahrung lehrt, daß die, welche in den Kirchen nicht beten, es auch in der freien Natur nicht thun.

6. Die Geſtalt und Einrichtung der Kirchen.

Kaum war es den Chriſten gegönnt, öffentlich ihren Glauben ausüben zu dürfen, ſo erbauten ſie, wie wir hörten, auch eigene Gotteshäuſer oder Kirchen. Dieſe hatten damals mehre Abtheilungen.

Zu äußerſt war die Vorhalle, Narter, ein bedeckter, länglicher Raum von Säulen, die in einiger Entfernung ſtanden. Die Kaiſer rechneten es ſich zur Ehre an, hier begraben zu werden. Aus der Vorhalle kam man in das ſogenannte Clauſtrum; es war ein durch Säulen geſtützter Gang, wo ſich die erſte Klaſſe der Büſſenden, die Flentes oder Weinenden befanden. Nach dem Clauſtrum öffnete ſich der Vorhof (atrium), ein viereckiger Raum unter freiem Himmel. Man verſah ihn mit keiner Decke, damit Alle, welche in die Kirche hineingingen, noch einmal durch den Anblick des Himmels und Gottes wunderbarer Schöpfung erfreuet, mit deſto andächtigern Gefühlen in den Ort eintraten, wo ſie nicht mehr ſeine Werke bewunderten, ſondern ihn ſelbſt in ſeiner Größe anbeteten. In Mitte dieſes Ortes war ein Becken mit Waſſer angebracht, über welchem die Worte ſtunden: „Waſchet euere Sünden, und nicht bloß euer Angeſicht.“ Das Waſſer war eigens vom Prieſter geweiht. Indem ſich die Hineingehenden hier die Hände und das Angeſicht wuſchen, wurden ſie erinnert, zugleich auch ihre Seelen durch die Thränen der Reue von ihren Sünden zu waſchen. An die Stelle dieſes Beckens iſt in der ſpätern Zeit der Weihwaſſerkeſſel getreten, der dieſelbe ſymboliſche Bedeutung hat. — Nun gelangte man in den innern Vorhof (nartex interior); das war jener Raum, in welchem ſich die zweite Klaſſe der Büſſenden befand: man nannte ſie Audientes, d. h. Hörende, weil es ihnen erlaubt war, hier die Hymnen und Pſalmen zu hören, welche in der Kirche geſungen wurden, ſo wie auch das göttliche Wort. Vor der Feier der heiligen Geheimniſſe aber mußten ſie auf den

Ruf des Diakons: „Entfernet euch, ihr Hörenden und Ungläubigen!“ hinweggehen; man hielt ſie ihres ſündhaften Zuſtandes wegen nicht für würdig, einer ſolch heiligen Handlung beizuwohnen. In dieſen Vorhof durften auch die Heiden, Un- und Irrgläubigen eintreten, damit ſie den chriſtlichen Unterricht vernehmen und in Folge deſſen ſich bekehren könnten. Weiter vorzugehen war ihnen aber nicht geſtattet: man hielt dafür, die bloße Gegenwart ſolcher profaner Leute würde die heiligen Orte entweihen.

Von da kam man erſt in die eigentliche Kirche, und zwar zunächſt in das Schiff (navis). Den Namen hat dieſer Theil von ſeiner länglichen Geſtalt. Dann liegt ihm aber auch noch eine ſymboliſche Bedeutung zu Grunde. Die Kirche wurde nämlich von jeher gerne mit einem Schiffe verglichen: Jeſus Chriſtus iſt ſelbſt der unſichtbare Steuermann dieſes Schiffes; ſein ſichtbarer Stellvertreter iſt der hl. Petrus, und ein Jeder, der ihm in dieſer Würde nachfolgt. Die übrigen Biſchöfe und Prieſter ſinnbilden gleichſam die Schiffsmannſchaft; die Gläubigen aber ſind die Reiſenden. In dieſem Schiffe muß man ſeyn, um ſicher über das ſtürmiſche Meer der Zeitlichkeit zu kommen; denn obwohl die Stürme brauſen und die Wellen gewaltig gegen dasſelbe anſchlagen, leidet es dennoch keinen Schaden. Welch herrliche Betrachtungen, wenn man nur in den Raum unſerer Kirchen eintritt, der dem Volke zum gewöhnlichen Orte des Gebetes angewieſen iſt! — Beim Eintritt in das Schiff befand ſich die dritte Klaſſe der Büſſenden, die Prostrati — Hingeworfenen. Sie lagen beim Eingang in das Schiff auf dem Boden, um die Auflegung der Hände des eintretenden Biſchofs zu empfangen, zugleich aber auch, um ihre Unwürdigkeit auszudrücken, an dieſem ehrwürdigen Orte zu erſcheinen. Im Schiffe befand ſich auch der Ambon oder das Pulpitum, d. h. der Ort, von wo aus Vorleſungen und Predigten gehalten wurden: an ihre Stelle traten unſere Kanzeln, unter deren Deckel gewöhnlich eine Taube, das Symbol des hl. Geiſtes, angebracht iſt, zum Zeichen, daß der Prediger an der Stelle des hl. Geiſtes ſpreche. Ueber dem Rednerſtuhle befand ſich die vierte Klaſſe der Büſſenden, die Consistentes oder Stehenden, weil ſie ſich in aufrechter Stellung befanden, was ihre Bereitwilligkeit andeutete, Chriſtus zur vollen Verſöhnung entgegen zu kommen. Das Schiff

ſelbſt war in zwei Theile getheilt, wie es noch zu ſeyn pflegt, und in der Mitte blieb ein Verbindungsgang. Die Männer hatten, von Jeſus im Tabernakel, zu den Gläubigen hingewendet, aus betrachtet, die rechte Seite; die Frauen die linke. Dieſer den Männern eingeräumte Platz ſollte ihre höhere Würde und ihre Gewalt, welche ſie über das andere Geſchlecht nach der Anordnung Gottes ſelbſt hatten, andeuten. Seine Andacht verrichtete man ſtehend oder auch kniend; Stühle gab es urſprünglich nicht in den Kirchen.

Aus dem Schiffe kam man nach Innen in den Chor, in den für die Kleriker beſtimmten Ort. Der Chor war vom Schiffe durch ein halbrundes Gitter getrennt; rings herum waren mehre Stühle angebracht, die je nach der Würde der Geiſtlichen höher oder niedriger waren. Der Biſchof hatte den erhabenſten Sitz, nicht bloß als Ehrenvorzug, ſondern auch um anzudeuten, daß er die ganze Heerde überwache und hüte. Der Chor, oder auch das Presbyterium genannt, lag höher als das Schiff, wie es gewöhnlich noch der Fall iſt, nicht bloß um den Vorrang der Kleriker vor den Laien auszudrücken, ſondern auch um zu ſinnbilden, daß jene gleichſam auf den Scheffel geſtellt ſeien und dieſen mit dem Lichte ihrer guten Werke vorleuchten müßten.

Den innerſten Raum nahm das Heiligthum ein, wo der Hochaltar ſtund. Dieſer Theil war und iſt gewöhnlich noch in ovaler Geſtalt erbaut, erinnernd an das Hintertheil eines Schiffes, in welchem ſich auch die Steuermänner befinden. Ein Vorhang verhüllte den Gläubigen zur Zeit der hl. Geheimniſſe den Altar, um ihre Ehrfurcht deſto mehr gegen das zu erwecken, was darinen vorging. Zugleich erinnerte dieß daran, daß Gott ſich immer, wenn er zu den Menſchen ſich herabließ, in geheimnißvolles Dunkel einhüllte: ſo that er auf Sinai, wo er in eine dunkle Wolke ſich hüllte, und als das Wort Fleiſch geworden und durch Maria, die ſeligſte Jungfrau, leibhaft ſich zur Welt bringen ließ, wählte er die Dunkelheit der Mitternacht. Nach geſchehener Conſekration jedoch ward der Vorhang hinweggenommen, daß die Gläubigen den nun auf dem Altare wahrhaft gegenwärtigen Gott anbeten ſollten. Neben dem Hochaltare befand ſich ein kleinerer, auf welchem man den Wein und das Brod, das zum hl. Opfer gebraucht wurde, ſtellte:

davon ſtammen unſere Credenztiſche. In das Heiligthum durften übrigens nur die Kleriker eintreten.

Der Altar war immer gegen Aufgang der Sonne, ſo wie man auch beim Gebete dieſe Stellung annahm: ein Ausdruck des Glaubens und der Hoffnung; denn die materielle Sonne iſt gleichſam nur ein Bild von der ewigen Geiſterſonne Jeſus Chriſtus, der daher auch der Aufgang aus der Höhe in der heiligen Schrift heißt. Unter dem Altare war eine unterirdiſche Grotte, worin der Leib eines oder mehrer Martyrer lag, eine Erinnerung an die Catakomben, und durch ſie an jene Zeiten der Verfolgung, wo die Gläubigen noch in ſolch verborgenen, unterirdiſchen Höhlen ihre hl. Geheimniſſe feiern mußten. Später hat der Altar ſelbſt die Geſtalt eines Grabes angenommen, einmal zur Erinnerung an jene unterirdiſchen Gräber der hl. Martyrer, über welchen man die hl. Geheimniſſe feierte; dann aber auch, weil der Altar ein Symbol des Grabes Chriſti iſt. Im Altare iſt auch eine Höhlung angebracht, in welcher die Reliquien eines Heiligen verſchloſſen werden. Gewöhnlich iſt dieſe mitten im Altare: darüber ruhet auch nach der Conſecration Jeſus Chriſtus. So vereinigt die Kirche auf engem Raume Alles, was das Herz Gottes am mächtigſten rühren muß. Sie gleicht einer Wittwe, welche, um Gnade zu erflehen, zum Fürſten gehet, und mit der einen Hand auf die Gebeine ihrer Kinder, und mit der andern auf den Leib ihres Gatten hinweist, die ſich im Dienſte des Vaterlandes opferten, und welche bei dieſen theuern Unterpfändern um Hilfe aufſchreit. Der Altar iſt überdieß von Stein, weil auch das Grab Chriſti in ſolchen gehauen war, und Chriſtus der Herr in der hl. Schrift der Eckſtein genannt wird. Er iſt mit drei Tüchern bedeckt, welche an jene Tücher erinnern, in die der Leichnam Jeſu bei ſeiner Grablegung gehüllt worden iſt. Daß der Kelch und die beim heiligen Opfer gebrauchten Gefäſſe möglichſt vom edeln Metalle ſeyn ſollen, drückt eines Theils die Ehrfurcht gegen die hl. Geheimniſſe aus, andern Theils iſt es für die Gläubigen eine Ermunterung, mit welcher Reinigkeit ihre Seele geſchmückt ſeyn muß, um den Leib des Herrn in würdiger Weiſe empfangen zu können.

Urſprünglich hatte man nur Einen Altar in jeder Kirche: er war ein Bild von der Einheit des Glaubens. Daher galt die

Errichtung eines zweiten als Zeichen der Trennung: später ging man davon ab. Das Bedürfniß erheischte die Errichtung mehrer Altäre in ein und derselben Kirche. Die Griechen haben aber noch jetzt bloß Einen Altar in ihren Kirchen. — In einem der Altäre befindet sich im Tabernakel in einem eigenen, kostbaren Gefässe das allerheiligste Sakrament. Der Tabernakel soll aus Ehrfurcht zierlich ausgeschmückt seyn. Die Rituale von Trier und Straßburg fordern von Innen Verkleidung mit Seide und von Außen Vergoldung; eine Synode von Antwerpen vom Jahre 1610 gebietet, daß das Thürchen zum Tabernakel mit einem Vorhang bedeckt sei; selbst der Schlüssel dazu, den der Pfarrer, nicht aber der Meßner, wohl aufzubewahren hat, soll silbern oder doch vergoldet seyn. Auch muß vor dem Tabernakel das sogenannte ewige Licht brennen, in welchem der Glaube und die Liebe der Kinder der Kirche zu diesem Heiligthume angedeutet ist.

Früh fing man an, theils aus Ehrfurcht gegen den Allerhöchsten, dessen Geheimnisse hier gefeiert wurden, theils um die Gläubigen zu erbauen, die Kirchen zu schmücken und in ihnen manches Symbolische anzubringen. Dahin gehören vorzüglich die Bilder und Statuen. Auf jeden Altar, wo das hl. Opfer entrichtet wird, muß nach gegenwärtiger Vorschrift ein Kreuz zwischen zwei Leuchtern sich befinden, zum Zeichen, daß das am Altare erneuerte Opfer dasselbe ist, welches Christus am Kreuze vollbrachte. Die Leuchter selbst sind ein Bild der Welt; erst nachdem ihnen ein Licht aufgesteckt wird, sind sie helle und verbreiten ringsherum ihren Schein. So hat die in die äußerste Finsterniß des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit versunkene Welt von Jesus Christus, dem Gekreuzigten, Licht und Gnade empfangen, und erhält diese geistigen Güter fortwährend in jenem unblutigen Opfer, das auf unsern Altären dargebracht wird. — In der Kirche herum befinden sich noch mancherlei andere Bilder und Statuen. Der Ursprung davon verliert sich in die ältesten Zeiten. Schon in den Katakomben findet man Abbildungen aus dem alten und neuen Testamente, namentlich die Geschichte des Jonas, als ein Bild der Auferstehung; die drei Jünglinge im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, Job in seinem Schmerz auf der Erde sitzend, David im Kampfe mit Goliath — lauter Vorstellungen, in welchen sich

der Zuſtand der Chriſten zur Zeit der Verfolgung ſinnbildete. Ferners liebte man aus dem neuen Teſtamente vorzüglich die Darſtellungen: Chriſtum als guten Hirten, oder wie er die Brode vermehrt, den Lazarus erweckt, den Gichtbrüchigen heilt u. ſ. w. In der folgenden Zeit, als die Martyrer und übrigen Heiligen der Geſchichte angehörten, wurden ihre Kämpfe und Triumphe in der Kirche dargeſtellt. Durch dieſe Abbildungen der Heiligen innerhalb der Kirchen ſollen die Gläubigen erinnert werden, daß ſie mit dieſen ihren verklärten Brüdern noch in Gemeinſchaft ſtehen, und ſie gleichſam ihren Bitten gegenwärtig ſind; ſie ſollen ſich zugleich angeeifert fühlen, möglichſt in die Fußſtapfen dieſer ihrer verklärten Vorgänger im Glauben einzutreten und ihrem erhabenen Tugendbeiſpiele nachzufolgen. Indem ferners die Kirche Heilige aus allen Nationen und Ländern in ihren geweihten Räumen den Gläubigen zur Verehrung aufſtellt, kündigt ſie ſich auf rührende Weiſe in ihrer Allgemeinheit an. Indem in ihr alle Völker und Länder, alle Zeiten und Lebensverhältniſſe repräſentirt ſind, ſpricht ſie lauter, als Worte es vermögen: Ich bin katholiſch; ich bin das gemeinſchaftliche Vaterland aller Tugenden, die Mutter aller Helden. Dieſelbe Wahrheit predigt die Kirche in ihren Ornamenten, Verzierungen und in ihrem ganzen Schmuck. Schön ſchreibt Gaume in ſeiner katholiſchen Religionslehre: Ich bin katholiſch, ruft die Kirche durch alle unbeſeelte Creaturen, durch die Reben, die Weinblätter, die Kornähren, die Früchte, die Bäume, die Blumen aller Art, welche die Mauern ihrer Tempel zieren: alle Theile der Schöpfung begegnen ſich da, um Gott auf ihre Weiſe zu preiſen, und die mächtige Hand der katholiſchen Kirche iſt's, welche ſie vereiniget hat. Ich bin katholiſch, fährt die Kirche fort zu ſagen, durch jene Mannigfaltigkeit von ſeltſamen Figuren heidniſcher Gottheiten, welche ſie in der Conſtruktion unſerer alten Baſiliken anbringt. Allenthalben erſcheinen die heidniſchen Götter da als beſiegt; hier tragen ſie auf ihren niedergebeugten Schultern ſchwere Maſſen, dort dienen ſie als Regenableiter. Das Chriſtenthum zeigt ſich da als Sieger, welcher ſeine beſiegten Feinde an ſeinem Wagen zieht und von Geſchlecht zu Geſchlecht die Erinnerung ſeines Triumphes fortpflanzt: die heidniſchen Götter dienen ihm gleichſam als Fußſchemmel. Ich bin katholiſch, ich bin unſterblich; mir

gehört die Herrschaft der Zeiten, das Monopol der wahren Tugenden, mir der Sieg über das Heidenthum: das ist's, was uns die Kirche durch die Gemälde und Ornamente ihrer Tempel sagt. Diese merkwürdigen Dinge, worauf alle diese so zart gearbeiteten Steine bezogen werden müssen, alle die Marmorkanten, alle die zierlichen Ausschnitte, alle die Kirchenfenster, wo die Vollkommenheit der Kunst mit der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit dem Reichthum der Solidität, mit dem Markigen der Farben um den Vorrang streiten; alle die schlanken Säulen, alle die Thurmspitzen, welche sich zum Himmel emporschwingen, alle die unzähligen Meisterwerke, wo der Glaube, der Geist der Anbetung, des Gebetes und der Liebe zu Gott zu sagen scheint: Ich habe Alles gethan, was ich konnte, um dich zu ehren" — alle diese Dinge, vermögen sie nicht in den Geist einen Gedanken des Glaubens, in das Herz ein Gefühl der Liebe und der Bewunderung zu bringen?

Im Innern der Kirchen befindet sich noch manch anders Ehrwürdige. Zunächst gedenken wir der Beichtstühle. Sie sind gleichsam die Tribunale der göttlichen Gerechtigkeit und erinnern an jenen erhabenen Thron, auf welchem sitzend, einstens Jesus Christus die Welt richtet. Daher werden sie bezeichnend innerhalb der Kirchen angebracht, und ist den Priestern verboten, Fälle der Nothwendigkeit ausgenommen, außer denselben Beicht zu hören. Einige Synoden im Mittelalter befahlen, die Beicht vor dem Altare zu hören; auch ist bekannt, daß in den ersten Zeiten die Absolution vom Altare aus geschah: was offenbar andeuten sollte, daß uns Christus durch jenes Opfer, welches auf unsern Altären unblutig erneuert wird, alle Sündenvergebung erworben hat. Indem die Beichtstühle in den Kirchen sind, in welchen auch die hl. Kommunion gespendet wird, sollen sie für die Gläubigen eine mächtige Aufforderung seyn, zum Tisch der Gnade nicht hinzu zu treten, bis sie sich in den Richterstühlen der Gerechtigkeit vollkommen geprüft und gereiniget hätten.

In den Pfarrkirchen befinden sich auch Baptisterien oder Taufsteine. Billig ist es, sie innerhalb dieser geheiligten Räume anzubringen; denn sie sind gleichsam der Mutterschooß, in welchem die Kirche ihre Kinder empfängt und gebärt. Den Gläubigen muß es mit den heilsamsten Erinnerungen erfüllen, wenn er des

Taufbrunnens ansichtig wird. Dieß ist die Stätte, wo er für Gott und den Himmel wiedergeboren worden. Wie rein und unschuldsvoll war seine Seele, als sie aus diesem Bade hervorging! Welche Versprechungen hat er aber auch damals durch den Mund seines Pathen abgelegt! Wo ist nun diese Unschuld, wo sind die gemachten Versprechungen? Soll eine solche Betrachtung ihn nicht mit Schmerz erfüllen, und soll dieser ihn nicht mächtig bewegen, jenes zweite Brett nach dem Schiffbruch zu ergreifen und durch eine würdige Beicht sich den verlornen Schatz der Unschuld wiederherzustellen? Wie lehrreich sind also nicht die Taufsteine in den Kirchen! Stehen sie nicht da wie mächtige Bußprediger?

Draußen um die Kirche herum hat der fromme Sinn unserer Voreltern gerne den heimgegangenen Brüdern und Schwestern die Ruhestätte bestimmt, um, wie an einem andern Orte gezeigt wird, anzudeuten, daß auch sie noch Kinder der Kirche sind, und zugleich um den zum Gebete in die Kirche hineingehenden Gläubigen desto lebendiger im Andenken zu seyn.

7. Die Einweihung einer Kirche.

Die Weihung der Tempel war schon im alten Bunde üblich; man weiß, mit welcher Pracht der König Salomon die Einweihung des von ihm erbauten Tempels vornahm. Vierzig Tage lang feierte er dieses Fest, und die Juden begingen das Andenken daran alle Jahre; einmal wohnte ihm auch Christus bei. Joh. 10, 22. Und doch war dieser Tempel nur ein Vorbild der zukünftigen Zeiten; es befanden sich in ihm nur die Gesetztafeln, das Manna und der wunderbare Stab Aarons; auf seinen Altären wurden nur Thieropfer dargebracht. Um wie viel heiliger sind die Kirchen der Christen; denn in ihnen wohnt der Gesetzgeber selbst, das lebendige Himmelsbrod ist hier zugegen; auf diesen Altären wird täglich das Opfer erneuert, welches Jesus Christus am Kreuze vollbracht hat, und er selbst, der allmächtige Gott, ist hier in geheimnißvollen Gestalten zugegen. Mit Recht werden also solch heilige Orte unter großem Gepränge eigens geweiht.

Schon die ersten Christen hatten ihre geweihten Orte, und begingen auch alljährlich das Andenken daran. Ein altes Martyrbuch, welches dem hl. Hieronymus zugeschrieben wird, meldet die

Einweihung einer Kirche zu Rom, die der hl. Petrus erbauet und eingeweiht haben ſoll. Nachdem die Chriſten unter Kaiſer Conſtantin, dem Großen, allgemeine Anerkennung erlangt hatten, wurde das Feſt der Einweihung einer Kirche mit ungemeinem Gepränge gefeiert; oft kamen bei einer ſolchen Gelegenheit mehre Biſchöfe zuſammen, ſo daß ſelbſt Concilien gehalten wurden, wie es im Jahre 344 bei einer Kirchweih zu Antiochien geſchah, wo ſich neunzig Biſchöfe einfanden.

Auch heut zu Tage werden die Kirchen feierlich eingeweiht. Die Macht, den Weiheakt vorzunehmen, iſt Sache des Biſchofs; auch bereitet man ſich darauf durch Faſten vor, um zu zeigen, wie heilig und wichtig die Handlung iſt, die man vor hat. Zugleich iſt dadurch angedeutet, daß wir einſtens am großen Vergeltungstage in den Tempel der ewigen Herrlichkeit Gottes, in den Himmel, nicht eingehen können, außer wir haben unſere Seele in dieſem zeitlichen Leben durch Bußwerke gereiniget. Die Reliquien der Heiligen, welche bei der Weihe in den Altar eingeſchloſſen werden, bringt man Tags zuvor an einen neben der Kirche bereiteten Ort (unter einem Zelte), und betet vor ihnen die Matutin und Laudes aus den prieſterlichen Tagszeiten. Dieß erinnert, daß die Heiligen auf dieſer Welt gleichſam Pilger ſind und keine bleibende Stätte haben; daß alſo auch wir ſo lange von unſerer eigentlichen Heimath getrennt ſind, als wir in dieſem zeitlichen Leben uns befinden, wo wir unter dem Zelte unſers ſterblichen Leibes nach der Vereinigung mit Chriſtus harren und ſeufzen. Auch werden zu den Reliquien drei Weihrauchkörner gelegt: dieſe ſind ein Sinnbild der immerwährenden Anbetung der heiligſten Dreifaltigkeit, womit die Heiligen im Himmel beſchäftiget ſind.

Bei Beginn der Weihe iſt die Kirche verſchloſſen und Niemand darf darin ſeyn, außer einem Diakon in ſeiner Amtskleidung. Inzwiſchen begibt ſich der Biſchof an den Ort, wo die Reliquien aufbewahrt werden, betet dort die Bußpſalmen, legt die Pontifikalkleider an und kehrt dann in Begleitung der Altardiener zur Kirche zurück. Hier ſpricht er: Sei bei uns, du Einer, du allmächtiger Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt! Es wird ſodann die Allerheiligen-Litanei gebetet, und hierauf weiht der Biſchof Waſſer und Salz, beſprengt ſich und die Umſtehenden damit, um ſich zu reinigen, damit er würdig ſei, das Haus des Herrn zu

weihen, und um den Clerus und das Volk zu heiligen, damit ihre Gebete Gott deſto angenehmer ſeien. Der Chor ſingt dabei: Beſprenge mich, Herr! mit Yſop, und ich werde rein, waſche mich, und ich werde weiß wie Schnee. Proceſſionaliter gehet jetzt der Biſchof um die Kirche herum, und beſprengt dieſe fortwährend mit geweihtem Waſſer, ſprechend: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes," um anzudeuten, daß dieſes Gebäude jetzt nicht mehr einem irdiſchen Zwecke, ſondern dem dreieinen Gott geweiht ſei. Das Waſſer, womit die Wände beſprengt werden, erinnert zugleich an das Blut des Heilandes, durch welches die Welt erlöſet und rein gewaſchen worden iſt von ihren Sünden. Während dieſer Ceremonie ſingt der Chor: „Das Haus des Herrn iſt auf dem Gipfel des Berges gegründet, und iſt über alle Hügel erhaben; alle Nationen werden zu ihm kommen und ſagen: Ehre ſei dir, o Herr! Sie werden mit Freuden kommen, Garben in ihren Händen, und ſagen: Ehre ſei dir, o Herr!" Iſt der Biſchof zur Kirchenthüre zurückgekommen, ſo beſchwört er den Herrn in einem Gebete, dieſen Tempel unter ſeinen Schutz zu nehmen und aus ihm ein Haus der Heiligkeit zu machen. Dann ſchlägt er mit ſeinem Stabe an die Pforte, ſprechend: Oeffne deine Thore, thut euch auf, ewige Pforten! damit einziehe der König der Herrlichkeit. Der im Innern der Kirche zurückgebliebene Diakon fragt: Wer iſt dieſer König der Herrlichkeit? Der Biſchof antwortet: Es iſt der ſtarke und mächtige Gott, es iſt der Gott der Heerſchaaren. Der Diakon öffnet nicht: ſofort wiederholt der Biſchof ſeinen Zug um die Kirche unter entſprechenden Geſang des Chores noch zweimal, betet jedes Mal, an der Kirchthüre angelangt, ein Gebet, worauf das: Oeffne deine Thore u. ſ. w. folgt. Der dreimalige Umgang um die Kirche iſt eine Nachahmung jener altteſtamentlichen Begebenheit, wo die Leviten mit der Bundeslade um die Stadt Jericho zogen. Zugleich iſt der Biſchof ein Sinnbild Jeſu Chriſti und in ſo ferne iſt durch den wiederholten Umzug angedeutet, daß Chriſtus bei ſeiner Ankunft in der Welt, wo er dieſe aus dem Zuſtande ihres Fluches wieder herausreißen wollte, nur allmählig und nach vieler Mühe Eingang fand. Das wiederholte Anpochen an die Kirchenpforte von Seite des Biſchofs erinnert, wie ſehnſuchtsvoll einſtens die Väter des alten Bundes darnach

geſeufzet haben, daß der Himmel ſich öffnen und den Erlöſer von ſich geben möge; zugleich muß es uns mit Beſchämung und Reue erfüllen, indem es uns ſinnbildet, wie oft Gott mit ſeiner Gnade an die Thüre unſers Herzens anpochen muß, bis wir ihm einmal öffnen, d. h. ſeinen Geboten Folge leiſten.

Nach dem dritten Umzuge öffnet der Diakon die Kirchenthüre; der Biſchof aber macht vor ſeinem Eintritt über die Schwelle der Thüre mit ſeinem Stabe ein Kreuz, und ſpricht dabei: „Sieh, das Zeichen des Kreuzes, alle eitlen Trugbilder ſollen verſchwinden.“ — Dadurch iſt angedeutet, daß der Kreuztod des Erlöſers dem Reiche Gottes auf Erden die Pforte geöffnet und die Macht der Hölle gebrochen hat. Wenn der Biſchof in die Kirche eintritt, ſpricht er: „Der Friede ſei mit dieſem Hauſe!“ Wie ſchon bemerkt worden, ſtellet der Biſchof Chriſtum vor. Es iſt alſo in dieſen Worten angedeutet, daß der Welt einſtens nur durch Chriſtus Friede mit Gott zu Theil geworden iſt. Indeß gehet nur der Biſchof in Begleitung des Clerus in die zu weihende Kirche; das Volk bleibt noch draußen: die Kirche ſtellt nämlich den Himmel vor; als Jeſus Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung in ihn eintrat, folgten ihm nur die Gerechten, welche er aus der Vorhölle befreit hatte; erſt wenn er zum zweiten Male kömmt, da, wo er gleichſam die Weihe des ewigen Jeruſalems vollendet hat, nach dem Gerichte, wird er voll Herrlichkeit an der Spitze aller Auserwählten ſeinen Einzug feiern.

Mitten im Schiffe werfen ſich Alle auf die Knie nieder, und der Biſchof beginnt, das Angeſicht zum Hochaltar gewendet, den Hymnus: Veni creator, den heiligen Geiſt um ſeinen Beiſtand anrufend. Alsdann wird die Allerheiligen-Litanei gebetet, um auch die Heiligen zu dem vorhabenden Werke um ihre Fürbitte bei Gott anzuflehen. Dabei werden die Worte eingeſchaltet: „Daß du dieſen Ort beſuchen wolleſt, wir bitten dich, erhöre uns; daß du ihn dem Schutze deiner Engel übergeben wolleſt, wir bitten dich, erhöre uns; daß du dieſe Kirche und dieſen Altar, die zu deiner Ehre und auf den Namen des Heiligen N. geweiht werden ſollen, ſegnen, heiligen und weihen wolleſt, wir bitten dich, erhöre uns!“ Bei den letztern Worten erhebt der Biſchof die rechte Hand, ſtreckt ſie über die Kirche und den Altar aus und macht dreimal das

Zeichen des Kreuzes darüber. Außer andern Gebeten wird hierauf bezeichnend das Benediktus geſungen; denn es kommen in dieſem Geſange ſo manche Ausdrücke vor, welche auf die Einweihung einer Kirche volle Anwendung finden, ſo die Worte: „Geprieſen ſei der Herr; denn er hat ſein Volk heimgeſucht; die Fülle ſeines Heiles hat er ausgeſchüttet in dem Hauſe Davids, ſeines Dieners; er will ſein Volk zur Erkenntniß des Heiles führen und zur Vergebung ſeiner Sünden.“ Auch werden öfters die Worte eingeſchaltet: „Schauerlich iſt dieſe Stätte. Hier iſt wahrlich nichts Anders, als das Haus des Herrn und die Pforte des Himmels.“ Inzwiſchen hat ein Altardiener in Form eines Andreas-Kreuzes in die ganze Länge der Kirche Aſche hingeſtreut; auf den einen Streifen ſchreibt der Biſchof das lateiniſche, auf den andern das griechiſche Alphabet. Dieſe Ceremonie bezeichnet, daß durch die Kraft des Kreuzes Chriſti die Völker von verſchiedenen Sprachen und Sitten in der Einen Kirche geſammelt werden ſollen. Auch erinnert dieſer Gebrauch, daß die neue Kirche zu einem gemeinſamen Gottestempel eingeweiht wird, wo allen Menſchen ohne Unterſchied der Nation, des Standes und des Alters der Zutritt zum Gnadenthrone Gottes geſtattet iſt. Endlich iſt hier noch eine andere Wahrheit ausgedrückt: Wie nämlich die Buchſtaben, ſo lange ſie einzeln für ſich daſtehen, keine beſtimmte Bedeutung haben, wie man aber aus ihnen durch gehörige Zuſammenſetzung alle möglichen Wörter bilden und ſo ſeine Gedanken ausdrücken kann: ſo iſt auch der einzelne Chriſt ſchwach in ſeiner Andacht, vereinigt er ſich aber mit ſeinen Brüdern zum Gebete, ſo wird die Andacht Aller auch die ſeinige und die Erhörung läßt ſich um ſo ſicherer hoffen.

Der Biſchof weihet das ſogenannte gregorianiſche Waſſer, welches er mit Salz, Aſche und Wein vermiſcht. Den Namen hat es von Papſt Gregor, der ſeinen Gebrauch anordnete. Dadurch wird Chriſtus als wahrer Gott und Menſch, welcher für uns geſtorben und lebendig wieder auferſtanden iſt, ſchön bezeichnet; denn durch das Waſſer und den Wein wird die Vereinigung der Menſchheit Chriſti mit der Gottheit angedeutet; die Aſche iſt ein Sinnbild des Todes, und das Salz, welches vor Fäulniß bewahrt, ein Sinnbild der Unſterblichkeit und ſomit auch der Auf-

erſtehung. Die Aſche und das Salz ſind überdieß ein Bild des Menſchen, der aus einem ſterblichen Leibe und einer unſterblichen Seele beſtehet; Wein und Waſſer aber ſtellen den menſchgewordenen Sohn Gottes dar. Indem dieſe vier Beſtandtheile mit einander vermiſcht werden, iſt die Vereinigung angedeutet, in welche die Gläubigen in dieſer neuen Kirche durch den Empfang der hl. Sakramente mit Chriſtus treten ſollen; insbeſonders vereinigt ſich der Chriſt mit ſeinem Heilande auf das innigſte im Opfer der hl. Meſſe durch die hl. Communion. Darum werden mit dieſem Waſſer auch die Altäre, welche Chriſtum vorſtellen, und die innern Kirchenwände, die ein Sinnbild der Gläubigen ſind, beſprengt.

Nach der Weihe des gregorianiſchen Waſſers begibt ſich der Biſchof zur Hauptpforte des Tempels und macht mit ſeinem Stabe oben und unten an der Thüre ein Kreuz, wobei er nachſtehendes, inhaltsreiches Gebet ſpricht: Es ſei und bleibe das unüberwindliche Kreuz auf dieſer Schwelle hier eingezeichnet; beide Pfoſten ſeien mit der Aufſchrift deiner Gnade geſchmückt, und über Alle, welche dieſes Haus beſuchen, möge herabkommen Friede und Ueberfluß, Nüchternheit und Sittſamkeit, Segen und Barmherzigkeit. Alle Unruhe und Trübſal weiche fern von hier. Mangel, Peſt, Krankheit, Schwäche und Anlauf der böſen Geiſter mögen durch deine beſtändige Heimſuchung von hier entfliehen und die Gnade deiner Gegenwart erfülle alle Räume dieſes Hauſes, und es wohne Freude, Ruhe und Eintracht, Segen, Gottesfurcht und alles Heil darin. So oft hier dein hl. Name angerufen wird, ſo ſtröme über uns herab die Fülle deiner Güter; es fliehe von hier die Verſuchung des Böſen, und es weile bei uns der Engel des Friedens, der Keuſchheit, der Liebe und der Wahrheit, welcher uns vor allem Uebel bewahren, beſchützen und vertheidigen möge, durch Chriſtum, unſern Herrn.

Nun geht es an die Weihe des Altares. Der Biſchof taucht den Daumen in das gregorianiſche Waſſer und zeichnet fünf Kreuze auf den Altar, eines in die Mitte und die übrigen an die vier Ecken desſelben. Dabei ſpricht er: „Es ſei dieſer Altar geheiligt zu Ehren des allmächtigen Gottes, der glorreichen Jungfrau Maria und aller Seligen unter dem Namen und Gedächtniß des hl. N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes.“ Dieſe

fünf am Altare angebrachten Kreuze erinnern an die fünf Wunden Christi. Der Bischof geht sofort sieben Mal um den Altar und besprengt denselben unter Gebet mit dem geweihten Wasser. Erst nach dem siebenten Gange um Jericho erhörte nämlich Gott das Gebet des Volkes Israel und stürzte die Mauern dieser Stadt ein. Auch der Bischof bittet Gott, er wolle sein Gebet erhören, und seine Segnungen über den Altar ausgießen, auf welchem das hl. Opfer der Messe dargebracht werden soll. Unmittelbar hierauf gehet der Bischof dreimal durch die ganze Kirche an den Wänden hin, indem er sie ebenfalls mit dem genannten Wasser besprengt, und endlich geht er noch kreuzweise durch die ganze Kirche, um auf diesem Wege den Boden in Form eines Kreuzes und nach den vier Himmelsgegenden hin zu besprengen und zu heiligen. Der Klerus singt während dieser Zeit mehre Psalmen, welche an das himmlische Jerusalem und an die Güter erinnern, die der Herr seinen Auserwählten aufbewahrt. Der Bischof aber verrichtet mehre rührende Gebete und besonders eine Präfation, worin er alle Gnaden und Wohlthaten auseinandersetzt, um die er den Herrn für die Gläubigen, die ihn in diesem Tempel anbeten werden, anruft. Nach diesen Gebeten macht der Bischof aus Sand und Kalk mittelst des gregorianischen Wassers einen Mörtel an, den er weihet, und welchen er anwendet, um die Reliquien der Heiligen im Altare zu verschließen; das noch übrige Wasser wird am Fuße des Altars auf den Boden hingegossen.

In feierlicher Processsion werden die Reliquien geholt, welche Priester auf ihren Schultern tragen. Zuerst gehet der Zug um die Kirche herum, wobei beständig das Kyrie eleison (Herr, erbarme dich unser!) ertönt. Hieraus haben wir zu lernen, daß wir unter der Anführung Christi, den der Bischof darstellt, den Heiligen, die in den Reliquien angedeutet sind, nachfolgen müßen, damit wir zur triumphirenden Kirche im Himmel gelangen. Unterdessen aber rufen wir auf dieser Welt ohne Unterlaß zu Gott um Erbarmung und Gnade, damit wir zur Versammlung der Heiligen wirklich mögen zugelassen werden. Wenn der Zug in die Kirche eintritt, stimmt man den Freudengesang des 149. Psalmes an, wodurch die künftige Freude der Auserwählten dargestellt wird, wenn sie Christus in die ewige Herrlichkeit einführt.

Der Biſchof ladet den Herrn ein, von ſeinem Tempel Beſitz zu nehmen; er bezeichnet die Thüre desſelben mit einem dreifachen Kreuz und ſalbt es mit Chriſam. Auch die Höhlung des Altares, welche für die Reliquien beſtimmt iſt, wird mit Chriſam geſalbt; alsdann bringt man die Reliquien in dieſe Höhlung und vermauert ſie mittelſt des oben genannten Mörtels. Dieſe Ceremonie erinnert daran, daß man in der erſten Kirche die hl. Meſſe vorzugsweiſe über den Gräbern der hl. Martyrer feierte, wodurch ſich die Worte der geheimen Offenbarung erfüllten: Ich ſah unter dem Altare die Seelen derjenigen, die getödtet wurden um des Wortes Gottes willen und um des Zeugniſſes willen, an dem ſie hielten, und ſie riefen mit ſtarker Stimme und ſprachen: Wie lange, Herr, du Heiliger und Wahrhafter, richteſt du nicht und rächeſt nicht unſer Blut an denen, die auf Erden wohnen? Apok. 6, 9. 10. Das Verſchließen der Reliquien im Altare ſinnbildet zugleich, daß die Heiligen im Himmel mit Chriſto innigſt vereinigt ſeien und mit ihm gleichſam Einen Leib ausmachen. Es folgen nun wiederholte Salbungen des Altars in der Mitte und an den Ecken mit heil. Oel und Chriſam. Dieſe Salbungen beziehen ſich auf die Perſon Chriſti, welche der Geſalbte des Herrn, der hohe Prieſter des neuen Bundes, der König aller Könige und der Meiſter aller Propheten iſt. Könige, Prieſter und Propheten aber waren es, welche nach alter Gewohnheit geſalbt wurden. Bekannt iſt, daß ſchon der Patriarch Jakob Oel auf jenen Stein goß, den er auf ſeiner Reiſe nach Meſopotamien Gott als ein Denkmal errichtete: jener Stein war aber nur ein Vorbild unſerer Altäre. Endlich iſt durch die Salbung mit Oel auch der Segen angedeutet, welcher vom Altare aus der chriſtlichen Gemeinde zuſtrömt.

Der Biſchof beräuchert den Altar auf allen Seiten in Form eines Kreuzes und ſpricht dann: „Wir beſchwören dich, Herr! lenke unſer Gebet wie einen Weihrauch, der dir angenehm iſt, und das gläubige Volk werde dadurch reichlich geſegnet; Alle, welche zu dieſem Altare kommen und opfern oder an dem hl. Meßopfer theilnehmen, mögen Hilfe erlangen für das gegenwärtige Leben, die Vergebung ihrer Sünden und die Gnade der ewigen Erlöſung.“ — Ein Prieſter, der das Rauchfaß aus der Hand des Biſchofs empfängt, gehet beſtändig um den Altar (bis zu Ende der Weihe

desſelben) und beräuchert ihn. Dieſe Räucherungen deuten an die Opfer und Gebete, welche fortwährend vom Altare zu Gott aufſteigen ſollen. Der Prieſter, der mit dem Rauchfaße immer um den Altar herumgehet, erinnert an jenen Engel in der geheimen Offenbarung (Apok. 8, 3. 4.), der mit einem goldenen Rauchfaße vor dem Altare ſtand, und vieles Rauchwerk, d. h. die Gebete der Heiligen, auf den goldenen Altar legte, welcher vor dem Throne Gottes war. Es iſt in der That das Amt des Prieſters am Altare, die Gebete des anweſenden Volkes zu ſammeln und vor dem Angeſichte Gottes gleich einem koſtbaren Rauchopfer darzubringen. Dieſe Ceremonie ſoll die Gläubigen auffordern, nun ihre Gebete recht reichlich vom Altare zu Gott aufſteigen zu laſſen.

In der Kirche herum ſind zwölf Kreuze angebracht, welche jetzt ebenfalls geweiht und geſalbt werden. Dieſe Kreuze erinnern an die zwölf Apoſtel, welche Jeſus Chriſtus als die Säulen und Fundamente der Wahrheit aufgeſtellt hat. Vor dieſen Kreuzen brennen Lichter, zum Zeichen, daß von Jeſus Chriſtus durch die Apoſtel in die ganze Welt Licht ausging. Dahin deuten auch die Worte der geheimen Offenbarung Johannis: Die Mauer der Stadt Jeruſalem hat zwölf Grundſteine, und auf dieſen ſtehen die zwölf Namen der zwölf Apoſtel des Lammes. Apok. 21, 14.

Der Biſchof weihet fünf und zwanzig Weihrauchkörner, und bildet daraus fünf Kreuze, eines in der Mitte des Altars, die andern an den Ecken; darüber legt er eben ſo viele Kreuze, welche aus Wachslichtern gebildet ſind: dieſe werden alsdann angezündet und auf dem Altare verbrannt. In dieſen Lichtern ſind die Opfer und Gaben geſinnbildet, welche die Gläubigen künftig auf dieſem neugeweihten Altare Gott darbringen, die ihm aber nur im Hinblicke auf das große Opfer ſeines eingebornen Sohnes, welches durch die Kreuze angedeutet wird, angenehm ſeyn können. Vorzüglich ſind in den kleinen brennenden Weihrauchkerzen unſere vom Geiſte der Anbetung durchdrungene, von dem Lichte des Glaubens erleuchtete und vom Feuer der Liebe Gottes brennende Herzen angedeutet. Wer Zeuge dieſer geheimnißvollen Ceremonie iſt, ſoll im Geiſte der Kirche dabei ſprechen: Ja, Herr! ich opfere dir mein Herz, gib, daß der Glaube, die Hoffnung, die Liebe und die Andacht es verzehren, wie das Feuer das Wachs verzehrt, und

daß der gute Geruch meiner Tugenden die Erde erbaue und ſich zum Himmel erhebe. — Während die Kerzen und die Weihrauchkörner auf dem Altare brennen, ſingen der Biſchof und der übrige Klerus auf den Knieen: Gelobt ſei Gott! Komm, heiliger Geiſt, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde ſie mit dem Feuer deiner Liebe! — Unterdeſſen ſammelt ein Prieſter die Aſche des Weihrauches und der Kerzen, um ſie in das Spülwaſſerbehältniß zu werfen, wobei er ein Gebet und eine Präfation ſpricht, worin Gott angerufen wird, daß er im Himmel beſtätige, was er auf Erden gewirkt hat, und ſich immer das Opfer gefallen laſſen möge, das man auf dieſem Altare ihm darbringt. Endlich nimmt der Biſchof noch einmal unter Gebeten eine Salbung des Altares vor, wornach er (der Altar) mit ſeinen Ornamenten bekleidet wird. Sofort werden die Kerzen angezündet, welche auf ihm ſind und in der Kirche herumſtehen. Dieſe Lichter verkünden den nun zum Gebete Eintretenden, daß ſie nicht Kinder der Finſterniß und der Nacht, ſondern des Lichtes und des Tages ſind, und daß ſie folglich nicht ſchlafen dürfen wie die Andern, ſondern nüchtern ſeyn und wachen müßen.

Dieſe wichtige Ceremonie einer Kirchweihe wird endlich durch die Feier des hl. Meßopfers geſchloſſen. Fortan iſt eine ſolche Kirche wahrhaft die Pforte des Himmels und das Haus, wo Gott mit dem Menſchen zuſammenwohnt; denn wie der Erlöſer einſtens auf Erden wandelte und unter den Menſchen wohnte, ſo zieht er jetzt auch in eine ſolche Kirche ein, und iſt im heiligſten Altarsgeheimniß fortwährend gegenwärtig und ſpendet hier ſeine Gnaden aus. Und wie vieler Wohlthaten wird der fromme Gläubige in ſeiner Kirche theilhaftig! Hier legt er ſeine irdiſchen Neigungen ab und macht ſich los von den Eitelkeiten der Welt; hier tröſtet er ſich über den Verluſt der Glücksgüter und beweint die Verdorbenheit ſeines Zeitalters; hier legt er ſeine häuslichen Plagen und Kümmerniſſe vor dem Kreuze nieder und findet Hilfe gegen alle Bedrängniſſe des Lebens. Hier findet er Ermunterung, wenn er ſchwach werden will; hier Erleichterung von der ſchweren Laſt ſeiner Sünden. Was gibt es für einen gnadenreichern Ort als eine katholiſche Kirche? — Dieſem fügen wir noch bei, daß eine jede Kirche zur Ehre eines Heiligen geweiht wird. Ein ſolcher Heiliger, der daher auch Patron heißt, iſt der Gemeinde,

welcher die Kirche gehört, zum Beschützer und Vorbilde gegeben: dieß ist gleichsam ein neues Band zwischen der Kirche der Erde und der des Himmels. Pflicht der Gläubigen ist es, das Fest ihres Patrons mit heiliger Freude und dem aufrichtigen Willen zu feiern, seinen Wandel möglichst nachzuahmen; denn im Leben eines jeden Heiligen gibt es Tugenden, die der Mensch, mag er in was immer für einer Lage seyn, nachahmen soll.

Endlich kann eine Kirche auch entweihet werden, in Folge dessen sie neuerdings eingeweiht werden muß. Wenn nämlich in einer Kirche ein Mord begangen, wenn in Folge einer Gewaltthat menschliches Blut vergossen oder ein Gräuel der Unzucht ausgeübt worden, so ist die Kirche entweiht. Es darf jetzt kein Gottesdienst mehr darin gehalten werden; die Altäre werden entblößt und die Kirchenthüren verschlossen. Der Tempel muß durch ein vom Bischofe geweihtes Wasser, worunter Salz, Wasser und Wein gemischt ist, besprengt und unter den hiezu vorgeschriebenen Gebeten von neuem geweiht werden. Die Kirche will hiemit den Gläubigen desto größere Ehrfurcht gegen die Gotteshäuser einprägen, und zugleich ihnen desto mehr Abscheu gegen gewisse Laster einflößen, welche so schrecklich sind, daß selbst ein ehrwürdiger, heiliger Ort durch sie in einen Gegenstand des Abscheues vor Gott umgewandelt wird. So hat man auch schon in den ältesten Zeiten das Wohnhaus eines großen Verbrechers oft niedergerissen und die Stelle, wo es gestanden ist, mit Salz bestreuet, um den Abscheu des Volkes gegen die verruchte That zu vermehren. Endlich ist bildlich hier das Sakrament der Buße angedeutet. Die erste Einweihung der Kirche heißt Consekration, die eigentlich nicht mehr wiederholt wird, wodurch sie ein Sinnbild der Taufe ist, die den Menschen zum Tempel des hl. Geistes einweihet und ebenfalls nicht wiederholt werden darf. Die Wiederaussegnung einer befleckten Kirche heißt Reconciliatio, ein Wort, welches Wiederaussöhnung heißt und so klar die Buße andeutet, wodurch der geistige Tempel Gottes, die menschliche Seele, ebenfalls wieder gereiniget wird. Das mit Salz und Asche gemischte Wasser, welches der Bischof zur Wiederaussegnung einer Kirche gebraucht, bedeutet die Bußthränen und den Schmerz über die begangenen Sünden. Vor der Aussegnung einer befleckten Kirche darf man die hl. Geheimnisse

in ihr nicht feiern; ſo darf eine mit Sünden befleckte Seele nicht zum Tiſche des Herrn hinzutreten. Wie ſchön und rührend iſt nicht dieſes Verhältniß! Wie weiſe handelt nicht die Kirche bei all ihren Anordnungen!

8. Das jährliche Kirchweihfeſt.

Die katholiſche Kirche erneuert alljährlich das Andenken an die Einweihung einer Kirche. Auch in dieſer Gewohnheit hat ſie das Alterthum für ſich. Schon in den früheſten Zeiten pflegten die Gläubigen das Jahresgedächtniß der Einweihung ihrer Kirchen feſtlich zu begehen, ja dieſer Gebrauch geht bis in die Zeiten des alten Bundes zurück; denn Chriſtus ſelbſt wohnte einmal dieſem Feſte bei Joh 10, 22.

Das Kirchweihfeſt erinnert zunächſt an jenen glücklichen Tag, wo durch den Biſchof die Kirche eingeweihet und zum erſten Male zum Gottesdienſte gebraucht worden iſt. Dieſe Erinnerung ſoll die Gefühle des innigſten Dankes in den Herzen der Gläubigen erwecken, daß ſie ſo glücklich ſind, Gott in ihrer Mitte zu haben. Daran erinnern jene Worte der Epiſtel bei der heiligen Meſſe: „Ich ſah das neue Jeruſalem von Gott aus dem Himmel herabkommen, und hörte eine Stimme, welche ſprach: Sieh Gottes Wohnung unter den Menſchen! Er wird bei ihnen wohnen und ſie werden ſein Volk ſeyn.“ Und im Evangelium ſagt Chriſtus zu Zachäus: Heute muß ich noch bei dir einkehren. — Der Dank der Gläubigen muß ſich um ſo lauter bei dem Gedanken ausſprechen, daß noch viele Chriſten des Glückes, ein eigenes Gotteshaus zu beſitzen, beraubt ſind. Dieß ſoll ſie zugleich anſpornen, dieſen heiligen Ort recht oft zu beſuchen, und ſich ſeiner Segnungen theilhaftig zu machen, die hier Gott auszuſpenden bereit iſt. In der Epiſtel der hl. Meſſe heißt es auch: „Jede Thräne wird Gott von den Augen der Seinigen trocknen, es wird keinen Tod mehr geben, und Trauer, Klage und Schmerz werden aufhören.“ Dieſe Worte beziehen ſich freilich zunächſt auf den Zuſtand der künftigen Seligkeit; allein ſie erfüllen ſich ſchon jetzt an jeden Gläubigen, der in rechter Weiſe die Kirchen beſucht: Gott iſt hier immer bereit, unſere Thränen zu trocknen und unſern Kummer zu ſtillen, wenn wir vertrauungsvoll unſere Zuflucht zu ihm nehmen. Und ſagen wir mit Zachäus:

Sieh, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen, und habe ich Jemand betrogen, so erstatte ich es vierfach wieder, — d. h. machen wir heilsame Vorsätze, so lassen sich die Worte des Herrn auch an uns anwenden: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren; denn auch dieser ist ein Sohn Abrahams geworden. Zu welch herrlichen Betrachtungen gibt demnach nicht das Kirchweihfest Anlaß!

Zugleich soll der katholische Christ das alle Jahre wiederkehrende Kirchweihfest in einem höhern, geistigen Sinne feiern und in der Kirche ein Bild seiner eigenen Seele erblicken, wie der hl. Paulus sagt: Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der hl. Geist in euch wohne? Die hl. Taufe ist die Einweihung der menschlichen Seele zu einem Tempel Gottes. Sein Fundament ist die Tugend des Glaubens, welche in der hl. Taufe eingegossen wird. Der Thurm ist die Hoffnung, welche uns zu Gott erhebt, und der Hochaltar ist die Liebe, durch die wir uns und all das Unsrige Gott zum Opfer bringen; die Grundpfeiler sind die übrigen Tugenden, und die Decke, welche sich über den Tempel unserer Seele wölbt, ist der mächtige Schutz des Allerhöchsten, der mit seiner allwaltenden Vorsicht uns bewacht; die reinen, weißen Wände und der Schmuck der Vergoldung sind ein Sinnbild der Unschuld, welche die Seele in der hl. Taufe erhielt. (S. Rippel, die Schönheit der katholischen Kirche ꝛc.)

Mit dem Kirchweihfeste und seiner jährlichen Erneuerung sind gewöhnlich weltliche Lustbarkeiten verbunden, wozu häufig auch auswärtige Freunde und Bekannte eingeladen werden. Der Ursprung dieser Gewohnheit liegt, statt daß er dem Christenthum zuwider wäre, vielmehr im Geiste desselben. Die Kirchweih ist für eine Gemeinde immer ein Tag großer Freude. Der Geist des Christenthums ist aber ein Geist der Gemeinschaft; man will nichts allein genießen; es drängt einen, auch Andere daran Theil nehmen zu lassen: so ergeben sich die Einladungen auch auswärtiger Freunde und Bekannte von selbst. Solche kommen zunächst, um an der geistigen Freude, dem eigentlichen Kirchweihfeste, Theil zu nehmen. Nach dieser soll aber auch der Leib gelabt werden und sich erfreuen: daher hält man Mahlzeiten. Würde hiebei immer das gehörige Maß eingehalten, und unterbliebe alles Sündhafte, so wären die

bei Kirchweifeſten veranſtalteten Mahlzeiten und Vergnügungen eben ſo wenig zu tadeln, als die Agapen oder Liebesmahle, welche die erſten Chriſten bei ihren Zuſammenkünften hielten. Die Kirche iſt keine Feindin des heitern Sinnes; im Gegentheile, ſo lange er ſich innerhalb ſeiner Schranken hält, und auf unſchuldige Weiſe ſich äußert, begünſtigt ſie ihn. Zur Einführung der üblichen Kirchweihmahlzeiten konnte auch das für Kirchweihfeſte übliche Evangelium Veranlaſſung geben, nach welchen der Heiland ſelbſt beim Zöllner Zachäus Einkehr genommen hat. —

9. Bedeutung der Lichter.

In unſern Kirchen brennen vorzüglich während des Gottesdienſtes Lichter. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums, wo man ſeines Glaubens wegen noch blutig verfolgt wurde, kamen die Gläubigen in unterirdiſchen Gewölben zum Gottesdienſte zuſammen. Damals waren die Lichter nothwendig, um die Orte ihrer Verſammlung zu erhellen. Der Anblick der Kerzen in den Kirchen erinnert demnach zuerſt an jene Zeiten der Verfolgung. Und ſollte dieſer Anblick nicht mächtig zu unſerm Herzen ſprechen? Sollte er nicht unſern Glauben beleben und uns zur treuen Befolgung der Vorſchriften des Evangeliums bewegen, ſeien auch noch ſo viele Hinderniſſe damit verbunden?

Außerdem haben die Lichter noch manche ſymboliſche Bedeutung, und in dieſer Beziehung gehet ihr Gebrauch bis in die moſaiſchen Zeiten zurück. Die Lichter werden nämlich nicht bloß angewendet, um die Finſterniß zu zerſtreuen, ſondern auch um die Freude und Dankbarkeit für die Wohlthaten Gottes an den Tag zu legen. Daher werden um ſo mehr Lichter angezündet, je höher der Feſttag und je feierlicher die Handlung iſt, weil auch da der Jubel und die Freude um ſo größer ſeyn ſoll.

Das Licht iſt ferner ein Bild desjenigen, der im unzugänglichen Lichte wohnet und das Licht im vornehmſten Sinne des Wortes iſt. Licht iſt gleichſam ſein Gewand: daher iſt es billig, daß in ſeiner Nähe auch ein Licht brenne. Wie bemerkt brennt auch vor dem Tabernakel fortwährend ein Licht, welches deßwegen das ewige Licht heißt, und in einer andern Beziehung zugleich auch ein Bild des lebendigen Glaubens und der

immerwährenden Liebe ist, welche wir Menschen zu diesem heiligen Sakramente haben sollen. In dieser Weise sind die Lichter ein sprechender Ausdruck von dem Leben der Gläubigen: sie sollen selbst ein Licht seyn, d. h. leuchten durch den lebendigen Glauben, und wenn dieses jederzeit geschehen soll, so insbesonders in der Stunde, wo sie vor den Augen des Herrn sich darstellen.

Die Lichter sinnbilden endlich auch Jesum Christum, der in der hl. Schrift das Licht heißt. Und darum werden in den Kirchen nur Kerzen aus Wachs gebrannt. Das Wachs wird von den Bienen aus Blumen gewonnen. So hat die himmlische Biene, Jesus Christus, sich aus dem jungfräulichen Fleische Mariens, jener Blume von Jericho, einen Leib gebildet: und davon ist das Wachs ein Symbol, es deutet an die menschliche Natur in Jesus. Die Flamme aber ist ein Bild seiner Gottheit: wie nun die Flamme immer hervorstrahlt, so leuchtete seine Gottheit durch Wunder und außerordentliche Zeichen aus seiner menschlichen Natur hervor; und wie die Kerze im Brennen dadurch, daß sie Andern leuchtet, sich selbst allmählig verzehrt: so hat Jesus Christus aus Liebe zu den Menschen sich ganz und gar geopfert und verzehrt. Daß daher gerade auch während des hl. Meßopfers Wachskerzen brennen, ist eine höchst bedeutungsvolle Ceremonie.

10. Bedeutung der Glocken.

In den ersten Zeiten des Christenthums hatte man kein besonders Zeichen, die Gläubigen zum Gottesdienste zu rufen: ein jeder wurde durch das eigene Bedürfniß dazu veranlaßt. Später bediente man sich eines hölzernen Werkzeuges, oft auch einer Trompete, dann eines Hammers oder des Rufes: „Alleluja!“ um die Gläubigen zum Gottesdienste zu sammeln. Wer eigentlich die Glocken erfunden hat, ist ungewiß: man schreibt diese Ehre bald dem Papste Sabinian, bald dem hl. Paulinus, Bischof von Nola in Kampanien zu: vom letztern wurden auch die Glocken nolae oder campanae genannt.

Die Glocken werden auf Thürmen angebracht, weil sie ein Sinnbild der Stimme Gottes sind, die gleichsam vom Himmel herabtönt und die Gläubigen zur Andacht ruft. Gewöhnlich be-

finden ſich auf einem Thurme vier Glocken: drei werden zu jedem feierlichen Geläute gebraucht; die vierte iſt eigentlich für die Sterbenden und Todten beſtimmt. Auf die Spitze der Thürme pflanzt man gewöhnlich ein Kreuz, zum Zeichen, in weſſen Namen der Schall der Glocken zu uns dringt. Auch ein Hahn iſt oft angebracht: dadurch werden die Seelenhirten zur Wachſamkeit, die Gläubigen aber zum Eifer im Gebete und zur ausdauernden Pflichterfüllung erinnert. Ehemals war das Läuten ein Geſchäft des Klerus, und zwar mit Recht; denn dieſer iſt das Organ, wodurch Gott auf die Gläubigen einwirkt.

Die Glocken üben den wohlthätigſten Eindruck auf das Gemüth der gläubigen Seele: ſie ſprechen mächtig zum Herzen, reißen es aus dem Gewühle des Irdiſchen heraus und tragen es zum Himmel empor. Wie der Schlegel im Innern der Glocke ſich ſchwingt und indem er an dieſe ſchlägt, den harmoniſchen Ton hervorbringt, ſo ſchlägt das Geläute, ein anderer Schlegel für das Herz, an dasſelbe mit ſanfter Gewalt und entlockt ihm die ſüßen Töne des Gebetes, welches ſich mit dem Glockengeläute vereinigt, und von ſeinen Schwingungen zum Himmel empor getragen wird. An Feſttagen ſcheint das Läuten der Glocken die allgemeine Freude und Munterkeit noch zu erhöhen; in Drangſalen werden dagegen dieſelben Töne düſter: wer fühlt ſich z. B. nicht mächtig aufgeſchreckt, wenn die Feuerglocke dumpf vom Thurme in langſamen Schlägen tönt? So vermählen ſich die Glocken mit unſerer jedesmaligen Lage und bringen bald Freude, bald Trauer, das eine Mal Hoffnung, das andere Mal Schrecken in unſer Herz.

Wie die Kirche Alles, was zu ihrem Cultus gehört, weihet, ſo auch die Glocken, und dieſe Weihe wird hier Taufe genannt. Dadurch werden die Glocken dem gewöhnlichen Gebrauche gleichſam enthoben und zur höhern Ordnung erhoben, ſie werden zu Herolden Gottes gemacht.

Die Kirche will den Gläubigen ſowohl das Inſtrument als den Schall, wodurch ſie zu ihren göttlichen Handlungen gerufen werden, geheimnißvoll und heilig machen. Die Glocken ſind die Trompeten der ſtreitenden Kirche, ſie müſſen bei allen wichtigen Umſtänden des Lebens ertönen: daher die mannigfachen Gebete und Ceremonien, womit man ſie weiht. Sie läuten zur Taufe;

deßwegen werden ſie gleichſam ſelbſt getauft. Sie läuten zu den Kämpfen des Lebens von dem Tage an, wo wir durch die Firmung auf den hl. Kampfplatz treten, bis zur Stunde, wo wir den letzten Kampf auf dem Sterbebett vollbringen: darum werden ſie geſalbt mit heiligem Oele. Sie läuten zum Opfer der hl. Meſſe: darum werden ſie mit Weihrauch beſtreut. Sie erinnern unaufhörlich an Jeſus, den Gekreuzigten: darum werden ſie während der Weihe wiederholt mit dem hl. Kreuze bezeichnet. Man gibt bei der Weihe einer jeden Glocke auch den Namen eines Heiligen, um dadurch anzudeuten, daß gleichſam dieſer Heilige durch die Glocke an die Gläubigen ſpreche.

In einem der Weihgebete iſt zugleich der Zweck der Glocken angedeutet. „O Gott," heißt es, „der du durch Moſes, deinen Diener, befohlen haſt, ſilberne Trompeten zu machen, damit das Volk durch ihren lieblichen Schall aufgefordert werde, zum Opfer zu gehen und ſich anzuſchicken, zu dir zu beten: verleihe, daß dieß Gefäß, welches man für deine Kirche beſtimmt, durch deinen heiligen Geiſt geheiligt werde, damit, wenn es in Bewegung geſetzt wird, ſeinen melodiſchen und dem Ohre deiner Völker angenehmen Ton von ſich zu geben, ihr Glaube und ihre Andacht ſich von Tag zu Tag mehren; daß die Schlingen ihrer Feinde, daß Hagel, Stürme, Wirbelwinde und alle Ungewitter unſchädlich gemacht werden, daß die traurigen Wirkungen des Blitzes abgewendet werden: halte durch deine allmächtige Hand die Feinde unſers Heiles zurück, und gib, daß, wenn ſie dieſe Glocke hören, ſie beim Anblick des Kreuzes Chriſti zittern, vor deſſen Namen ſich jedes Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugt."

Die Feinde des Glaubens ſpotten freilich, wenn ſie hören, daß Glockengeläute unter Anderm ein Mittel gegen den Blitz ſeyn ſoll, da ſie gefunden haben, daß dadurch die Luftſäule erſchüttert und gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht, alſo der Blitz angezogen wird. Dieſe Menſchen, welche immer beim Materiellen ſtehen bleiben, weil ſie eines höhern Aufſchwunges gar nicht fähig ſind, mögen immerhin recht haben; ja wir ſelbſt ſagen, durch das materielle Glockengeläute wird der Blitz nicht abgewendet; aber das Geläut iſt frommen Gläubigen eine Veranlaſſung, daß ſie mit einſtimmigem Gebete zum Herrn des Donners und des

Blitzes aufschreien: und von diesem Mittel erwartet der katholische Christ Hilfe.

11. Es ist nothwendig, daß der Gottesdienst mit einem gewissen äußern Gepräng gehalten werde.

Es muß ein gewisser Luxus in unsern Kirchen stattfinden, weil es nöthig ist, den Menschen eine hohe Vorstellung von der Majestät Gottes zu geben. Wie glänzend und prachtvoll ist nicht alles an königlichen Höfen? Verdient die Majestät Gottes geringere Aufmerksamkeit? Sollen die Kirchen, welche der König Himmels und der Erde mit seiner Gegenwart verherrlichet, vernachlässiget seyn, und sich von unsern gewöhnlichen Wohnhäusern in Nichts unterscheiden?

Der Mensch kann nur durch seine Sinne gefesselt werden. Findet nun das Volk in der Religion wenigstens nicht dieselbe Pracht, die es in bürgerlichen Dingen wahrnimmt, sieht es Gott wenigstens nicht eben solch glänzende Huldigungen darbringen, als man den Großen der Erde erweiset: welche Vorstellung soll es sich von der Majestät Gottes machen? Hat diese Betrachtung nicht Friedrich den Großen zu dem Bekenntniß Anlaß gegeben: Die Katholiken verehren Gott als Gott; die Protestanten aber sehen ihn als ihres Gleichen an? Die Protestanten fühlen überhaupts die traurigen Folgen von der Nacktheit ihres Cultus nur zu sehr. Das Herz findet da Nichts, wodurch es gefesselt würde. Daher hat der Protestant auch kein wahres Verlangen nach seiner Kirche; er bleibt im gewissen Sinne derselben mehr fremd.

Wenn wir also unsere Kirchen schmücken, so geschieht es eigentlich nicht deßwegen, weil Gott dieser Pracht bedarf, sondern vielmehr, weil wir sie nöthig haben, uns zu erheben. Der äußere Glanz soll von dem steinernen Tempel auf den lebendigen Tempel, d. h. auf den Menschen übergehen. Daher drang Gott immer auch auf äußeres Gepränge und schrieb es im alten Bunde selbst vor. Das äußere Zeichen der Achtung findet sich auch bei allen Völkern: alle ohne Ausnahme begleiten die Huldigungen, welche sie der Gottheit darbringen, mit so viel äußerm Glanz, als ihnen möglich ist.

Wir müssen ihm unser Gold, unsere Reichthümer, die Meister-

werke der Kunst darbringen, weil es eine Pflicht ist, mit all diesen Dingen denjenigen zu huldigen, von welchem wir Alles empfangen haben. Dieser Tribut der Dankbarkeit ist ein Anrecht auf neue Wohlthaten, während der Undank wie ein brennender Wind ist, der die Gnadenquellen vertrocknet.

Lasset daher die Feinde des Glaubens immerhin sagen: wozu so viel Verschwendung in den Kirchen? Diese Sprache ist nicht neu; Judas hat sie schon geführt, der da murrte, als er sah, daß Magdalena die kostbare Salbe auf die Füße Jesu hingoß. Aber der Herr hat die fromme Büßerin nicht getadelt, sondern vielmehr gelobt, und dadurch im Voraus den Aufwand gerechtfertiget, den wir in unsern Kirchen zu seiner Ehre machen. Hören wir also nicht auf die Sprache dieser neuen Judas, die der eigene Wandel Lügen straft. Sie klagen wegen des Aufwandes, welchen man um der Religion willen macht, wodurch doch die Menschen unterrichtet, zur Tugend ermuntert und durch die Hoffnung auf eine glückselige Zukunft getröstet werden; dagegen verschwenden sie ihre Reichthümer für öffentliche Mädchen oder für die Theater und andere Zwecke, wodurch doch gewöhnlich nur die Sitten verdorben werden. Sie geben Mitleid für das Elend des Volkes vor, und doch wollen sie nicht nur nichts zu seiner Erleichterung thun, sondern ihm auch noch das einzige Mittel nehmen oder doch verkümmern, welches ihm vom Himmel zum Trost in allen Nöthen gegeben ist.

Es ist wohl wahr, der Heiland ist in einer Krippe geboren worden und hat in einem Zimmer das heilige Altarssakrament eingesetzt. Durch diese Armuth und Einfachheit wollte er uns seine unermeßliche Liebe zeigen, und insbesonders die Armen ermuthigen, daß sie es wagten, ihm sich zu nähern, und ihn zu empfangen; die Pracht des äußern Cultus aber wollte er damit nicht untersagen, sonst hätte er ja die Aufhebung der Religion selbst gewollt.

12. Ueber die Bedeutung des kirchlichen Gesanges.

Der Gesang, sagt ein ehrwürdiger Schriftsteller des Alterthums, ist die Sprache des Himmels. In der That wird den Engeln und seligen Geistern von der hl. Schrift gewöhnlich der Gesang beigelegt, wodurch sie ihre Gefühle gegen Gott ausdrücken. Es heißt, daß sie in ewiger Anbetung vor dem Throne des Aller-

höchſten ihm lobſingen. Der Geſang iſt alſo eine höhere Ausdrucksweiſe, entſprechend einem vollkommnen Zuſtande, eine traurige Erinnerung, daß wir dieſen verloren haben, zugleich aber auch eine ſüße Hoffnung, daß wir denſelben wieder erlangen ſollen. Aus dieſem Grunde fehlt es nicht an Solchen, welche den Geſang als die Sprache bezeichnen, die der Menſch vor ſeinem Falle geſprochen, wornach unſer jetziges Wort nur noch eine Ruine des urſprüglichen wäre. Mag dieß immerhin eine bloße Annahme ſeyn, für deren Begründung ſich weiter nichts ſagen läßt, ſo iſt doch dieſes gewiß, daß durch die Sünde nicht bloß der Menſch, ſondern auch ſeine Umgebung, und alles, deſſen er ſich bediente, verſchlechtert worden iſt. Es kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß auch die Sprache, in welcher ſich der innere Menſch gleichſam wie im Gemälde darſtellt, an der allgemeinen Verſchlimmung Theil genommen. Sei indeß die Sache wie immer, ſo iſt es eine ausgemachte Wahrheit, daß durch den Geſang mächtig die Seele angeregt und zu Gefühlen heiliger Andacht hingeriſſen wird, ſo wie er ander Seits nicht wenig dazu beiträgt, die Würde des Gottesdienſtes zu heben und ſeine Feier zu vermehren. Daher darf man ſich auch nicht wundern, daß die Kirche des Geſanges ſich bedient. Sie hat dadurch nicht bloß ein Mittel, die Gefühle der Andacht mächtig zu wecken und die Majeſtät ihres Gottesdienſtes zu erhöhen, ſondern ſie tritt dadurch zugleich in Gemeinſchaft mit den Engeln des Himmels, wo die ſüßeſten Harmonien in ewiger Wiederholung ertönen, und lehrt ihre Kinder gleichſam jetzt ſchon jene Sprache ſtammeln, die ſie einſtens im ewigen Leben reden ſollen. Zum Beweiſe, wie mächtig der Geſang das gläubige Herz anſpricht, möge ein Zeugniß des heiligen Auguſtin daſtehen. Wie oft, ſagt er im neunten Buche und achten Kapitel ſeiner Bekenntniſſe, wie oft ließ mich der Geſang der Hymnen und Pſalmen, die man in deiner Kirche, o Gott, ſang, Thränen vergießen, und wie oft wurde ich innig gerührt, wenn ich dein Lob im Munde der Gläubigen wiederhallen hörte. Denn in dem Maaße, als dieſe ganz göttlichen Worte an mein Ohr drangen, ſtiegen die Wahrheiten, welche ſie ausdrücken, in mein Herz hinab, und die Gluth der frommen Gefühle, die ſie darin hervorriefen, ließ aus meinen Augen einen Strom von Thränen kommen, aber ſüße

Thränen, die zu der Zeit die größte Freude meines Lebens waren.

Die Kirche hatte zugleich noch einen andern Grund, warum ſie den Geſang in ihr Heiligthum einführte. Die Heiden haben dieſe herrliche Gabe Gottes mißbraucht: ſie beſangen die Verbrechen und die ärgerlichen Abentheuer ihrer falſchen Gottheiten. Die Kirche gab nun dem Geſang wieder ſeine urſprüngliche Beſtimmung; ſie brachte ihn wieder in die Dienſte des allein wahren Gottes, indem ſie ihn bei der Feier ſeiner erhabenen Geheimniſſe anwandt. Dabei hatte ſie auch das Beiſpiel des alten Bundes; denn wer kennt nicht die erhabenen Geſänge des Moſes, der Debora, des David, der Judith, der Propheten? David ordnete auch eigene Sängerchöre zum Lobe Gottes an; ſein Sohn Salomo ließ denſelben Gebrauch im Tempel beobachten. Auch die Geſänge des Zacharias, der ſeligſten Jungfrau Maria und des Greiſes Simeon ſind bekannt. Die Geburt Jeſu Chriſti verherrlichten ſelbſt die Engel mit ihrem Geſange. Die erſten Chriſten mußten ſich um ſo mehr angetriebeu fühlen, Gott durch Geſang zu verherrlichen, als der hl. Paulus ſie ſelbſt dazu ermahnt. Ephes. 5, 19. In der That kamen die Gläubigen dieſer apoſtoliſchen Weiſung eifrig nach; denn als der Statthalter Plinius, der Jüngere, die Chriſten ausfragte, was ſie in ihren Verſammlungen thäten, antworteten ſie, daß ſie ſich am Sonntage vereinigten, um Jeſu Chriſto als einem Gotte Loblieder zu ſingen.

In der Folge ordneten heilige Männer den kirchlichen Geſang, beſonders Ambroſius und Papſt Gregor; von dem erſtern ſtammt der Ambroſianiſche, vom Letztern der Gregorianiſche Kirchengeſang; jener iſt ernſter, dieſer aber melodiſcher.

Ungeachtet die Kirchenmuſik im Laufe der Zeit viel gelitten hat und ihr manches Fremdartige beigemiſcht worden, bietet ſie den unbefangenen Kennern dennoch einen Charakter von Größe, eine Melodie voll Adel und eine fruchtbare Abwechslung von Gefühlen dar. Gibt es etwas Erhabeneres als das Te Deum? Was iſt rührender, als die Klaglieder des Jeremias? Was findet man Majeſtätiſcheres als das Lauda Sion? Was Herzzerreißenderes als das Dies irae? Welch ein Meiſterwerk iſt nicht das Todtenamt? Glaubt man da nicht den dumpfen Wiederhall des

Grabes zu vernehmen? Was ſollen wir noch von der Erhabenheit der Pſalmen ſagen? Wer wird durch ſolch himmliſche Töne nicht im Innerſten ergriffen? Wie viel trägt alſo der Geſang und die Kirchenmuſik überhaupts zur Feier des Gottesdienſtes in der katholiſchen Kirche bei!

Erfreuend iſt es, zu vernehmen, daß die Congregatio dei sagri riti in Rom in neueſter Zeit der Kirchenmuſik ihre Aufmerkſamkeit zuwendet und das in ihr Fremdartige zu entfernen ſucht. Zu dieſem Ende iſt nach öffentlichen Nachrichten dem Signor Aleſandro Monaldi vermittelſt Breve geſtattet worden, die für Geld kaum noch zu habenden und durch langen Dienſt defekt gewordenen Chorliturgien Patrono et Auspice Pio IX. herauszugeben.

13. Von den Weihen und Segnungen der katholiſchen Kirche.

Der Fluch Gottes, welchen ſich der Menſch durch die Sünde zugezogen hatte, erſtreckte ſich auch über die lebloſe Natur; denn Gott ſprach zu Adam: Verflucht ſei um deinetwillen die Erde. Der Menſch hatte nun mit den Elementen zu kämpfen; der Acker brachte ihm Diſteln und Dornen; die Thiere, welche zu ſeinem Dienſte geſchaffen waren, wurden ſcheu und flüchtig oder feindeten ihn ſogar an; die Kräuter des Feldes wurden zum Theile giftig. Die ganze Schöpfung verſchlimmerte ſich, und die traurigen Folgen hievon erſtreckten ſich auch auf die Seele. Denn wie durch die Sünde der Menſch ſich ſelbſt zum Sklaven des Teufels machte, ſo unterwarf er auch Alles, was er in der Welt zu ſeinem Gebrauch hatte, dem Dienſte des Satans; wie jene verbotene Frucht im Paradieſe, ſo wurde nun Alles in der Welt dem Teufel ein Mittel, den Menſchen zum Böſen zu verſuchen, und Alles gab den böſen Neigungen des Menſchen Gelegenheit zur Sünde: der Wein zur Trunkenheit, das Gold zum Geize und Raub, der körperliche Schmuck zur Wolluſt u. ſ. w. Durch die Sünde iſt alſo die ganze Schöpfung aus ihrem urſprünglichen Verhältniſſe zu Gott und den Menſchen getreten; alle Creaturen ſtehen mehr oder weniger unter dem Einfluße des böſen Geiſtes. Dieß drückt der Apoſtel in den Worten aus: Alle Geſchöpfe ſeufzen nach ihrer Erlöſung. Röm. 8, 22.

Jeſus Chriſtus iſt gekommen, den Fürſten dieſer Welt hinauszuſtoſſen, ſeine Werke zu zerſtören und die Sünde hinwegzunehmen. Wie nun der Menſch durch die Sakramente geheiligt und in ſeinen urſprünglichen Zuſtand wieder zurückverſetzt wird, ſo die lebloſe Creatur durch Weihen und Segnungen. Deßwegen weihet man alſo gewiſſe für unſern Gebrauch beſtimmte Dinge, um alles Schädliche von ihnen zu entfernen, und ſie gleichſam aus der Macht des Teufels zu befreien, unter deſſen Einfluß ſie durch die Sünde gekommen ſind. Zu dieſem Zwecke hat auch die Kirche verſchiedene Exorcismen und Beſchwörungen angeordnet. Indem wir ſie in Anwendung bringen, glauben wir zwar nicht, daß dieſe Dinge vom Teufel beſeſſen ſind; das aber glauben wir, daß der Teufel durch die Sünde eine gewiſſe Gewalt über ſie habe und ſie als ein Mittel gebrauchen könne, uns zur Sünde zu verführen; und von dieſem Einfluße ſoll das Gebet und die Segnung des Prieſters ſie befreien.

Durch die Weihungen will die Kirche ferners die geſegneten Gegenſtände in Mittel zu unſerer leiblichen und geiſtigen Wohlfahrt verwandeln, ja den Gläubigen ſelbſt gewiſſe Gnaden zuwenden, die in der natürlichen Beſtimmung ſolcher Dinge gewöhnlich nicht liegen, ſondern die Gott erſt in Folge der Fürbitte daran bindet, wie z. B. bei geweihten Medaillen, Kreuzen und ähnlichen Gegenſtänden. Es iſt nämlich außer allem Zweifel, daß das Gebet der ganzen Kirche in Vereinigung mit Chriſtus bei Gott außerordentlich wirkſam ſei. Das iſt jenes Gebet, von dem Chriſtus ſelbſt ſagt: Um was ihr immer den Vater mit gläubigem Herzen in meinem Namen bittet, das wird er euch geben. Das Gebet der Kirche können wir nicht in jedem Anliegen ſogleich in jedem Augenblicke fordern. Als eine für das Wohl ihrer Kinder beſorgte Mutter ſpricht ſie nun im Voraus ihre Fürbitte aus, und legt ſie, weil wir als ſinnliche Weſen eines äußern Zeichen bedürfen, an einzelne ſichtbare Gegenſtände, damit, wer dieſer Gegenſtände ſich bedient, auch ihrer Fürbitte theilhaftig werden möchte. Die geweihten Dinge ſind uns alſo eine Art Unterpfänder, daß uns Gott um der Verdienſte ſeines Sohnes und der Fürbitte der Kirche willen jener Gnaden und Wohlthaten theilhaftig machen werde, um deren Erlangung letztere bei der Segnung durch ihr Organ,

den Prieſter, für uns ihn anflehte. Es verhält ſich hier faſt wie im bürgerlichen Leben, wo Jemand einem Andern an einen Dritten eine ſchriftliche Anweiſung zur Erlangung einer im Schreiben beſtimmten Geldſumme ausſtellt. Er hat zwar das Geld noch nicht; aber vermöge ſeiner Anweiſung rechtliche Anſprüche darauf.

Die Segnungen und Weihungen der katholiſchen Kirche ermahnen uns überdieß mächtig an unſere Beſtimmung, die nach dem Ausſpruch Chriſti keine geringere iſt, als heilig zu werden, wie unſer Vater im Himmel es iſt, und treiben uns zugleich an, derſelben nachzuleben. Fortwährend predigt uns die Kirche durch ihre Weihen und Segnungen die Pflicht, daß auch wir uns weihen und heiligen, d. h. aus unſerm natürlichen Zuſtand der Sünde herausheben und Gott zurückgeben ſollen; denn wenn Alles geweihet und geheiliget wird, was der Menſch zu ſeinem Gebrauche nimmt: um wie vielmehr ſoll er ſich ſelbſt heiligen, da er für Gott geſchaffen iſt?

Die Weihen und Segnungen ſind auch ihres Alters wegen ehrwürdig. Man kann im gewiſſen Sinne ſagen, Gott habe ſchon im erſten Anfange die Welt geſegnet und geweihet. Dahin deuten die Worte: „Gott ſah alle Dinge an, die er gemacht hatte, und er fand ſie ſehr gut;“ — oder: „Wachſet und vermehret euch!“ Im alten Bunde finden ſich überhaupts mehrfältige Spuren von Weihen und Segnungen. Moſes macht durch eine von Gott ihm geoffenbarte Weihe die Waſſer von Mara ſüß (Exod. 4.); Eliſäus reiniget die Quellen von Jericho, indem er Salz hineinwirft und die Worte dabei ſpricht: Dieſes ſpricht der Herr: Ich habe dieß Waſſer geſund gemacht, und es wird künftig kein Tod darin ſeyn. (4. König. 2, 21.) Tobias weihet durch das Gebet die Brautkammer und vertreibt die böſen Geiſter daraus. Tob. 8. u. ſ. w. Im neuen Bunde bediente ſich Jeſus Chriſtus ſehr oft der Segnungen und Weihungen: ſo ſegnete er die fünf Brode und die zwei Fiſche, womit er viele Tauſend Menſchen ſpeiste; er ſegnete die Kinder; legte den Kranken die Hände auf, ſie zu heilen; ſegnete beim letzten Abendmahle das Brod und den Wein, welches er in ſein Fleiſch und Blut verwandelte. Die Kirche aber hat als Erbin der Lehre und der Macht Chriſti jeder Zeit von den Weihen Gebrauch gemacht: daher die mancherlei von ihr eingeführten

Weiheformeln, welche bis in das graueſte Alterthum zurückreichen.

14. Warum ſich die Kirche in ihrer Liturgie der lateiniſchen Sprache bedient.

Die Feinde der Kirche verargen es dieſer gar oft, daß ſie ſich in ihrer Liturgie der lateiniſchen Sprache bedient; und doch hat die Kirche dabei die weiſeſten Abſichten, welche auch die Gläubigen kennen lernen ſollen.

Wie Alles unter den Menſchen ſo ſind auch die lebenden Sprachen der Veränderung unterworfen; viele Wörter veraltern, andere ändern ihre Bedeutung. Würde nun die Kirche in ihrer Liturgie ſich der gewöhnlichen Landesſprache bedienen, ſo wäre die natürliche Folge, daß ſie faſt in jedem halben Jahrhundert neue Formeln für die Ausſpendung ihrer Geheimniſſe und ihren Gottesdienſt entwerfen müßte. Natürlich hätte dieſes auf den Glauben ſelbſt den nachtheiligſten Einfluß; denn wie man ſich jetzt häufig auch auf die kirchlichen Gebete beruft, um die ſtete Unveränderlichkeit der katholiſchen Dogmen zu beweiſen, ſo würden die liturgiſchen Gebete bei ſteter Wandelbarkeit der Formen nicht nur nichts mehr beweiſen, ſondern ſelbſt in das Gegentheil umſchlagen und Verwirrung und Irrthum erzeugen. Allen dieſen Uebelſtänden beugt die Kirche vor, indem ſie ſich bei ihrem Gottesdienſte einer Sprache bedient, in der urſprünglich, man darf ſagen, der hl. Geiſt ſelbſt die Form und den Ausdruck gewählt hat, und die, weil ſie nicht mehr geredet wird, auch der Veränderung nicht mehr unterworfen iſt. Wie in Allem, ſo zielt die Kirche auch hierin auf Einheit hin, und ſie hat in dieſer Sprache ſelbſt ein nicht unbedeutendes Mittel, die Einheit zu erhalten. Ihre Glaubensſätze, die mit den kirchlichen Gebeten innig zuſammenhängen, ſind durch dieſe äußern unveränderlichen Formen und Ausdrücke wie in feſten Schränken verſchloſſen, und um ſo weniger kann unter den Kindern der Kirche ein Streit entſtehen oder auch nur ein Zweifel ſich regen, da ſelbſt die Hülle noch vorhanden iſt, in welcher die Apoſtel und ihre nächſten Nachfolger die göttlichen Geheimniſſe niederlegten.

Aber nicht bloß ein Mittel die Einheit des Glaubens zu erhalten iſt der Gebrauch der lateiniſchen Sprache, ſondern auch die

Allgemeinheit der katholiſchen Kirche ſpricht ſich darin auf eine ſchöne Weiſe aus. Durch dieſe Sprache iſt der Katholik in jedem Lande in ſeiner Kirche, findet überall ſeinen Gottesdienſt und überzeugt ſich ſo auf eine rührende Weiſe, daß ſie allgemein ſei. Nehmet die lateiniſche Sprache hinweg, und der deutſche Prieſter befindet ſich in der Lage, in Italien oder in einem andern auswärtigen Lande ſich der Feier der hl. Geheimniſſe enthalten zu müſſen: aber nun fühlt er ſich überall einheimiſch; überall iſt für ihn der Altar bereitet, überall kann er ſeine prieſterlichen Funktionen ausüben; überall wird er erkannt, überall verſtanden: das Wunder der Sprachengabe am Pfingſtfeſt erhält ſich hier ſo zu ſagen im gewiſſen Sinne. Durch die Einheit der Sprache wird ferners ein engeres Band und eine leichtere Communikation der Lehre unter den verſchiedenen Kirchen der Welt unterhalten, und bewirkt, daß ſie mit dem Mittelpunkt der katholiſchen Einheit getreuer verbunden bleiben. Wie viel Gewinn und Vortheil erwächſt alſo nicht auch in dieſer Beziehung aus dem allgemeinen Gebrauche der lateiniſchen Sprache!

Die Geheimniſſe ſelbſt und der Gottesdienſt werden durch den Gebrauch einer nur von Kennern verſtandenen Sprache ehrwürdiger. Wie viel würde nur die hl. Meſſe in den Augen des Volkes an Feierlichkeit verlieren, wenn ſie in der gemeinen Mundart begangen würde! Denn abgeſehen davon, daß viele liturgiſche Formeln in einer andern Sprache ſich ſchwer wiedergeben laſſen und in der Ueberſetzung viel von ihrer innern Kraft und Salbung verlieren, erſchiene Vieles, was jetzt die Feier ſo ſehr hebt und das Gemüth ſo mächtig rührt, wenn es in der gewöhnlichen Volksſprache mit demſelben Pathos, worin eben das Anregende liegt, ungemein auffallend, ja oft geradezu lächerlich: man denke dabei nur an das feierliche: Ite, missa est.

Die griechiſche Sprache im Orient und die lateiniſche im Occident, dieſe doppelte Sprache, bewahren etwas von der Römiſchen Weltherrſchaft, welche mit noch viel größerm Rechte im geiſtigen Sinne der katholiſchen Kirche gebührt. Einer Religion, die Herrin der Welt iſt, gebührt die Sprache der Weltbeherrſcher eben ſo wie einer unſterblichen Lehre eine unveränderliche Sprache.

Die Wiſſenſchaft ſelbſt muß der Kirche Dank wiſſen, daß ſie ſich in ihren Riten der lateiniſchen und griechiſchen Sprache be-

diente; denn dadurch trug sie nicht wenig bei, die Literatur der Griechen und Römer zu retten, ja sie unsterblich zu machen.

Uebrigens ist es unwahr, daß die Kirche durch den Gebrauch einer todten Sprache den Gläubigen die Kenntniß dessen vorenthalten will, was in ihrer Liturgie enthalten ist; im Gegentheil befiehlt sie ihren Dienern, die liturgischen Handlungen und den Sinn der kirchlichen Gebete dem gläubigen Volke wohl zu erklären (Conc. Trident. sess. XXII. c. 8). Aus eben diesem Grunde gibt es auch eigene Uebersetzungen der kirchlichen Gebete und Erklärungen der liturgischen Handlungen. Nein, die Kirche will ihre Geheimnisse nicht verborgen halten, sondern dieselben nur vor Verfälschungen schützen.

15. Die heiligen Gewänder der Diener des Altares.

Schon im alten Bunde hat Gott gewollt, daß die Priester und Leviten in seinem Dienste sich eines eigenen Anzuges bedienten. Dieses Beispiel hat auch die Kirche des neuen Bundes nachgeahmt, und zwar gehet der Gebrauch einer eigenen Kleidung im Dienste des Altars bis auf die Zeiten der Apostel selbst zurück. Zur Zeit der Verfolgungen waren diese Gewänder natürlich einfach; als aber die Kirche Frieden bekam und auch die Reichen und Großen in ihrem Schooße sich sammelten, wurden sie aus kostbarem Stoffe verfertiget. Auch hatte man frühzeitig vor den priesterlichen Gewanden schon eine große Scheu, so daß es den Frauen nicht erlaubt war, sie nur zu berühren.

Wir wollen die Bedeutung der verschiedenen kirchlichen Gewande kennen lernen, und zwar

A. Priesterliche Kleidung.

1) Das Achseltuch (amictus, von amicere d. h. umhüllen). Es ward vor mehr als tausend Jahren eingeführt, um den Hals zu bedecken, welchen man bis dahin bloß trug. Die Länge des Gottesdienstes in den kalten großen Basiliken machte diese Vorsicht nothwendig. Wie indeß Alles am Priester an Jesus Christus erinnert, so auch das Achseltuch. Es ist einmal ein Bild von ihm, wie er bei seinem Herniedersteigen von den Höhen des Himmels seine Gottheit mit der Menschheit bedeckte. Es ist ferner das

Zeichen des Schleiers der Schmach, womit man das hl. Antlitz des Herrn bedeckte, als man ihn schlug und frevelnd sprach: Weissage uns, wer hat dich geschlagen? Auch ist es ein Bild des Helmes, und erinnert den Priester daran, daß er ein Streiter ist. Und in der That ist der Priester, wenn er sich anschickt, die heil. Geheimnisse zu feiern, im Begriffe, eine große Schlacht zu liefern. Dahin deuten auch die Worte, welche er spricht, wenn er dieses Kleidungsstück nimmt: „Herr, setze mir aufs Haupt den Helm des Streites, auf daß ich den Hieben des Teufels widerstehen kann."

2) Das Meßhemd (Albe, so genannt wegen seiner Weiße). Man bediente sich seiner schon im graueſten Alterthume; nicht bloß der jüdische Hohepriester, sondern auch die Heiden gebrauchten dasselbe gerne bei ihren Opfern. Es war aber die Albe nie aus Wolle oder anderm von Thieren genommenen Stoff, sondern Linen, um anzudeuten, daß man, um sich der Gottheit nähern zu können, anderer Kleider bedürfe, als der von Thierhäuten, womit Gott den strafbaren Menschen nach seinem Falle bekleidete. Die Länge und Weiße der Albe erinnert den Priester an die Ausdauer in guten Werken und besonders an die große Reinheit, welche zur Feier der hl. Geheimnisse mitgebracht werden soll. Dahin deutet auch das Gebet, welches der Priester bei Anlegung der Albe spricht: Herr, wasche mich, reinige mein Herz, damit ich weiß gemacht durch das Blut des Lammes, ewig die Freude genießen kann, welche denen bereitet ist, die ihren Beruf würdig erfüllt haben.

Mit der Albe angethan sind die Priester ein Bild jener Schaar der Auserwählten, die, wie sie der hl. Johannes in seiner geheimen Offenbarung sah, in weißen Kleidern vor dem Lamme stunden, und ihm folgten, wohin es immer ging. Dadurch sollen die gegenwärtigen Gläubigen zugleich an die Heiligkeit des Opfers erinnert werden, welchem sie beiwohnen, und sich zur Zerknirschung des Herzens angetrieben fühlen, um mit möglichst reiner Seele der heiligen Handlung gegenwärtig zu seyn.

Endlich erinnert die Albe auch noch daran, daß Jesus bei Herodes mit einem weißen Gewand angethan worden ist, in welchem man ihn verspottete und verhöhnte.

3) Der Gürtel (Cingulum). Die alten Völker bedienten sich langer, weiter Kleider; um im Gehen nicht gehindert zu seyn,

ſchürzten ſie dieſe auf, und banden ſie dann mit einem Gürtel. Zu demſelben Zwecke gürtet ſich auch der Prieſter. Der Gürtel hat aber auch ſeine ſymboliſche Bedeutung. Der Prieſter wird dadurch erinnert, daß er mit Muth und Beharrlichkeit das Gute ergreife. Ueberdieß iſt der Gürtel ein Bild der Keuſchheit, und es iſt der Wunſch und die Bitte damit ausgedrückt, Gott möge den Prieſter vor allen unreinen Gedanken und jedem Gelüſte des Fleiſches bewahren. Darum ſagt er auch, wenn er ſich umgürtet: „Umgürte mich, o Herr, mit dem Gürtel der Reinigkeit und lösche aus in meinen Lenden allen Reiz zu unlautern Gelüſten, damit in mir bleibe die Tugend der Enthaltſamkeit, der Keuſchheit und Beſiegung der unlautern ſündhaften Neigungen.“ — Da der Gürtel eine Art Strick iſt, kann er auch dazu dienen, uns die Feſſeln zu vergegenwärtigen, womit der Erlöſer gebunden worden iſt. Für die Gläubigen ſoll es eine Mahnung ſeyn, ſich ebenfalls geiſtiger Weiſe mit den Feſſeln des Erlöſers zu binden, d. h. alle Weichlichkeit zu entfernen und ſich in die Schranken der chriſtlichen Abtödtung zu verſchließen.

4) Die Armbinde (Manipel) trägt der Prieſter am linken Arme. Urſprünglich war ſie ein Tuch aus Leinwand, dazu beſtimmt, daß der Prieſter bei dem lang dauernden Gottesdienſte den Schweiß abtrockne, der ſich oft bei weichen Herzen in der Erinnerung an den Tod und das Leiden des Herrn mit Thränen vermiſchte, ſo daß das Schweißtuch zugleich zum Thränentuch wurde. Später ward dieſes Kleidungsſtück aus dem nämlichen Stoffe verfertigt, den man zur Caſula nahm. Der Manipel erinnert zunächſt den Prieſter, daß er ein mühevolles Amt zu verwalten habe, das ihm viel Schweiß und ſelbſt Thränen koſtet; zugleich iſt es aber auch für alle Gläubige ein Sinnbild, daß ſie hienieden zur Arbeit verurtheilt ſind, und daß der Himmel Gewalt leide; daß ſie im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brod verdienen müßen; daß ſie tauſend Dinge zu beweinen haben während der Nacht ihrer Verbannung, aber daß auch der Tag der Ewigkeit kommen wird, wo der Herr ihre Thränen abtrocknet. Darum ſpricht auch der Prieſter bei der Anziehung des Manipels: Mache mich würdig, o Herr! zu tragen die Armbinde der Thränen und des Schmerzes, damit ich mit Freuden ärnte den Lohn der Arbeit.

5) Die Stole iſt das Kennzeichen der prieſterlichen Gewalt. Daher trägt ſie der Diener des Altars bei jeder ſakramentaliſchen Handlung. Früher war ſie ein Tuch aus feiner Leinwand, das man gebrauchte, um Geſicht und Hände rein zu erhalten, oder etwas mit Ehrerbietung anzurühren und einem Andern darzureichen; ſpäter verfertigte man ſie aus dem Stoffe der Caſula; manchmal brachte man an dem untern Rande der Stole auch kleine Schellen an, welche die Ankunft des Prieſters und eine jede ſeiner Bewegungen ankündigten. Beim Anblick der Stole müßen wir, der Prieſter nicht minder als das gläubige Volk, über unſern Verluſt ſeufzen; denn ſie iſt ein Bild der in unſerm Stammvater Adam verlornen Unſchuld. Zugleich muß ſie uns zu innigem Danke gegen Jeſus Chriſtus ſtimmen, der uns durch ſein Leiden und Sterben den Verluſt wieder erſetzt hat; endlich mit innigem Verlangen nach dem himmliſchen Vaterlande erfüllen, wo wir Alle mit dem Kleide unvergänglicher Herrlichkeit angethan werden. Um aber dahin gelangen zu können, müßen wir zuvor die Schmach Jeſu Chriſti tragen, woran ebenfalls die Stole erinnert, da ſie zugleich ein Bild der Stricke und Seile iſt, welche man ihm bei der Hinausführung auf die Richterſtätte um den Hals warf. Darum ſpricht auch der Prieſter, wenn er die Stole nimmt: Gib mir wieder, o Gott! das Kleid der Unſterblichkeit, welches ich verloren habe durch die Sünde des erſten Menſchen, und obwohl ich unwürdig bin, mich dem hl. Geheimniſſe zu nahen, ſo gib mir doch, daß ich verdienen möge die ewige Freude.

6) Das Meßgewand, Caſula genannt, d. h. kleine Hütte. Es war nämlich ſonſt ſo weit, daß es den ganzen Leib umhüllte: es war gleichſam eine Hütte, worin der Menſch wohnte, — daher der Name; in ſpäterer Zeit hat man allmählig Alles hinweggenommen, was hinderlich war, die Arme frei zu haben, und ihm die heutige Geſtalt gegeben. So lange das Meßgewand ſeine frühere Geſtalt hatte, mußte man es aufheben, während der Prieſter räucherte oder den Kelch und die hl. Hoſtie in die Höhe hob: dieſen Gebrauch hat die Kirche auch nach geänderter Form der Caſula noch beibehalten, ungeachtet die Urſache hinweggefallen iſt, ein Zeichen, wie ſehr ſie an dem ihr Ueberlieferten feſthält. Die Caſula wurde ſtets als Symbol der Liebe betrachtet. Daher

ſagt auch der Biſchof bei der Prieſterweihe, wenn er dem Neophyten dieſes Kleid gibt: „Nimm hin das prieſterliche Kleid, wodurch die Liebe angedeutet wird; denn mächtig iſt Gott, daß er dir vermehre die Liebe und vollkommen mache deine Liebe. Bezeichnend iſt das Meßgewand ein Sinnbild der Liebe.“ Wie nämlich die Caſula alle übrigen Gewänder bedeckt, welche der Prieſter bei der hl. Handlung des Opferdienſtes trägt, ſo ſoll ſich die Liebe über alle Handlungen erſtrecken und ſie durchdringen. — Ferner iſt das Meßgewand ein Bild des Joches Chriſti, welches der Prieſter und die Gläubigen alle Tage tragen ſollen. Darum ſagt der Prieſter auch bei Anziehung des Meßgewandes: Mein Joch iſt ſüß und meine Bürde iſt leicht, — mache, daß ich es ſo zu tragen vermöge, daß ich deine Gnade erlange.

Außerdem ſind noch kirchliche Gewänder:

Die Dalmatika und Tunika, den Leviten eigen. Erſtere hat davon ihren Namen, weil ſie das unterſcheidende Gewand der Bewohner Dalmatiens war. Im zweiten Jahrhundert befahl der Papſt Sylveſter, die Diakonen ſollen ſich ihrer in der Kirche bedienen. Die Levitenkleidung iſt ein feierliches Gewand, und ſoll ſowohl die, welche es tragen, als die Gläubigen zur Freude ſtimmen. Dieß iſt der Sinn der Worte, welche der Biſchof an den Diakon, wenn er ihn bei der Weihe damit bekleidet, und welche der Diakon ſelbſt ſpricht, wenn er es nimmt, um am Altare zu dienen.

Das Pluviale (der Rauchmantel). Der Reichthum und die glänzenden Farben machen dieſes Kleidungsſtück zum Bilde der Herrlichkeit und Unſterblichkeit, womit wir nach der Auferſtehung bekleidet werden.

Auch der Chorrock iſt ſeit Alters her in der Kirche gebräuchlich, nur war er ſonſt länger; die Farbe aber iſt dieſelbe geblieben. Es iſt bedeutungsvoll, daß die Kirche bei den Gewändern, die ihre Diener im heiligen Dienſte tragen, die weiße Farbe liebt. Dadurch erinnert ſie ihre Kinder an die Unſchuld des Herzens, welche die heiligen Geheimniſſe erfordern, und zugleich an die Hochzeit des Lammes im Himmel, der die Heiligen in weißen Gewändern beiwohnen.

Was noch den Reichthum der Ornamente betrifft, ſo erhöhen zwar goldgeſtickte Kleider den Werth der hl. Handlung nicht, und

es ist wahr, der Herr zieht reine Sitten auch den prächtigsten Ornamenten vor; allein es ist Pflicht des Menschen, Gott so viel Ehre zu erweisen, als ihm möglich ist, und der Majestät seines Cultus das Schönste und Reichste auf Erden zu weihen. Die Diener der Könige erscheinen in ihrer Gegenwart nicht anders, als in prunkvollem Anzuge; sie würden ihre Herren zu verletzen und ihrer Majestät Abbruch zu thun glauben, wenn sie vor ihnen ohne Schmuck erschienen. Die Kirche will gerade so handeln, und um ihrem Bräutigam mehr Ehre zu erweisen und ihren Kindern mehr Ehrfurcht einzuflößen, verlangt sie, daß die Gewänder der Kleriker beim göttlichen Dienste nicht bloß reinlich seien, sondern auch sonst durch Pracht sich auszeichnen.

B. Bischöfliche Kleidung.

Um ihre Würde auszuzeichnen, gab die Kirche den Bischöfen eine eigene Kleidung, und zwar

1) besondere Schuhe und Strümpfe. Diese Fußbekleidung ist eigentlich den Römischen Senatoren entnommen. Die Kirche gab sie ihren Bischöfen bei gottesdienstlichen Handlungen, damit die heiligen Geheimnisse mit einer desto größern Pracht gefeiert werden, und auch die Gläubigen desto größere Ehrfurcht sowohl für die Person der Bischöfe, als insbesonders vor dem Amte haben sollten, das sie verwalten. Das Gebet, welches der Bischof bei der Anziehung der Fußbekleidung spricht, erinnert daran, daß er ein Nachfolger der Apostel ist, gesandt, wie sie, das Evangelium zu verkündigen; denn es lautet: Lege, Herr! Schuhe an meine Füsse, damit ich gehe, und das Evangelium des Friedens verkündige, und schütze mich mit dem Schatten deiner Flügel.

2) Das Brustkreuz. In den ersten Zeiten der Kirche trugen alle Gläubige am Halse ein kleines Kreuz, um nicht bloß an Christus, den Gekreuzigten, fortwährend erinnert zu werden, und Alles in seinem Namen zu thun, sondern auch um die Geneigtheit auszudrücken, mit Christus gerne das Kreuz tragen und ihm nachfolgen zu wollen. Der Bischof trägt noch das Kreuz auf seiner Brust, um sich dadurch fortwährend als treuen Jünger und Nachfolger des Gekreuzigten zu bekennen.

3) Die kleine Tunika und die Dalmatika, welche

außerdem dem Diakon und Subdiakon zukommen, erinnern daran, das der Biſchof mit der Fülle des Prieſterthums bekleidet iſt, und daß er daher auch alle Tugenden in einem höhern Grade haben ſoll.

4) Die Handſchuhe erinnern an einen Umſtand von hohem Alterthume und geben dem Biſchof eine wichtige Lehre der Heiligkeit. Als nämlich Jakob von ſeinem Vater Iſaak den Segen erhalten wollte, trat er vor ihn, die Hände mit einem Ziegenfell bedeckt. Durch dieſe Liſt erlangte Jakob die reichſten Segnungen. Wie Jakob, ſo bittet auch der Biſchof für ſich und die Gläubigen Gott um Gnade und Segen; darum ſucht er ſich, um bildlich zu reden, mit ſeinem ältern Bruder Jeſus Chriſtus zu vereinigen, für welchen aller Segen beſtimmt iſt, ſo wie ſich Jakob das Ausſehen des Eſau gab, um den für ihn beſtimmten Segen zu erhalten. Dahin deuten auch die Worte, welche der Prälat bei Anziehung der Handſchuhe ſpricht. Herr, betet er, umgib meine Hände mit der Reinheit des neuen Menſchen, der vom Himmel herabgekommen iſt, auf daß ich nach dem Beiſpiele deines geliebten Jakob, der, da er ſich die Hände mit einem Ziegenfell bedeckte, den Segen ſeines Vaters empfing, nachdem er ihm eine ausgezeichnete Speiſe und einen Tränk angeboten hatte, in Anbetracht des heilſamen durch meine Hände gebrachten Opfers den Segen deiner Gnade empfangen möge.

5) Der Ring iſt das Zeichen des geiſtigen Bundes, der zwiſchen dem Biſchof und ſeiner Kirche beſteht, er iſt gleichſam das Siegel ihres Vertrages; denn wie noch pflegte man auch ehedem ein Siegel auf die Verträge zu drucken, um ſie rechtsgiltig zu machen. Der Ring iſt zugleich auch ein Zeichen der Autorität des Biſchofs; dann ferners wird der Biſchof durch den Ring an die unverletzliche Verſchwiegenheit der Geheimniſſe, und an die Vorſicht erinnert, womit er ſie verkünden muß, um die Perlen nicht vor die Schweine zu werfen. Daher ſagt auch der konſekrirende Biſchof bei der Ueberreichung des Ringes an den Neophyten: Empfange den Ring als Zeichen der Vorſicht und Würde, als Zeichen der Treue, auf daß, was verſchwiegen werden ſoll, du zu verſchweigen wiſſeſt, und zu offenbaren, was geoffenbart, zu binden, was gebunden und zu löſen, was gelöst werden ſoll.

6) Die Mitra ſtammt dem Weſen nach aus dem höchſten

Alterthume. Schon der Hoheprieſter des alten Bundes trug ſie: aus der Geſchichte iſt bekannt, daß der Apoſtel Johannes eine ähnliche Kopfzierde getragen hat. Die Mitra iſt für den Biſchof ein Zeichen der Ehre und erinnert ihn an ſein hohes Prieſterthum, an die Conſekration aller ſeiner Sinne und an die vollkommene Kenntniß, die er vom alten und neuen Teſtamente, die durch die zwei Bänder abgebildet werden, welche auf ſeine Schultern herabfallen, haben ſoll. Durchdrungen von dieſen Gedanken bittet der Biſchof, wenn er ſie nimmt, Gott, er möge ihm die nöthige Kraft und Vorſicht geben, um allen Schlingen entgehen zu können, die ihm der Teufel bereitet.

7) Der Stab iſt das Sinnbild der Hirtengewalt, ein ſchönes Bild, das uns die Kirche als Schafſtall darſtellt: die Gläubigen ſind die Schaafe und die Biſchöfe die Hirten. Nicht die rohe Gewalt iſt es, die da herrſcht, ſondern die Liebe. An dieſes wird der Biſchof am Tage ſeiner Ordination bei der Uebergabe des Stabes durch die Worte erinnert: Nimm dieſen Stab, das Zeichen deiner heiligen Herrſchaft, und gedenke, die Schwachen zu ſtärken, die Wankenden zu befeſtigen, die Böſen zu beſſern, die Guten auf den Weg des ewigen Heiles zu leiten; empfange deßgleichen auch die Macht, die Würdigen zu erhöhen, die Unwürdigen zu erniedrigen, unter dem Beiſtande unſers Herrn Jeſu Chriſti.

8) Das Pallium iſt ein Ehrenzeichen der Metropoliten. Es beſteht aus zwei Streifen von weißer Wolle, die zwei Finger breit über der Bruſt und Schulter herabhängen und mit ſchwarzen Kreuzen durchſäet ſind. Es iſt ein höchſt ſinnvolles Zeichen. Das Pallium iſt nämlich aus grober Lämmerwolle gefertiget, und erinnert daran, daß der Heiland die Biſchöfe als Nachfolger der Apoſtel zu Hirten ſeiner Schaafe und Lämmer beſtellt habe; es iſt ſomit ein Zeichen des Hirtenamtes: daher darf der Metropolit, ehe er das Pallium vom apoſtoliſchen Stuhle erhalten hat, keine erzbiſchöfliche Funktion ſich erlauben. Es iſt mit mehrern Kreuzen durchwirkt: dieſe dienen als Sinnbild, daß der geheiligte Beruf des Erzbiſchofs mit mancherlei und großen Beſchwerden verbunden iſt, die zu übernehmen der Inhaber des Palliums ſich nicht fürchten darf, eingedenk des Erzhirten Jeſu Chriſti, der freiwillig das Kreuz auf ſich genommen. Das Pallium iſt weiter vom Grabe

des Apoſtelfürſten Petrus genommen, zum Zeichen, daß der Erzbiſchof in innigſter Gemeinſchaft mit dem Stuhle des hl. Petrus, mit dem Römiſchen Biſchofe, bleiben ſoll. Es hat endlich die ſchöne Bedeutung, das es den Erzbiſchof vor Stolz und Hochmuth warnt, wozu er in ſeiner hohen Stellung ſo leicht verleitet werden kann, und ihn zur Tugend und Demuth ermahnt: denn es iſt nur eine gewöhnliche, ganz unſcheinbare, von gemeiner Wolle gefertigte Binde, und dennoch wird ihm die Fülle des oberhirtlichen Amtes verliehen. Noch iſt zu bemerken, daß man zu Rom am Tage der hl. Agnes und in der Kirche ihres Namens alljährlich weiße Lämmer weiht, deren Wolle zur Verfertigung des Palliums dient. Bis zur Zeit, wo ſie geſchoren werden können, werden ſie ſodann in einer Genoſſenſchaft von Nonnen aufbewahrt. Die aus ihrer Wolle verfertigten Pallien aber werden auf das Grab des hl. Petrus hingelegt, und bleiben da die ganze dem Feſte des Apoſtels vorhergehende Nacht, und am folgenden Tage werden ſie noch eigens geweiht.

9) Das Schooßtuch wird dem Biſchof, wenn er während des Amtes ſitzt, auf den Schooß gelegt, und dient dazu, daß er ſeine Hände darauf legt, damit die Ornamente vom Schweiß nicht bemackelt werden (Cf. die kath. Religionslehre von Gaume).

16. Bedeutung der verſchiedenen Farben, welche die Kirche bei ihren Ornamenten eingeführt hat.

Die Kirche bedient ſich bei ihrem Gottesdienſte im Gebrauch der Ornamente fünf verſchiedener Farben, die ihre eigene ſymboliſche Bedeutung haben.

a) Die weiße Farbe bedeutet die geiſtliche Freude an den großen Feſttagen Chriſti und ſeiner Heiligen, auch erinnert ſie an die Unſchuld und Reinigkeit, wodurch ſich die Heiligen ausgezeichnet haben, und iſt zugleich eine Ermunterung für uns, ebenfalls darnach zu ringen. Dieſe Farbe wird daher gewöhnlich an den großen Feſttagen Chriſti gebraucht, ferners an den Feſten der ſeligſten Jungfrau Maria, der heiligen Bekenner und Jungfrauen, die keine Martyrer ſind.

b) Die rothe Farbe iſt ein Sinnbild der Liebe Gottes zu den Menſchen und des vergoſſenen Blutes der hl. Martyrer.

Daher wird ſie füglich an den Feſten der hl. Martyrer gebraucht, zugleich aber auch am Pfingſtfeſte, weil der hl. Geiſt nicht bloß in Geſtalt von feurigen Zungen erſchienen, und das Rothe auch ein Symbol der Liebe iſt, ſondern weil Pfingſten insbeſonders das Feſt der Liebe iſt, indem wir durch die Ausgießung des hl. Geiſtes Gnade bekommen, die göttlichen Gebote zu halten, wodurch ſich eben die Liebe zu Gott zeigt. Uns iſt die rothe Farbe eine mächtige Aufforderung, Gott, der uns ſo unendlich liebt, wieder zu lieben; ſo wie ſie uns anderſeits ermuntert, das Beiſpiel der hl. Martyrer wenigſtens ſo viel als möglich nachzuahmen, und jederzeit unſern Glauben ſtandhaft zu bekennen, ſollten damit auch noch ſo große Opfer verbunden ſeyn.

c) Die grüne Farbe iſt das Zeichen der Hoffnung: ſie erinnert uns an unſere einſtige Seligkeit und an das große Geheimniß der Auferſtehung der Leiber, die am letzten Gerichtstage aus dem Moder des Grabes wieder hervorgehen werden, gleichwie nach vergangener Winterszeit die Pflanzen wieder aus dem Schooß der Erde hervorſproßen. Darum wird die grüne Farbe bezeichnend an Sonntagen genommen, an welchen ſonſt kein Feſt einfällt; denn der Sonntag iſt der Auferſtehungstag unſers Herrn. Die grüne Farbe will den Erdenpilger zugleich mit Muth und Hoffnung erfüllen, die Mühſeligkeiten des Lebens im Vertrauen auf die göttliche Hilfe mit aller Geduld zu ertragen. Auch zu dieſen Erinnerungen iſt vorzüglich der Sonntag geeignet. Der Chriſt ſoll ſich im Voraus für die künftige Woche mit der Hoffnung auf die göttliche Hilfe ſtärken.

d) Die blaue Farbe iſt das Symbol der Demuth, der Buße und der Zerknirſchung des Herzens. Deßwegen gebraucht man ſie auch an Tagen, an welche ſolche Erinnerungen gebunden ſind, nämlich im Advent, in der Faſten, an den Vigilien ꝛc. Dieſe Farbe erinnert uns alſo an unſer Elend und Nichtigkeit, und ſoll uns Beſchämung einflößen, zugleich aber auch wieder unſern Muth aufrichten; ſie ſoll uns ſagen, daß wir nur durch Trübſale ins ewige Leben eingehen können.

e) Die ſchwarze Farbe iſt die der Trauer, daher bedient ſich die Kirche ihrer am Todestage des Erlöſers und auch bei Leichenbegängniſſen und Seelenämtern. Dieſe Farbe erinnert uns

recht lebendig an unſer Loos, an den Tod, und was nach demſelben folgt, an das Gericht.

17. Von den heiligen Gefäßen, die in der Kirche gebraucht werden.

Die vornehmſten heil. Gefäße, deren die Kirche ſich bedient, ſind:

1) Der Kelch. Er iſt eben ſo alt, als das Chriſtenthum; in den erſten Jahrhunderten beſtund er wegen Armuth der Gemeinden oft nur aus Glas oder Kupfer; ſobald es aber die Mittel geſtatteten, wurde er aus edlen Metallen verfertiget. Die Kirche verlangt noch heutigen Tages, daß die Kelche von Silber und innen vergoldet ſeien. Symboliſch kann der Kelch an das Grab des Herrn erinnern, und der Umſtand, daß er von Gold iſt, mag uns eine Aufforderung ſeyn, unſere Herzen mit dem Gold der Liebe auszuſchmücken, um in der hl. Communion Chriſtum würdig in unſere Seelen aufnehmen zu können.

2) Die Paten iſt der kleine Teller, auf welchen das Brod gelegt wird, welches konſekrirt werden ſoll. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums, wo während des hl. Opfers alle die hl. Communion empfingen, brachte jeder Gläubige das Brod zum Opfer mit, welches konſekrirt werden ſollte. Dieſe Gaben kamen auf die Paten und wurden auf den Altar geſtellt: damals waren die Patenen ſehr groß, auch hatte man ihrer mehre. Heut zu Tage bedient ſich der Prieſter ihrer, um die hl. Hoſtie darauf zu legen und den Kelch zu decken; ſie kann daher in ihrer ſymboliſchen Bedeutung an den Stein erinnern, der vor dem Grabe Chriſti lag.

3) Das Ciborium, ein zugedeckter Kelch, in welchem die konſekrirten Hoſtien aufbewahrt werden, muß ebenfalls von Silber und innen vergoldet ſeyn. Dieſes Gefäß, welches im Tabernakel ſich befindet, vor dem als ein Sinnbild der ewigen Anbetung eine brennende Lampe hängt, erinnert an die Bundeslade des israelitiſchen Volkes, wo das Manna, ein Vorbild der Euchariſtie, verſchloſſen war.

4) Die Monſtranz iſt nicht ſo alt als die übrigen hl. Gefäße; ihr Urſprung gehört der Zeit an, wo die Gottloſigkeit den Glaubensſatz von der wirklichen Gegenwart Jeſu im heiligſten

Altarsſakrament und die ihm gebührende Anbetung beſtritt. Um dieſe Zeit hielt man feierliche Proceſſionen, wobei man das allerheiligſte Sakrament herumtrug; man bediente ſich dabei anfangs einer Art Futterals, wie es noch bei Speiſung der Kranken geſchieht. Bald verfertigte man aber zur Erhöhung der Feierlichkeit tragbare Tabernakel, die man Melchiſedech oder Monſtranzen nannte. Wenn der Katholik vor der Monſtranz kniet und anbetet, muß es ihm ſeyn, als befände er ſich im Angeſichte Gottes in der Geſellſchaft der Engel und als ſähe er den Allerhöchſten auf ſeinem Throne ſitzen.

18. Das Weihwaſſer.

Die Benediktion des Waſſers gehet bis in die apoſtoliſchen Zeiten zurück. Das Waſſer, ſagt der hl. Cyprian, muß durch den Prieſter gereinigt und geheiligt werden. Die bei der Weihe üblichen Ceremonien ſind aber folgende:

Der Prieſter begibt ſich in der Chorkleidung in Begleitung der Miniſtranten zum Waſſerbehältniß, und nachdem er in den Worten: „Alle unſere Hilfe iſt im Namen des Herrn“ — Gott um ſeinen Beiſtand angerufen, und der Miniſtrant: „der Himmel und Erde gemacht hat,“ — geantwortet, beginnt der Exorcismus des Salzes, d. h. es wird der diaboliſche Einfluß vom Salze gebannt, und zwar in den Worten: Salz, Creatur Gottes, ich exorcire dich im Namen des lebendigen Gottes, des wahren Gottes, des hl. Gottes, des Gottes, der dich durch den Propheten Eliſäus in das Waſſer werfen ließ, um es heilſam zu machen; ich exorcire dich, auf daß du für die Gläubigen eine Quelle des Heiles werdeſt und allen denen, welche dich koſten, die Geſundheit des Leibes und der Seele verſchaffeſt; daß der unreine Geiſt, ſeine Bosheit und ſeine Liſt fliehen, und überall verſchwinden, wohin du verbreitet wirſt, und zwar im Namen deſſen, der die Lebendigen und die Todten und die ganze Welt durchs Feuer richten wird. — Iſt auf dieſe Weiſe das Salz vom böſen Feinde befreit, ſo wird füglich der Herr eingeladen, daß er von ſeiner Creatur Beſitz nehme. Um dieſe Gnade von Gott zu erflehen, ladet der Prieſter in den Worten: „Laſſet uns beten“ alle Gläubige ein, ſich mit ihm in dieſer Abſicht zum gemeinſchaftlichen Gebete zu vereinigen. Dann fährt er fort: Ewiger, allmächtiger Gott, wir flehen mit Demuth deine

unendliche Güte an: ſegne und heilige in deiner Barmherzigkeit dieß Salz, das du zum Gebrauche des Menſchengeſchlechtes geſchaffen haſt; es diene allen denen, welche davon nehmen, zum Heile ihrer Seele und ihres Leibes, und Alles, was davon berührt oder damit beſprengt wird, werde vor aller Unreinheit und vor allem Angriffe der Geiſter der Bosheit bewahrt, durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn, welcher mit dir in der Einheit des hl. Geiſtes in alle Ewigkeit lebet und regiert." — Der Miniſtrant antwortet: Amen.

Iſt das Salz geheiligt, ſo nimmt der Prieſter von neuem die gebietende Stellung ein, indem jetzt der Exorcismus des Waſſers in den Worten folgt: „Waſſer, Creatur Gottes! ich exorcire dich im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, und im Namen Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, unſers Herrn, und durch die Kraft des hl. Geiſtes, auf daß du ein reines und hl. Waſſer ſeieſt, im Stande, die Macht unſers Feindes zu zerſtören und ihn ſelbſt mit ſeinen abgefallenen Engeln zu ſtürzen, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, der einſt die Lebendigen und die Todten und die ganze Welt durchs Feuer richten wird." Hierauf ladet der Prieſter durch die Worte: „Laſſet uns beten!" zum Gebete ein und ſpricht: O Gott, der du zum Wohle des Menſchengeſchlechts dem Waſſer außerordentliche Eigenſchaften verliehen haſt, erhöre gnädig unſere Gebete, und verbreite die Kraft deines Segens über dieß Element, das für verſchiedene Reinigungen bereitet iſt; gib, daß es im Dienſte deiner Geheimniſſe die Wirkung deiner göttlichen Gnade empfange, um die böſen Geiſter vertreiben, und die Kranken heilen zu können; daß Alles, was mit dieſem Waſſer in den Häuſern und an allen Orten, wo ſich die Gläubigen befinden, beſprengt wird, vor aller Unreinheit frei ſei und von allem Schädlichen bewahrt werde; daß dieſes Waſſer davon jeden verpeſteten oder verderbten Hauch entferne, daß es vertreibe die Schlingen des verſteckten Feindes und Alles, was der Geſundheit oder der Ruhe der Bewohner ſchaden könnte, ſo daß das durch die Anrufung deines hl. Namens erlangte Heilſame vor aller Anfechtung ſicher ſei; durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, deinen Sohn u. ſ. w.

Während dieſer Exorcismen und Gebete macht der Prieſter

mehrmals das Zeichen des Kreuzes, um anzudeuten, daß nur durch die Kraft des Kreuzes der Teufel alle Macht verliere. Hierauf nimmt der Priester das Salz und streut es in Form eines Kreuzes mit den Worten in das Wasser: „Die Mischung des Salzes und Wassers geschehe zugleich im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes." — Es hat seine tiefe Bedeutung, daß Salz unter das Weihwasser gemengt wird. Das Salz, welches man im gewöhnlichen Leben gebraucht, um Dinge vor der Fäulniß zu bewahren, soll uns hier sinnbildlich ermahnen, daß wir nach vollbrachter Reinigung (wovon das Wasser ein Bild ist) unsere Seele künftig vor der Fäulniß und dem Verderben der Sünde sorgfältig bewahren.

Nach der Mischung des Salzes mit dem Wasser betet der Priester noch: O Gott, du Ursprung unüberwindlicher Macht und König eines unerschütterlichen Reiches, der du immer glorreich triumphirest, der du die Anstrengungen der feindlichen Gewalt unterdrückst, der du die Wuth des brüllenden Feindes zu nichte machst, und mit starker Hand die Bosheit deiner Feinde bändigest: dich, o Herr! bitten wir und flehen dich an, in aller Demuth und Hilfsbedürftigkeit, du wollest mit gnädigem Auge auf diese Creatur des Salzes und Wassers schauen, sie in Liebe verherrlichen und mit dem Thau deiner Gnade heiligen, damit, wohin man es immer sprenge, durch die Anrufung deines hl. Namens, alle Nachstellung des unreinen Geistes weiche, die Furcht vor der giftigen Schlange weit verscheucht werde, und wir, die wir deine Erbarmung anrufen, überall der Gegenwart des heiligen Geistes gewürdigt werden; durch unsern Herrn Jesum Christum u. s. w. — Daraus erhellt, daß das Weihwasser nicht bloß Sinnbild ist, sondern auch wirklich die Gebrauchenden vor Uebeln bewahren und sie gewisser Gnaden theilhaftig machen soll. Vornehmlich soll das Weihwasser a) den Teufel von den Orten vertreiben, die er bedrohen könnte, und die Uebel entfernen, die er verursacht; b) ihn von uns und von Allem, das zu unserm Gebrauche dient, fernhalten; c) zur Heilung der Kranken dienen; d) uns bei jeder Gelegenheit den Beistand des heiligen Geistes verschaffen; e) nach dem heiligen Thomas und vielen andern Theologen löscht es auch die läßlichen Sünden aus. Darum thun die Gläubigen gut,

das Weihwaſſer nicht bloß in der Kirche zu nehmen, ſondern auch zu Hauſe aufzubewahren und öfters damit ſich zu beſprengen, um den Geiſt der Finſterniß von ſich zu entfernen.

An Sonntagen beſprengt der Prieſter das Volk häufig vor dem Gottesdienſte mit Weihwaſſer. Zuvor ſingt er das: Asperges me! Die Kirche hat dieſen Vers gewählt, weil er die Wirkungen des Weihwaſſers vollkommen ausdrückt. Es iſt nämlich die mediciniſche Eigenſchaft des Yſops, die ſchlimmen Säfte auszutrocknen, ein Umſtand, der ihn zu einem entſprechenden Zeichen der Reinigung der Seele und des Leibes durch das Weihwaſſer macht. Zugleich bedienten ſich die Iſraeliten des Yſops, um ihre Hausthüren nach Vorſchrift mit dem Blute des Oſterlammes zu beſprengen: dieſes war daher nur ein Vorbild von der Beſprengung mit dem Blute Jeſu Chriſti, und deſſen theilhaftig zu werden, d. h. die Verdienſte des koſtbaren Blutes Jeſu Chriſti ſich anzueignen, ſoll der Chriſt bei der Austheilung des Weihwaſſers bemüht ſeyn. Zur Oſterzeit wird ſtatt des Asperges das Vidi aquam geſungen, d. h.: Ich ſah das Waſſer von der rechten Seite des Tempels kommen u. ſ. w. Die Kirche iſt nämlich zu dieſer Zeit ganz beſchäftigt mit der Taufe, die früher am Vorabende vor Oſtern ertheilt wurde, und will auch ihre Kinder daran lebendig erinnern. Der Tempel, von deſſen rechter Seite Waſſer kömmt, erinnert an die für unſer Heil geſchlagene Seitenwunde Jeſu Chriſti.

Nach dem Asperges etc. folgt der Pſalm Miserere (oder doch ein Theil desſelben). Um nämlich die Reinigung der Seele zu erlangen, muß man ein zerknirſchtes Herz haben, wie es in dieſem Pſalm ausgedrückt iſt. Auch der Abgeſtorbenen wird durch eigene Gebete gedacht.

Es iſt lehrreich, die Gläubigen beim öffentlichen Gottesdienſte mit Weihwaſſer zu beſprengen. Es geſchieht dieſes an Sonntagen vor dem Gottesdienſte zur Erinnerung, daß wir rein und heilig vor dem Angeſichte Gottes im Gebete und bei dem Gottesdienſte erſcheinen ſollen; ferners ſoll ſich dadurch das Andenken an die hl. Taufe in uns erneuern, in Folge deſſen wir uns zugleich aufgefordert fühlen ſollen, daß wir uns jener Reinigkeit, die wir damals erlangten, ſorgfältig befleißen ſollen; endlich wird uns dadurch in das Gedächtniß gerufen, daß wir Alle, wie ſchon oben

bemerkt worden ist, mit dem Blute Jesu Christi besprengt und abgewaschen worden sind. Deßwegen wird auch der Altar zuvor dreimal mit Wasser besprengt, ehe sich der Priester zur Austheilung desselben zum Volke wendet, theils zur Bezeugung der Ehrfurcht gegen die hl. Geheimnisse, welche darauf verrichtet werden, und zur Aufforderung, daß man denselben mit reinem Herzen beiwohnen soll, theils um anzudeuten, daß alle Kraft der Reinigung von Christus, welcher durch den Altar versinnlichet ist, seinen Ursprung habe. — Auch beim Schluße des Gottesdienstes besprengt der Priester das Volk mit Weihwasser, oder die Einzelnen thun es selbst beim Hinweggehen, theils zur Ermahnung, daß sie sich auch außer der Kirche in ihren Berufsgeschäften der Reinigkeit und Heiligkeit befleißen wollen, theils auch, um sich neuerdings den Segen und die Gnade Gottes zu ihren täglichen Verrichtungen zu erflehen und sich vor allen Uebeln des Leibes und der Seele zu beschützen. Aus derselben Ursache bedient man sich auch zu Hause des Weihwassers. (Cf. die kath. Religionslehre von Gaume.)

19. Von der Bedeutung des Weihrauches.

Der Weihrauch wurde von jeher bei gottesdienstlichen Handlungen gebraucht. Im alten Bunde verlangte Gott selbst die Anzündung des Weihrauches zu seiner Ehre und gab in dieser Beziehung dem Moses eigene Vorschriften. Exod. 30. Eine Hauptverrichtung der Priester des alten Gesetzes war die Anzündung von Räucherwerken. Selbst die Heiden nahmen diese Ceremonie an, und ihren Göttern Weihrauch streuen war ein Akt der Anbetung derselben.

Jesus Christus lehrte durch sein Beispiel, daß diese Ceremonie auch in seiner Kirche als eine Gott wohlgefällige Handlung beibehalten werden soll; denn er ließ es geschehen, daß die drei Weisen unter Anderm ihm auch Weihrauch opferten; die Kirche bediente sich in der That schon sehr frühzeitig der Räucherungen. Bekannt ist, daß Constantin der Große ihr kostbare Rauchfässer zum Geschenke machte.

Der Weihrauch wird in der Kirche bei verschiedenen Gelegenheiten, vorzüglich auch beim hl. Meßopfer, wenn es auf eine feierliche Weise dargebracht wird, gebraucht. Hat der Priester das

Staffelgebet verrichtet, ſo beräuchert er das heilige Sakrament, wenn ſolches ausgeſetzt iſt, zum Zeichen ſeiner Anbetung, oder das Kreuz und die auf dem Altar befindlichen Reliquien zum Zeichen der Verehrung; ſodann ſchwingt er wiederholt das Rauchfaß über dem Altare, auf beiden Seiten desſelben, nach den Leuchtern hin: dieſe Leuchter ſind nämlich ein Sinnbild der Apoſtel, welche von Chriſtus in die Welt geſendet wurden, um mit dem Evangelium, woran das Licht ein Symbol iſt, ſie zu erleuchten. Auch der Altar wird beräuchert: der Altar iſt ein Sinnbild Jeſu Chriſti, und der angezündete Weihrauch bedeutet den Wohlgeruch (Gnade) Chriſti, der ſich vom Altare auf die Gläubigen verbreitet. Durchdrungen von dieſer Vorſtellung hatten die erſten Chriſten eine ſolche Verehrung für den in der Kirche angezündeten Weihrauch, daß ſie ſeinen Wohlgeruch einzuathmen ſuchten, indem ſie ſagten, was der Prieſter noch heutigen Tages ſpricht: „Der Herr zünde in uns an das Feuer ſeiner Liebe und die Flamme der ewigen Barmherzigkeit.“ Die Beräucherung des Altares erinnert zugleich an die Gebete, welche nun der Prieſter in Vereinigung mit den Gläubigen zum Himmel empor ſchicken wolle. Hierauf wird der celebrirende Prieſter ſelbſt angeräuchert, aus Ehrfurcht, weil er der Stellvertreter Jeſu Chriſti iſt. Zum zweiten Male wird bei der hl. Meſſe geräuchert zum Evangelium, als Zeichen der Ehrfurcht vor dem Worte Gottes. Die dritte Räucherung findet ſtatt beim Offertorium. Der Prieſter ſchwingt zuerſt das Rauchfaß über den Opfergaben, Brod und Wein, um anzudeuten, daß dieſelben nun Gott geweihet ſeien; dann beräuchert er wieder das Allerheiligſte, das Kreuz, die Reliquien und den Altar, um derſelben ſymboliſchen Bedeutung willen wie beim Introitus; auch er ſelbſt wird wieder beräuchert; ſind mehre Geiſtliche am Altare beſchäftigt oder im Chore zugegen, ſo wird auch gegen ſie das Rauchfaß geſchwungen, als Mahnung, daß ſie nun ihr Gemüth um ſo mehr in Andacht ſammeln ſollen, je heiliger die Handlung iſt, die herannaht. An vielen Orten wird auch gegen das anweſende Volk hin das Rauchfaß geſchwungen, um auch die Gläubigen zur andächtigen Sammlung des Herzens zu ermahnen; es iſt dieß gleichſam das Symbol des bald darauf folgenden Zurufes: „Sursum corda!“ Bei der Beräucherung zum Offertorium ſpricht der Prieſter, indem er

den Weihrauch in das Rauchfaß legt: Auf die Fürbitte des seligen Erzengels Michael, welcher zur Rechten des himmlischen Rauchopferaltars steht und aller seiner Auserwählten wolle der Herr dieses Rauchwerk segnen und sich unsere Verehrung gleich einem süssen Wohlgeruche angenehm seyn lassen, durch Christum, unsern Herrn. Dieß ist eine Anspielung auf Offenb. 8, 3., wo es heißt: „Ein anderer Engel kam und trat vor den Altar mit einem goldenen Rauchfaß. Diesem wurde viel Rauchwerk gegeben, um es bei den Gebeten aller Heiligen auf dem goldenen Altare, vor dem Throne Gottes darzubringen; und von dem Rauchwerke aus des Engels Hand stieg mit den Gebeten der Heiligen der Rauch zu Gott empor.“ Der Priester vertritt also hier die Stelle eines Engels, der die Gebete der Gläubigen, wovon das Räucherwerk ein Sinnbild ist, auf den Altar niederlegt und Gott darbringt. Dieses ist auch in dem Gebete ausgedrückt, welches der Priester bei der Räucherung selbst spricht: „Gleichwie dieses Rauchwerk, durch deinen Segen geheiligt, duftend zu dir emporsteigt, so komme, o Herr! über uns deine Huld. Wie duftiger Weihrauchdampf erhebe sich, o Herr! zu dir mein Gebet; ein angenehmes Opfer laß dir mein Flehen seyn. Verschließ meinen Mund und behüte meine Lippen vor böser Rede, und bewahre mein Herz vor frechem Lasterſinn. Gott wolle das Feuer seiner Liebe in uns entzünden, nimmermehr verlöschen lassen. Amen.“ — Bei der Wandlung wird wieder vom Weihrauch Gebrauch gemacht, indem der Altardiener die konsekrirten Gestalten beräuchert, um dadurch die Anbetung der ganzen gläubigen Versammlung vor dem allerheiligsten Sakramente auszudrücken.

Die Kirche bedient sich des Weihrauches noch öfters, vorzüglich so oft als mit dem ausgesetzten Hochwürdigen Gut der Segen ertheilt wird, bei der feierlichen Vesper und bei andern Gelegenheiten. Geschieht nun die Beräucherung vor dem heiligsten Sakrament, so ist sie immer ein sinnbildlicher Ausdruck der Anbetung. Die Beräucherung des Altares und des Crucifixes ist wieder eine auf den Heiland zurückfallende Ehrenbezeugung, da er in diesen Zeichen dargestellt ist. Auch bei den Beräucherungen der übrigen Dinge und Personen gehet die Ehre davon in der letzten Beziehung auf Christus zurück; denn das Evangelium wird be-

räuchert, weil es das Wort Christi enthält; die Reliquien der Heiligen werden beräuchert, weil sie kostbare Ueberreste der verherrlichten Glieder Christi sind; die Priester, die Leviten und das anwesende Volk werden beräuchert, weil sie streitende Glieder am Leibe Christi, der Kirche, sind.

Einige heilige Väter geben folgende symbolische Erklärung vom Weihrauch: Das Rauchfaß ist ihnen ein Sinnbild von der Menschheit Jesu Christi; das Feuer bedeutet ihnen seine Gottheit und der Wohlgeruch des Duftes seine Gnade. Das Rauchfaß, sagt der hl. Augustin, ist gleichsam der Leib des Herrn, und der Weihrauch dieser Leib, wie er als Opfer für das Heil der Menschen dargebracht, und als ein süßer Wohlgeruch von seinem himmlischen Vater aufgenommen wird.

Die hauptsächlichste Bedeutung des Weihrauches ist immer diese, daß er als ein lebhafter Ausdruck der Gebete gilt, die wir an Gott richten, und ein Symbol unsers Verlangens ist, sie möchten zu ihm wohlgefällig aufsteigen, gleichwie sich der Rauch zu den Wolken erhebt. Dabei kömmt noch dieses in Betrachtung: Der Weihrauch hebt sich nur durch die Thätigkeit, die ihm das Feuer gibt, in die Höhe; auch unsere Gebete können nur dann zu Gott emporsteigen, wenn sie durch das Feuer der göttlichen Liebe belebt werden. Was sich vom Weihrauch erhebt, ist guter Geruch. Dieses soll uns mächtig mahnen, unser Herz so zuzubereiten, daß sich aus ihm nur das erhebt, was Gott angenehm ist. Auch wird der ganze Weihrauch vom Feuer verzehrt, und nichts bleibt von ihm zurück, das nicht als Rauch aufstiege: eben so müssen alle Neigungen unsers Herzens zu Gott hinstreben, ohne daß eine einzige davon an der Erde kleben bleibt. (Cf. Rippel die Schönheit der kath. Kirche u. s. w. und Gaume die kath. Religionslehre.)

20. Von den Processionen.

Die Processionen, welche die Kirche zu verschiedenen Zeiten hält, sind eben so alt als ehrwürdig. Schon im alten Bunde kannte man sie. Salomon hielt z. B. eine feierliche Procession bei Gelegenheit als die Bundeslade in den Tempel zu Jerusalem übertragen wurde. In der christlichen Kirche waren die Processionen schon frühzeitig üblich: Tertullian redet bereits davon. So-

gar mitten unter den blutigen Verfolgungen des Kaisers Diokletian begegnet uns ein Beispiel davon. Als nämlich im Jahre 220 der Leib des hl. Martyrers Bonifacius von Tarsus nach Rom gebracht wurde, gingen viele Geistliche und andere Gläubige unter dem Gesange geistlicher Lieder dem Leichnam entgegen. Später wurden solche Bittgänge sehr häufig. So redet der hl. Chrysostomus von Processionen, welche zu seiner Zeit gehalten wurden, um von Gott das Aufhören anhaltender Regengüsse zu erflehen.

Die Processionen hielt man häufig mit Fasten, in härenen Bußkleidern und bloßfüssig. Noch 1576 hielt der hl. Karl von Borromäus, Erzbischof von Mailand, zur Zeit einer Pest einen Bittgang in dieser Weise. Er segnete vor dem Auszug aus der Kirche, wie am Aschermittwoch, die Asche und bestreute die Anwesenden mit den Worten damit: Gedenke, o Mensch! daß du Asche bist. Hierauf begann der Zug. Der hl. Bischof legte allen Schmuck ab, welcher mit seiner Würde als Cardinalbischof verbunden war, und ging an der Spitze seiner Geistlichen mit entblößten Füßen, einen Strick um den Hals und das Crucifix in der Hand, um sich gleichsam Gott als Opfer für die Sünden des Volkes darzubieten; auch legte er sich und dem ganzen Volke das strengste Fasten auf. Freilich wendet hier der Aufgeklärte ein: Welche Verkehrtheit, in Zeiten einer ansteckenden Krankheit öffentliche Processionen halten! Das Zusammenströmen vieler Menschen muß ja die Ansteckung verbreiten helfen! Indeß ist nicht gerade Muthlosigkeit und Furcht bei einer herrschenden Krankheit das Einzige, was am meisten schadet? Sind nicht Viele einen sichern Tod preisgegeben, weil man aus Furcht vor der Ansteckung die Pflege der Kranken vernachläßigt? Wie Viele werden auch gerade aus übertriebener Furcht vor der Seuche vom Uebel ergriffen! Ist es in solchen Zeiten nicht ersprießlich, sowohl für die Gesunden als Kranken, wenn sich Alle vereinigen und dadurch zeigen, daß sie sich vor einander nicht fürchten? Ist dieses nicht mehr geeignet, die übertriebene Furcht zu verbannen und gegenseitig mit Muth zu erfüllen, als wenn man sich in die Häuser verschließt und so gänzlich sich absondert? Der gläubige Christ erkennt überdieß in jedem Uebel eine Schickung Gottes, und weiß, daß bei Gott auch vor allem Hilfe zu suchen ist. Diesen seinen Glauben

ſpricht er aber durch ſeine Theilnahme an Proceſſionen öffentlich aus. Auch ſagt Chriſtus: Wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, bin ich mitten unter ihnen. Hier ſtrömen aber Viele zuſammen; da iſt auch das Gebet um ſo wirkſamer. Freilich könnte dieſes Zuſammenſtrömen auch in den Kirchen ſtattfinden; allein wir lieben es, jene Orte aufzuſuchen, welche für unſere Freude oder für unſer Leid eine beſondere Bedeutung haben. Wollen wir einen Todten beweinen, ſo treibt es uns hinaus zu ſeiner Ruheſtätte: wir können uns da am beßten unſern Gefühlen überlaſſen. Dasſelbe findet auch bei Proceſſionen ſtatt: wir beten am liebſten da, wo wir es am beßten können, und unſer Gebet ſchon von der äußern Umgebung an Innigkeit der Andacht gewinnt. Iſt es daher ein öffentliches Leiden, um deſſen Abwendung wir bitten, ſo gehen wir draußen durch die Straſſen, wo wir überall die Spuren dieſes Leidens ſehen und daran erinnert werden; wollen wir beten für unſere Verſtorbenen, ſo verlaſſen wir gerne die Kirche, und gehen gemeinſchaftlich zum Gottesacker hinaus; beten wir um Gedeihen der Feldfrüchte, ſo nehmen wir unſern Weg durch die Saaten u. ſ. w.

Wahrlich, die Gegner der Proceſſionen haben noch wenig über ihre Bedeutung nachgedacht. Eine Proceſſion iſt der lebendige Ausdruck des Glaubens an die allwaltende Vorſehung Gottes und zugleich ein Akt der Demuth. Die Waller anerkennen die höchſte Macht Gottes über ſich, und legen das Bekenntniß ab, daß die verhängten Leiden wohlthätige Züchtigungen von Seite Gottes ſind, die ſie durch ihre Sünden verdient haben; ſie leben aber auch der lebendigen Hoffnung, daß Gott den zerknirſchten Herzen auch gnädig iſt, und ſeinen Zorn von ihnen wieder abwendet.

Die Proceſſion iſt überdieß ein Bild des Lebens. Was iſt das Leben des Menſchen anders, als ein Gang zum Himmel? Von Gott ausgegangen, ſoll er wieder zu ihm zurückkommen. Wer ſoll ſeinen Wegführer machen, wenn nicht der, welcher deßwegen in dieſe Welt gekommen iſt, um uns den Weg in den Himmel zu zeigen? Bei den Proceſſionen geht nun das Kreuz vom Fuße des Altares aus: dieß iſt Jeſus Chriſtus, der vom Schooße ſeines himmliſchen Vaters ausging, um zu den Menſchen herabzukommen. Das Kreuz bewegt ſich vorwärts von Lichtern begleitet,

und die Gläubigen ſchließen ſich demſelben an: dieß erinnert an Jeſus, der in unſerer Mitte erſchien, das Licht ſeiner Lehre überallhin ausbreitend, und dadurch ſich Nachfolger ſammelnd. Das Kreuz gehet auf dem Wege voran: dieß erinnert, daß Jeſus der Leiter auf dem Wege zum Himmel iſt, und daß wir ihm nachfolgen müſſen, ſollen wir des ewigen Lebens theilhaftig werden. Mit dem Kreuze vereinigen ſich bald verſchiedene Fahnen, auf welchen Bildniſſe der ſeligſten Jungfrau Maria oder anderer Heiligen abgemalt ſind; auch Reliquien und Statuen der Heiligen trägt man mit. Dieß erinnert uns, daß alle zur Verklärung im Himmel gelangten, die auf Erden dem Kreuze gefolgt ſind, und iſt zugleich eine Ermunterung für uns, denſelben Weg einzuſchlagen. Das gläubige Volk gehet abwechſelnd ſingend und betend, bald ſeinen Schmerz, bald ſeine Freude äußernd, einher, — ein ſchönes Bild unſers irdiſchen Lebens, wo Leiden und Freuden fortwährend mit einander wechſeln, und zugleich eine mächtige Erinnerung, daß wir in der Heimath noch nicht angelangt, ſondern erſt auf den Weg dahin begriffen, alſo Wanderer ſind. Daran erinnern auch die Stäbe, die man an manchen Orten bei den Bittgängen in den Händen führt. Kaum iſt die Proceſſion im Gange, ſo läßt ſich der Schall der Glocken hören: dieß ſind gleichſam die Trompeten der ſtreitenden Kirche, welche den Zug des großen Königs und ſeines Heeres verkünden. Zuletzt tritt die Proceſſion wieder in die Kirche zurück: dieß iſt Jeſus Chriſtus, der in den Himmel zurückkehrt, und in ſeinem Gefolge die durch ſein Blut geretteten Auserwählten führt. Das Kreuz wird wieder an ſeine Stelle geſetzt, von welcher es genommen worden: dieß deutet Jeſum an, wie er auf ſeinem Throne zur Rechten des Vaters ſitzt.

21. Ueber das Wallfahrten.

Das Wallfahrten iſt nicht nur den Gegnern unſers Glaubens, ſondern auch gar vielen ſogenannten aufgeklärten Katholiken ein Stein des Anſtoſſes; es wird als ein Ueberbleibſel finſterer Zeiten, als ein Auswuchs des Aberglaubens, als ein römiſcher Gräuel bezeichnet, der in unſern Tagen nicht mehr zu dulden iſt. Leute, die in der Bibel mit beſondern Fleiß forſchen, und mehr als Andere erleuchtet ſind, wollen ſogar gefunden haben, der Heiland ſelbſt

habe ſich gegen das Wallfahrten erklärt. Dieß wäre in der Unterredung mit der Samariterin am Jakobsbrunnen geſchehen; denn dort ſagt Chriſtus, es komme die Zeit und ſie ſei ſchon da, wo man weder auf dem Berge Garizim noch zu Jeruſalem Gott anbeten werde. Hier, ſagen die Schriftgelehrten unſerer Tage, hat ſich Chriſtus offenbar gegen das Wallfahrten ausgeſprochen; denn den Wallfahrern kömmt Alles auf den Ort an, und ſie meinen an einem Orte eher erhört zu werden, als an einem andern; Chriſtus aber will Anbeter, die gegen jeden Ort gleichgiltig ſind: darum ſetzt er hinzu: „im Geiſte und in der Wahrheit" müſſe man Gott anbeten. Die Weiſen Israels vergeſſen hiebei, daß nach ihrer Theorie, wenn noch einen Schritt weiter zu gehen ihnen beliebte, Chriſtus ſich auch gegen Kirchen und Bethäuſer erklärt hätte, woraus ferners folgte, daß man, da dem Befehle Chriſti Folge zu leiſten wäre, überall die Kirchen einreißen, oder wie es in glücklichen Zeiten der Aufklärung geſchehen iſt, ſie in Mauthallen und Heumagazine umſchaffen müßte; denn iſt Chriſtus gleichgiltig gegen den Ort, an welchen man ihn anbetet, ſo bedarf es keiner Kirchen. Indeß ſcheint uns, die wir freilich weniger von der Sonne der Aufklärung beleuchtet werden, Chriſtus habe am fraglichen Orte nicht vom Tempel, als vielmehr von dem, was in demſelben geſchieht, d. h. vom Gottesdienſte geſprochen. Daß das Opfer ein weſentlicher Beſtandtheil des israelitiſchen Cultus war, iſt bekannt. Chriſtus hat alſo in jener Stelle, nicht mehr und nicht weniger geſagt, als daß es eine Zeit geben werde, wo man weder zu Jeruſalem noch auf Garizim die blutigen, im alten Bunde vorgeſchriebenen Opfer ſchlachten, ſondern jenes geiſtige, wahrhaftige Opfer, das an keinen beſtimmten Raum beſchränkt ſei, aber nach der Weisſagung des Propheten Malachias an allen Orten geſchlachtet würde, darbringen werde. Der fragliche Schrifttert könnte demnach nur dann auf das Wallfahrten bezogen werden, wenn wir glaubeten, bloß an Wallfahrtsorten könnte das hl. Meßopfer entrichtet werden, was noch keinen Katholiken zu behaupten eingefallen iſt.

Wenn der Ungläubige in der Bibel keinen Haltpunkt findet, kommt er mit ſeinen Vernunftſchlüſſen daher gerennt. Der Wallfahrer glaubt an Wallfahrtsorten werde ſein Gebet eher erhört als

an andern Orten; dieß widerſtreitet aber dem allgütigen Gotte, ja iſt ſogar eine Beeinträchtigung ſeiner höchſten Majeſtät; denn wäre es nicht launenhaft, wenn ein Menſch gerade einen beſondern Ort zum Austheilen ſeiner Wohlthaten wählen würde? Und Gott will man zumuthen, was man an den Menſchen lächerlich finden würde? — Es iſt allerdings eine freudige Erſcheinung, wenn ſich der Ungläubige auch um die Ehre Gottes annimmt; indeß iſt es hier nicht nöthig. Gott iſt unumſchränkter Herr ſeiner Gnaden, er kann ſie nach Belieben ausſpenden, ſowohl was die Perſon, als das Maaß, die Zeit und den Ort betrifft. Wenn er ſich nun an gewiſſen Orten gnädiger erweiſen will, als an andern, ſo kann es ihm der Ungläubige eben ſo wenig wehren, als wenn er einigen Perſonen gnädiger iſt als andern. Gott hat ſich aber wirklich gewiſſe Orte erwählet, wo er in beſonders reichlichem Maaße ſeine Wohlthaten austheilet; denn wer wollte alle jene Wunder und außerordentlichen Gebetserhörungen leugnen, die an Wallfahrtsorten vorgekommen ſind. Gott handelt hiebei ſogar nach Analogie der Natur. Er hat in gewiſſen Theilen der Erde koſtbare Metalle verborgen: wer wollte ihn nun darüber tadeln, daß er z. B. nicht überall Gold oder Silber finden läßt? So läßt er auch an einzelnen Orten Heilsquellen hervorſprudeln, und die Kranken müſſen ſich oft zu weiten und beſchwerlichen Reiſen entſchließen, um ihrer Heilkraft theilhaftig werden zu können. Niemanden fällt es ein, Gott darüber zu tadeln. Schon in den alten Zeiten äußerten ſich die Einflüße des böſen Feindes beſonders an gewiſſen Orten: unleugbar war bei den Orakeln nicht Alles natürlich, es fand offenbar diaboliſcher Einfluß ſtatt. Jeſus Chriſtus hat nicht bloß die Werke des Teufels zerſtört, ſondern auch das Reich der Gnade aufgerichtet. Die Wallfahrtsorte im Chriſtenthum ſind gleichſam der Gegenſatz zu jenen Orten, wo der Teufel im Heidenthum ſeine beſondern Wirkungen äußerte. Auch wiſſen wir, daß Gott um ſo gnädiger ſich erweiſet, je inbrünſtiger er angefleht wird. Letzteres geſchieht aber beſonders an Wallfahrtsorten. Da, wo ſo viele Tauſende in den verſchiedenſten Anliegen zuſammenſtrömen und die inbrünſtigſten Gebete zum Himmel aufſteigen, gibt auch Gott beſondere Beweiſe ſeiner erbarmenden Liebe.

Indeß greift man das Wallfahrten noch auf andere Weiſe

an: vorzüglich um der Mißbräuche willen, welche dabei vorkommen, könne es nicht geſtattet werden. Allein was wird von den Menſchen nicht mißbraucht? Und ſollte Alles, was man mißbraucht, aufgehoben werden, — was würde noch übrig bleiben? Nicht einmal das Brod, welches du ißeſt. Welches ſind denn aber die ſchrecklichen Mißbräuche, die bei Wallfahrten vorfallen? Hie und da mag es vorkommen, daß der Eine aus Arbeitsſcheu einen ſolchen Gang mitmacht, oder der Andere im Trunke das gehörige Maaß nicht einhält. Auch iſt es möglich, daß ſich ein oder der andere Taugenichts dem Zuge anſchließt, der die Gelegenheit benützt, und den argloſen Wallern manches Geldſtück durch Liſt oder heimliche Kunſtgriffe aus der Taſche lockt. Aber wird es keine Müßiggeher, keine Trunkenbolde, keine Diebe und Betrüger mehr geben, wenn man die Wallfahrten ſammt und ſonders abſchafft? Oder liegen etwa dieſe oder ähnliche Unordnungen im Zweck der Wallfahrten? Eifert nicht vielmehr die Kirche dagegen? Hat ſie nicht Anſtalten getroffen, um ſie möglichſt zu entfernen? So beſteht an einigen Orten die oberhirtliche Vorſchrift, daß ein Jeder, der ſich auf eine Wallfahrt begeben will, zuerſt ein Zeugniß ſeines Ortspfarrers einholen muß, der dasſelbe in allen Fällen verweigern ſoll, wo die betreffende Perſon in üblem Ruf ſtehet, oder durch die Wallfahrt in Erfüllung ihrer übrigen Pflichten gehindert wird. Was ſind aber auch die ſogenannten Mißbräuche an Wallfahrtsorten und auf den Gängen dahin zu jenen Unordnungen, die ſo häufig an Badorten vorfallen? Wer kann das Unheil ermeſſen, was von den bekannten grünen Tiſchen ausgehet? Welche Familien ſind in Folge des Wallfahrten verarmt? Oder wer hat ſich gar aus Verzweiflung, weil er eine Wallfahrt mitgemacht hat, das Leben genommen? An Badeorten ſind aber ſolche Dinge nicht unerhört. Wie oft verliert Einer ſein ganzes Vermögen in einem einzigen Abende am Spieltiſche und bringt dadurch ſich und die Seinigen an den Bettelſtab? Wie oft iſt es in Folge ſolcher Zerrüttung der häuslichen Verhältniſſe nicht geſchehen, daß man ſich dem Tod in die Arme geworfen hat? Wenn alſo vorzüglich aus pekuniären Hinſichten keine Wallfahrten gemacht werden ſollen: warum dürfen denn die oft ſo überflüßigen, ja ſelbſt ſchädlichen Badereiſen ſtattfinden? Oder darf nur der Reiche ſeine Tauſende auf eine ihm

phyſiſch und moraliſch ſchädliche Weiſe verpraſſen, und ſoll es dem gemeinen Manne allein verwehrt ſeyn, zur Ehre Gottes und zum Heile ſeiner Seele manchmal einige Groſchen zu opfern?

Und bringt das Wallfahrten nur Mißbräuche mit ſich, hat es nicht auch ſeinen Nutzen? Entſchieden iſt der letztere. Es iſt dem Menſchen gut, daß er ſich manchmal von ſeinen zeitlichen Verrichtungen völlig trennt, und ſich einzig und allein mit Gott und ſeinem Seelenheile beſchäftiget, frommen Uebungen ſich hingibt und für ſeine Sünden Buße thut. Zu allem dieſem gibt die Wallfahrt Gelegenheit. Wer eine ſolche mitmacht, wird aus dem Gewühle zeitlicher Geſchäfte herausgeriſſen und mächtig zu himmliſchen Betrachtungen hingezogen. Die Wallfahrtsproceſſion ſelbſt erweckt in ihm heilſame Gedanken, ſie ſtellt ihm vor Augen, daß wir Alle Fremdlinge und Pilger auf Erden ſind, die auf rauhen und dornigen Pfaden der Ewigkeit entgegengehen. Wie man auf der Reiſe verſchiedene Wege findet, aber nur Einer an den Wallfahrtsort führt, ſo gibt es auch nur Einen Weg zum Himmel, und dieß iſt kein anderer, als jener, welchen uns Jeſus Chriſtus gezeigt hat, indem er ſpricht: „Ich bin der Weg, wer mir nachfolgt, wird nicht verloren gehen.“ Das vorausgetragene Kreuz, dem Alles nachgehet, ſinnbildet, daß wir Alle Chriſto dem Gekreuzigten nachfolgen müßen. Wie nahe liegt da für den Wallfahrer die Frage: Bin ich wohl auf dem rechten Wege? Folge ich Chriſtus nach, dadurch, daß ich mein Kreuz gerne auf mich nehme und willig trage? Die Wallfahrer ſchlagen manchmal, vorzüglich wenn Einige etwas zurückgeblieben ſind, Fußtritte ein, um den Weg abzukürzen und ſchneller wieder bei den Uebrigen zu ſeyn. Dieſe Fußſteige ſind im geiſtigen Leben die freiwilligen Bußwerke und Abtödtungen: dadurch holt man die Uebrigen, die unterdeſſen, während wir uns der Sünde hingaben, auf dem Wege zum Heil fortgeſchritten ſind, wieder ein.

Ein Wallfahrtsgang iſt immer mit Beſchwerden verbunden: man iſt dem Ungemach der Witterung ausgeſetzt; bald wird man von der Gluth der Sonne in Schweiß gebadet, bald von dem herabſtrömenden Regen durchnäßt; man wird müde und oft auch wund; man findet in der Herberge keine geeignete Aufnahme, im Gaſthauſe keine wohlſchmeckende Speiſe. Dieſe und noch viele

andere Unbequemlichkeiten, denen die Wallfahrer ausgesetzt sind, sind eine Art Bußwerke für die begangenen Sünden. Die Wallfahrtszüge, besonders wenn sie mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden sind, können einiger Massen als ein Ersatz für die in frühern Zeiten üblichen öffentlichen Bußübungen gelten. Es fehlt in der That nicht an Beispielen, daß die Kirchenvorsteher den Büßern das Wallfahrten auflegten. So sagt schon Papst Nikolaus I. in einem Schreiben an Hinkmar, Bischof zu Rheims, daß er dem Mörder Eriarth mit einer geringern Buße zu ihm schicke, weil er mit Andacht zu den heiligen Aposteln Petrus und Paulus nach Rom gewallfahrtet sei.

Die Wallfahrt machen Viele mitsammen; darunter sind die frömmsten Seelen. Wenn nun wirklich ein oder der andere vom heiligen Eifer minder beseelt ist, so reißt ihn das Beispiel der Andern fort; an ihrer Andachtsgluth erwärmt sich auch sein kaltes Herz. Am Wallfahrtsorte selbst wird ein Jeder mit heiliger Ehrfurcht erfüllt. Theils von den vielen Anwesenden, die Alle voll Andacht um ihn her knieen und mit Seufzern den Tempel erfüllen; theils von dem hl. Orte selbst entlehnt auch sein Gebet desto größere Innigkeit. Er erinnert sich, daß sich hier Gott schon so oft auf wunderbare Weise gnädig erzeigt hat. Dieses Andenken vermehrt die Gluth seiner Andacht. Was Andern zu Theil geworden ist, kann auch ich erlangen, sagt er sich, und flehet um so inniger die göttliche Erbarmung an, und je mehr sein Glaube und sein Vertrauen wächst, desto eher findet er auch Erhörung. Ja nicht bloß während des Wallfahrtsganges und am Wallfahrtsorte werden Viele in ihrem Gebete inniger; sie nehmen von dieser Andachtsgluth auch mit nach Hause, so daß sie für längere Zeit in ihren religiösen Uebungen viel eifriger werden. Gar Manche werden auch in ihrer Seele zerknirscht, und kommen in ihre Heimath gebessert zurück: sie haben jetzt mehr Abscheu vor der Sünde und auch mehr Kraft, der Versuchung widerstehen zu können. Gar oft mag sich wiederholen, was der hl. Ambrosius von einem gewissen Jünglinge erzählt. Dieser lebte längere Zeit mit einer weiblichen Person in sündhaften Verhältnissen. Die Umstände nöthigten ihn auf einige Zeit zu einer Reise nach einem andern Orte. Bald nach seiner Heimkehr begegnete ihm die Genossin seiner ehe-

maligen Sünden; er ging indeß vorüber, ohne auf sie zu merken. Ganz betroffen darüber trat sie ihm näher, und in der Meinung, er habe sie nicht erkannt, sprach sie: Ich bin Jene. Ganz gleichgiltig erwiderte der Jüngling, indem er seine Wege fortging: „Ich aber bin nicht mehr Jener.“ In der That, wer hat nicht schon an sich selbst erfahren, daß veränderte Umstände, ganz abgesehen von der dabei wirkenden Gnade, wie auf den Leib, so auch auf die Seele einen unleugbaren Einfluß ausüben. Bei leiblichen Zuständen liegt diese Wahrheit auf der Hand; denn wie oft wird durch eine Luftveränderung, durch eine unternommene Reise, durch die unterbrochenen Geschäfte u. s. w. ein körperliches Leiden, woran die einheimischen Aerzte lange Zeit vergeblich kurirten, vom Grunde aus geheilt? Sollten auf die Seele veränderte Umstände, wie sie bei Wallfahrten stattfinden, von keinem wohlthätigen Einfluße seyn? Wer das ganze Jahr hindurch immer ein und dieselbe Kirche besucht, immer dieselbe Gemeinde um sich hat, und den nämlichen Prediger hört, gewöhnt sich leicht an Alles. Wer weiß aber nicht, daß die Gewohnheit auch gleichgiltig macht? Hingegen die ungewöhnten Erscheinungen bei einem Wallfahrtsgange und am Wallfahrtsorte selbst greifen um so tiefer wieder ins menschliche Herz ein und regen es mächtig an.

Endlich sind die Wallfahrten keineswegs ein abergläubisches Ueberbleibsel aus finstern Zeiten, es müßte denn in der Wiege des Christenthums schon finster gewesen und abergläubisch zugegangen seyn. Es ist bekannt, daß Christus der Herr an den jüdischen Hauptfesten in Begleitung seiner Jünger nach Jerusalem gegangen sei. Sieht das nicht aus, wie eine Wallfahrt? Auch ging er sehr häufig des Nachts auf den Oelberg, um dort zu beten. Und was thaten die ersten Christen? haben sie nicht schon sehr frühe heilige Orte besucht? Der hl. Hieronymus schreibt, es sei nicht möglich, alle Bischöfe, Martyrer und andere fromme Männer aufzuzählen, welche von der Himmelfahrt Christi bis auf seine Zeit nach Jerusalem gepilgert seien, um den Herrn an dem nämlichen Orte anzubeten, wo das Evangelium seinen Anfang genommen. Wie nach Jerusalem, so wallfahrtete man auch nach Rom zu den Gräbern der Apostelfürsten. Der hl. Chrysostomus gibt davon Zeugniß, und sagt, er wünschte den Staub der Erde zu küßen, welcher die heiligen

Leiber bedeckt. Auf ähnliche Weiſe wurden die Gräber der hl. Martyrer und andere hl. Orte beſucht. Nach Jeruſalem und Rom wurde St. Jago di Compoſtella in Spanien, wo man den hl. Jakobus verehrt, einer der berühmteſten Wallfahrtsorte. Und wer ſich nach einem der drei genannten Orte zu pilgern verlobt hat, kann nur vom höchſten geiſtlichen Gewaltträger von ſeinem Gelübde entbunden werden. In der Folge wurden vorzüglich mehre zur Ehre Mariens erbaute Kirchen beſuchte Wallfahrtsorte, was zugleich die große Verehrung, welche die Gläubigen der hohen Himmelskönigin von jeher erwieſen, als auch das große Vertrauen, das ſie auf ihre Fürbitte ſetzten, beurkundet.

So ſehr wir indeß das Wallfahrten auch ſchätzen, ſo wollen wir doch nicht, daß Jemand dasſelbe überſchätze. Es iſt ein gutes Werk, aber kein nothwendiges, ſondern nur ein gerathenes. Während man zu Werken der erſtern Art unter einer Sünde in allen Fällen verpflichtet iſt, haben die Werke in letzterer Beziehung, wohin auch das Wallfahrten gehört, nur einen Werth, wenn ſie unſere Vervollkommnung befördern, wo aber das Gegentheil ſtattfindet, und der Menſch durch das Wallfahrten nicht nur nicht beſſer, ſondern vielmehr noch ſchlimmer wird, indem er darüber wichtigere Obliegenheiten verſäumt, wie z. B. die Erfüllung ſeiner Standespflichten, da ſind die Wallfahrten vielmehr ſchädlich, als daß ſie nützten. Niemand habe alſo das Vorurtheil, als könne er durch Wallfahren von Erfüllung anderer Pflichten ſich loskaufen, dadurch für ſeine verübten Betrügereien und Diebſtähle einen Erſatz leiſten oder ſeine übrigen, wenn auch nicht gebeichteten Sünden zudecken. Ein ſolches Verfahren iſt in Nichts von dem der Phariſäer verſchieden, die mancherlei willkührliche Werke der Frömmigkeit ausübten, dabei aber das Wichtigere des Geſetzes, die Liebe und Gerechtigkeit, vernachläßigten. Auf Solche laſſen ſich die Worte des Herrn anwenden: „Wehe euch, ihr Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr das Eigenthum der Wittwen und Waiſen verſchlinget, unter dem Vorwande, daß ihr lange betet; Mücken ſeihet ihr, Kameele aber verſchlingt ihr; übertünchten Gräbern ſeid ihr gleich, die von außen ſchön in die Augen fallen, inwendig aber voll Modergeruch ſind.“ — Daß die Wallfahrten ihren Nutzen haben, muß man dieſe mit der rechten Abſicht antreten. Der

Christ darf allerdings auch seine zeitlichen Nöthen Gott vortragen und im vertrauungsvollen Gebete bei ihm Hilfe suchen. Indeß haben wir nicht bloß einen Leib, sondern auch eine Seele, und letztere stehet weit über den erstern. Zudem ermahnt uns Jesus Christus: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit! Wie demnach der fromme Christ seine Seelenanliegen überall oben ansetzen soll, so auch beim Wallfahrten. Das Seelenheil soll er vor Allem im Auge haben, und nach diesem mögen auch die zeitlichen Nöthen in Betracht kommen. Bei den meisten Wallfahrten findet aber gerade das Gegentheil statt. Man hat gewöhnlich nur die zeitlichen Trübsale im Auge und wird häufig nur von ihnen zum Wallfahrten bewogen; denn wie oft verpflichtet man sich in großen Bedrängnissen durch Gelöbnisse zu einer Wallfahrt. Ist Solches auch im Allgemeinen nicht zu tadeln, so ist doch größere Sorgfalt zu empfehlen, als man gewöhnlich anwendet. Häufig geht man dabei zu unüberlegt zu Werke; später stellen sich der Ausführung des Gelöbnisses die schwierigsten Hindernisse in den Weg. Die Folge ist, daß man in seinem Gewissen beunruhigt wird; die Achtung vor den Gelübden überhaupts verliert sich, und man gewöhnt sich allmählig daran, auch in andern Dingen Gott und den Menschen gemachte Versprechungen nicht mehr zu halten. Solchen Menschen ist ihr Wort nicht mehr heilig, sie werden wort- und treubrüchig, und zuletzt für den Staat eben so schädliche Glieder als für die Kirche.

Großen Tadel verdienen diejenigen, welche nur deßwegen eine Wallfahrt mitmachen, um Zeit zur Erholung und zum Müßiggang, oft auch zur Schwelgerei zu finden. Erholen soll man sich durch Wallfahrten allerdings; aber nicht dem Leibe, sondern der Seele nach. Jener soll vielmehr abgetödtet, als gemästet werden. Ueberhaupts muß man die Wallfahrt immer unter dem Gesichtspunkte eines Bußmittels betrachten; die Buße aber ist dem sinnlichen Menschen nicht angenehm. Auch die Neugierde darf zu keiner Wallfahrt bewegen. In dieser Beziehung gelten die Worte des frommen Verfassers von der Nachfolge Christi: „Es laufen Viele an verschiedene Orte, die Reliquien der Heiligen zu besuchen; sie erstaunen bei Anhörung ihrer Thaten und küßen die in Gold und Silber eingefaßten hl. Gebeine. Solche Sachen zu sehen ist bei

den Menſchen oft ein Vorwitz und eine Neugierde; man bringt auch einen geringen Vortheil zur Beſſerung des Lebens zurück, beſonders wenn man dieſes Hin- und Herlaufen leichtſinnig und ohne Bereuung der Sünden unternimmt." Sehr zu wünſchen iſt es, daß Wallfahrtszüge ein Geiſtlicher begleite oder doch wenigſtens ſonſt Jemand an der Spitze ſtehe, der für Aufrechthaltung der Ordnung ſorgt und gegen Mißbräuche eifert. Die Geſchlechter ſeien genau abgeſondert, beſonders in der Herberge; und Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes, von denen bekannt iſt, daß ſie in einem unerlaubten Verhältniße ſtehen, werden ja im Zuge nicht geduldet. Gut wäre es, wenn immer der Rath des hl. Gregor von Nyſſa befolgt würde: „Wenn ein Frauenzimmer reist, ſoll es jemand Zuverläßigen haben, der es begleitet."

Noch gedenken wir einer beſondern Erſcheinung bei Wallfahrten. Es kömmt vor, daß Manche ein Kreuz auf ihren Schultern zum Wallfahrtsort tragen, oder daß ſie eine gewiſſe Strecke auf den Knien zurücklegen; häufig werden die Wallfahrtskirchen ſelbſt mit ausgeſpannten Händen und auf den Knieen rutſchend umgangen. Darüber erheben Leute einer gewiſſen Richtung einen ſchrecklichen Lärm; ſie meinen, um den Unſinn voll zu machen, ſolle man nach Art der Muhamedaner nur auch noch von einer gewiſſen Quelle trinken, ſich die Haare und Nägel gehörig abſchneiden und eine Anzahl Steine werfen. Unwillkührlich drängt ſich uns hier der Gedanke auf: Um einen Freigeiſt muß es doch etwas Kleinliches ſeyn, weil er ſich über ſo unbedeutende Dinge ärgert. Wir Katholiken wiſſen gar wohl, ohne erſt ſeine Belehrung nöthig zu haben, daß in ſolchen Aeußerlichkeiten das Weſen der Religion nicht beſtehe, ja wir ſagen ſogar, daß ſolche auffallende Aeußerlichkeiten völlig nutzlos ſind, wenn ſie nicht der natürliche Ausdruck der innern Herzenszerknirſchung ſind. Iſt aber Jemand ſo ſehr in ſeiner Seele zerknirſcht, daß er, gleichſam Allen zum Schauſpiele, ſich Werken unterzieht, mit denen eine außerordentliche Demuth und Selbſtverleugnung verbunden iſt, ſo verbietet die Kirche ſolches nicht nur nicht, ſondern billigt es. Sie hätte auch gar kein Recht, ſolche auffallende Zeichen der Reue zu verbieten, da ſie ihr göttlicher Stifter ſelbſt an der büßenden Magdalena wohlgefällig aufgenommen und ſie als den Ausdruck ihrer großen Liebe

zu ihm bezeichnete. Indeß befiehlt die Kirche ſolche Uebungen Niemanden, ſondern läßt es nur geſchehen, wenn man ſich freiwillig dazu entſchließt.

22. Ueber Begräbniſſe.

Nicht bloß die Seele auch der Leib des Chriſten hat eine hohe Beſtimmung. Dieſer ſtehet einſtens wiederum auf, vereiniget ſich mit der Seele, und ſoll nun im verklärten Zuſtande zugleich mit der Seele in den Himmel aufſteigen, um dort ewigen Lohnes theilhaftig zu werden. Darum wird der Leib im Grabe bezeichnend einer Raupe verglichen, die ſich einpuppt und als häßlicher Wurm ſtirbt; im Frühlinge aber als geflügelter Schmetterling aus der Verweſung hervorgeht.

Die hohe Beſtimmung, welche der Schöpfer dem menſchlichen Leibe gab, veranlaßte die Kirche, ihm auch dann, nachdem die Seele bereits aus ihm gefahren iſt, noch eine zarte Sorgfalt angedeihen zu laſſen. Ehedem pflegte man die Leiber gleich nach dem Tode ſorgfältig zu waſchen, auch mit Salben einzureiben und in leinerne Tücher einzuhüllen; hierauf wurden ſie in einem Raume des Hauſes oder in der Kirche ausgeſtellt; auch ordnete man dabei eine Todtenwache an, welche abwechſelnd Pſalmen betete. Bei der Begräbniß ſelbſt wurden dem Sarg das Bildniß des Gekreuzigten und Lichter vorgetragen; auch begleitete ihn ein Prieſter, der mancherlei Gebete verrichtete. Das heilige Meßopfer wurde ſchon frühzeitig für die Verſtorbenen dargebracht; auch Almoſen theilten die Hinterbliebenen bei Gelegenheit der Leichen ihrer Angehörigen aus; die Todtenmahle aber, welche ebenfalls oft ſtattfinden, ſchufen die Biſchöfe wegen der dabei vorgekommenen Unordnungen bald gänzlich ab.

Wenn heut zu Tage Jemand geſtorben iſt, ſo wird der Leib noch einige Zeit zurückgehalten, ehe man ihn dem Grabe übergibt. Während dieſer Zeit ſoll nach kirchlicher Vorſchrift bei dem Leichnam ein Licht brennen, um anzudeuten, daß die Seele noch lebt. Auf die Bruſt des Verſtorbenen ſoll ein kleines Kreuz zwiſchen den Händen geſteckt, oder in Ermanglung deſſen ſollen die Hände in Form eines Kreuzes gerichtet werden, um zu erkennen, daß dieß der Leichnam eines Chriſten ſei. Der Leichnam wird öfters mit

Weihwaſſer beſprengt, um durch die Kraft der kirchlichen Segnung, womit dieſes Waſſer verſehen iſt, dem Verſtorbenen Linderung zu verſchaffen; auch wird damit ausgedrückt, daß das Gebet der Gläubigen die abgeleibte Seele eben ſo erquicke, als einige Tropfen Waſſers einen vor Durſt lechzenden Menſchen laben. Das Leichenbegängniß ſelbſt wird mit Lichtern gehalten, zur Erinnerung, daß die Seele des Verſtorbenen in das Land der Verklärung eingehen möge. Dahin deutet auch das Gebet: „Das ewige Licht leuchte ihm.“ Die Glocken werden geläutet, damit die Gläubigen erinnert werden, ihr Gebet für den Verſtorbenen zu verrichten. Die Leichname der Chriſtgläubigen werden ſinnreich beerdigt, um dadurch nicht bloß anzudeuten, daß der Leib des Menſchen urſprünglich aus Erde genommen iſt, und er alſo füglich, wenn die Seele von ihm gewichen iſt, wieder derſelben übergeben werde; ſondern es iſt dieſe Rückgabe um ſo geeigneter, weil dadurch jene Wahrheit um ſo ſprechender dargeſtellt wird, daß der Leib des Menſchen einem Saamenkörnlein ähnlich ſei, welches im Schooß der Erde verweſet, um einſtens mit neuer Kraft zu erſtehen. Dahin deutet auch der Name Gottesacker; er iſt gleichſam ein Feld, welches Gott mit dem Saamen der menſchlichen Leiber beſäet hat, und von welchem er einſtens am großen Vergeltungstage die Frucht der wiedererſtandenen Leiber ärntet. An dieſem Tage ſendet Gott die Schnitter aus, daß ſie das Unkraut vom Waizen ſondern: die Schnitter ſind die Engel, welche alle Welt mit ihrem Poſaunenſchalle erfüllen, und dadurch die Todten zum Leben erwecken. Die Leiber der Verklärten ſind die edle Frucht, der Waizen, und dieſe werden in die Scheune Gottes, in den Himmel, gebracht; die Leiber der Verdammten aber ſind das Unkraut, und dieſes wird in Büſchel gebunden, und dem Feuer übergeben, d. h. ſchaarenweiſe in die Hölle verſtoſſen.

Der Begräbnißplatz iſt gerne um eine Kirche herum, manchmal ſogar in derſelben, und zwar deßwegen, um den Gebeinen der hl. Martyrer, welche in der Kirche ſich befinden, recht nahe zu ſeyn; dieß ſoll auch verhüten, daß die Verſtorbenen von ihren zurückgelaſſenen Verwandten weniger vergeſſen würden, weil die Kirche jener Ort iſt, wohin ſich der Gläubige am öfteſten begibt. Es liegt ferner darin der Wunſch, daß den Seelen der Verſtor-

benen um ſo mehr bei dem hl. Meßopfer und den übrigen Gebeten und Andachten, die in der Kirche ſtattfinden, gedacht werde, je näher ſich ihre irdiſchen Ueberreſte befinden: ſie wollen ſo zu ſagen unſichtbare Bettler ſeyn, und während die Gläubigen ihre Anliegen Gott vortragen, ſie um das geiſtige Almoſen der Fürbitte anrufen. Auch wird hiedurch die Lehre veranſchaulicht, daß die Lebenden und Verſtorbenen Einer Gemeinſchaft in Chriſto angehören. So iſt ſinnreich dargeſtellt, daß die katholiſche Kirche eine liebende Mutter iſt, die auch ihre hinübergegangenen Kinder noch in ihrem Schooße trägt; der Glaubensſatz von der Gemeinſchaft der Heiligen wird anſchaulich: die triumphirende, ſtreitende und leidende Kirche ſtehet in innigem Bande, denn während die Gläubigen hineingehen zum Dienſte Gottes, ſtehen ſie in Verkehr mit den Heiligen des Himmels, und die Reliquien, Bilder und übrigen Denkmäler von ihnen ſind ſprechende Beweiſe hievon; aber auch mit den leidenden Seelen im Reinigungsorte ſind ſie verbunden, und ihre um die Kirchenmauer herumliegenden Leichname wollen Zeugniß davon ablegen. Endlich wo wird der gläubige Chriſt lieber ruhen wollen, als in der Nähe ſeines Herrn und Heilandes? Nun dieſer Ort iſt in der Nähe der Kirche; denn in ihr iſt Jeſus Chriſtus im heiligſten Altarsſakramente leibhaftig zugegen; in ihr wird täglich das Opfer der Erlöſung dargebracht, und ſo wird er gleichſam mit dem koſtbaren Blute des Sohnes Gottes, dem Erlöſungspreiſe unſerer Seelen, fortwährend beſprengt.

Der Prieſter ſegnet die Leiche aus und begleitet ſie zum Grabe: dadurch ſinnbildet er den Engel, der den Verſtorbenen ſicher in die Ewigkeit hinüber begleiten will; die Gläubigen aber, welche dem Leichenzuge folgen, erſcheinen als theilnehmende Freunde, welche der nun ins Gericht gegangenen Seele mit ihrer Fürbitte zu Hilfe kommen wollen. Darum thun diejenigen Unrecht, welche unterwegs nur mit eitlem Gerede ſich unterhalten.

Das Grab ſelbſt wird vom Prieſter zuvor mit Weihwaſſer beſprengt und angeräuchert, dadurch will er dem Todten eine ſanfte Ruheſtätte bereiten, was auch in das alltägliche Leben übergegangen iſt, und ſich in dem Wunſche ausſpricht: „Leicht ſei ihm die Erde.“ Die Leiche wird, mit dem Geſichte nach Aufgang gewendet, beerdigt, wodurch die Hoffnung auf die künftige Auferſtehung

geſinnbildet iſt. Ueber das Grab ſelbſt pflanzt man ein Kreuz, zum Zeichen, daß hier ein Chriſt ruht, der an den Gekreuzigten geglaubt und durch ihn ſein Heil zu finden gehofft hat. Aus dieſer Urſache iſt es anſtößig, das Grab mit einem Denkmal zu ſchmücken, welches eher glauben machen möchte, es ruhe unter demſelben ein Heide, als ein Chriſt. Man findet auf unſern Leichenäckern oft die koſtbarſten und prunkvollſten Denkmäler, die an Alles erinnern, was man in der Welt geweſen, aber nur nicht daran, daß man der chriſtlichen Kirche angehört habe. Es iſt, als wollte man das Chriſtenthum auch noch von den Wohnungen der Todten verbannen, da man es längſt aus der Mitte der Lebenden zu nehmen ſtrebte. Indeß iſt es immerhin auch lehrreich in einer andern Art, wenn von ſo manchem Leichenhügel aller chriſtliche Sinn verbannt iſt. Der, welcher hier ruht, hat im Leben vom Gekreuzigten nichts wiſſen wollen; er hat nur für die Welt gelebt. Es iſt billig, daß dieſe jetzt auch ſein Grab ſchmücke. Darum nehmet immerhin, nicht das Bildniß des Gekreuzigten, ſondern eine heidniſche Vaſe oder eine ägyptiſche Pyramide oder irgend eine Kriegstrophäe und ſetzt es auf ſein Grab. Dieß iſt ein für einen ſolchen Menſchen würdiges Denkmal; ein zwar trauriges, aber laut ſprechendes und viel ſagendes Zeichen, es verkündet, was vielleicht künftige Jahrhunderte kaum mehr glauben werden, daß in unſerer Zeit trotz aller Fortſchritte, die bei uns, wie man ſagt, die Religion und die Civiliſation macht, Heiden in Mitte der Chriſten gelebt haben und mit dieſen an einem gemeinſchaftlichen Orte beerdigt worden ſeien.

Das Grab mit Blumen zu ſchmücken, iſt ſehr ſinnreich. Die Blumen ſind ein Bild der guten Werke des Verſtorbenen. In dieſer Auffaſſung würde aber freilich manches Grab bezeichnender mit Dornhecken und Brennneſſeln als mit Roſen und Nelken bepflanzt.

Für die Verſtorbenen wird gewöhnlich ein eigener Gottesdienſt und zwar in ſchwarzer Farbe gehalten, denn dieſe iſt das Zeichen der Trauer. Die Kirche erweiſt ſich hierbei als eine zärtliche Mutter, die nach den Worten des hl. Apoſtels Paulus mit den Weinenden ſelbſt weint; ſie nimmt Theil an den Leiden ihrer Kinder und an dem Verluſte, den ſie durch den Tod erlitten

haben. Beim ersten Leichengottesdienste wurde früher, und ausnahmsweise geschieht es jetzt noch manchmal, vorzüglich bei höheren Personen, der Leichnam in die Kirche getragen, und vor den Altar hingestellt, um anzudeuten, daß die Kirche ihre Kinder gleichsam bis zum Richterstuhl Gottes begleite, und daß sie den Richter durch Aufweisung und Zueignung seines kostbaren Blutes zum gnädigen Ausspruch bewegen wolle. Außerdem pflegte man sich einstens am dritten, siebenten und dreißigsten Tage nach dem Tode eines Menschen zum Gebete zu versammeln. Die Gläubigen besuchten das Grab, kamen in der Kirche zusammen, wohnten dem hl. Meßopfer bei, und baten Jesum Christum, er wolle, gleichwie er am dritten Tage glorreich vom Tod auferstanden, und alle Seelen aus der Vorhölle siegreich mit sich zur Herrlichkeit herausgeführt hat, auch die Seele des Verstorbenen in den Himmel aufnehmen. Am siebenten Tage kamen sie wieder und baten Gott, er möge, gleichwie er nach der Schöpfung den siebenten Tag zum Sabbathe, d. h. Ruhetage, eingesetzt hat, so auch die Seele des Verstorbenen zum ewigen Sabbathe, zur ewigen Ruhe im Himmel, gelangen lassen. Am dreißigsten Tage wurde das Andenken an den Verstorbenen abermals erneuert, und hiebei folgten die Gläubigen dem Beispiele der Kinder Israels, die ihre Todten, deren Gedächtniß sie ehrten, dreißig Tage lang betrauerten.

Das Wesentliche des kirchlichen Begräbnisses, Begleitung und Einsegnung des Todten, unter den vorgeschriebenen Ceremonien, soll allen Gläubigen zu Theil werden, wobei allerdings ein gröfseres oder geringeres Gepränge nicht ausgeschlossen ist. Das Erstere wird den Pfarrern dringend befohlen, so zwar, daß das römische Ritual vorschreibt, daß sie bei Armen, wenn keine andern Mittel da sind, auf eigene Kosten die nöthigen Lichter anschaffen; hinsichtlich des Letztern aber ist allerdings zu wünschen, daß eine wohlthätige Einschränkung stattfinden möchte; denn wie oft werden hier in gröfsern Städten unnöthige Auslagen gemacht, so daß oft die Hinterlassenschaft kaum hinreicht.

Ein kirchliches Begräbniß darf jedoch nur denjenigen bewilligt werden, die im Leben auch wirklich der Kirche angehörten. Wir können, sagt schon Papst Leo im Jahre 433, mit denjenigen Abgestorbenen keine Gemeinschaft haben, mit welchen wir im Leben

nicht vereinigt waren. Demnach können nicht kirchlich beerdigt werden: Die Ungetauften, die Häretiker, die Verächter der Kirchensatzungen und die sich durch irgend eine verbrecherische Handlung des Begräbnisses selbst beraubten, wie die Selbstmörder. Näher bezeichnet sind die, welche nicht kirchlich beerdigt werden dürfen, im römischen Ritual. Dahin gehören: 1) die Heiden, Juden und alle Ungläubige; 2) die Häretiker und ihre Förderer, die Apostaten, die Schismatiker, die öffentlich Excommunizirten und die mit dem Interdict Behafteten; 3) die, welche sich aus Verzweiflung oder Leidenschaft selbst tödteten und vor dem Tode keine Zeichen der Reue gegeben haben; 4) die im Duelle Gestorbenen, selbst wenn sie vor dem Eintritt des Todes Zeichen der Reue gegeben haben; 5) die öffentlichen Sünder, welche ohne Buße sterben; 6) diejenigen, von welchen es im Volke bekannt ist, daß sie nicht einmal zu Ostern die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfangen, wenn sie ohne Zeichen der Reue sterben; 7) die ohne Empfang der hl. Taufe gestorbene Kinder.

Nach dieser Angabe dürften Manche, vorzüglich die in Rücksicht auf die No. 6. Bezeichneten des kirchlichen Begräbnisses unwürdig seyn. Man verfährt hiebei, insbesonders in größern Städten, wirklich zu oberflächlich. Die Pfarrvorstände laden sich dadurch eine um so größere Verantwortung auf, als die Kirche denjenigen Priestern, welche in den oben genannten Fällen das kirchliche Begräbniß zulassen, mit der Strafe der Excommunication und Suspension droht, und das mit Recht; denn sie tragen leichtsinniger Weise das Ihrige bei zur Verhöhnung der Kirchengesetze und zur Geringachtung der kirchlichen Gebräuche und Ceremonien.

23. Weihe des Leichenackers.

Die katholische Kirche, welche ihre Glieder so oft weihet und selbst ihre Nahrungsmittel segnet, um sie zu erinnern, daß Heiligkeit ihre Bestimmung sei, heiligt auch noch den Ort ihres Begräbnisses, um anzudeuten, daß sie der Tod ihrer Heiligkeit nicht beraube, sondern daß sie selbst in der Asche des Grabes noch ehrwürdig seien.

Die bei Einweihung eines Leichenackers beobachteten Gebräuche und Ceremonien haben folgende Bedeutung. Am Tage

vor der Einweihung werden an dem Orte des künftigen Gottesackers fünf Kreuze aufgepflanzt. Dieſe Kreuze deuten an, daß der Boden von nun an zum chriſtlichem Gebrauche beſtimmt ſei; ferners auch, daß die hier zur Ruhe Gebrachten von dem Gekreuzigten ihr Heil erwarten. — Vor jedem der fünf Kreuze wird ein Leuchter aufgeſtellt, auf welchem drei Lichter geſteckt werden, die man am Tage der Einweihung anzündet. Die Leuchter ſind ein Sinnbild des Menſchen, der geſtorben iſt; die Lichter aber deuten an das Gebet, welches ſowohl der Biſchof bei der wirklichen Einweihung des Gottesackers, als auch ſpäter die Gläubigen für die Seelenruhe der Verſtorbenen verrichten. Auch ſind dieſe Lichter ein Bild der Auferſtehung, und ihre Zahl drei deutet die hl. Dreifaltigkeit an. Die Nacht, welche auf die Pflanzung des Kreuzes folgt, erinnert an die Finſterniß des Grabes, und die Ceremonien des andern Tages an die Auferſtehung.

Am Tage der Einweihung ſelbſt begibt ſich der Biſchof oder der zur Weihe beauftragte Prieſter in weißem Ornat auf den Kirchhof. Die weiße Farbe wird gebraucht, weil eine freudige Feierlichkeit ſtattfindet. Das Gebet, welches der Prieſter bei der Weihe ſpricht, offenbart uns den Geiſt dieſer Ceremonien. O Gott, lautet es, o Gott! allmächtig und voll Barmherzigkeit, du, der du der Hüter unſerer Seelen biſt, das Herz des Heiles und der Hoffnung der Gläubigen, höre gnädig an unſer demüthiges Gebet und reinige durch deinen ganz himmliſchen Segen dieſen Ort, und mache ihn heilig, damit die Leiber, welche da nach dem Laufe dieſes Lebens ruhen, am großen Tage des Gerichtes die hl. Unſterblichkeit und einen Theil der ewigen Seligkeit mit den gerechten Seelen verdienen u. ſ. w. Sofort werfen ſich der Klerus und die Gläubigen auf die Knie nieder und flehen durch Abbetung der Allerheiligen Litanei den ganzen Himmel an, er möge ſich mit ihnen vereinigen, um von Gott die im obigen Gebete ausgeſprochene Gnade zu erhalten.

Es wird Waſſer geweiht und mit Salz vermiſcht, eben ſo wie es bei der Einweihung einer Kirche geſchieht. Hierauf geht der amtirende Prieſter proceſſionaliter um den Kirchhof herum und beſprengt ihn mit Weihwaſſer, wobei der Chor den Pſalm Miserere ſingt. Wieder zum Kreuze zurückgekehrt, betet der Prieſter: O

Gott, der du bist der Schöpfer der Welt, der Erlöser des Menschengeschlechtes und die Vorsehung für alle sichtbaren und unsichtbaren Creaturen, wir bitten dich mit flehentlicher Stimme und mit demüthigem Herzen, laß dich herab, zu reinigen, zu weihen und zu heiligen diesen Kirchhof, wo nach diesem Leben die Leiber deiner Heiligen ruhen sollen. O du, der du durch deine unendliche Barmherzigkeit denen alle ihre Sünden vergeben hast, welche auf dich ihr ganzes Vertrauen gesetzt haben, gewähre gnädig den ewigen Trost jenen Leibern, welche hier ruhen so lange, bis der Schall der Trompete deines Engels ertönt. — Nun nimmt der amtirende Priester die drei Kerzen vom Leuchter und steckt sie auf die Spitzen des Kreuzes. Diese Handlung sinnbildet die Hoffnung der Auferstehung, welche wir durch Christus, der im Kreuze dargestellt ist, haben, sie drückt zugleich auch unsere innigste Vereinigung mit ihm nach unserer Verherrlichung aus. Die hl. Handlung wird häufig mit dem Opfer der hl. Messe geschlossen.

24. Kreuzzeichen.

Die katholischen Christen pflegen sich mit dem hl. Kreuze zu bezeichnen. Hiebei thun sie nichts Neues, sondern pflanzen nur eine Uebung fort, welche im grauesten Alterthume der christlichen Kirche schon bekannt war. Der Kirchenlehrer Tertullian, der im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, sagt: So oft wir uns regen und bewegen, so oft wir ein- und ausgehen, so oft wir unsere Kleider oder Schuhe anlegen, uns baden oder zu Tische gehen, ein Licht anzünden, uns niederlegen oder setzen, so bezeichnen wir jedes Mal unsere Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes (Coron. milit. c. 3.). Von der hl. Martyrin Fides wird namentlich erzählt, daß sie bei ihrer Hinrichtung im Jahre 287 Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze bezeichnet habe. Der hl. Cyrillus von Jerusalem sagt in seinen Catechesen: Bezeichne deine Stirne mit dem Kreuze, damit die Teufel in Ansehung dieses wahhaft königlichen Zeichens zittern und davon fliehen. Machet dieses Zeichen, wenn ihr esset oder trinket, sitzet oder lieget, aufsteht, redet, gehet, mit einem Worte bei jedem Geschäfte; denn da der Gekreuzigte auferstanden ist, dürfen wir uns seines Siegeszeichens nicht schämen. — Der hl. Augustin schreibt: Wir tragen das

Kreuz, woran Chriſtus gekreuzigt worden iſt, an unſerer Stirne. Auch der hl. Hieronymus ermahnt die Jungfrau Euſtochium, ſie ſolle das Zeichen des Kreuzes bei Allem machen, was ſie unternimmt.

Der Katholik hat alles Recht, ſich oft mit dem hl. Kreuze zu bezeichnen; denn es iſt das Zeichen alles Heiles und Segens, und Gott hat es gefallen, durch dasſelbe große und viele Wunder zu wirken. Darum ſagt der hl. Chryſoſtomus: Durch das Kreuz erhält alles uns Betreffende ſeine Vollendung. Gilt es unſere Wiedergeburt, ſo iſt das Kreuz da, eſſen wir jene geheimnißvolle Speiſe, handelt es ſich um die Weihe der Prieſter — überall wiederholt ſich jenes Sinnbild des Sieges. Darum bezeichnen wir damit unſere Häuſer, Wände, Fenſter und unſere Stirne. Schäme ſich ja Niemand eines ſo herrlichen Zeichens, damit Chriſtus ſich einſtens nicht ſeiner ſchäme, wenn er in Macht und Herrlichkeit wieder kömmt. Dieſes Zeichen hat zur Zeit unſerer Voreltern und auch in der unſrigen verſchloſſene Thüren geöffnet, vergiftete Speiſen und Getränke unſchädlich gemacht, die Biſſe giftiger Thüre geheilt. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Wenn es die Thore der Hölle zerſchlagen, den Eingang zum Himmel geöffnet, den Weg zum Paradies wieder angebahnt, und die Feſſeln des Satans zerriſſen hat, — warum ſollte es nicht tödtliches Gift und die Biſſe ſchädlicher Thiere bewältigen? — Ephrem der Syrer aber ſchreibt: Unterſcheiden wir uns Chriſten von den Heiden und Juden, und krönen wir unſere Thüren, Stirne, Mund, Bruſt und alle Glieder mit dem koſtbaren und lebendigmachenden Kreuze. Waffnen wir uns mit dieſer unüberwindbaren Waffenrüſtung der Chriſten. Denn dieſe Waffe iſt die Beſiegerin des Todes, die Hoffnung der Gläubigen, das Licht des Erdkreiſes; dieſe eröffnet das Paradies, ſchlägt die Häreſien zu Boden, iſt die Stärke des Glaubens, die große und heilſame Wache und beſtändige Herrlichkeit der Rechtgläubigen. Höre nicht auf, dieſe Waffenrüſtung Tag und Nacht, jede Stunde und jeden Augenblick an allen Orten umherzutragen; thue nichts ohne ſie. Bedecke dich mit dieſer Bruſtwehr, ſo du ſchlafeſt, oder reiſeſt, oder wacheſt, oder an irgend ein Werk geheſt, oder eſſeſt, oder trinkeſt, oder das Meer befahrſt, oder über einen Fluß ſetzeſt; ſchmücke alle deine Glieder mit dieſem

heilſamen Zeichen und umſchließe ſie, und kein Uebel wird dir nahen. Denn ſobald die feindlichen Mächte dieſes Zeichen ſehen, werden ſie erſchrecken, zittern und zurückweichen." — Merkwürdig iſt, was Nicephorus erzählt. Der König Chosroes habe ſtigmatiſirte Perſer nach Conſtantinopel geſchickt. Als der Kaiſer geſehen, daß ſie mit flüßiger Schwärze aufgedrückte Kreuze auf der Stirne hätten, habe er gefragt, warum ſie dieſes Zeichen umhertrügen, da ſie doch nicht an den Gekreuzigten glaubten. Darauf hätten ſie geantwortet: es habe vor einigen Jahren in Perſien eine verheerende Seuche gewüthet, von welcher viele Menſchen hinweggerafft worden ſeien. Die Chriſten hätten ihnen gerathen, ſich mit dieſem Zeichen zu verſehen, und die es thun würden, blieben von der Seuche verſchont. So ſei es denn auch geſchehen. — Der hl. Hieronymus erzählt aus dem Leben des hl. Hilarion folgendes Ereigniß: Nach dem Tode Julians entſtand ein gewaltiges Erdbeben; die Meere traten aus ihren Ufern, und die Schiffe ſchwebten im Meere wie an Berges-Abhängen. Darüber erſchracken die Einwohner von Epidaurus, einer Stadt im Peloponnes, nicht wenig; ſie fürchteten, ihre Stadt möchte zu Grunde gehen. In Maſſe begaben ſie ſich zum hl. Hilarion, von ihm Hilfe erwartend. Dieſer machte drei Kreuzzeichen in den Sand des Meeresufers, — und ſieh, das verderbendrohende Waſſer wurde ruhig und ging in ſeine Grenzen zurück. — Einmal reichte man dem hl. Benedikt ein Glas dar, in welchem ein vergifteter Trank ſich befand. Der Heilige machte das Kreuzzeichen darüber, und ſieh, das Glas zerſprang, als hätte man einen Stein in dasſelbe geworfen.

Wenn der Chriſt, der ein Jünger des Gekreuzigten iſt, ſich gerne mit dem Kreuze bezeichnet, kann es um ſo weniger auffallen, da dieſes Zeichen faſt der ganzen Natur eingedrückt iſt. So fliegt der Vogel in Kreuzesform; der Fiſch durchſchneidet das Waſſer in Form eines Kreuzes; der Bau des menſchlichen Leibes gibt uns das Kreuz zu ſchauen; an den Aeſten der Bäume, an den Blättern und Blüthen derſelben erſcheint wiederum die Form des Kreuzes.

Die Form des Kreuzes ſelbſt iſt höchſt lehrreich. Es gibt eine doppelte Form für das Kreuzzeichen: das ſogenannte deutſche und das lateiniſche. Das deutſche Kreuz beſteht darin, daß man Stirne,

Mund und Bruſt mit einem Kreuze bezeichnet. Indem man das Kreuz auf die Stirne macht, ſpricht man: „Im Namen Gott des Vaters.“ Die Stirne iſt der höchſte Theil am menſchlichen Leibe, insbeſonders des Hauptes, und ſtellet auch dieſes vor. Darum wird mit Recht bei der Bezeichnung der Stirne „im Namen des Vaters“ geſprochen; denn der Vater iſt das Haupt der Trinität. Der Mund iſt das Organ der Sprache, des Wortes; durch den Mund werden die Gedanken, indem ſie vernehmbar werden, gleichſam verleiblichet. Geeignet ſagt man demnach bei der Bezeichnung des Mundes: „Und des Sohnes“ — weil der Sohn das Wort des Vaters iſt. Das dritte Kreuz wird mit den Worten: „Und des hl. Geiſtes“ — auf die Bruſt gezeichnet. Die Bruſt ſchließt nämlich das Herz und die Lunge in ſich. Jenes iſt der Sitz der Liebe; dieſe das Werkzeug zum Athmen. Treffend wird nun bei dem Kreuze auf die Bruſt „und des hl. Geiſtes“ geſprochen, weil der hl. Geiſt die Liebe des Vaters und des Sohnes iſt, und er zugleich den geiſtigen Menſchen belebt, gleichſam ſein Lebens-Odem iſt. — Auch ein ſchöner moraliſcher Sinn liegt im deutſchen Kreuzzeichen. Die Stirne iſt nämlich der Sitz der Gedanken; indem wir das Kreuz darüber machen, wollen wir Gott alle unſere Gedanken weihen, und ihn zugleich bitten, er möge uns vor böſen Gedanken bewahren. Der Mund iſt das Organ der Rede Wir bekreuzen ihn, um alle unſere Worte zu ſegnen und Gott zu weihen. In der Bruſt ſegnen wir auch das Herz, welches die geheime Werkſtätte aller Neigungen und des Willens iſt, wodurch unſere Handlungen erſt ihren wahren Werth erhalten. Mit dem Kreuze auf der Bruſt wollen wir alſo Gott all unſere Geſinnungen und Willensaffekte ſammt unſern Werken weihen. Somit ſegnet und weihet der katholiſche Chriſt im Kreuzzeichen täglich Gott ſein ganzes Denken, Reden, Thun und Laſſen der hl. Dreifaltigkeit. — Das lateiniſche Kreuz iſt nicht minder bezeichnend. Man berührt nämlich zuerſt die Stirne und zieht dann eine ſenkrechte Linie abwärts bis zur Herzgrube; hierauf fährt man zur linken Schulter und ſodann zur rechten und kehrt wieder in die Mitte der Bruſt zurück, wodurch ein förmliches Kreuz entſteht. Indem man die Stirne berührt, ſagt man: „Im Namen des Vaters.“ Die Stirne repräſentirt hier als das Oberſte am menſchlichen Leib den Himmel, den

ewigen Wohnort Gottes: wohl wird daher bei der Bezeichnung der Stirne der Vater genannt, der da ist das Princip und der Anfang aller Dinge. Im Hinabfahren zur Herzgrube sagt man: „Und des Sohnes." Die Herzgrube ist ein Bild der Erde. Es ist hier die Menschwerdung des Sohnes Gottes angedeutet, der, von seinem himmlischen Vater gesendet, auf die Welt herabkam, unter dem jungfräulichen Herzen Mariens wohnte und für uns Fleisch geworden ist. Endlich da die Hand von der linken zur rechten fährt und dabei die Organe des Lebens, das Herz, als den Sitz der Liebe berührt, und das Ganze dann in der Rückkehr zum Mittelpunkt der Brust beschließt und einiget, so ist dadurch die schwebende Kraft des hl. Geistes angedeutet, der beide Personen in der Gottheit in Liebe einiget. Darum sagt man hier billig: „Und des hl. Geistes." Auch liegt in dem Fahren von der Linken zur Rechten noch der symbolische Sinn, daß uns Christus durch seine Herabkunft vom Himmel auf die Erde durch die Gnade des hl. Geistes aus Verdammten (was die linke Seite andeutet) zu Kindern der Seligkeit (was die rechte Seite ausdrückt) gemacht habe.

Aus diesem gehet hervor, daß das hl. Kreuzzeichen die heilsamsten Erwägungen in uns hervorruft, und daß die gläubige Seele daraus großen Gewinn schöpft, indem ihr dabei die wichtigsten Wahrheiten zu Gemüthe geführt werden. Insbesonders bekennt der katholische Christ durch das Kreuzzeichen seinen Glauben an die heiligste Dreifaltigkeit und an das Geheimniß der Erlösung durch Jesus Christus, durch seinen Tod am Kreuze; er spricht es laut und öffentlich aus, daß er ein Jünger des Gekreuzigten sei, und als ein solcher leben und sterben wolle; er fühlt sich dabei auch mächtig aufgemuntert, alle Leiden und Trübsale des Lebens geduldig zu tragen; denn er bringt sichs wiederholt zum Bewußtseyn, daß er als Schüler Jesu zum Kreuztragen verurtheilt sei, und daß er dieses selbst freiwillig sich aufgelegt habe, und so oft neuerdings sich auflade, als er sich mit dem hl. Kreuz bezeichne.

25. Vom heiligen Kreuzbildniſſe — Erfindung und Erhöhung desſelben; Kreuzpartikel; Verehrung des heiligen Kreuzes.

Von jeher war den Gläubigen das Bildniß des Gekreuzigten ein hl. Zeichen. Daher findet es ſich auch in allen chriſtlichen Häuſern. Es gibt aber noch Ueberreſte vom wirklichen Kreuze Chriſti, welche man Kreuzpartikel nennt. Nach der Kreuzigung Chriſti wurden nämlich das Kreuz des Herrn und die beiden andern der mitgekreuzigten Miſſethäter von den Soldaten, wie es gewöhnlich geſchah, ſammt den Marterwerkzeugen auf Golgatha vergraben. Bald legten die Chriſten ihre Ehrfurcht gegen die vom Erlöſer geheiligten Orte öffentlich an den Tag. Die Heiden, denen Solches läſtig war, ſuchten die Chriſten in ihren frommen Uebungen auf alle Weiſe zu hindern, und unter Kaiſer Hadrian wurde an der Stelle, wo das hl. Kreuz geſtanden, ein marmornes Bild der Venus, und über dem hl. Grabe die Bildſäule des Donnergötzen Jupiter aufgeſtellt. So blieb es bis zu den Tagen, wo es dem Herrn gefiel, das Chriſtenthum in der Perſon des Kaiſers Conſtantin des Großen auf den Thron zu erheben. Die hl. Helena, Mutter Conſtantins, ließ in Vereinigung mit dem damaligen Patriarchen von Jeruſalem, mit Namen Makarius, die heiligen Orte von den heidniſchen Gräueln reinigen. Bei dieſer Gelegenheit fand man zugleich das Kreuz Chriſti mit den zwei andern, an welchen die Schächer geſtorben ſind; außerdem auch die Nägel, womit der Heiland angeheftet war, und die Inſchrift, welche über dem Kreuze befeſtiget worden. Man befand ſich indeß in nicht geringer Verlegenheit, das Kreuz Chriſti mit vollkommner Sicherheit davon herauszufinden. Makarius betete voll Glauben zu Gott, er möge das Werkzeug ſeines Leidens kenntlich machen. Dieß geſchah denn auch auf die herrlichſte Weiſe. Eine vornehme Matrone zu Jeruſalem war dem Tode nahe. In Gegenwart der Kaiſerin und des Volkes ließ man ſie die Kreuze berühren. Die beiden erſten hatten keinen Erfolg; als ſie aber das dritte berührt hatte, ſtand ſie vollkommen geſund auf. So war das ächte Kreuz Chriſti entdeckt. Helena ſandte ſofort die Nägel und einen Theil des Kreuzes an ihren Sohn Conſtantin; den größern Theil des-

ſelben aber ließ ſie in Silber faſſen und übergab ihn dem Patriarchen von Jeruſalem, daß er für die Nachwelt dort aufbewahrt würde. Dieſer größere Theil des hl. Kreuzes blieb auch in den folgenden Jahrhunderten zu Jeruſalem, während der an Conſtantin geſandte größtentheils nach Rom gelangte und in der dortigen hl. Kreuzkirche ſeinen Platz fand. Conſtantin der Große ließ ſofort an der Stelle, wo unſer Heiland von den Todten auferſtanden, die hl. Grabeskirche erbauen, die 335 feierlich eingeweiht worden iſt.

Zum Andenken an die Erfindung des hl. Kreuzes, wird in der Kirche alljährlich der 3. Mai gefeiert, nicht als wäre das hl. Kreuz am 3. Mai erfunden worden (dieſes geſchah vielmehr am 14. September), ſondern weil der 3. Mai in die öſterliche Zeit fällt, zu welcher die Kirche über die Auferſtehung Jeſu Chriſti aus dem Grabe jubelt, wozu auch das Andenken an die Erhebung des hl. Kreuzes geeignet iſt.

Der zu Jeruſalem zurückgelaſſene Theil vom Kreuze Chriſti wurde in der hl. Kreuzkirche bis zum Jahre 614 aufbewahrt. In dieſem Jahre aber eroberten die Perſer unter ihrem Könige Chosroes II. Jeruſalem, verheerten die Stadt und tödteten einen großen Theil der Einwohner. Da ſie die Verehrung kannten, welche die Chriſten dem hl. Kreuze erwieſen, verwendeten ſie, in der Hoffnung auf ein ungeheuers Löſegeld, auf die Erhaltung dieſes Heiligthums alle Sorgfalt. Der damalige Patriarch Zacharias mußte das hl. Kreuz in eine beſondere Lade legen, dieſe mit dem Siegel ſeiner Patriarchalkirche verſehen, und ſo wurde es nach Armenien in eines der feſteſten Schlöſſer des perſiſchen Reiches gebracht. Im Jahre 628 aber, wo die Perſer durch die Siege des Kaiſers Heraklius Frieden zu ſchließen gezwungen wurden, mußten ſie auch das Kreuz wieder zurückgeben. Im Frühlinge des Jahres 629 begab ſich Kaiſer Heraklius mit einem glänzenden Gefolge nach Jeruſalem; auch der fromme Patriarch Zacharias, der zur Zeit des Krieges in perſiſche Gefangenſchaft gerathen, war bereits dort angekommen. In Gegenwart des Kaiſers und einer Menge von Zeugen unterſuchte der Patriarch die verſiegelte Lade des hl. Kreuzes. Unter einen Eidſchwur erklärte er, die Siegel ſeien unberührt geblieben, das Kreuz in der Lade ſei das von den Perſern weggenommene wahre Kreuz

Christi. In feierlicher Procession trug nun der Kaiser selbst, angethan mit seinem Purpurgewande, und das Haupt mit dem Diadem geschmückt, das Kreuz auf seinen Schultern durch die Strassen der Stadt. Jedoch an dem Thore, welches nach Golgatha führte, stand er plötzlich still und trotz aller Anstrengung vermochte er nicht weiter zu gehen. Der Patriarch bemerkte dem erstaunten Kaiser, daß wohl der prächtige Anzug zu wenig eine Nachahmung der Armuth Christi sei. Sogleich legte Heraklius seine kaiserlichen Gewande ab, und zog ein einfaches Pilgerkleid an; und jetzt hatte die Fortsetzung des Weges keine Schwierigkeit mehr. Demüthig und barfuß trug der Kaiser das hl. Kreuz den Kalvarienberg hinan und brachte es wieder an den Ort, wo es die Perser geraubt hatten. Dieß geschah am 14. September 629, und zum Andenken daran wird dieser Tag alljährig zur Ehre des hl. Kreuzes unter dem Namen Kreuz-Erhöhungstag gefeiert.

Bezüglich der fernern Schicksale des hl. Kreuzes sagt Herr Abt Rupert Leiß in seiner Schrift „das Scheyerer Kreuz": Es ist ausgemacht, daß sowohl von Jerusalem, als von Constantinopel und von Rom eine Menge kleinerer Theile des wirklichen hl. Kreuzholzes Christi in die Welt ausgegangen sind. Das zu Jerusalem aufbewahrte hl. Kreuz war so freigebig, daß schon der hl. Cyrillus (Kirchenlehrer und Bischof zu Jerusalem bald nach der Erfindung des hl. Kreuzes) sagt, dasselbe sei „theilchenweise vom Berge Kalvaria aus über die ganze Welt verbreitet." Ebenso bezeugt der hl. Paulinus das eifrige Bestreben der Christen, aus Jerusalem auch nur das geringste Splitterchen vom hl. Kreuze mitzunehmen; er selbst erfreute sich eines Theilchens, das ihm der Bischof Johannes von Jerusalem durch die hl. Melania zugesandt. Dem hl. Papste Leo I., dem Grossen, übermachte ebenfalls der Bischof Juvenal von Jerusalem einen hl. Kreuzpartikel. Ebenso erhielt der hl. Papst Leo III. aus dem zu Konstantinopel aufbewahrten hl. Kreuze ein Pektoral, das ihm der Patriarch Nizephorus zuschickte; ingleichen wurde dem Kaiser Ludwig dem Deutschen ein hl. Kreuzpartikel zu Theil, geschenkt von dem Kaiser Basilius in Konstantinopel. Eben daher empfingen die hl. Königin Radegund, Kaiser Karl der Grosse, und der hl. Ludwig in Frankreich ächte Kreuzpartikel. So ist auch das hl. Kreuz in

Donauwörth aus dem in Constantinopel; der Graf Magnoald von Kyburg und Dillingen brachte es mit, und übergab es dem Benediktinerstifte zu Donauwörth. Aus Rom erhielt der Westgothen-König Rekkared von dem hl. Papste Gregor dem Grossen einen hl. Kreuzpartikel. Jedoch wer weiß nicht, wie viele ächte heilige Kreuzpartikel in alle Welt aus Rom verschenkt wurden — bis heute? Nur auf einen will ich noch aufmerksam machen. Der Graf Albert IV. von Bogen erhielt von dem Papste Honorius III. für die in den Kriegen wider die Ungläubigen geleisteten grossen Dienste einen beträchtlichen hl. Kreuzpartikel, den der Graf im Jahre 1235 an das Kloster Niederalteich schenkte, und wovon den größern Theil der Abt Benedikt II. im Jahre 1700 an die schöne Wallfahrts-Marienkirche Bogenberg gab.

Fragt Jemand, wie es möglich sei, daß von dem einen Kreuze Christi so viele tausend Partikel ausgetheilt werden konnten, so bemerken wir mit dem genannten Abte: Erstens sind wohl viele dieser Partikel unächt oder wenigstens an einen ächten Kreuzpartikel nur anberührt. Zweitens sind die meisten dieser Partikel überaus klein. Nun war das hl. Kreuz ein wenigstens 15 Fuß langer, dicker Stamm, aus dem ja leicht viele tausend Partikel konnten genommen werden. Drittens wäre es weder unmöglich, noch Gottes unwürdig, wenn bei dem Kreuze des Erlösers, der einstens mehre Tausende mit wenigen Broden sättigte und im wunderbaren Sakramente täglich angebetet wird, hie und da etwas Unbegreifliches vorgegangen wäre. Die Heiligen Cyrillus und Paulinus sprechen sich in ähnlicher Weise aus.

Daß der katholische Christ das Zeichen des Kreuzes ehrt, darf nicht Wunder nehmen; es ist ja das Zeichen des Heiles und erinnert uns fortwährend an unsere Erlösung; es ist vom allerheiligsten Leibe Jesu Christi berührt und von seinem Blute benetzt, also auf das Höchste geheiligt; es ist das Zeichen, durch welches Gott die Ehre, welche ihm die Menschen durch die Sünde geraubt haben, wieder hergestellt worden ist, und durch welches er fortwährend geehrt wird.

In soferne das Kreuz das Zeichen unsers Heiles ist, wurde es schon in vielen Vorbildern des alten Bundes angedeutet. Schon der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen im Paradiese

war ein Vorbild davon. Dann insbesonders die Arche Noes; denn wie durch sie Noe und seine Angehörigen gerettet worden sind, so durch das Kreuz die gesammte Menschheit. Hierauf spielt auch die Kirche in den Worten an: „Du allein warst würdig, den Lösepreis der Welt zu tragen, und der schiffbrüchigen Menschheit einen Zufluchtsort zu bereiten, welchen das hl. Blut bestrich." — Angedeutet wurde das Kreuz ferners durch jenes Holz, welches Isaak den Berg Moria hinantrug, und worauf ihn sein Vater legte, ihn zu schlachten; durch die Himmelsleiter, welche Jakob im Schlafe sah: darum sagt der hl. Hieronymus: Auf der Leiter des Kreuzes stiegen die Juden abwärts, die Heiden aber empor; durch die kreuzweise Ausstreckung der Hände des sterbenden Patriarchen Jakobs, da er Josephs Söhne segnete; durch den Stab Moses: mittelst seines Stabes führte Moses ganz Israel sicher durch das rothe Meer, und mittelst seines Kreuzes führt Christus alle Menschen durch den Tod zum ewigen Leben. Vorgebildet ist das Kreuz auch durch jenes Holz, welches Moses auf Befehl Gottes in das bittere Wasser warf, wodurch es süß und trinkbar wurde; durch den Pfahl, an welchem Moses in der Wüste die eherne Schlange erhöhte; endlich durch das kreuzförmige Holz, an welches von den Juden das jährlich zu bratende Osterlamm gesteckt wurde.

Christus selbst hält sein Kreuz in hohen Ehren und zeichnet es auf wunderbare Weise aus; denn abgesehen davon, daß er es wunderbarer Weise lange Zeit in der Erde vergraben erhielt, und es dann durch die Erfindung und Erhöhung, wie bereits erzählt worden ist, verherrlichte, hat er durch einzelne Partikel desselben oft auch schon die größten Wunder gewirkt. Mit besonderer Ehre krönte der Heiland sein Leidenswerkzeug, als er es dem Kaiser Constantin am Himmel erscheinen ließ, und ihn dadurch bekehrte. Aehnliche Erscheinungen zur Verherrlichung des Kreuzes Christi fanden noch öfter statt. Der hl. Cyrillus, Bischof von Jerusalem, war Augenzeuge von einer solchen Erscheinung. Er erzählt: In den Pfingsttagen, am dritten Mai in der dritten Stunde, erschien am Himmel ein Kreuz von ungeheuerer Größe, ganz aus Licht bestehend und sich über Golgatha bis zum Oelberge erstreckend. Es sahen dasselbe nicht ein oder zwei Menschen, sondern die ganze Volksmenge der Stadt auf das deutlichste. Es war dieß auch

nicht eine plötzliche Erſcheinung, ſondern mehre Stunden hindurch zeigte ſich das Kreuz über der Erde den Augen der Zuſchauer und übertraf den Lichtglanz der Sonnenſtrahlen. Vor Schrecken und Freude zugleich lief alles Volk der Kirche zu, und einmüthig brach es in Lobpreiſungen Gottes aus. Die Griechen ſetzten zum Andenken an dieſe wunderbare Begebenheit auf den 7. Mai ein eigenes Feſt ein. — Vor allem wird aber der Erlöſer ſein Leidenswerkzeug am Tage des Gerichtes verherrlichen; da wird das Kreuz helleuchtend, zum Schrecken der Böſen, aber auch zum Troſte der Frommen, am Himmel in einem Alles überſtrahlenden Glanze erſcheinen.

Das Kreuz ward auch von den Heiligen immer geehrt. Der hl. Apoſtel Paulus ſchreibt an die Galater: Ich will mich keines andern Dinges rühmen, als des Kreuzes unſers Herrn Jeſu Chriſti, durch welchen mir die Welt gekreuziget iſt, und ich der Welt. — Als der hl. Apoſtel Andreas das Kreuz erblickte, an welchem er den Martertod ſterben ſollte, rief er voll Freude aus: O getreues Kreuz, verherrlichet vom Leibe des Herrn, lang erſehntes, heiß geliebtes, unabläſſig geſuchtes und endlich nach Herzenswunſch gefundenes Zeichen! nimm mich hin von den Menſchen, und gib mich meinem Meiſter zurück. Sei mir gegrüßt, o du koſtbares Kreuz! das du durch den Leib Chriſti geheiliget und durch ſeine Glieder gleichwie mit köſtlichen Edelſteinen geziert worden biſt. Ehe mein Herr an dir gehangen iſt, konnteſt du nur Schrecken erregen; jetzt aber wirſt du mit hl. Liebe umfangen. — Bekannt iſt, mit welchen Lobpreiſungen die hl. Väter das Kreuz überhäufen. Der hl. Martialis, ein Schüler der Apoſtel, nennt das Kreuz einen Helm, der das Haupt beſchützt; einen Panzer, der die Bruſt beſchirmt; einen Schild, der das Geſchoß des böſen Feindes zurückwirft. — Der hl. Ephräm rühmt das Kreuz als die unbeſiegbare Waffenrüſtung der Chriſten, als die Grundfeſte des Glaubens und als den immerwährenden Ruhm der Rechtgläubigen. — Der hl. Gregor von Nazianz nennt es eine ſüſſe Bürde und Spenderin alles Heiles. — Der hl. Ambroſius preist das Kreuz als die Fahne des Heiles, als den Triumph Chriſti, als den Palmbaum des ewigen Lebens, als das Schwert, womit der Teufel getödtet worden iſt. — Der hl. Auguſtin ſagt vom Kreuze: Wir bekennen

es als aller Ehre würdig und verehren es zur Erinnerung an unſern Gekreuzigten. — Dem hl. Chryſoſtomus iſt das Kreuz die Urſache aller Seligkeit, die Hinwegnahme der Zwietracht, die Grundfeſte des Friedens, die Sonne der Gerechtigkeit, die Hoffnung der Chriſten, die Auferſtehung der Todten, der Stab für die Lahmen, der Troſt für die Armen, der Zaum der Reichen, der Triumph über die böſen Geiſter, die Erzieherin der Jugend, die Mutter der Waiſen, die Beſchützerin der Wittwen, die Ruhe der Bedrängten, das Oberhaupt der Männer, das Ziel der Greiſe, die Verherrlichung der Könige, die Freiheit für die Sklaven, die Weisſagung der Propheten, die Predigt der Apoſtel, der Ruhm der Martyrer, die Freude der Prieſter, der Grund der Kirche, der Schutz des Erdkreiſes, — mit einem Worte: der Inbegriff aller Güter. — Der hl. Anſelm endlich ruft aus: O liebenswürdiges Kreuz, o koſtbares Holz, o verehrungswürdiges Zeichen! du erſchreckſt die Teufel, erneuerſt die Welt; durch dich leben wir, durch dich ſtehen wir auf, durch dich haben wir unſere Seligkeit.

Diejenigen, welche ſich gegen die Verehrung des hl. Kreuzes ausſprachen, wie z. B. die Petrobruſſianer, Bogomilen, Waldenſer, Wikleffiten u. ſ. w. hat die Kirche immer verworfen, dagegen hat ſie ſelbſt bei jeder Gelegenheit ihre Verehrung gegen das hl. Kreuz an den Tag gelegt. Daher wurden zu Ehre des hl. Kreuzes von jeher Feſte angeordnet und Kirchen und Altäre erbauet. So ließ ſchon Kaiſer Conſtantin der Große zu Rom zur Ehre des hl. Kreuzes eine Kirche erbauen, deßgleichen zu Jeruſalem die hl. Grabeskirche.

Der gläubige Chriſt ehrt das Kreuz nicht bloß dadurch, daß er es in ſeinen Häuſern aufhängt und an ſeinem Leib trägt, daß er öfters vor demſelben betet und es küßt, ſondern vorzüglich auch, daß er alle Widerwärtigkeiten im Hinblick auf das Kreuz Chriſti geduldig und ſelbſt freudig trägt, wie auch der Heiland verlangt: Wer mein Jünger ſeyn will, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach. —

26. Ueber die kirchlichen Feſte im Allgemeinen.

Die Zeit iſt mit den Augen des Glaubens betrachtet nichts Anders, als die von Gott den Menſchen bewilligte Gnadenfriſt

zur Buße. Nachdem unſere Stammeltern im Paradies geſündigt hatten, war das ganze Menſchengeſchlecht ein Miſſethäter geworden, der das Leben verwirkt hatte: Gottes Gerechtigkeit hätte ihn ſammt ſeiner Nachkommenſchaft ſogleich in die Ewigkeit ſtürzen ſollen; denn er hatte die Zeit verloren. Gott wollte aber die Menſchen, die er mit ſo großen Vorzügen ausgerüſtet hatte, nicht ewig verſtoſſen: daher ſchenkte er ihnen noch eine Zeit, verkürzte ſie aber den Einzelnen um ſo mehr, je gewaltiger das Sittenverderbniß über Hand genommen. Daher ſehen wir, daß die Menſchen urſprünglich viel länger lebten. Das Leben der Menſchen, die ihm verliehene Zeit, ſoll alſo eine fortwährende Buſſe ſeyn. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, ſollten wir eigentlich keine Feſttage haben; denn zur Buſſe ſchickt ſich wohl das Weinen und Trauern, nicht aber die Freude, welche im Begriff der Feſte liegt. Indeß iſt durch Jeſus Chriſtus unſer Zuſtand ein anderer geworden; er hat den Fluch aufgehoben, und den Segen gebracht; den Tod überwunden und das Leben geſpendet. Dadurch hat die Freude in unſer betrübtes Leben wieder hineingeleuchtet; denn wir ſind durch ihn Kinder der Gnade geworden, auf die jenſeits eine große Herrlichkeit wartet. Muß nun gleich wohl die Buße fortdauern, weil wir alle Jünger des Gekreuzigten, ſelbſt die dornigen Pfade unſers göttlichen Vorgängers wandeln müſſen, ſo glänzt doch auch jetzt ſchon in unſer mühevolles Leben die Freude hinein. Wir haben auch mitten in der Trauer alle Urſache uns zu freuen, theils wegen des Sieges, den uns Chriſtus errungen und wegen der Herrlichkeit, die in Folge deſſen jenſeits unſer wartet, theils wegen des Ruhmes, deſſen ſo viele unſerer verklärten Brüder theilhaftig geworden ſind. Daher hat es auch zu jeder Zeit in der Kirche Feſte gegeben.

Die Kirche, die Alles heiligt, hat ſich überhaupts auch der Zeit bemächtigt, und ſie geheiligt. Sie theilt das Jahr in drei große Abſchnitte: der erſte, welcher die Zeit von Advent bis Weihnachten in ſich faßt, ſchildert uns die viertauſend Jahre vor Chriſtus, wo man dem Heile erſt entgegenharrte; der zweite, welcher ſich von Weihnachten bis zur Himmelfahrt Chriſti erſtreckt, umſchließt das ganze ſterbliche Leben des Erlöſers; der dritte endlich, welcher mit Pfingſten anfängt und mit Allerheiligen ſich ſchließt, ſtellt das Leben der Kirche dar.

Unter Feſt ſelbſt verſteht man einen freudigen, glücklichen Tag. Aus dieſem Grunde war man von jeher in der chriſtlichen Kirche der Anſicht, daß Faſten und Abtödtungen an Feſttagen nicht ſtattfinden ſollen; im Gegentheile hielt man an denſelben gewöhnlich ein reicheres Mahl als ſonſt, was noch heut zu Tage üblich iſt.

Schon frühe beging man jene Tage, an welchen ſich die wichtigſten Geheimniſſe unſerer hl. Religion erfüllten, wie Weihnachten, Oſtern, Pfingſten u. ſ. w. auf eine feierliche Weiſe. Die Chriſten wurden ſchon durch das Beiſpiel der Juden dazu aufgemuntert; denn dieſe feierten zum Andenken an ihre wunderbare Befreiung aus Aegypten ihr Oſtern; zur Erinnerung an die Geſetzgebung auf dem Berge Sinai ihr Pfingſten u. ſ. w. In dieſen Feſten verkörpern ſich die wichtigſten Geheimniſſe unſerer hl. Religion und ziehen gleichſam, alle Jahre erneuert, an uns vorüber. Auch die Tage beging man feierlich, an welchen die Martyrer für den chriſtlichen Glauben ihr Blut vergoſſen. Dadurch ehrte man nicht bloß das Andenken dieſer verklärten Brüder, ſondern ſtellte ſich auch ihren Heldenmuth vor Augen und begeiſterte ſich zu gleichen Thaten. Auf gleiche Weiſe und aus demſelben Grunde feierte man auch das Andenken an die Bekenner, d. h. an diejenigen, welche, ohne den Martertod erlitten zu haben, durch den Heroismus ihrer Tugenden die Kirche erbauten. Ihr Leben iſt ein herrliches Zeugniß für die Heiligkeit des Chriſtenthums, und ihre Feſte vergegenwärtigen den Gläubigen ihre Tugenden und begeiſtern ſie zu einem ähnlichen Wandel.

Himmliſche Weisheit leuchtet auch aus der Ordnung hervor, in welcher die Feſte aufeinander folgen: wer die chriſtlichen Feſte hinwegnehmen wollte, würde das ganze Jahr eintönig und langweilig machen; wer aber nur die Ordnung, in welcher ſie aufeinander folgen, ſtören und ſie auf eine andere Zeit verlegen wollte, als die Kirche ihnen anwies, würde ihnen den ganzen Eindruck nehmen, welchen ſie zu machen beſtimmt ſind. Verſetzt das Oſterfeſt in den Herbſt, wo Alles in der Natur das Bild des Todes vorſtellt, die Tage abnehmen, die Bäume ſich entblättern und der Horizont mit Wolken ſich verdüſtert, — gewiß liegt in dieſen äußern Erſcheinungen ein großes Hinderniß, in den Geiſt des Feſtes einzudringen: hingegen iſt dieſe Zeit ganz geeignet zu

einem Allerheiligenfeste, oder Allerseelentage, wo uns die hinsterbende Natur an die Vergänglichkeit alles Irdischen errinnert und die kirchliche Feier uns mit der Hoffnung im jenseitigen Leben mächtig zum Himmlischen emporträgt. Nimmt man ferner an, das Weihnachtsfest werde statt im Winter in den schönen Sommertagen gefeiert, so wird man sogleich auch fühlen, daß die mitleidende Liebe für das neugeborne Kind zu Bethlehem geringer werde; denn welche Schwierigkeit mitten in der brennenden Hitze die so lebhaften Gefühle für dieß vor Kälte starrende Kind zu erwecken!

In der Anordnung der verschiedenen Feste, die wir im Lauf des Jahres feiern, hat die Kirche die zärtlichste Rücksicht auf die Bedürfnisse der Menschen genommen. Das Herz des Menschen verlangt Abwechslung und Mannigfaltigkeit; dieß gibt ihm Leben, die Einförmigkeit tödtet es. Es gleicht überdieß einer Laute, die nur harmonisch wiedertönt, wenn alle Saiten geschickt gerührt werden. Wir müssen abwechselnd die Gefühle der Hoffnung, des Glaubens, der hl. Traurigkeit, der Freude u. s. w. haben; besonders bedürfen wir eine große Mannigfaltigkeit von Beweggründen, um in uns die Uebung der verschiedenen Tugenden zu erwecken. Nun gerade darauf wirkt die Kirche in ihren verschiedenen Festen hin. Wer dieses nicht einsieht, hat sein sittliches Gefühl offenbar in sinnlichen, thierischen Genüssen sich abgestumpft. Ja, durch ihre Festtage greift die Kirche tief in das Herz des Menschen ein, bewegt alle Fibern desselben und spornt ihn mächtig zur Tugend und Heiligkeit an.

27. Advent.

Der Advent ist eine Zeit des Gebetes und der Buße, welche die Kirche verordnet hat, um ihre Kinder auf die Geburt des Erlösers vorzubereiten. Was die Vigilien bei den gewöhnlichen Festen sind, was das Fasten vor Ostern ist, was die vier tausend Jahre der alten Welt für die Ankunft des Messias waren, das ist der Advent für das Weihnachtsfest. Vier Wochen von Vorbereitung werden Niemanden zu lange scheinen, wenn er auf das große Geheimniß sieht, welches darauf folgt. Wenn das Volk sich so sorgfältig vorbereiten mußte, um das auf Sinai verkündigte Gesetz

empfangen zu können, von welcher Art müſſen dann die Vorbereitungen der Chriſten ſeyn, um den Geſetzgeber ſelbſt, den Sohn Gottes, aufzunehmen?

Die Einſetzung des Advents ſcheint ſo alt zu ſeyn, wie die des Weihnachtsfeſtes ſelbſt. Früher beſtund der Advent aus vierzig Tage, wie die Faſten, und man übte häufige Abtödtungen und Selbſtverleugnungen in dieſer Zeit: man faſtete und kaſteite ſich Cf. B. 1. S. 160. Wie ebendaſelbſt bereits angegeben iſt, verläßt die Kirche bei ihrem Gottesdienſte die Ornamente der Freude, und nimmt das Violet zum Zeichen der Zerknirſchung an. Um in allen Seelen dieſe Gefühle zu wecken, miſcht ſie abwechſelnd die Stimme des großen Völkerapoſtels Paulus, die Stimme des Iſaias, die des Johannes an den Ufern des Jordans und die Stimme Chriſti ſelbſt mit denen der Prediger und den Hymnen der Kirche.

Am erſten Sonntage des Advents werden die Gläubigen in den Worten des hl. Paulus zur Buße ermahnt. Um dieſe Mahnung noch eindringlicher zu machen, wird uns im Evangelium das letzte Gericht und die zweite Ankunft des Sohnes Gottes auf Erden vor Augen geſtellt. Am zweiten Sonntage des Advents ſetzt die Kirche ihre Belehrungen fort: ſie werden immer beſtimmter in dem Maaße, als das große Geheimniß ſich nähert; es geſchieht wie bei der Sonne, die immer leuchtender wird, je mehr ſie ſich über den Horizont erhebt. In der Epiſtel läßt der hl. Paulus wieder ſeine Stimme hören; er kündigt an, daß Jeſus geſandt worden ſei, um alle Weisſagungen zu erfüllen und Juden und Heiden in Einem Schaafſtalle zu einigen. Das Evangelium hält uns den Vorläufer vor, der in der Perſon Jeſu Chriſti den ſeit vier tauſend Jahren erwarteten Erlöſer zeigt. Johannes ſchickt zwei ſeiner Jünger zu Jeſus, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er der verheißene Meſſias ſei.

Auch am dritten Sonntage ſpricht der hl. Paulus in der Epiſtel zu uns und ladet uns zur Freude ein, und mit Recht; denn die Morgenröthe unſerer Befreiung glänzt ſchon am Horizont. Im Evangelium verkündet der hl. Johannes, der Täufer, nicht mehr den Meſſias, er ſagt, daß er ſchon in der Welt iſt. Johannes ſetzt aber jenes wichtige Wort hinzu, welches auch in unſerer

Zeit volle Wahrheit ist: Er ist mitten unter euch, ihr aber erkennt ihn nicht.

Am vierten Sonntage endlich, wo das göttliche Kind bereits im Begriffe ist, in die Welt einzutreten, ermahnt uns der hl. Apostel Paulus in der Epistel mit Recht, wir sollen nicht vor der Zeit richten, sondern dem Herrn das Gericht überlassen. Im Evangelium werden wir nachdrücklich ermuntert, dem Herrn die Wege zu bereiten, die Thäler der sinnlichen Begierden in unserm Herzen auszufüllen und die Berge des Stolzes abzutragen.

Endlich sieben Tage vor der Geburt des Erlösers werden in der Kirche die sogenannten großen Antiphonen oder O bei der Vesper gebetet. Wir beschwören die himmlischen Geister, mit uns zu seufzen nach der Ankunft des Erlösers. Diese Antiphonen drücken sowohl die verschiedenen Eigenschaften des Messias, als auch die verschiedenen Bedürfnisse des Menschengeschlechtes aus.

Seit seinem Falle ist der Mensch ein Unsinniger, faßt ohne Kenntniß und ohne Geschmack für die wahrhaftigen Güter: sein Betragen verursacht Furcht und Mitleiden; er hat Weisheit nöthig: die Kirche bittet um sie für ihn im ersten Vorgesang:

„O sapientia: O Weisheit, die du aus dem Munde des Allerhöchsten gekommen bist! die du von einem Ende zum andern reichest und Alles mit Kraft erfüllest und über Alles mit Milde verfügest; komme und lehre uns den Weg der rechten Einsicht."

Seit seinem Falle ist der Mensch ein Sklave des Teufels, er hat einen mächtigen Befreier nöthig: die Kirche bittet darum für ihn im zweiten Vorgesang:

„O Adonai: o mächtiger Gott und Führer des Hauses Israel, der du dem Moses im brennenden Dornbusch gezeigt wardst, und der du ihm das Gesetz auf dem Sinai gegeben hast, komme und erkaufe uns wieder durch die Macht deines Armes."

Seit seinem Falle ist der Mensch an die Ungerechtigkeit verkauft, und er hat einen Erlöser nöthig: die Kirche bittet darum für ihn im dritten Vorgesang:

„O Radix Jesse: O Wurzel Jesses! die du wie eine Fahne vor den Augen der Nationen ausgestellt bist; Könige schließen vor dir den Mund, Nationen rufen dich an: komme und kaufe uns los, säume nicht."

Seit seinem Falle ist der Mensch ein Gefangener, im finstern Kerker des Irrthums und des Todes eingeschlossen; er hat einen Schlüssel nöthig, um daraus gehen zu können: die Kirche bittet darum für ihn im vierten Vorgesang:

„O Clavis David: O Schlüssel Davids und Scepter des Hauses Israel, der du öffnest, und Niemand schließt, der du schließest und Niemand öffnet; komme und ziehe deinen Gefangenen aus dem Gefängniß, den Unglücklichen, der in der Finsterniß und im Schatten des Todes sitzt."

Seit seinem Falle ist der Mensch ein Blinder; er hat eine Sonne nöthig, die ihn erleuchtet: die Kirche bittet darum für ihn im fünften Vorgesang:

„O Oriens: O Aufgang, Glanz des ewigen Lichtes und Sonne der Gerechtigkeit! komme und erleuchte die, welche in der Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen."

Seit seinem Falle ist der Mensch gleichsam eine große Ruine; er hat einen Wiederhersteller nöthig: die Kirche bittet daher für ihn im siebenten Vorgesang:

„O Rex Gentium: O König der Nationen, Gott und Erlöser Israels, Eckstein, der du die Juden und die Heiden in einem einzigen Schaafstall vereinigest! komme und rette den Menschen, den du aus dem Thon der Erde gebildet hast."

Seit seinem Falle hat der Mensch das Haupt unter das Joch aller Tyrannen gebeugt; er hat einen billigen Gesetzgeber nöthig: die Kirche bittet darum im achten Vorgesang:

„O Emanuel: O Emanuel, unser König und unser Gesetzgeber, die Erwartung der Nationen, der Gegenstand ihres Verlangens, komme und rette uns, Herr, unser Gott."

28. Ueber das heilige Weihnachtsfest.

Das Weihnachtsfest hat die zeitliche Geburt des Sohnes Gottes zu seinem Gegenstande. Es wird seit den ältesten Zeiten als eines der Hauptfeste der Christen immer am 25. Dezember, als dem Geburtstage unsers Herrn, begangen. Weihnachten ist die große Morgenröthe unserer Befreiung; das Kind, welches an diesem Tage geboren worden, ist die Sonne der Gerechtigkeit, welche die Schatten des Todes vom Erdkreis verscheuchte. Mit

Recht jubelt also die gläubige Seele an diesem Tage, von woher sich ihre Befreiung und ihr ganzes Heil herdatirt. Die Engel selbst sind am heutigen Tage herniedergestiegen und haben die Menschen zum Jubel und zur Freude stimmen wollen, ob des erhabenen Geheimnisses, das sich in der Krippe erfüllte: wie sollte ein christliches Herz theilnahmslos seyn? Wenn die Familie den Geburtstag ihres Familienhauptes festlich begehet, und das ganze Land den Tag feiert, an welchem sein Fürst das Licht der Welt erblickte: was ziemt dem Christen an dem großen Tage, an dem sein Heiland sich zur Welt bringen ließ?

Die Kirche beginnt schon um Mitternacht ihren Gottesdienst, und singt die den Patriarchen und den Propheten gegebenen Verheißungen, die nun ihre Erfüllung gefunden. Um Mitternacht fand auch die Geburt Jesu Christi im Stahle zu Bethlehem statt. Die Mitternacht war in weiser Absicht von Gott dazu gewählt. Wie nämlich die Natur in Finsterniß gehüllt war, so auch der Geist der Menschen in Bezug auf die Erkenntniß Gottes. Die Mitternacht deutet an die höchste Stufe des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit, welche damals das menschliche Geschlecht ergriffen hatte. Erst mit Jesus Christus wurde es Licht auf Erden. Darum heißt es auch von den Völkern, die Jesum noch nicht erkannt haben, daß sie in der Finsterniß sitzen. Der Stall und die in demselben befindlichen unvernünftigen Thiere sind nicht minder bedeutungsvoll. Im Stalle ist die Welt angedeutet; sie war durch die Sünden und Laster der Menschen in Hinsicht auf Gott zum unfläthigsten Orte, zum Stall geworden. Die unvernünftigen Thiere aber sinnbilden den Menschen in seinem Zustande vor der Erlösung; denn wie jene sich blindlings von ihren sinnlichen Trieben leiten lassen, so der Mensch vor Christus: er lebte nach Art der unvernünftigen Thiere, weil er nur seinen Leidenschaften fröhnte. Auch die Windeln, in welche das neugeborne Kind gelegt ward, haben ihre Bedeutung; sie sinnbilden nämlich die Bande der Sünde, mit welchen die Menschheit gefesselt war, und die sich Jesus anlegen ließ, um sie daraus zu befreien. Der ganze Zustand des neugebornen Kindes aber erinnert, wie der Mensch von seinen Hauptkrankheiten, an denen er vor Christus darniederlag, geheilt werden kann. Die Hauptübel der Menschheit waren und sind

nämlich der Stolz, die unordentliche Liebe zum Irdiſchen, die Genußſucht. Als himmliſcher Arzt hat Jeſus für jede Krankheit das wirkſamſte Heilmittel erfunden. Unſern Stolz hat er durch ſeine Demuth, unſere unordentliche Liebe zum Irdiſchen — unſern Geiz und unſere Habſucht, durch ſeine Armuth; unſere Genußſucht durch ſeine Entbehrungen geheilt. So iſt das Weihnachtsfeſt, indem es uns zur Krippe führt, ein himmliſcher Lehrſtuhl, und ein Buch der bewunderungswürdigſten Weisheit.

Eine beſondere Auszeichnung des Weihnachtsfeſtes beſtehet auch darin, daß der Prieſter drei hl. Meſſen lieſt, zur Erinnerung an die dreifache Geburt des göttlichen Worts. Die erſte bezieht ſich auf ſeine ewige Geburt vom himmliſchen Vater der göttlichen Natur nach. Darum beginnt ſie auch im Eingang mit den Worten: „Du biſt mein Sohn; heute habe ich dich gezeugt.“ Weil dieſes Geheimniß unbegreiflich iſt, wird das Andenken daran billig in der Finſterniß der Mitternacht begangen. Die zweite hl. Meſſe iſt zur Ehre ſeiner zeitlichen Geburt aus Maria der Jungfrau der menſchlichen Natur nach: ſie wird bei anbrechender Dämmerung geleſen, weil es nach dieſem Ereigniſſe in den Geiſtern der Menſchen zu tagen anfing. Endlich die dritte hl. Meſſe erinnert an die geiſtliche Geburt des Herrn in einer jeden frommen Seele durch die Liebe und Gnade. Weil Solches nur bei einem Menſchen geſchieht, der bereits im Lichte des Glaubens wandelt, ſo wird ſie entſprechend bei hellem Tage geleſen.

Zur Bezeugung der allgemeinen Freude, daß das Wort Fleiſch geworden, wird von der Kirche den Gläubigen am Weihnachtsfeſte jederzeit, wenn es auch am Freitage fällt, Fleiſch zu eſſen erlaubt.

Um den Kindern die Freudenfeier des Weihnachtsfeſtes recht anſchaulich zu machen, errichtet man in vielen Gegenden einen ſogenannten Chriſtbaum, und ziert ihn mit Obſt, Lichtern und andern Dingen. Dieſer Baum mit ſeinen Früchten und Lichtern ſoll uns erinnern, daß Chriſtus der Baum des Lebens ſei, von welchem uns alles Gute kömmt, von welchem Gnade und Licht ausſtrömt und in uns übergeht, und an welchem wir ſelbſt eine gute Frucht werden ſollen. In manchen Gegenden werden mit dem Chriſtbaume zugleich Ruthen in Verbindung gebracht, zunächſt um die

Kinder durch angedrohte Züchtigung deſto leichter zum Gehorſam zu gewöhnen; dann ſoll aber die Ruthe auch an die Strafe erinnern, welche die Nachkommen Adam's verdient haben, und wovon ſie nur durch den Erlöſer ſind befreit worden. Bedeutungsvoll iſt es auch, daß in England ein großer Holzblock verbrannt wird, zum Zeichen, daß nun der Baum, der einſt ſo verderbliche Früchte trug, nämlich den Ungehorſam gegen Gott, abgehauen und im Feuer verbrannt werden ſoll.

An vielen Orten werden um dieſe Zeit auch die ſogenannten Krippen errichtet. Der hl. Franz von Aſſiſi hat ſie zuerſt eingeführt, um den Unmündigen die Ereigniſſe dieſer Tage recht augenſcheinlich darzuſtellen. Die Krippen ſind alſo nichts Anders, als bildliche Vorſtellungen von einigen der wichtigſten Ereigniſſe bei der Geburt und aus der Jugend Jeſu.

Die zunächſt nach Weihnachten folgenden Feiertage hängen mit dem Hauptfeſte ſelbſt innig zuſammen, nämlich das Feſt des hl. Stephanus, dann des hl. Johannes des Evangeliſten und hierauf der Tag der unſchuldigen Kinder. Dieſe drei Tage dienen dazu, den Ruhm des in der Krippe liegenden Kindleins zu verkünden; denn dieſes ſcheinbar ſo armſelig und verlaſſene Kind iſt es, welches dem hl. Stephanus Muth gab, jenen heldenmüthigen Martyrtod zu ſterben; dieſes Kind iſt es, welches das Feuer der göttlichen Liebe ſo herrlich im Herzen des hl. Johannes entzündete; dieſes Kind iſt es, welches jene unſchuldigen Opfer zu Bethlehem krönte. Dieſe drei Tage ſind alſo gleichſam handgreifliche Beweiſe für die Göttlichkeit des Chriſtenthums, und die erſten Früchte, welche der Himmel von dieſem Lebensbaume pflückte. Das Martyrthum iſt ja der herrlichſte Glanzpunkt in der chriſtlichen Kirche. Darum folgt unmittelbar auf das Geburtsfeſt des Herrn die Geburtsfeier derjenigen, welche auf dieſem blutigen Wege in das Reich Gottes eingegangen ſind; denn der Tag des hl. Stephanus iſt zugleich dem Andenken aller heiligen Martyrer geweihet und in ſoferne gleichſam die Geburtsfeier aller heiligen Martyrer. Dieſes Feſt folgt billig nach der Geburtsfeier desjenigen, der, wenn ich ſo ſagen darf, der Vater aller Martyrer iſt. Und der kirchlichen Auffaſſung liegt auch hier wieder ein tiefer Sinn zu Grunde, wenn ſie nicht den Tag, wo die Heiligen der Welt, ſondern wo

ſie dem Himmel ſind geboren worden, alſo ihren Sterbetag, feierlich begehet. Denn am Tage, wo ſie der Welt gegeben worden, waren ſie Gegenſtände des Mißfallens Gottes, und in dieſer Erſcheinung gebührt ihnen keine Verehrung; aber mit ihrem Austritt aus dieſer Welt wurden ſie in die Schaar der Auserwählten aufgenommen und nun ſind ſie aller Verehrung würdig. Der Sterbetag wird alſo im höhern Sinne mit Recht der Geburtstag der Heiligen genannt.

Nicht alle Gläubige können aber die Krone des Martyrthums erlangen; zur Seligkeit gelangt auch der, welcher einen in Liebe thätigen Glauben hat. Als erſter Vorkämpfer dieſer wird am zweiten Weihnachtsfeſte der hl. Johannes der Evangeliſt gekrönet; denn er hat dem Herrn während ſeines langen Lebens in treuer Anhänglichkeit gedienet. Dieſen nämlichen Geiſt des hl. Johannes, dieſe nämliche Liebe und Treue gegen den Herrn will die Kirche ihren Gläubigen einhauchen; und das will ſie in einer ſinnvollen Ceremonie andeuten: ſie reicht ihnen nämlich Wein zum Trinken dar, indem ſie ſpricht: Trinke die Liebe des hl. Johannes. Zugleich hat jenes Trinken vom geſegneten Wein noch eine andere Bedeutung. Die Ueberlieferung ſagt, dem hl. Johannes ſei einmal vergifteter Wein zum Trinken dargeboten worden; er aber habe darüber das hl. Kreuzzeichen gemacht, und das Gift ſei in Geſtalt einer Schlange herausgefahren. Indem wir vom geſegneten Weine trinken, ſoll angedeutet ſeyn, daß auch wir im Namen Jeſu vorzüglich über jene alte Schlange, die ſchon im Paradies uns verführte, über den Teufel, ſiegen und ihn von uns vertreiben.

Nicht allen Menſchen iſt es beſchieden, hienieden dem Herrn durch ein langes Leben zu dienen. Einige rafft oft der Tod ſchon hin, ehe ſie noch zu den Jahren der Vernunft gekommen ſind. Dieß iſt meiſtens für die Eltern ein herber Verluſt. Sie mögen ſich aber in Hinſicht auf die bethlehemitiſchen Mütter tröſten, die an Einem Tage ihre Kinder auf ſo grauſame Weiſe verloren haben. Der Tag der unſchuldigen Kinder iſt demnach ſowohl zum Troſte für jene Eltern, welche in zarter Jugend ihre Kinder verlieren, als auch zur Befeſtigung unſers Glaubens, daß auch jene ſo frühe ſchon aus dem zeitlichen Leben abgerufene Geſchöpfe der Krone der ewigen Herrlichkeit theilhaftig werden. —

Der hl. Bernard findet in den drei zunächst nach Weihnachten folgenden Festen die Wahrheit ausgedrückt, daß in Christus alle Heilige gerechtfertigt werden. Da es nämlich besonders drei Klassen von Heiligen gibt: Martyrer im Willen und im Werke, Martyrer im Willen ohne Werk, und Martyrer im Werk ohne Willen, so sei das Fest des hl. Stephanus als Centralfest der Martyrer im Willen und im Werke, das Fest des hl. Johannes als Centralfest der Martyrer im Willen ohne Werk und das Fest der unschuldigen Kinder das Centralfest der Martyrer im Werke ohne Willen.

Zugleich hat das hl. Weihnachtsfest, wie jeder hohe Festtag, eine Vigil und eine Oktav. Die Vigil ist zur Vorfeier des Festes. In den ersten Zeiten des Christenthums, wo man die Gläubigen oft blutig verfolgte, versammelten sich diese schon am Vorabende eines Festes an verborgenen Orten, und blieben unter Fasten, Absingung von Psalmen und Gebet bis zum Sonnenaufgang versammelt. Daher kömmt nicht nur die Gewohnheit, daß in manchen Klöstern die priesterlichen Tagzeiten um Mitternacht gebetet werden, sondern die Tage vor hohen Festen noch häufig Fasttage sind. Es ist billig, daß der Christ auf solche Weise auf den Festtag sich vorbereite; auch einer bürgerlichen Feier geht eine Vorbereitung vorher. Die Oktav aber, die dem Feste folgt, ist gleichsam die Nachfeier desselben. Schon bei den Juden dauerten hohe Feste mehre, gewöhnlich sieben Tage. Dadurch geschieht es, daß die heilsamen Wahrheiten, welche ein Fest darstellt, einen desto bleibendern Eindruck auf uns machen. Es gibt gegenwärtig sechszehn Feste mit Octav; die fünf höchsten davon haben eine privilegirte Octav, die entweder alle andern Feste oder doch einige derselben ausschließt.

Auch verdient es Erwähnung, daß auf den Tag vor Weihnachten die Gedächtnißfeier von Adam und Eva fällt. Dieses Zusammentreffen ist nicht zufällig. Wie einstens Johannes der Täufer in seinem Unvermögen, die Menschen selbst zu erlösen, auf Christus verwies; so deutet der hl. Abend auf das Weihnachtsfest hin: jener ist der Repräsentant des alten Bundes; dieses der des neuen. Es paßt demnach auf den hl. Abend keine andere Gedächtnißfeier mehr, als die unserer Stammeltern; denn sie sind die Repräsen-

tanten des sündigen Menschengeschlechtes, die ihre Nachkommen fortwährend auf Christus hinwiesen, der am Weihnachtsfeste selbst erschienen ist.

29. Beschneidung.

Im alten Bunde mußte bei den Juden jedes männliche Kind am achten Tage der Geburt beschnitten werden. Diese Ceremonie sollte für die Juden ein Siegel des Bundes seyn, welchen Gott mit Abraham geschlossen hatte; ein Zeichen, welches die Abkömmlinge des hl. Patriarchen von den übrigen Völkern der Erde unterschiede; endlich ein Unterpfand der allen denjenigen, welche die Befehle Gottes getreu vollziehen würden, gegebenen Verheißungen.

Jesus hätte als Sohn Gottes keine Pflicht gehabt, sich dieser schmerzhaften Ceremonie zu unterwerfen; er that es aber aus Demuth und Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater, sowie aus Ehrfurcht gegen das jüdische Gesetz. In erster Hinsicht schaffte er, indem er an seiner eigenen Person das Gesetz erfüllte, dasselbe auf eine ehrenvolle Weise ab. Daher sind wir nicht mehr schuldig, uns demselben zu unterwerfen und uns beschneiden zu lassen; denn was bereits erfüllet ist, verpflichtet nicht mehr. Christus ist aber nicht gekommen, das Gesetz einfach aufzuheben, sondern es zu vervollkommern. Dieß geschah auch hier: er setzte an die Stelle der bloß vorbildlichen Beschneidung das sündentilgende Sakrament der Taufe. Christus unterwarf sich ferner der Beschneidung, um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, für uns sein Blut zu vergießen; um uns ein Vorbild zu werden, auf daß auch wir heilige Scheue und Unterwürfigkeit gegen jene Verordnungen der Kirche beweisen, die unbedeutend sind und uns nicht zu verbinden scheinen; um zu beweisen, daß er wahrhaft einen menschlichen Leib habe und dadurch im Voraus jener Irrlehre den Weg abzuschneiden, welche ihm die Wirklichkeit desselben ableugnen wollte; endlich um sich als einen Nachkommen Abrahams zu erweisen, und jenen Einwürfen zuvorzukommen, mit welchen die Juden ihm die Messias-Würde abstreiten könnten, wenn sich sagen ließe, er stamme nicht von Abraham, weil er die Beschneidung nicht habe.

Für die Christen ist das Fest der Beschneidung eine Aufforderung, sich der Seele nach zu beschneiden, und alle Leidenschaften

und ſündhaften Auswüchſe ohne Schonung mit dem ſcharfen Meſſer der Buße hinwegzunehmen.

Bei Gelegenheit der Beſchneidung wurde den Kindern zugleich ihr Name gegeben; auch Chriſtus fügte ſich der Sitte und nahm dabei ſeinen Namen an. Den Kindern einen Namen zu geben, ſteht den Vätern zu, und die paſſendſten Namen ſind diejenigen, welche am beßten das Weſen der Dinge bezeichnen, welchen ſie beigelegt werden. Daraus folgt, daß kein Geſchöpf, weder im Himmel noch auf Erden, auch Maria und Joſeph nicht, dem Sohne Gottes einen Namen hätten geben können; denn kein Geſchöpf war im Stande, die Vorzüglichkeit ſeiner Natur zu erfaſſen. Gott allein konnte ſeinem Sohne einen Namen geben, der ſeine göttlichen Eigenſchaften ausdrückte. Und deßwegen ließ Gott der ſeligſten Jungfrau Maria durch den Engel Gabriel zugleich mit der Mutterſchaft des Sohnes Gottes auch den Namen verkündigen, welchen ſie dieſem Kinde geben ſollte; auch dem hl. Joſeph ward dieſer Name bei einer andern Gelegenheit geoffenbart. Bis zum Feſte der Beſchneidung war dieſer Name nur dem ewigen Vater, den Engeln und Joſeph und Maria bekannt; jetzt aber erfuhr ihn alle Welt.

Wenn gleichwohl der Tag der Beſchneidung ſchon zur Ehre des Namens Jeſu iſt, ſo begehet doch die Kirche noch ein eigenes Feſt zur Ehre dieſes hochheiligen Namens; denn am Neujahrstage treten die Dankſagungen für die im verfloſſenen Jahre genoſſenen Wohlthaten mehr in den Vordergrund, und daher können wir uns zu wenig mit dieſem göttlichen Namen beſchäftigen. Das Namen-Jeſu-Feſt begehen wir aber weislich am erſten Sonntage nach der Erſcheinung des Herrn: die Kirche will uns nämlich alle Geheimniſſe noch einmal lebendig vor Augen ſtellen, welche in der jüngſten Vergangenheit in Bezug auf Jeſus gefeiert worden ſind.

Daß das Namensfeſt des Heilandes mit dem neuen Jahrestage zuſammenfällt, iſt nicht zufällig; denn wir werden dadurch ermahnt, wie Alles, ſo auch das neue Jahr nach der Vorſchrift des Apoſtels im Namen Jeſu anzufangen.

Die Heiden haben ſich am Tage, an welchem wir das Feſt der Beſchneidung begehen, und an den zunächſt folgenden Tagen wilden Ausſchweifungen hingegeben. Sie zu verdrängen, hat der

himmliſche Vater durch ſeine Kirche die Gedächtnißfeier an ſo wichtige Geheimniſſe angeordnet. Nicht chriſtlich iſt es alſo, ſondern aus dem Heidenthume ſtammt es, ſich am Neujahrstage dem Tanze und allen Genüſſen hinzugeben. Die Saturnalien, welche die Römer um dieſe Zeit feierten, hatten aber auch ihr Löbliches. Da aſſen die Sklaven mit ihren Herren; wurden von dieſen bedient, und hatten die Freiheit, Alles ſagen zu dürfen. Dieß thaten ſie zur Erinnerung an das goldene Zeitalter, wo es noch keinen Unterſchied der Stände gab. Dieſem liegt in der That eine Wahrheit zu Grunde: hätte der Menſch das Paradies nie verloren, ſo würden die Einen nicht darben, während die Andern im Ueberfluſſe ſchwelgen. Alle erlangten ohne Mühe und Anſtrengung, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehörte. Es iſt nicht ungeeignet, wenn die Gläubigen am Neujahrstage dieſes verlornen irdiſchen Glückſeligkeitszuſtandes gedenken, und vorzüglich die Urſache, die Sünde, um welcher willen ſie es verloren, neuerdings verabſcheuen. Die Heiden machten ſich an dieſem Tage auch zur Ehre der Göttin Strenua gegenſeitig Geſchenke. Daher ſtammen noch unſere Neujahrsgeſchenke und Neujahrswünſche. Es iſt dieß keineswegs eine anſtößige, ſondern vielmehr eine löbliche Sitte, die nicht abgeſchafft, ſondern in der Weiſe, wie ſie unſere frommen Vorfahren übten, beibehalten werden ſoll. Mit Geſchenken ſollen wir vorzüglich der Armen gedenken; unſere Wünſche ſollen ſich aber in dem bewegen, was zur Ehre Gottes und zu unſerm Seelenheile gereicht. Nur nebenbei werde der leiblichen Wohlfahrt gedacht; auch ſollen die Wünſche durch das Gebet geadelt werden.

30. Epiphania.

Zum dritten Male in fünfzehn Tagen ruft die Kirche durch ein beſonders Feſt ihre Kinder zum Stalle in Bethlehem. Dieß deßwegen, weil die Krippe die Schule aller Weisheit und das arme Leben Jeſu der eindringlichſte Lehrmeiſter der Glückſeligkeit iſt. Denn die Krippe gibt beſſer als alle Bücher dem Menſchen die richtige Vorſtellung von den wahren Gütern, nach denen er ſtreben, und von den wahren Uebeln, die er fürchten ſoll. Sie iſt für die Reichen und Großen der mächtigſte Beweggrund, ſich ihres Glanzes wegen nicht zu überſchätzen, ſondern ſich liebend den Ar-

men zu zuwenden: für den Armen und Leidenden aber ist sie die Quelle alles Trostes.

Epiphania ist eigentlich kein Fest der Heiligen, sondern des Herrn, und zwar ist es ein Collektiv-Fest, weil es an mehre Ereignisse zugleich erinnert. Die Kirche hat seine Bedeutung kurz in der Antiphon zusammengefaßt: Einen durch drei Wunderzeichen verherrlichten Festtag begehen wir: „Heute leitete ein Stern die Weisen zur Krippe Christi; heute wurde auf der Hochzeit das Wasser in Wein verwandelt; heute wollte Christus von Johannes im Jordan getauft werden, auf daß er uns erlöse.“ Diese drei Begebenheiten liegen zwar der Zeit nach etwas auseinander; doch stehen sie in naher Beziehung zu einander; denn am Weihnachtstage erblickten wir den Heiland nur in Armuth: die Kirche beeilt sich jetzt seine erhabene Natur zu enthüllen. Diese ist aber auf doppelte Weise bezeugt worden: einmal durch die Wunder, welche Jesus wirkte, und dann durch das Zeugniß, welches der Vater selbst vom Himmel gab. Das Letztere geschah bei der Taufe Jesu im Jordan; denn da öffnete sich der Himmel, und die Worte wurden gehört: Dieß ist mein geliebter Sohn u. s. w. Den Anfang zum ersten Zeugniß aber machte Jesus auf der Hochzeit zu Canaan; denn dort wirkte er durch Verwandlung des Wassers in Wein das erste Wunder. Es genügt aber zum Beweis für die Gottheit Jesu, nur das Andenken eines Wunders zu feiern, weil durch eines eben so viel bewiesen wird, als durch alle. Somit stehet die Taufe Jesu im Jordan und sein erstes Wunder auf der Hochzeit zu Canaan im innigen Zusammenhange, an welche beide Ereignisse sich das dritte, die Anbetung der Weisen, in eben so inniger Beziehung anschließt. Die Juden erwarteten nämlich nur einen Messias für ihre Nation; aber im Rathschlusse Gottes lag es, alle Völker an der Erlösung vollen Antheil nehmen zu lassen. Diesen seinen ewigen Rathschluß hat Gott schon in der zartesten Jugend seines Sohnes durch die Berufung der drei Weisen kund gethan. Sie kamen als die Stellvertreter des ganzen Heidenthums, um dem neugebornen Heilande ihre Huldigung darzubringen, wie die Hirten als die Stellvertreter der Juden angesehen werden können.

Indeß herrscht der Gedanke an die drei Magier, welche bei

der Krippe das göttliche Kind anbeteten, der Art vor, daß er dem Feſte ſeinen Namen gegeben hat und ſich faſt ausſchließlich in der Meſſe und der ganzen Feierlichkeit des Tages ausgedrückt findet. In der That iſt der Umſtand, daß Jeſus ſich den Heiden geoffenbart hat, das wichtigſte Ereigniß. Seit dieſem Tage iſt die Scheidewand geſchwunden, und alle Nationen ſind das Volk Gottes geworden. Schön und rührend iſt es daher, daß an dieſem Tage die Propaganda in Rom ihr großes Sprachenfeſt feiert, wodurch ſie die Idee von der Allgemeinheit der Kirche auf eine herrliche Weiſe darſtellt.

Der Tag der Anbetung der Weiſen bei der Krippe iſt ſo recht ein Feſt für uns; denn wir ſtammen von denen ab, welche aus der Ferne kamen: unſere Väter waren nicht die Beſitzer Canaans; der Stern hat ſie dahin geführt. Wir ſelbſt ſind alſo in den Weiſen repräſentirt.

Nach einer alten Tradition waren die drei Männer, welche bei der Krippe Jeſum anbeteten: Melchior, Kaspar und Balthaſar. Melchior, ſagt die Tradition, war ein kahler Greis, der einen großen Bart und lange weiße Haare hatte; er trug, als er ſich vor dem durch den Stern angekündigten Kinde niederwarf, ein hyacinthfarbenes oder himmelblaues Kleid, einen gelben oder orangefarbigen Mantel, eine Fußbekleidung von weißer und blauer Farbe und einen Königsmantel von verſchiedenen Farben. Er brachte dem Könige Jeſus Chriſtus Gold dar. Der zweite hieß Kaspar, war jung, ohne Bart, friſch und roth, mit einem orangefarbenen Kleide angethan und einem rothen Mantel; ſeine Fußbekleidung war hyacinthfarbig; er brachte als Anerkenntniß der Gottheit Jeſu Chriſti Weihrauch dar. Der dritte hieß Balthaſar; er war braun, trug einen großen Bart, war mit einem rothen Kleide und einem bunten Mantel angethan; ſeine Fußbekleidung war gelb; er brachte dem Erlöſer zum Zeichen ſeiner Sterblichkeit Myrrhen dar.

Bewandert in den alten Traditionen erkannten ſie in dem Sterne, der ihnen erſchien, den von Balaam viele Jahrhunderte zuvor vorausgeſagten Meſſias. Nach der wahrſcheinlichen Meinung war das Himmelszeichen, das ihnen erſchien, ein glänzendes Meteor, dem ein Engel die Geſtalt eines Sternes gegeben hatte und das, in der mittlern Region der Luft ſchwebend, den Magiern voranging, wie einſtens die Feuerſäule den Israeliten.

Ungeachtet dieſes Feſt ſehr feierlich iſt, gehet ihm doch kein Faſttag vorher, weil es gleichſam die Fortſetzung des Weihnachtsfeſtes iſt. Die Kirche entfaltet an dieſem Tage ſowohl die Pracht ihrer Dekorationen als auch die Schätze ihrer Poeſie. Die Stimmen der Propheten, die Pſalmen, die Hymnen: Alles vereinigt ſich, um mit außerordentlicher Begeiſterung den Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit über den ſchon ſo viele Jahrhunderte im Schatten des Todes ſitzenden Nationen zu ſingen. An dieſem Tage ſollen daher die Gläubigen zugleich das Dankſagungsfeſt für die Segnungen des Chriſtenthums feiern; ermuntern ſoll es uns, unſerm Glauben getreu nachzuleben, damit nicht auch von uns dieſes Licht wieder weiche, wie von ſo vielen andern Ländern, wo der Halbmond an die Stelle des Kreuzes getreten, die Barbarei auf die Wiſſenſchaft, die Sklaverei auf die Freiheit, das Elend auf den Ueberfluß gefolgt iſt. Dieſe Nationen rufen aus der Vergangenheit zu uns herüber und lauter als ſonſt an einem Tage ertönt heute ihr Ruf: Völker Europas! wir waren euere Erſtgebornen in der Civiliſation, wir waren, was ihr ſeyd, aufgeklärt, frei und glücklich. Bewahret wohl, was ihr beſitzet: die Religion, welche euch aus der Barbarei gezogen hat, hindert euch allein, daß ihr nicht wieder in ſie zurückfallet. Ja deßwegen umgibt Gott die chriſtlichen Nationen mit einem großen Gürtel götzendieneriſcher Völker, um uns durch dieſen Anblick zu unterrichten und dankbar zu machen. Zu heißen Gebeten für Bekehrung der Ungläubigen ſoll uns ferner das Feſt Epiphania Gelegenheit geben, und endlich auch zum Eintritt in den Miſſionsverein, der ſo wohlthätig zur Ausbreitung des Chriſtenthums wirkt.

Auch das Beiſpiel der Magier iſt eine eindringliche Predigt für uns. So oft Gott zu uns ſpricht, ſei es durch ſeine Diener oder durch das Gewiſſen, läßt er uns einen Stern aufgehen: folgen wir ihm ſchnell und gläubig, ſo kommen wir zu Chriſtus. Gehen wir aber dann, wenn wir ihn gefunden und ihm unſere Huldigung dargebracht haben, auf einem andern Wege, kehren wir nicht mehr zu Herodes zurück, welcher das göttliche Kind tödten würde. Dieſer Herodes ſind die ſchlechten Chriſten, welche durch Rede und Beiſpiel den guten Saamen wieder ausrotten; dieſer Herodes ſind auch unſere Leidenſchaften.

Sehr sinnreich sind die Geschenke, welche die Magier dem Jesu-Kindlein darbrachten: sie sind der sichtbare Ausdruck ihres Glaubens. In der Darbringung des Goldes drückten sie ihre Ueberzeugung aus, daß dieses Kind ein König sei; denn das Gold ist das Zeichen der Herrscherwürde. Im Weihrauch drückten sie ihren Glauben an seine Gottheit aus; denn der Weihrauch war bei den Heiden schon ein Attribut der Gottheit. Daher genügte es den heidnischen Imperatoren, wenn die Christen den Götzen Weihrauch streuten: dieß hielt man für das Zeichen ihrer Anerkennung. In der Myrrhe endlich ist die Menschheit Jesu Christi, also das Geheimniß seiner Inkarnation ausgedrückt. Die Geschenke, welche die Weisen darbrachten, sind also stumme Zeugen von dem Tode, der Auferstehung und der Herrschaft des Messias. Er sollte sterben als Mensch, auferstehen als Gott, ewig herrschen als König. Zugleich sind in dieser dreifachen Gabe drei vorzügliche Tugenden des Christenthums ausgedrückt, nämlich im Gold das Almosen, im Weihrauch das Gebet, in der bittern Myrrhe die Abtödtung. Wir alle haben auf dieselbe Weise zu opfern, wie es die Weisen thaten, nur mit dem Unterschiede, daß wir statt des Sinnbildes die Sache selbst geben, nämlich Almosen, Gebet und Selbstverleugnung.

Das Fest Epiphania hat das Eigene, daß am Vorabende desselben Wasser nebst Kreide und Weihrauch geweiht wird und hierauf das sogenannte Ausräuchern stattfindet. Man beräuchert nämlich verschiedene Orte des Hauses, besprengt diese mit geweihtem Wasser, schreibt an die Thüren die Jahreszahl nebst dem ersten Buchstaben der hl. drei Könige (C. M. B.) und versieht noch andere Geräthschaften mit dem Kreuzzeichen. Die Wasserweihe erinnert sowohl an die Taufe Jesu im Jordan, wodurch der Heiland selbst das Wasser geweiht und geheiliget hat, als auch an das Wunder, welches der Heiland durch Verwandlung des Wassers in Wein zu Canaan auf der Hochzeit gewirkt hat. Beide Ereignisse sind aber Gegenstände des Festes Epiphania selbst. Die Aussprengung des Weihwassers symbolisirt den Vorsatz und die Bitte, alles das von sich abzuwaschen, was einem Christen nicht ziemt. Die Weihung der Kreide ist eine Uebung frommer Andacht; und das Anschreiben der Jahreszahl voll tiefen Sinnes. In den

drei Magiern ſind gleichſam die Heiden der dortmals bekannten drei Welttheile geſinnbildet; in ihnen hat ſich Gott den heidniſchen Völkern geoffenbart. Dieß iſt eine Zeitepoche von unendlicher Wichtigkeit; mit ihr iſt der Tag des Heils angebrochen: billig iſt es daher, daß wir von hier an die Jahre zu zählen anfangen. Das Anſchreiben des Kreuzes auf verſchiedene Geräthſchaften ſinnbildet, daß man ſtets unter dem Kreuze leben und leiden wolle. Das Räuchern endlich iſt nicht bloß eine Andeutung der Geſchenke, welche die drei Magier dem Jeſu Kinde darbrachten, und eine Aufforderung ihm ähnliche Opfer zu weihen, ſondern zugleich ein Sinnbild unſers gottliebenden Herzens, das ſich im Dienſte Gottes gleichſam aufreiben will, wie Weihrauch vom Feuer verzehrt wird. Dieſe Ceremonien wiederholt man in allen wichtigen Theilen des Hauſes, um anzudeuten, daß das ganze Haus eine Wohnſtätte Gottes ſei und nirgends dem Geiſte der Finſterniß ein Raum geſtattet werde.

31. Die heilige Faſtenzeit.

(Septuageſima, Sexageſima, Quinquageſima, Aſchermittwoch — Quadrageſima, Paſſionsſonntag.)

Wenn wir die Geſchichtsbücher aufblättern, ſo finden wir allenthalben, daß diejenigen, welche ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben und zur Größe und Hoheit hinangeſtiegen ſind, dieſes nicht in den Armen der ſüſſen Luſt und im Strom der Vergnügungen erreichten, ſondern auf dem Wege der Anſtrengung, der Verſagung, der Opfer. Wer will es der Kirche verargen, wenn ſie ihren Kindern dieſelben Pfade weist, da ſie ſie zur Vollkommenheit führen will? So lange die Kirche ihre Kinder heilig haben will, darf ſie das Faſten nicht aufgeben; denn dieſes iſt eine unerläßliche Bedingung zur Tugend. In der That können jene Confeſſionen keine eigentlichen Muſter von Vollkommenheit aufweiſen, welchen das Faſten nichts gilt. Auch hat ſich der Menſch durch Unenthaltſamkeit von Gott entfernt; indem er das Verbotene ſich erlaubte, iſt er von Gott abgefallen. Billig iſt es, daß er ſich jetzt, um ſeine Treue zu beweiſen und zugleich für das Geſchehene zu büßen, auch vom Erlaubten Manches verſage. Dieſe und ähnliche Abſichten leiteten die Kirche bei der Anordnung der Faſten.

Die der vierzigtägigen Fastenzeit zunächst vorhergehenden drei Sonntage heißen Septuagesima, Sexagesima und Quinquagesima. In den ersten Zeiten des Christenthums begannen nämlich einige Kirchen schon mit dem siebenzigsten, andere mit dem sechszigsten, wieder andere mit dem fünfzigsten Tage vor Ostern ihr Fasten, und davon entstanden die Namen Septuagesima, Sexagesima u. s. w. Später haben die Päpste und Kirchenversammlungen Gesetze darüber erlassen, daß in der ganzen Christenheit die Fasten 40 Tage lang währen soll. Daher beginnt sie 46 Tage vor Ostern, als am Aschermittwoche, weil an den einfallenden Sonntagen, als Tagen der Freude, nicht gefastet wird. Diese drei Sonntage, Septuagesima, Sexagesima und Quinquagesima sind also gleichsam eine Vorbereitungszeit auf die hl. Fasten. Die Kirche will, daß durch ihre Gottesdienste im Voraus jene Gefühle in uns geweckt werden sollen, welche uns während der vierzigtägigen Fasten beseelen sollen. Daher erscheint der Priester schon in diesen Tagen, wenn kein Fest fällt, in violeter Farbe am Altare, welches die Farbe der Buße ist; er singt nicht mehr das Gloria in excelsis, er läßt kein Alleluja mehr vom Altare erschallen u. s. w. Dieß Alles soll die Gläubigen erinnern, daß sie jetzt ihre Herzen zerknirschen und zur Trauer stimmen müssen. Die Zeit von Septuagesima bis Ostern erinnert zugleich an die siebenzigjährige Gefangenschaft der Juden in Babylon: ein Bild unsers Lebens, wenn wir von Christus getrennt sind, was durch jede Sünde geschieht. Wie nun die Juden in ihrer Gefangenschaft nach Erlösung sich sehnten, so sollen wir nach Befreiung aus unserm sündhaften Zustande ein inniges Verlangen haben. Wie ferner die Juden in ihrer Gefangenschaft keine Lieder singen mochten, sondern statt dessen trauerten und weinten (Ps. 136.): so nimmt auch die Kirche diese Gestalt an. Sie legt, wie wir schon bemerkten, ihren Schmuck ab, zieht Trauerkleider an und läßt ihre Freudengesänge verstummen, nicht bloß um ihre Kinder zu gleicher Wehmuth zu stimmen, sondern auch sie, als schon in diesem Zustand sich befindend, darzustellen.

Hier trifft aber wieder das Wort Christi zu: „Ihr werdet traurig seyn; die Welt aber wird frohlocken." Während die Kirche ihre Kinder zur heilsamen Traurigkeit stimmet, sucht die Welt mit

ſinnlichen Vergnügungen zu berauſchen; denn es haben die wilden Faſtnachtsluſtbarbeiten begonnen. Dieſe erreichen ihren Höhepunkt vom Sonntage Quinquageſima an. Als heilſames Gegengewicht hat daher die Kirche für dieſe Zeit das ſogenannte vierzigſtündige Gebet eingeführt. Durch dieſe Gebete, welche von Predigten, von der Ausſetzung des heiligſten Sakramentes und andern frommen Uebungen begleitet ſind, ſoll der Zorn Gottes wieder verſöhnt werden, den die Weltkinder durch ihre Unordnungen während dieſer Tage reizen; zugleich ſollen ſie ein wohlthätiger Damm ſeyn, welcher die Gläubigen von den Ausſchweifungen und Thorheiten der Weltkinder zurückhält. Weil nämlich die Hölle ihre Abgründe öffnet und den Teufel von ſich gibt, daß er in hunderterlei Geſtalten unter den Menſchen wandle, um ſie an ſich zu ziehen; ſo macht auch die Kirche ihr Heiligthum auf und ſetzt ihren Herrn und Stifter zur Anbetung aus.

Nach dieſen Vorbereitungen beginnt die Kirche am Aſchermittwoch ihr vierzigtägiges Faſten durch eine rührende Ceremonie. Es wird Aſche geweihet, und vom Prieſter mit den Worten: „memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris“ den Gläubigen auf das Haupt geſtreut. Dieß iſt gleichſam die öffentliche Einweihung zum Faſten. Wer dieſes Zeichen empfangen hat, ſoll ſich als einen Menſchen anſehen, welcher dem göttlichen Zorne verfallen iſt, und nur durch Buße und Abtödtung, die er nun zu üben hat, wieder zur Gnade gelangen kann. So wurde es in den frühern Zeiten des Chriſtenthums gehalten. Am Aſchermittwoche ließen ſich diejenigen, welche, nachdem ſie das Unglück gehabt, in ſchwere Sünden zu fallen, wieder Verſöhnung erlangen wollten, eine öffentliche Buße auflegen. Sie erſchienen barfuß und mit Trauerkleidern in der Kirche. Der Biſchof, den ſie demüthigſt und mit Thränen in den Augen um die Verſöhnung baten, bekleidete ſie mit dem Bußſack, ſtreute ihnen Aſche auf den Kopf, beſprengte ſie mit Weihwaſſer und betete mit ſeinem Klerus die Bußpſalmen über ſie. Nach ertheilten Ermahnungen führte ſie der Biſchof in feierlicher Proceſſion aus der Kirche hinaus, zum Zeichen, daß ihnen ihrer Sündhaftigkeit wegen in derſelben kein Platz gebühre. Sofort unterzogen ſie ſich den ſchwerſten Bußübungen. An dieß Alles erinnert die Einäſcherung. Sie iſt demnach keine

abergläubiſche Gewohnheit, ſondern eine durch das Alterthum geheiligte, höchſt ſinnreiche Ceremonie: durch ſie werden wir lebendig an unſer Elend erinnert, und auf das hingewieſen, was wir ſchon längſt durch unſere Sünden verdient hätten, nämlich auf den Tod, ſomit auch kräftig ermahnt, das zu thun, was uns wieder mit Gott verſöhnt, welches Buße, Abtödten, Faſten überhaupts iſt. Haid ſagt in ſeinen Katecheſen: Die Aſche, das geringe Ueberbleibſel des Holzes oder anderer Dinge, als Knochen, Erde u. dgl., die das Feuer verbrannt hat, iſt ein Sinnbild tiefer Erniedrigung und großer Betrübniß. Was iſt nichtiger, ungeachteter, als die Aſche; gleich anderm Staube verweht ſie leicht jeder Wind; man ſchüttet ſie auf den Weg. Siehe da, ein Bild der Demüthigung und der Verachtung ſeiner ſelbſt. Die Aſche iſt die vom Feuer gleichſam zermalmte Materie, deren volles und geſundes Weſen vernichtet iſt. So vernichtet Unglück und Jammer alle Freuden der Seele und drückt den Geiſt nieder. Der Schmerz iſt ein Feuer, das den Menſchen zur Aſche verzehrt. So iſt denn die Aſche ein Sinnbild eines von Schmerz und Reue über die Sünde zermalmten, erniedrigten und gedemüthigten Herzens, alſo auch ein Bild der Bußfertigkeit wie alles Leidweſens.

Das Auflegen der Aſche leitet ſeinen Urſprung aus dem alten Teſtamente her. Dort galt es immer als ein Zeichen des Schmerzes und der Betrübniß. Nachdem der Thamar, einer Tochter Davids, von ihrem Bruder Amnon Gewalt angethan worden, ſtreute ſie ſich, ihren Schmerz auszudrücken, Aſche auf das Haupt. II. König. 13, 3—19. Job demüthigte ſich unter die Hand des Herrn und rief aus: Ich thue Buße in Staub und Aſche. Job 42, 6. Als Mardochäus erfahren, daß vom Könige Artaxerxes die Ausrottung der Juden beſchloſſen ſei, zerriß er ſein Kleid, zog einen Bußſack an und ſtreute Aſche auf ſein Haupt. Eſth. 2, 1. Die Niniviten thaten im Bußſack und in der Aſche Buße. Jon. 3, 3—6. — Auch im neuen Bunde kömmt die Aſche als ein Bild der Bußfertigkeit vor, und Chriſtus ſelbſt ſpricht davon. Mtth. 11, 21. Auch die heiligen Väter und Concilien gedenken da, wo ſie von der Buße reden der Aſche. Optatus von Milev, Ambroſius und Andere reden davon. Der hl. Iſidor von Sevilla ſagt: „Sie werden mit Aſche beſtreut, damit ſie eingedenk ſind, ſie ſeien Staub und Aſche.“

Dann fährt der hl. Kirchenlehrer fort: In der Asche sollen wir das Todesurtheil erkennen, das wegen der Sünde über uns gefällt worden ist.

Von jeher fand demnach das Auflegen der Asche statt, aber mit dem Unterschiede, daß sie ursprünglich den öffentlichen Büßern, um sie zur Buße einzuweihen, aufgelegt wurde, daß sich in der Folge aus Demuth auch viele andere Gläubige, die nicht der öffentlichen Buße verfallen waren, am Aschermittwoch dieser Ceremonien unterwarfen, und daß endlich seit dem 11. Jahrhundert dieser Gebrauch allgemein wurde; denn eine Kirchenversammlung zu Benevent im Jahre 1091 befahl, daß die Austheilung der Asche an Alle soll stattfinden, und das wohl mit Recht; denn weil alle Menschen Sünder sind, ist es billig, daß auch alle der Buße sich unterwerfen.

Eine besondere Wichtigkeit erhält die Aschenauflegung, wenn man auf die zunächst vorhergehenden Tage zurückdenkt. In der hl. Schrift lesen wir, daß einstens der König Belsazar mit den Großen seines Reiches übermässig geschwelgt und dabei selbst die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten hl. Gefäße profanirt habe. Während sie aber noch schwelgten, wurde an der Wand eine Hand sichtbar, welche die verhängnißvollen Worte hinschrieb: Mene tekel upharsin, — wodurch Alles aus seinem Taumel aufgeschreckt worden ist. So ging es auch in den dem Aschermittwoch zunächst vorhergegangenen Tagen. Alles gab sich wilder Freude hin; Nichts als unwürdige Vermummungen, unmässige Trinkgelage, von der Begierlichkeit geführte Tänze sah man; selbst an Verspottung des Heiligen fehlte es nicht. Nun kömmt die Hand des Priesters, belegt dich mit Staub, und schreibt an deine Stirne jene ernsten Worte hin: Gedenk, o Mensch, daß du Staub bist, und in Staub wiederkehren wirst. Was ist geeigneter, aus dem Taumel zu wecken, als diese Worte? Ist das nicht für uns eine Art von: „Mene tekel“? Sind sie nicht furchtbare Donnerworte für den Sünder, da sie ihm das unwiderrufliche Urtheil seiner Verdammung zum Tode ankünden? Um noch nachdrücklicher an die Vergänglichkeit alles Irdischen, besonders aller irdischen Freude und Herrlichkeit zu erinnern, ist es vorgeschrieben, daß die Asche aus denselben Palmen gebrannt werde, welche im Jahre zuvor geweiht worden

ſind, um die Freude der Chriſten über den glorreichen Einzug des Herrn zu Jeruſalem zu ſinnbilden.

Noch verdient Erwähnung, daß Moſes einſtens auf Befehl Gottes Aſche in die Luft ſtreute, und daß in Folge deſſen Blattern und böſe Geſchwüre an Menſchen und Vieh anfuhren. Da wirkte die Aſche Qual und Plage; in der chriſtlichen Kirche aber bringt ſie Gnade. Deßwegen wird ſie eigens geweihet; und dabei flehet der Prieſter, daß ſie für die Gläubigen ein Heilmittel des Leibes und der Seele werde, damit ſie den Geiſt der Zerknirſchung und die Gnade erlangen, das Beiſpiel der Niniviten nachzuahmen.

Mit dem Aſchermittwoch beginnt die große oder 40tägige Faſten, deren Einſetzung bis auf die Zeiten der Apoſtel zurückgehet. Darum nennt ſie der hl. Hieronymus auch eine Ueberlieferung der Apoſtel (ep. 54 ad Marcell.). Ihre Anordnung iſt ganz zweckmäßig; denn dadurch iſt den Gliedern Gelegenheit gegeben, ihrem Haupte, Jeſus Chriſtus, ähnlich zu werden: und ſein Beiſpiel wie in allem Uebrigen, ſo auch hierin nachzuahmen, iſt unſere Pflicht. Auch iſt das Faſten ein Mittel, eher Verzeihung zu erlangen, und vor künftigen Uebertretungen bewahrt zu bleiben. Es iſt alſo billig, daß es vorzüglich in der Zeit geübt werde, welche den Tagen vorausgehet, in denen Jeſus Chriſtus Allen Gnade und Verzeihung durch ſeinen Opfertod erworben hat. Das Faſten iſt gleichſam ein Krieg gegen das aufrühreriſche Fleiſch, welches dadurch überwunden und wieder unter den Gehorſam des Geiſtes zurückgebracht wird. Indem wir faſten, ſtellen wir uns gleichſam unter die Fahne Jeſu Chriſti und ſtreiten unter ſeiner Anführung gegen die Feinde unſers Heils. Darum nennt der hl. Papſt Leo die Faſten eine Zeit der Rüſtung und Befeſtigung. Dafür kann es aber keine geeignetere Zeit geben, als eben jetzt, wo die Kirche den Geheimniſſen des Leidens und Sterbens Jeſu Chriſti entgegengehet. Auch haben wir um Oſtern die hl. Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen, und darin liegt wieder eine Aufforderung für uns, daß wir es an Abtödtung nicht fehlen laſſen. Endlich hat die Kirche deßwegen gerne die Frühlingszeit zum Faſten gewählt, weil um dieſe Zeit mit dem Wiederaufleben der Natur ſich in dem Menſchen auch die Triebe der Begierlichkeit des Fleiſches regen, und es da eines tüchtigen Dammes bedarf, um die aufwallenden Leidenſchaften niederzuhalten.

Während der hl. Fastenzeit werden die Altäre mit blauen Tüchern verhüllt. Diese Ceremonie erinnert uns eines Theiles, daß wir in einer Zeit der Trauer uns befinden; dann aber auch, daß wir im Zustande der Sünde nicht gewürdigt sind, das Angesicht Gottes zu sehen, und wir es auch nicht schauen werden, wenn wir nicht Buße thun, und mit Fasten und Gebet zum Herrn uns wenden.

In der Fastenzeit beten die Priester die Vesper schon Vormittags. In alter Zeit fastete man nämlich den ganzen Tag, und hielt erst am Abende die Mahlzeit, so daß die Vesper noch vor dieser gebetet wurde. Vom dreizehnten Jahrhunderte an gestattete die Kirche die Zeit der Mahlzeit weiter hinauf zu rücken, bis sie allmählig in unsere Mittagszeit hineinfiel. Indeß wollte man die Erinnerung an das ehemalige Fasten, welches erst nach der Vesper die Mahlzeit erlaubte, beibehalten, und betete die Vesper vor dem Mittagsmahle, wodurch sie in den Vormittag hineinfiel. Am Sonntage aber, wo zur Ehre der Auferstehung Christi die Fasten aufgehoben ist, wird die Vesper wieder Nachmittags gebetet. Nachdem die eigentliche Mahlzeit in die Mittagsstunde versetzt worden war, erlaubte die Kirche für den Abend noch eine kleine Erfrischung zu nehmen, welche Collation hieß. Diese Benennung hatte folgenden Ursprung. In den Klöstern war es Sitte, daß die Mönche Abends zusammen kamen, und das schöne Buch des hl. Abtes Cassian vorlesen hörten, welches den Titel „Collationes Patrum“ (Sammlung aus den hl. Vätern) führt. Nach geendeter Lesung wurde Obst und sonst etwas zur Erfrischung gereicht, und dieses nannte man: Zur Collation zu essen. Dieser Name wurde nun überhaupts auf Jenes übergetragen, was man an Fasttagen Abends zu sich nahm.

In der Fasten hat jeder Tag seine eigene Messe, also auch seine eigene Lektion und sein eigenes Evangelium, um anzudeuten, daß man jetzt, wie mehr beten überhaupts, so auch mehr betrachten müße. In den Messen der Ferien betet der Priester zu Ende noch eine eigene Oration, welcher die Mahnung vorausgehet: „Beuget tief euere Häupter vor Gott!“ um durch diesen Ruf eigens an das zu erinnern, was in dieser Zeit geübt werden muß, nämlich Demuth und Abtödtung.

Sechs Sonntage währt die Faſten. Am erſten derſelben zeigt uns die Kirche Jeſum, wie er ſich in die Wüſte begibt und gegen die Angriffe des Teufels durch 40tägiges Faſten ſich vorbereitet: eine mächtige Mahnung für uns, ebenfalls das Geräuſch der Welt zu fliehen und in ſtiller Zurückgezogenheit Buße zu üben: Um dieſe Geſinnung deſto mehr in uns zu wecken, werden alle öffentlichen Luſtbarkeiten eingeſtellt. — Die ganze Meſſe des Tages ermahnet zur Demuth und Buße. In der Lektion ruft uns die Kirche mit den Worten des hl. Paulus zu: „Jetzt iſt die Zeit der Gnade, jetzt ſind die Tage des Heiles.“ Der Gedanke an das letzte Gericht, die Macht des Gebets an dem Beiſpiel der Cananäerin, die Wirkſamkeit der Buße in der Erzählung von dem Gichtbrüchigen werden in den Evangelien der erſten Woche den Gläubigen zur Betrachtung dargeſtellt. — Der erſte Faſtenſonntag, der vom Anfangsworte der Meſſe „Invocabit“ heißt, führt auch noch den Namen: „Fackelſonntag.“ Es mußten nämlich an dieſem Tage diejenigen, welche ſich bei den Faſtnachtsluſtbarkeiten ausſchweifend bewieſen hatten, mit einer Fackel in der Hand in der Kirche erſcheinen, und wegen des gegebenen Aergerniſſes Abbitte leiſten. Dabei legte ihnen der Prieſter eine Buße auf, welche bis zum grünen Donnerstag dauerte.

Am zweiten Sonntag, der auch Reminiscere heißt, trifft das Evangelium von der Verklärung Chriſti. Die Kirche hält uns damit den Gedanken vor: Wenn ihr mit Chriſtus leidet, ſo werdet ihr mit ihm gekrönt. Sie ahmt eine zärtliche Mutter nach, welche ihren Kindern, wenn ſie ihnen etwas Läſtiges aufträgt, ſogleich auch die Belohnung vorhält. Im Evangelium des darauf folgenden Montags gibt ſie jenen Unglücklichen ernſte Drohungen, welche in der Unbußfertigkeit verharren; hierauf warnt ſie uns vor dem Beiſpiele der ſchlechten Chriſten, welche ſich während dieſer hl. Zeit nicht bekehren wollen; ſodann erinnert ſie in der Parabel vom reichen Praſſer an die Pflicht, Almoſen zu geben, ferners an das Unglück derer, die Jeſum Chriſtum verwerfen, und in der Parabel vom verlornen Sohne an die unendliche Barmherzigkeit Gottes.

Der dritte Sonntag führt vom erſten Wort der hl. Meſſe den Namen: Oculi. Das Evangelium dieſes Sonntages hält uns

in der Gestalt des vom Teufel besessenen Taubstummen den traurigen Zustand eines Sünders vor, dessen Mund sich nicht mehr zum Gebete öffnet, und dessen Ohren sich der Wahrheit nicht mehr aufthun. Wir sollen dadurch zugleich aufgemuntert werden, vorzüglich im hl. Beichtgerichte dem stummen Teufel keine Gewalt über uns zu lassen. In den Evangelien der darauf folgenden Tage wird uns dargestellt: die vollkommene Reinheit, welche die Seele im heilsamen Bad der Buße erhält, wovon die Heilung des Naaman ein Vorbild ist; die Macht der Priester, die Gewissen zu lösen und zu binden; endlich im Evangelium von der Samariterin und der Ehebrecherin die unendliche Güte des Erlösers für die verlassendsten Seelen. In diese Woche fällt Mittefasten, und von nun an verdoppelten die Christen von jeher ihren Eifer in der Buße, und dieß um so mehr, je näher die Tage vom großen Geheimnisse unserer Erlösung herbeirückten.

Der vierte Sonntag hat vom Anfangsworte der hl. Messe den Namrn: **Laetare**, d. h. freue dich. Die Kirche will nämlich ihren Kindern für die bisher bestandenen Mühseligkeiten der übernommenen Fasten einige Erquickung und freudige Ruhe gewähren. Darauf deutet das ganze Officium der Messe und auch der Umstand, daß dieser Sonntag der siebente von Septuagesima an ist, an welchem Tage die Kirche sich bereits zur Fasten vorbereitete, früher auch schon den Anfang damit machte: den siebenten Tag hatte aber Gott selbst zum Sabbath, d. h. Ruhetag bestimmt. Damit stimmt auch das treffende Evangelium von der wunderbaren Brodvermehrung ein, womit auf den Segen hingedeutet ist, welchen Gott denen auch zeitlich gibt, welche ihm dienen. Es ist, als wollte uns die Kirche damit zurufen: Haltet es für keinen Verlust, wenn ihr, wie die gegenwärtige Zeit der Fasten dazu ermahnet, auf euere irdischen Geschäfte gleichsam vergesset, und anhaltender und öfter als sonst im Jahre euch heiligen Uebungen hingebt; Gott wird selbst auf eine geheimnißvolle Weise den Ausfall in euern irdischen Angelegenheiten ersetzen. Auch spricht jenes Evangelium auf eine geheimnißvolle Weise von jenem Himmelsbrode, welches uns in der hl. Communion gereicht wird, und so ist es auch darum füglich auf den vierten Sonntag verlegt, weil am vorhergehenden dritten von der Beicht die Rede war. Die Evangelien

der darauf folgenden Wochentage handeln von den herrlichſten Großthaten und Wundern des Sohnes Gottes: es iſt die Rede von den aus dem Tempel vertriebenen Verkäufern, von der Heilung des Blindgebornen, von der Erweckung des Jünglings zu Naim und des Lazarus. Es hat nämlich bereits die Oſtercommunion begonnen, und wir ſollen auf den Empfang derſelben vorbereitet werden; es ſoll unſer Glaube ſich ſtärken, daß Jeſus der Sohn Gottes iſt, und daß er im Altarsſakrament ſich uns wahrhaft hingibt. Wie kann dieſes Ziel beſſer erreicht werden, als durch Vorhaltung einiger der vorzüglichſten Wunder, die Jeſus gewirkt hat? Denn wie ſollte der, welcher das eine Wunder wirken kann, nicht auch das andere vermögen? Wie ſollte der, welcher Herr des Lebens und des Todes iſt, nicht auch Macht haben, ſein Fleiſch und ſein Blut uns zu geben?

Der fünfte Sonntag in der Faſten heißt Paſſions- oder Leidensſonntag, weil die Kirche anfängt, die Geheimniſſe des Leidens Chriſti durch beſondere Theilnahme zu feiern. Sie beginnt die Gedächtnißfeier an das Leiden Chriſti ſchon ſo viele Tage vor ſeinem Tode, weil die Juden ſchon lange zuvor Rath hielten, wie ſie den Herrn aus dem Wege räumen könnten. Von nun an ſteigerte ſich in alter Zeit das Faſten, wozu man ſich am vorhergegangenen Sonntag Laetare erholt und geſtärkt hatte. Es hießen darum die letzten zwei Wochen vor Oſtern auch Xerophagten-Wochen, weil man ſich häufig nur mehr mit trockener Nahrung begnügte.

Die Juden hatten bereits den Tod Jeſu Chriſti beſchloſſen. Darum iſt die Kirche in tiefe Trauer gehüllt. Die Crucifixbilder werden mit Tüchern verdeckt. Dieß erinnert wohl auch an die im treffenden Evangelium erzählte Begebenheit, wornach die Juden den Herrn ſteinigen wollten, er aber ſich vor ihnen verbarg; jedoch noch mehr iſt es ein Sinnbild von der Betrübniß der Kirche. Es läßt ſich hier anwenden, was von einem Maler erzählt wird: Als er die Trauer der ſchmerzhaften Mutter Gottes mit dem Pinſel und der Farbe nicht lebhaft genug darzuſtellen vermochte, malte er über das ganze Angeſicht ein ſchwarzes Tuch, um anzudeuten, dieſer Schmerz laſſe ſich nur fühlen, aber nicht ausdrücken. Deßwegen haben dieſe Tücher auch die düſtere, blaue Farbe, und am

Charfreitag ſind ſie ſogar ſchwarz, um die noch tiefere Trauer anzudeuten; nur am grünen Donnerstage ſind ſie von freundlicher, weißer Farbe, zum Andenken an das freudige Ereigniß der Einſetzung des heiligſten Altarsſakraments, wo ſich alſo mitten in die Trauer wieder die freudige Hoffnung miſcht.

Alle Freudengeſänge verſtummen. In der Meſſe bleibt der Pſalm Judica hinweg; denn er drückt Gefühle der Freude aus, und paßt alſo nicht für dieſe Zeit. Auch iſt er ein Gebet um Hilfe gegen Verfolgungen; es geziemt ſich aber nicht, daß wir um Befreiung von unſern Verfolgern beten, da der Sohn Gottes ſelbſt auf das ſchrecklichſte verfolgt wird. Auch das Gloria in excelsis in der Meſſe und das gloria patri u. ſ. w. im Chorgebete bleiben weg, weil wir der Unehre gedenken, welche dem Heilande von ſeinen Peinigern widerfuhr. Daran ſind wir Alle, welche die Sünde thun, Schuld; deßwegen halten wir uns gleichſam für unwürdig, den dreieinen Gott zu preiſen, da wir die Urſache der Schmach ſind, welche der zweiten Perſon in der Gottheit zugefügt worden iſt. Im Chorgebete unterbleiben auch die Erwähnungen der Heiligen (Commemorationes Sanctorum), weil wir jetzt ausſchließlich auf Chriſtus unſere Aufmerkſamkeit richten, und ihn als das Urbild aller Heiligkeit und als den Hauptgrund unſerer Hoffnung betrachten. Wenn die Sonne aufgehet, verſchwinden die Sterne. In dieſen Tagen iſt Jeſus durch ſeine Erhöhung am Kreuze eine hell leuchtende Sonne: da bemerken wir die Sterne, die Heiligen, faſt nicht mehr: wie ihre Verdienſte, ſo verſchwinden auch ihre Leiden im Vergleich mit Chriſtus.

In den Hymnen der prieſterlichen Tagszeiten wird das Kreuz beſungen; für die Nokturnen ſind Weisſagungen aus den Klageliedern des Jeremias gewählt; die Epiſtel in der Meſſe ſagt uns, daß alle Opfer des alten Bundes nur Vorbilder jenes Opfers waren, welches Jeſus Chriſtus am Kreuze vollbrachte; im Evangelium bekennt ſich Jeſus Chriſtus wiederholt als den Meſſias, theils um die Juden von ihrem gottloſen Vorhaben abzuhalten, theils um an den Tag zu legen, daß er bereit ſei, die Wahrheit ſeiner Lehre durch den Tod zu beſiegeln.

Am darauf folgenden Montage zeigt uns die Kirche Jeſum viel mehr mit dem Heile ſeiner Feinde, als mit ſeinem Leiden

beschäftiget, indem er sie mit liebender Stimme einladet, zu ihm zu kommen und Buße zu thun; am Dienstage und Mittwoche sehen wir, wie die Wuth der Feinde Jesu immer mehr hervortritt, aber auch wie der Heiland unermüdet seine rührenden Ermahnungen fortsetzt; am Donnerstag wird uns die Geschichte der öffentlichen Sünderin, der Magdalena, vor Augen gestellt, und darin die Liebe und Barmherzigkeit Jesu Christi recht lebendig zur Anschauung gebracht, wogegen die Wuth und Abscheulichkeit seiner Feinde um so deutlicher absticht, welche, wie das Evangelium am nächsten Tage sagt, nicht aufhörten, einem so milden Erbarmer nach dem Leben zu streben. Der Freitag ist zugleich dem Andenken der Schmerzen, welche die seligste Jungfrau Maria bei allen Leiden, die über ihren göttlichen Sohn ergingen, empfunden hat, gewidmet, und darum heißt er schmerzhafter Freitag.

32. Charwoche.

Was zunächst den Namen betrifft, leiten Einige das Wort Char von der Carena des Mittelalters ab; Andere vom altdeutschen Kar, d. h. Strafe, oder Karo, d. h. Zubereitung, so daß Charwoche so viel als Strafwoche oder Rüstwoche bedeutete, noch Andere vom griechischen χάρις oder lateinischen Carus: darnach hieße Charwoche so viel als Woche, in der Gott besonders huldvoll sich gegen uns erwiesen hat, oder „theuere Woche“ Auch heißt sie „die große.“ Wir nennen sie groß, sagt der hl. Chrysostomus, nicht als ob sie mehr Tage hätte, als die übrigen Wochen, oder als ob die Tage mehr Stunden hätten, sondern wegen der Zahl und Größe der Geheimnisse, die in ihr gefeiert werden. Noch andere Namen sind: die hl. Woche, die stille Woche, die Marterwoche. Auch hieß sie die Woche der Indulgenz, weil man in ihr den Büßenden die Lossprechung ertheilte; ferners die Woche der Xerophagie, weil man bloß trockene Speisen aß.

Ehedem waren alle Tage dieser Woche Feiertage. Die Römischen Kaiser bestätigten diese Anordnung der Kirche. Darum kann der hl. Chrysostomus sagen: „Auch die Kaiser befehlen es der ganzen Erde, diese Woche zu heiligen, indem sie die Rechtshändel und Criminalfälle einstellen und alle bürgerlichen und zeitlichen Geschäfte ruhen lassen.“

Wie bemerkt worden, war dieß die Verſöhnungswoche; die Büßer wurden wieder in die Kirche aufgenommen. Dieß ahmten auch die weltlichen Machthaber nach. Der Kaiſer Theodoſius, ſagt der hl. Chryſoſtomus, ſchickte an den Tagen, welche Oſtern vorangehen, Verzeihungsbriefe in die Städte, um die Gefangenen loszulaſſen und den Verbrechern das Leben zu ſchenken. Papſt Leo bezeugt dasſelbe, indem er ſchreibt: „Die Römiſchen Kaiſer entkleiden ſich eines Theiles ihrer Majeſtät und halten ihre ganze Macht zu Ehren des Leidens und der Auferſtehung Jeſu Chriſti zurück. Sie mildern die Strenge ihrer Geſetze und machen diejenigen frei, welche ſich verſchiedener Vergehen ſchuldig gemacht, damit ſie an dieſen Tagen, wo die Welt durch die Barmherzigkeit Gottes gerettet ward, uns ſeine unendliche Güte vorſtellen und gewiſſermaſſen durch Erweiſungen einer ſolchen Gnade nachahmen können.“ Hierauf ermahnt Leo auch die Gläubigen, dasſelbe in ihrer Weiſe zu thun. Es iſt billig, lauten ſeine Worte, daß auch die chriſtlichen Völker ihren Fürſten nachahmen, und daß dieſe großen Beiſpiele ſie in dieſer hl. Zeit zur gegenſeitigen Nachſicht vermögen; denn die häuslichen Geſetze dürfen den öffentlichen an Menſchlichkeit nicht nachſtehen. Man muß ſich alſo gegenſeitig vergeben, man muß die Beleidigungen und Schulden nachlaſſen, man muß ſich verſöhnen und allem Zorn entſagen, wenn man an den Gnaden Theil nehmen will, welche uns Jeſus durch ſein Leiden verdient hat, und wenn man das Oſterfeſt würdig zu feiern gedenkt. Der hl. Auguſtin bezeugt, daß dieſer rührende Gebrauch wirklich in Afrika eingeführt war.

Frankreich hatte die Gewohnheit, die Gefangenen an dieſen Tagen zu befreien, bis in das vorige Jahrhundert beibehalten. Am Dienstag dieſer Woche begab ſich das Parlament von Paris in das Gefängniß des Juſtizpalaſtes. Man verhörte die Gefangenen und ließ viele frei, wenn ihr Proceß günſtig ſtand oder ſie keine groben Verbrecher waren.

Der erſte Tag in der Charwoche iſt der Palmſonntag, an welchem Jeſus Chriſtus, auf einer Eſelin reitend, der ihr Füllen folgte, ſeinen feierlichen Einzug zu Jeruſalem hielt, wodurch er eine alte Weisſagung erfüllte und ſich als den großen Friedensfürſten erwies. Das Volk erkannte es auch, ging ihm mit Oel-

zweigen entgegen und rief: Hoſanna dem Sohne Davids! Geprieſen ſei der, welcher da kommt im Namen des Herrn! Zur Erinnerung daran werden in der katholiſchen Kirche an dieſem Tage Palmen geweiht, mit welchen man eine feierliche Proceſſion veranſtaltet, woher auch der Name Palmſonntag ſtammt. Der hl. Auguſtin bemerkt hiezu: „Die Palmzweige ſind Zeichen des Lobpreiſes und deuten auf den Sieg, welchen der Herr durch ſein Sterben über den Tod davon getragen hat.“ An manchen Orten iſt es Sitte, daß die Chorknaben ihre weißen Chorröcke ausziehen, und auf die Erde legen, wobei ſie ſingen: „Hic est, qui venturus est.“ Damit wird die Bereitwilligkeit angedeutet, womit die Bewohner Jeruſalems ihre Kleider auszogen und auf den Weg legten. Die Palmzweige deuten an die guten Werke, mit denen wir vor Gott erſcheinen müſſen, wenn wir ihm angenehm ſeyn wollen. Durch die Annahme der geweihten Palme drückt jeder Gläubige aus, daß er ſein Möglichſtes thun wolle, um mit Tugend geſchmückt einſtens Chriſto im Jubel entgegen kommen zu können, und zugleich verpflichtet er ſich durch die Theilnahme an der Proceſſion, jeden noch ſo rauhen Weg zu wandeln, welchen ihn Gottes Vorſehung führen würde. Schön ſagt ein geiſtreicher Biſchof: Mit den Kindern gehen wir Chriſto entgegen, wenn wir die Unſchuld bewahren; Oelzweige tragen wir, wenn wir uns der Werke der Barmherzigkeit, des Friedens und der Sanftmuth befleißen; Palmzweige tragen wir, wenn wir über den Satan und die Laſter den Sieg erhalten; grüne Zweige tragen wir, wenn wir mit Tugenden geziert ſind. Die Kleider ſtreuen wir, wenn wir das Fleiſch abtödten und Eitelkeit im Anzuge meiden.

Die Proceſſion ſelbſt iſt, wie bereits bemerkt worden, eine Erinnerung des feierlichen Einzuges zu Jeruſalem; zugleich ſinnbildet ſie aber auch jenen Triumphzug, welchen Chriſtus einſtens am Ende der Zeiten hält, wo er mit den Auserwählten in den Himmel einziehet. Bedeutungsvoll iſt es, daß bei der Rückkehr der Proceſſion die Kirchthür geſchloſſen und nicht eher geöffnet wird, als bis mit dem Schaft des Kreuzes dreimal an dieſelbe gepocht worden iſt. Dieß deutet an, daß durch die Sünde Adams den Menſchen der Himmel verſchloſſen und erſt durch den Kreuztod Chriſti wieder geöffnet worden iſt. Es gehet aber bei der Pro-

ceſſion der Sängerchor zuerſt in die Kirche hinein, und dann wird die Pforte geſchloſſen; der Prieſter bleibt mit dem gläubigen Volke draußen. Der hineingegangene Sängerchor iſt ein Bild der Engel und Auserwählten, die bereits im Himmel ſind: dieſe loben und preiſen Gott in ſeiner Herrlichkeit; darum ſingen ſie: Gloria, laus et honor u. ſ. w. Die draußen ſtehenden Gläubigen aber repräſentiren die vom Himmel noch ausgeſchloſſenen Adamskinder; der an ihrer Spitze ſich befindliche Prieſter ſinnbildet Chriſtum. Nur wer Chriſtum folgt, gelangt zum Heile: darum nennt ſich Jeſus den Weg. Chriſtus öffnet denen, die ihm nachfolgen, das Himmelsthor; aber nur durch das Kreuz: deßwegen pocht der Prieſter mit demſelben an die Pforte. Dabei ſpricht er: „Fürſten, öffnet euere Thore; ewige Pforten thut euch auf!“ Die drinen ſind rufen: Wer iſt dieſer König der Ehren? Der Prieſter an Chriſti ſtatt erwiedert: Es iſt der Herr ſtark und mächtig, der Herr, mächtig im Kampfe. Endlich nach dem dritten Anſchlagen mit dem Kreuze wird aufgethan. Das Kreuz iſt alſo gleichſam der Schlüſſel, welcher die Himmelspforte öffnet. Wer ein Feind des Kreuzes iſt, kann bei dieſer Pforte nicht eingehen. Darum verlangt Jeſus von ſeinen Jüngern, daß ſie Liebhaber des Kreuzes ſeyn müſſen. Das dreimalige Pochen aber deutet an, daß es Chriſto dem Herrn ſelbſt viele Mühe koſtete, bis er uns das verſchloſſene Himmelsthor wieder öffnen konnte. Noch iſt der Urſprung des herrlichen Hymnus: Gloria, laus etc. zu erwähnen. Theodulph, Biſchof von Orleans, eben ſo durch Tugenden als Gelehrſamkeit ausgezeichnet, iſt der Verfaſſer desſelben. Der fromme Biſchof war fälſchlich bei Kaiſer Ludwig, dem Frommen, angeklagt worden, als hätte er an der Verſchwörung Bernhards, Königs von Italien, Antheil gehabt. In Folge deſſen wurde er zu Angers in das Gefängniß geſetzt. Als ſich der Kaiſer am Palmſonntage zu Angers befand, ging er an dem Gefängniſſe des Biſchofs vorüber. Dieſer befand ſich eben am Fenſter und ſang ſeinen Hymnus; Ludwig ward davon ſo gerührt, daß er dem Verfaſſer die Freiheit und ſeinen vorigen Biſchofsſitz wieder gab.

Am Palmſonntage wird die Paſſion aus Matthäus, am Dienstag aus Markus, am Mittwoch aus Lukas und am Freitage aus Johannes geleſen. Die Kirche will uns in dieſer Woche immer

mit dem Leiden ihres göttlichen Stifters beſchäftigen, um uns nicht bloß die Ereigniſſe dieſer Tage vor Augen zu ſtellen, ſondern auch, um uns rechten Abſcheu vor der Sünde einzuflößen. Es iſt gewiß, ſagt Origenes, daß dort die Sünde nicht herrſchen kann, wo die Seele mit dem Tod Chriſti ſich beſchäftiget. — Wenn die Paſſion feierlich geſungen wird, hat ſie ihr Eigenes. Es bittet der Prieſter nicht, wie es bei der Leſung eines andern Evangeliums geſchieht, um den Segen, weil dieſe Geſchichte von der Hinwegnahme desjenigen lautet, von welchem allein aller Segen kömmt. Es werden auch keine Lichter dabei gebraucht, weil dort die Rede iſt von der Auslöſchung des Lichtes der Welt und von der Zerſtreuung der Jünger, die Jeſus ebenfalls als Licht bezeichnet. Es wird kein Rauchwerk angezündet, weil zur Zeit der Leiden des Herrn der Eifer des Gebetes, der durch das Rauchwerk angedeutet wird, in den Jüngern lau geworden iſt. Am Anfange der Paſſion bleibt der gewöhnliche Gruß: Der Herr ſei mit euch! weg, aus Abſcheu vor dem gottloſen Gruß, mit welchem Judas dem Herrn nahte. Am Ende wird das: Lob ſei dir, o Chriſtus, ausgelaſſen, weil Chriſtus im Leiden keine Glorie hatte. Es wechſeln beim Geſange auch die Stimmen, um deſto größern Eindruck zu machen; denn während der Prieſter, welcher Chriſtum darſtellt, im Tone der Demuth und Sanftmuth ſpricht, redet aus dem Subdiakon der Haß und die Feindſeligkeit der Juden, welche den Tod des Heilandes verlangen. Nach den Worten: „Er neigte ſein Haupt und gab ſeinen Geiſt auf“ kniet der Prieſter in der Mitte des Altares nieder, und verſenkt ſich in die Geheimniſſe des Todes Jeſu.

Nachdem die Kirche am Montag, Dienstag und Mittwoch fortgefahren hat, die Geheimniſſe des Leidens ihres göttlichen Stifters im heiligen Officium vor Augen zu ſtellen, rückt ſie am Abende des letzten Tages ihrem Ziele näher, indem ſie die Rumpelmette beginnt. Man hat dieſem Theile des Gottesdienſtes den Namen „Finſterniß“ gegeben, weil gegen das Ende desſelben alle Lichter ausgelöſcht werden; Rumpelmette aber heißt er von dem Geräuſche, welches am Ende mit hölzernen Werkzeugen gemacht wird. Man hielt dieſe Andacht ehedem zur Nachtszeit und noch jetzt wird ſie häufig ſpät am Abende gehalten. Die Kirche will dadurch die Gläubigen erinnern, daß Chriſtus bei finſterer Nacht gefangen ge-

nommen worden, und darnach unendlich viel Schmach und Leiden ausgestanden habe. Dieses Leiden sucht sie zugleich in den Psalmen und Gebeten, aus welchen die Rumpelmette besteht, zu beklagen. Jener Gottesdienst ist daher eine Trauerandacht, und dazu ist wieder vorzüglich die Nacht geeignet, die an und für sich schon für das Bild der Trauer gilt. Auch der Inhalt der Psalmen und Lektionen ist von der Art, daß er Wehmuth und Schmerz erregen muß. Die Mette besteht nämlich aus einigen Psalmen Davids und den Klageliedern des Jeremias, in denen dieser Prophet den Fall Jerusalems und die Gefangennehmung der Juden, aber auch deren Ursache, nämlich ihre Gottvergessenheit, beweint. Die Kirche will uns dadurch unser eigenes Schicksal vor Augen stellen, wenn wir in unserer Gottlosigkeit verharren. Außerdem werden noch gewisse Umständlichkeiten beobachtet, welche dasselbe bezwecken, nämlich die Gefühle der Betrübniß nähren wollen. So werden die gewöhnlichen Anfangsworte der kirchlichen Tagzeiten: „Herr, eröffne meine Lippen, auf daß mein Mund dein Lob verkünde" ausgelassen, um anzudeuten, daß wir nicht den Muth haben, unser Gebet in unserer tiefen Trauer in ein Lobgebet Gottes umzuwandeln. Am Ende eines jeden Psalmes unterbleibt das: Ehre sei Gott dem Vater u. s. w. zur Erinnerung, daß einstens in diesen Tagen dem Sohne Gottes nicht bloß die gebührende Ehre verweigert, sondern er mit jeder Art von Unehre überladen worden ist. Deßgleichen läßt man in den Tagzeiten das: „Gott, merk auf meine Hilfe, Herr, eile mir zu helfen" weg, weil Jesus Christus, von dem allein alle Hilfe kömmt, verlassen am Kreuze hängt. Ferners verstummen die Hymnen, weil sie sich als Jubellieder für die Zeit der Trauer nicht schicken. In den kirchlichen Tagzeiten bleiben bei den Lektionen die Segnungen aus, worin wir die Barmherzigkeit Gottes anrufen, und am Ende der Lektionen werden die sonst üblichen Worte: „Du aber, Herr, erbarme dich unser" nicht gesprochen; wir wagen es nämlich kaum, in diesen Tagen, wo Gott seines Sohnes nicht einmal schonte, für uns Gottes Milde anzurufen. Der sonst übliche Gruß: „Der Herr sei mit euch:" wird nicht gesprochen, und die sonst üblichen Schlußworte: „Der du lebest und regierest mit Gott dem Vater und dem hl. Geiste" werden bloß in der Stille dem Gebete beigefügt, um anzu-

deuten, daß die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater und seine Ehre tief verborgen war. Dagegen wird der Bußpsalm: Erbarme dich meiner, o Gott! u. s. w. achtmal des Tages wiederholt.

Auch die Lichter, welche bei der Metten brennen und allmählig ausgelöscht werden, haben ihre Bedeutung. Es brennen nämlich sechs am Altare, welche ein Bild der Propheten sind, und fünfzehn auf einem hölzernen Gestell: in diesen sind Christus der Herr, die Apostel und die beiden Maria unter dem Kreuze gesinnbildet. Nach einem jeden der vierzehn Psalmen wird ein Licht ausgelöscht, nur eines, das zu oberst am Leuchter ist, bleibt brennen; während der Absingung des Benedictus werden auch die Lichter auf dem Altare ausgelöscht. Das allmählige Auslöschen der Lichter sinnbildet, daß die Apostel Christum den Herrn in diesen Tagen allmählig verließen. Sie gingen nicht alle auf einmal, sondern einer nach dem andern: daher werden auch die Lichter nicht mit einem Male, sondern allmählig ausgelöscht. Ferners ist damit angedeutet, daß vor Christus die Propheten und nach ihm die Apostel auf verschiedene Weise von den Juden und Heiden hinweggenommen, getödtet worden sind. Jene Kerze, welche brennend bleibt, ist ein Bild Christi. Diese Kerze wird brennend hinter den Altar verborgen, aber bald darauf wieder hervorgetragen. Damit ist angedeutet, daß Christus, obschon er im Grabe lag, dennoch seiner Gottheit nach leuchtete und nach drei Tagen wieder auferstund und sich den Seinigen zeigte.

Das Geräusch endlich, welches nach der Mette mit den hölzernen Instrumenten erregt wird, ist ein Zeichen des Getöses, welches die Juden erregten, als sie Jesum gefangen nahmen und die Nacht hindurch unter Spott und Hohn herumführten. Auch ist es ein Bild von der Verwirrung, welche beim Tode Jesu entstund, als die Sonne sich verfinstert, die Felsen sich gespaltet und die Gräber geöffnet haben.

Der fünfte Tag in der Chorwoche ist der grüne Donnerstag. Dieser Name leitet sich vom Gebrauche der Juden her, das Osterlamm mit bittern Kräutern zu genießen; auch die Christen machten diese Sitte nach, und aßen am Tage der Einsetzung des neutestamentalischen Osterlamms besonders grüne Kräuter:

und daher ſtammt der Name. Andere finden eine myſtiſche Bedeutung darin und meinen, der Name rühre daher, weil an dieſem Tage unſere Hoffnung zu grünen angefangen habe. Uebrigens heißt der grüne Donnerstag auch Antlaß-, d. h. Entlaßtag: dieſes deßwegen, weil an demſelben den öffentlichen Büßern die Losſprechung ertheilt worden iſt. Die Griechen und andere orientaliſche Völker heißen ihn Tag der Geheimniſſe.

Ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt: An dieſem Tage möchte man mehre Herzen haben, ein einziges reicht kaum hin, den Contraſt der Gefühle aufzunehmen; denn der Gottesdienſt des Morgens athmet Freude und Heiterkeit, der des Abends tiefe Traurigkeit. Die Kirche feiert nämlich das Andenken an die tiefe Demuth, welche Jeſus bei der Fußwaſchung bewies, an die Einſetzung des hl. Altarsſakraments und des Prieſterthums des neuen Bundes, endlich auch ſeines Angſtſchweißes und ſeiner Gefangennehmung am Oelberge.

Der grüne Donnerstag war lange ein Feiertag, und würde es ſicher noch ſeyn, wenn nicht zur Gedächtnißfeier der Einſetzung des heiligſten Altarsſakraments das Frohnleichnamsfeſt eingeſetzt worden wäre.

Am grünen Donnerstag fällt die Fußwaſchung. Zur Erinnerung daran, daß der Heiland ſelbſt an dieſem Tage ſeinen Jüngern die Füſſe gewaſchen habe, thun dasſelbe die vorzüglichſten geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten ihren Untergebenen. Der Papſt übt dieſe Ceremonie an zwölf armen Prieſtern, der Biſchof an einigen ſeines Klerus, der Abt an ſeinen Ordensbrüdern, der weltliche Fürſt an zwölf armen Männern, die er dann gewöhnlich reichlich beſchenkt, auch ausſpeiſet und bei der Tafel bedient. Dieſe Ceremonie iſt nicht bloß eine Uebung der Demuth, ſondern zugleich ein Ausdruck der brüderlichen Liebe. — Was die Evangeliſten von Chriſtus bezüglich der Fußwaſchung erzählen, hat ſeine myſtiſche Bedeutung. Chriſtus iſt nämlich nach der evangeliſchen Geſchichte vom Abendmahle aufgeſtanden: dieß ſinnbildet ſein Hervorgehen aus dem Schooße des Vaters in dieſe Welt; er legte ſeine Kleider ab, das heißt, er entäußerte ſich ſelbſt; er umſchürzte ſich mit einem leinenen Tuche: das iſt ein Sinnbild der Annahme der Knechtsgeſtalt; er goß Waſſer in ein Becken: dieß iſt ein Sinn-

bild der Vergießung ſeines Blutes; er wuſch ſeinen Jüngern die Füſſe, was die Reinigung von den Sünden andeutet; er trocknete ſie mit einem leinenen Tuche ab, zum Zeichen, daß er durch den Glauben an ſein Leiden reinige; er zog die Kleider wieder an: darin erkennen wir ein Bild ſeiner Auferſtehung; er ſetzte ſich wieder zu Tiſch, was ſeine Auffahrt in den Himmel und ſein Sitzen zur Rechten des Vaters vorſtellt.

Vom Gloria an verſtummen bis zum Charſamstage die Glocken, um die tiefe Trauer anzudeuten, welche in der Kirche herrſcht; denn das Glockengeläut iſt ein Sinnbild der Freude. Zugleich ſind die Glocken ein Sinnbild der Apoſtel: wie nun die Apoſtel während dieſer Tage aus Furcht vor den Juden ſich nicht zu reden getrauten, ſo laſſen wir auch ihr Sinnbild, die Glocken, verſtummen. Indem wir uns beim Gottesdienſte ſtatt des Glockenſchalles des dumpfen Tones hölzerner Inſtrumente bedienen, iſt dieſes nicht bloß ein Bild der Demuth, ſondern zugleich ein Erinnerungszeichen, daß in dieſen Tagen durch das Kreuzholz alle Völker zur Erkenntniß Gottes und zum Heile berufen worden ſind.

Gewöhnlich feiert in jeder Kirche am grünen Donnerstage nur ein Prieſter die heiligen Meſſe, bei welcher die übrigen aus ſeiner Hand kommunicirt werden: dieß erinnert, daß Chriſtus an dieſem Tage das heilige Altarsſakrament eingeſetzt und es ſeinen Apoſteln durch die Kommunion gereicht habe.

Weil am Charfreitage nicht Meſſe geleſen wird, konſekrirt der Prieſter am Donnerstag zwei Hoſtien, und bewahrt eine für den nächſten Tag auf. Die Aufbewahrung geſchieht aber nicht auf dem Hochaltare, ſondern auf einem eigens hiezu hergerichteten Seitenaltar: dieß deutet an, daß Chriſtus in dieſen Tagen durch den Tod aus der Mitte der Seinigen hinweggenommen iſt.

In Domkirchen weihet der Biſchof während der hl. Meſſe die Oele, nämlich das zur Krankenſalbung, das zum Taufen und den Chriſam, welcher bei der Firmung gebraucht wird. Dabei iſt der Biſchof von zwölf Prieſtern in weißen Meßgewändern umgeben, welche ein Bild der zwölf Apoſtel ſind. Auch ſind ſieben Diakonen und eben ſo viele Subdiakonen in weißen Levitengewändern zugegen, zur Erinnerung an jene ſieben Diakone, welche die Apoſtel gleich urſprünglich ſich zu Gehilfen wählten. Die

Weihung der Oele geſchieht unter mancherlei Gebeten und mit dem Zeichen des hl. Kreuzes, um anzudeuten, daß aller Segen vom Kreuze komme. Der Biſchof und die zwölf Prieſter hauchen das hl. Oel an, zum Sinnbilde, daß durch die Salbung mit demſelben der hl. Geiſt mitgetheilt werde, wie auch Chriſtus ihn ſeinen Jüngern durch das Anhauchen mittheilte. Auch wird der Balſam mit etwas Oel vermiſcht, was die Vereinigung der Gottheit mit der Menſchheit in Chriſtus darſtellt. Der Balſam hat noch ſeine eigene myſtiſche Bedeutung. Er iſt für den Leib heilend und ſtärkend; ſo werden wir durch den Empfang der heiligen Sakramente, bei deren Ausſpendung unter Andern auch Balſam gebraucht wird, der Seele nach geheilt. Der Balſam iſt wohlriechend und zugleich ein Mittel gegen Verweſung: daher werden die Leichen der Vornehmen, welche man vor Verweſung ſchützen will, einbalſamirt: ſo ſollen die Sakramente uns die Kraft verleihen, daß wir durch unſere Tugenden gleichſam einen Wohlgeruch ausathmen, und zugleich ſollen ſie ein Verwahrungsmittel gegen die geiſtige Fäulniß der Sünde ſeyn. Nach der Weihe werden die hl. Oele vom Biſchofe und den zwölf Prieſtern gegrüßt, was ein Ausdruck der Freude iſt, daß Chriſtus die hl. Sakramente eingeſetzt hat: zugleich iſt das Chrisma ein Bild Chriſti, und ſo fällt eigentlich der Gruß auf Chriſtus ſelbſt zurück.

Nach der Meſſe werden die Altäre entblößt und in dieſem Zuſtande bleiben ſie bis zum hl. Oſterabend. In dieſer Trauer-Ceremonie wird einmal die Betrübniß der Kirche geſinnbildet; dann Chriſtus ſelbſt dargeſtellt, wie er von ſeinen Jüngern verlaſſen wird, und allein daſtehet, auch wie man ihn ſeiner Kleider beraubt: darum betet man bei dieſer Ceremonie den 21. Pſalm, in welchem die Leiden Chriſti vorhergeſagt ſind. Endlich iſt dieß auch ein Sinnbild von dem Zerreißen des Vorhanges im Tempel.

Noch iſt zu erwähnen, daß ehedem am grünen Donnerstag die Büßer ihre Ausſöhnung mit der Kirche wieder erhielten, und davon ſtammt auch der Name Antlaßtag, wie bereits bemerkt worden iſt.

Der Charfreitag iſt der Todestag Jeſu Chriſti. Dieſes Ereigniß iſt zwar für uns höchſt freudig, weil wir dadurch von der

Knechtſchaft der Hölle befreit worden ſind; aber dennoch iſt die Kirche zu ſehr von der Trauer überwältiget, als daß ſie dieſen Tag feſtlich feiern könnte. Der Todestag der Eltern iſt für gute Kinder nie ein Feier-, ſondern immer ein Trauertag. Der Schmerz ſchickt ſich nicht zur Feier; daher iſt es ſinnreich und dem Ereigniß angemeſſen, daß die Katholiken den Charfreitag nicht als eigentlichen Feiertag begehen. Selbſt die gewöhnlichen knechtlichen Arbeiten läßt die Kirche geſchehen. In Folge der Sünde iſt nämlich der Menſch verurtheilt worden, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichtes zu eſſen: billig iſt es, daß er daran insbeſonders am Tage erinnert werde, an welchem Jeſus Chriſtus um unſerer Sünden willen ſo unendlich viel gelitten hat.

Am Charfreitag findet kein eigentliches Meßopfer ſtatt, weil Chriſtus ſelbſt blutiger Weiſe das große Opfer der Erlöſung am Kreuze vollbringt. An die Stelle der hl. Meſſe treten viele, höchſt ſinnreiche Ceremonien. Der ganze Gottesdienſt iſt eigentlich eine Leichenfeier. Beim Beginn desſelben brennen keine Lichter am Altare, ſelbſt das ſogenannte ewige Licht iſt ausgelöſcht, zum Zeichen, daß Chriſtus, das Licht der Welt, gleichſam erloſchen iſt. Der Altar iſt mit einem einfachen Tuch bedeckt, welches ein Sinnbild jenes Tuches iſt, in das man den Leichnam des Herrn wickelte. In ſchwarzen Gewändern tritt der Prieſter an den Altar; und dort angelangt, wirft er ſich an den Stufen desſelben auf den Boden nieder, um ſich zu verdemüthigen, weil auch Chriſtus an dieſem Tage bis zum Tod am Kreuze ſich erniedriget hat; zugleich iſt es ein Ausdruck des Schmerzens über das Leiden Chriſti. Hierauf werden zwei Epiſteln geleſen, die eine vom Propheten Oſeas, die andere aus dem zweiten Buche Moſes: jene weisſagt den Tod und die Auferſtehung Jeſu; dieſe enthält die Feier des jüdiſchen Oſterlammes. Nicht ohne Grund werden die Lektionen ſowohl aus den Büchern Moſes als aus den Schriften der Propheten genommen: es iſt dadurch angedeutet, daß ſowohl das Geſetz als die Propheten von Jeſus Chriſtus geweisſagt haben. Auch haben die Lektionen keine Ueberſchriften, eigentlich keinen Kopf, wie ſonſt gewöhnlich iſt, weil Chriſtus, welcher unſer Haupt iſt, hingenommen iſt. — Nach den Lektionen wird die Leidensgeſchichte nach Johannes geleſen oder geſungen. Sofort werden

die rührendſten Gebete für verſchiedene Stände und Verhältniſſe, auch für die Ketzer, Juden und Heiden verrichtet. Die Kirche betet zwar auch ſonſt während des Jahres für die, welche außer ihrem Schooße leben; aber nur im Allgemeinen, ohne Erwähnung ihres Namens, eine Auszeichnung, welcher ſie nur ihre Kinder würdiget; am Tage jedoch, wo ihr göttlicher Stifter für Alle ſtirbt, betet ſie namentlich auch für die, welche außer ihrem Schooße leben. Dieß ſind alſo die Flüche, welche die katholiſche Kirche gegen die Andersgläubigen in dieſen Tagen ausſtoßet. Höret ſie nur, wie ſie fluchet. Allmächtiger, ewiger Gott, ſpricht ſie, der du Alle erlöſet haſt, und Niemanden willſt zu Grunde gehen laſſen: ſieh auf die durch die Satansliſt bethörten Seelen, auf daß die Herzen der Irrenden nach Ablegung aller ketzeriſchen Verkehrtheit ſich zum Guten wenden und zur Einheit deiner Wahrheit zurückkehren u. ſ. w. Vor jedem Gebete ladet der Prieſter mit dem Worte „Oremus“ (laßt uns beten) alle Anweſenden ein, ihr Flehen mit dem ſeinigen zu vereinigen. Auch beugt er dabei ſeine Knie, um durch dieſen Akt der Demuth ſein Gebet noch wirkſamer zu machen. Bei dem Gebete für die Juden aber unterbleibt die Kniebeugung, weil ſie den Herrn dadurch verhöhnt haben.

Nach dieſen Gebeten folgt die Enthüllung des hl. Kreuzes. Der Prieſter nimmt nämlich ein mit ſchwarzem Tuch bedecktes Kreuz und enthüllt es allmählig, wobei er dreimal ſingt: „Sehet, das Holz des Kreuzes, an welchem das Heil der Welt gehangen.“ — Der Chor antwortet darauf: „Kommt, laßt uns anbeten.“ Zugleich wird auch von den übrigen Kreuzen in der Kirche die Hülle abgenommen, womit ſie ſeit dem Paſſionsſonntage bedeckt waren. Dieſe Entblößung der Kreuzbilder erinnert, wie Jeſus, ſeiner Kleider entblößt, am Kreuze erhöhet worden iſt. Das allmählige Enthüllen aber iſt ein Sinnbild davon, daß das Evangelium nur langſam und nach vielen Kämpfen auf Erden ſich ausbreitete. Der Prieſter legt hierauf das Kreuz an einen hiezu eigens beſtimmten Ort, zieht zur Verdemüthigung ſeine Schuhe aus, wie auch Moſes thun mußte, als er ſich dem brennenden Dornbuſch näherte, und verehrt dreimal in Zwiſchenräumen auf ſeine Knie niederfallend das hl. Kreuz, welches er zuletzt auch küßt. Dieſe dreimalige Anbetung iſt gleichſam eine Art Genug-

thuung für die dreimalige Verſpottung, welche dem Herrn bei Caiphas, bei Herodes und auf Golgatha zugefügt wurde. Während der Adoration des Kreuzes ſingt der Chor die ſogenannten Improperia, d. h. Vorwürfe oder Strafreden, worin ſich Gott über den Undank ſeines Volkes Iſrael beklagt: was der Chriſt Alles auf ſich ſelbſt anwenden darf; denn weit größer ſind noch die Wohlthaten, die Gott uns erweiſet: ſtatt der ägyptiſchen Knechtſchaft hat er uns aus den Feſſeln der Hölle befreiet; ſtatt des jüdiſchen Oſterlamms hat er uns das Fleiſch ſeines Sohnes gegeben; ſtatt in das irdiſche Canaan will er uns in das himmliſche Jeruſalem einführen. Indem alſo der Chriſt das Kreuz, reſpektive den Gekreuzigten, adorirt, ſoll er lebhaft der Wohlthaten Gottes und ſeines groben Undankes dafür eingedenk ſeyn. Jener Geſang wird öfters durch den Ruf unterbrochen: Heiliger Gott! heiliger, ſtarker Gott! heiliger, unſterblicher Gott! erbarme dich unſer! Dadurch ſollen wir erinnert werden, daß wir jetzt, kniend vor dem Gekreuzigten, ſeine Barmherzigkeit um unſerer Sünden willen anrufen ſollen. Zugleich ſollen dieſe Worte ebenfalls wieder einige Genugthuung für die Schmach ſeyn, welche Chriſtus von den Juden erlitt. Er hing verlaſſen am Kreuze, Niemand erkannte ſeine göttliche Würde; Alles verhöhnte ihn vielmehr. Die Kirche will dieſe Unehre vergüten: darum ſingt ſie ihm mitten in der Verachtung das dreimal: Heilig; betet ihn in der Schmach an als Gott, rühmt in ſeiner Verlaſſenheit ſeine göttlichen Eigenſchaften.

Nach der Adoration des Kreuzes wird die hl. Hoſtie, die Tags zuvor konſekrirt worden iſt, vom Seitenaltare geholt, und nach einigen Gebeten vom Prieſter mit der rechten Hand in die Höhe gehalten, damit ſie das Volk anbete. Nach der Erhebung bricht der Prieſter ſie in drei Theile, deren letzten er in den Kelch legt, und hierauf konſumirt er das hl. Sakrament. Die geheimnißvolle Bedeutung iſt dieſe: Die Brechung der Hoſtie ſinnbildet den Opfertod Jeſu Chriſti, und die Zerlegung in drei Theile erinnert, daß ihm am Kreuze die Hände, die Füße und das Herz gebrochen worden; ein Theil wird in den Kelch gelegt, weil der Kelch das Grab andeutet, in welches der Leichnam Chriſti gelegt worden iſt.

Zuletzt wird das hochwürdige Gut ausgeſetzt und die Gläu-

bigen finden ſich dabei ein, es anzubeten. Dieß nennt man die hl. Gräber beſuchen: der ſchön geſchmückte Altar ſoll in der That das Grab Chriſti vorſtellen.

Der Charſamstag iſt der fortgeſetzten Feier des Begräbniſſes Chriſti geweiht. Es iſt bedeutungsvoll, daß Chriſtus am Freitage ſtarb und am Samstage im Grabe ruhete; denn nach der Ueberlieferung geſchah die Sünde am Freitage. So iſt die Hölle an demſelben Tage beſiegt worden, an welchem ſie geſiegt hat. Den Samstag hat aber Gott nach der Schöpfung zum Ruhetag eingeſetzt: da hörte er auf, noch etwas zu ſchaffen. Auch bei der zweiten Schöpfung, welche die Erlöſung iſt, ruhte Jeſus am Samstage, indem er ſich ins Grab legen ließ.

Der heutige Gottesdienſt, der in den erſten Zeiten der Kirche in der Nacht vor dem Oſtertage abgehalten wurde, iſt eigentlich eine Vorfeier des Oſterfeſtes. Anfangs brennt kein Licht in der Kirche, zum Zeichen, daß Chriſtus, das wahre Licht, noch im Grabe ſei. Dann aber wird außerhalb der Kirche aus einem Kieſelſteine Feuer geſchlagen. Dieſer Kieſelſtein iſt ein Bild Chriſti, der ja in der Schrift der Eckſtein heißt. Es ſoll damit angedeutet werden, daß Chriſtus, obſchon ihn die Juden verworfen, dennoch das Licht der Welt iſt. Mit dem auf ſolche Weiſe gewonnenen Feuer wird Holz angezündet, worin die Ueberbleibſel des Chriſams und des Oeles vom vorigen Jahre verbrannt werden. Das gemeine Volk nennt dieſe Ceremonie: den Judas verbrennen. Dieſes Sprüchwort deutet an, daß der Verräther Judas eben ſo in der Hölle brenne, als das hl. Oel im Feuer. Wir ahmen hiebei das Beiſpiel der Juden nach. Dieſe mußten alle alten Speiſen aus dem Hauſe räumen, ehe ihr Oſtern anbrach; ſo wollen wir im Verbrennen der vorjährigen hl. Oele das Alte entfernen, und damit geheimnißvoll andeuten, daß wir auch aus unſern Herzen den alten Sauerteig der Sünde wegräumen, und uns innerlich erneuern, wohin auch der Umſtand deutet, daß in dieſen Tagen die hl. Gefäße gereinigt werden. Das Feuer ſelbſt iſt ebenfalls ein Bild Chriſti, und zwar von ſeiner Auferſtehung; und indem davon alle übrigen Lichter in der Kirche angezündet werden, iſt angedeutet, daß uns von Chriſtus allein alle Erleuchtung und Wärme der Seele nach zu Theil werde. Dieſes Feuer wird auch

eigens geweiht, weil die Kirche Alles, was ſie für ihren Dienſt gebraucht, beſonders weihet; dann aber insbeſonders auch deßwegen, damit es um ſo geeigneter ſei, Chriſtum, den Prieſter und Heiligſten, darzuſtellen: womit zugleich wieder geheimnißvoll angedeutet iſt, daß auch in unſerm Herzen nur ein reines Feuer, welches Gott geweihet iſt, brennen ſoll.

Nachdem noch die fünf Weihrauchkörner für die Oſterkerze geweiht ſind, tritt der Diakon mit einer dreiarmigen Kerze in die Kirche ein, zündet die erſte innerhalb der Kirchthüre, die zweite in Mitte der Kirche und die dritte vor dem Altare an. Die dreizackige Kerze iſt ein Bild der hl. Dreifaltigkeit, die der Natur nach einig, in den Perſonen aber dreifach iſt, und wovon die zweite Perſon in Chriſtus Menſch geworden, mit welchem das Licht in die Welt gekommen iſt. Darum ruft auch der Diakon, indem er das Licht in die Kirche bringt: „Lumen Christi.“ Das Volk aber antwortet durch den Altardiener: „Deo gratias“ — wodurch es ſeinen Dank für die Menſchwerdung ausſpricht. Der Umſtand aber, daß die drei Kerzen in Zwiſchenräumen angezündet werden, ſinnbildet, daß die drei göttlichen Perſonen nur allmählig auf Erden bekannt wurden.

Nun wird die Oſterkerze geweihet. Die Oſterkerze war urſprünglich eine Säule, worauf der Patriarch von Alexandrien die Zeit der Oſtern und der beweglichen Feſte ſchrieb. Weil nämlich Alexandrien die beßten Aſtronomen hatte, wurde dort dieſe Berechnung gemacht. Der Patriarch ſchickte dieſe Wachs-Säule dem Papſte, der ſie weihte und an die übrigen Kirchen ſchickte. Bald machte man aus dieſem Wachsſtab eine Kerze, welche dazu diente, die Oſternacht zu erhellen. — Die Oſterkerze iſt uns ein Bild des auferſtandenen Chriſtus. Der Umſtand, daß ſie aus weißem Wachs gemacht iſt, deutet an den reinen aus dem Schooß der ſeligſten Jungfrau hervorgegangenen Leib Chriſti. Fünf Oeffnungen werden in ſie gemacht, welche ein Sinnbild der fünf Wunden Chriſti ſind. In dieſe Oeffnungen werden fünf Weihrauchkörner geſteckt, was an die Specereien erinnert, womit Nikodemus und Joſeph von Arimathia den Leichnam Jeſu ſalbten. Nach alter Gewohnheit wird die Oſterkerze auf eine ſehr feierliche Weiſe geweihet und an dem oben erwähnten Dreizack angezündet, zur Er-

innerung, daß der Sohn vom Vater ausgehe. Nach der Weihe des Taufwaſſers wird ſie auf der Evangelienſeite aufgeſtellt und bis zum Feſte der Himmelfahrt Chriſti bei jedem feierlichen Gottesdienſte angezündet, wodurch geſinnbildet wird, daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung während dieſer Zeit noch bei ſeinen Jüngern weilte. Auch erkennen die hl. Väter in der Oſterkerze die Feuerſäule, welche den Iſraeliten bei ihrem Auszuge aus Aegypten leuchtete: uns führt Chriſtus, von dem jene Feuerſäule ein Vorbild war, nicht bloß aus irdiſcher Knechtſchaft, ſondern aus der Dienſtbarkeit der Hölle. Ehemals hat man nach abgelaufener Oſterzeit die Oſterkerze in kleine Stücke zertheilt, auf welche man ein Oſterlamm, das Sinnbild des Heilandes, prägte, und agnus Dei nannte. Die Gläubigen, welche davon erhielten, verbrannten die agnus Dei in ihren Häuſern und auf ihren Feldern als Schutzmittel gegen Donner, Hagel, wilde Thiere und Kunſtgriffe des Teufels. Heut zu Tage wird zu Rom vom Papſte eigens am Charſamstage Wachs geweiht, woraus man die agnus Dei bildet.

Im Gottesdienſte folgen jetzt zwölf Lektionen. Durch ſie ſoll angedeutet werden, daß nun alle Prophezeiungen und Vorbilder des alten Bundes in Chriſtus erfüllt ſeien; ſie beziehen ſich zugleich auch auf die Täuflinge, welche ehemals am heutigen Tage dieſes Sakrament empfingen. Daher folgt nach denſelben die Weihe des Taufwaſſers, eine Gewohnheit, welche ſchon das graueſte Alterthum kennt: Tertullian redet bereits davon und Baſilius rechnet es unter die Ueberlieferung der Apoſtel. Dabei finden mehre ſinnreiche Ceremonien ſtatt. Der Prieſter tritt mit den Worten zum Taufbrunnen: Wie der Hirſch nach der Waſſerquelle verlangt, ſo verlangt meine Seele nach dir, o Gott! ꝛc. Damit iſt die Demuth ausgedrückt, mit welcher man nach der hl. Taufe verlangen ſoll, woraus die Pflicht entſpringt, daß man mit dem Empfang derſelben nicht zögern ſoll. Der Prieſter ſegnet das Waſſer mit dem Zeichen des hl. Kreuzes, wodurch angedeutet iſt, daß aller Segen vom Kreuz komme; er berührt es mit der flachen Hand, zum Zeichen, daß der hl. Geiſt, wie er einſtens bei der Schöpfung über dem Waſſer ſchwebte, ſo auch denen zu Theil werde, welche die hl. Taufe empfangen; er theilt es mit der Hand in vier Theile, und ſprengt davon nach den vier Himmelsgegenden aus, um

anzudeuten, daß, wie vier Flüße vom Paradies ausgingen, die Welt zu bewäſſern, ſo auch die vier Weltgegenden des Gnadenwaſſers der hl. Taufe theilhaftig werden ſollen, wie auch Chriſtus ſeinen Apoſteln auftrug: Gehet hin in alle Welt und taufet jede Kreatur. Der Prieſter haucht ferner das Taufwaſſer dreimal an. Das Anhauchen iſt ein Sinnbild der Mittheilung des Lebens überhaupts: ſo hat Gott den erſten Menſchen angehaucht, und ihn dadurch belebt; — dann aber insbeſonders der Mittheilung des hl. Geiſtes: ſo hauchte Chriſtus ſeine Jünger an, ihnen den hl. Geiſt mitzutheilen. Es ſoll alſo mit dem Anhauchen des Taufwaſſers geſinnbildet ſeyn, daß wir dadurch der Gnade des hl. Geiſtes theilhaftig werden. Es wird die Oſterkerze dreimal, und jedes Mal etwas tiefer, in das Taufwaſſer geſteckt, zum Zeichen, daß der Täufling durch Chriſtus, welcher durch die Oſterkerze vorgeſtellt wird, immermehr erleuchtet und von ſeiner Gnade durchdrungen werden ſoll. Hierauf wird von dem Oele der Gläubigen und vom Chriſam in das Taufwaſſer gemiſcht, was wieder ein Sinnbild der geiſtigen Salbung, d. h. Mittheilung des hl. Geiſtes iſt, und zugleich andeutet, daß die Getauften Chriſto, dem Geſalbten, zu Dienſten geweihet ſeien. Auch beſprengt der Prieſter die Umſtehenden mit dem geweihten Waſſer: und dieſes ſoll für ſie eine Erinnerung an die einſtens empfangene Taufe ſeyn und ſie zur Erneuerung der Taufgelöbniſſe veranlaſſen. Deßgleichen können die Gläubigen davon mit nach Hauſe nehmen; doch iſt dieſes nicht mit dem Oel der Catechumenen und dem Chriſam vermiſcht. — Nach der Weihe des Taufwaſſers wird die Litanei von allen Heiligen gebetet. Die ſtreitende Kirche auf Erden fleht nämlich zur triumphirenden im Himmel, um durch die Fürbitte der Heiligen von Gott die Gnade zu erlangen, daß alle Getauften in der Gnade wandeln und ſo in Gemeinſchaft mit den Heiligen verbleiben. Der Prieſter liegt, während dieſe Litanei gebetet wird, mit dem Angeſichte auf der Erde, was die Demuth der Betenden und ihre Innigkeit ſinnbildet; zugleich aber iſt durch dieſes Niederlegen und nachherige Aufſtehen des Prieſters angedeutet, daß Alle, welche in der Sünde begraben waren, durch die Taufe mit Chriſtus zum neuen Leben auferſtehen.

Am Charſamstag und nebſt dieſem auch am Samstage vor Pfingſten, dann auch noch am Tage der Erſcheinung des Herrn,

wurde ehedem vorzüglich die Taufe gespendet. Der Charsamstag war auch aus mehrfacher Ursache sehr geeignet dazu; denn nicht bloß hat uns Christus in diesen Tagen erlöset, und uns also auch die Taufgnade erworben, sondern die Taufe, bei deren Ausspendung früher der ganze Leib im Wasser untergetaucht worden, ist ein Sinnbild des Todes, und das Hervorgehen der Täuflinge aus dem Taufbrunnen ein Bild der Auferstehung Christi: Wahrheiten, die in diesen Tagen um so lebendiger sich vor Augen stellen, da die Zeit selbst daran erinnert. Endlich war auch die vorhergegangene Fasten die geeignetste Zeit, sich auf den würdigen Empfang der hl. Taufe vorzubereiten.

Nach der Weihe des Taufwassers beginnt die hl. Messe. Diese zeugt bereits von Freude; auch der Altar ist wieder geschmückt: in den ältern Zeiten wurde nämlich diese Messe erst in der Osternacht gehalten nnd war somit eine Feier der Auferstehung Christi. Die Glocken werden wieder geläutet, um unsere Freude über die Auferstehung auszudrücken, und zugleich zu sinnbilden, daß die Apostel, die beim Tode Jesu Christi aus Furcht vor den Juden sich versteckten und nicht mehr von ihrem Meister zu reden sich getrauten, durch seine Auferstehung mit neuem Muth erfüllt wurden, und ihn wieder zu bekennen anfingen. In der Messe selbst wird der gewöhnliche Introitus weggelassen, welchen der Priester immer nach dem Staffelgebete auf der Epistelseite betet. Statt unsers Introitus wurde nämlich früher ein ganzer Psalm gebetet, während dessen sich die Gläubigen in der Kirche versammelten; alsdann fing erst die hl. Messe an. Am Charsamstag wohnte die ganze Gemeinde der Weihe des Taufwassers bei: sie war also schon versammelt, daher konnte mit Weglassung des gewöhnlichen Psalmes sogleich die hl. Messe beginnen. Weil nun an die Stelle jenes Psalmes bei uns der Introitus getreten ist, der nur ein kleiner Theil des Psalmes ist, so wird er ebenfalls am Charsamstage zur Erinnerung an jene Zeiten weggelassen. Nach dem Kyrie wird passend das Gloria wieder gesungen; denn die Auferstehung Christi ist gleichsam eine neue Geburt: wie nun die Engel bei seiner ersten Geburt aus Maria der Jungfrau diesen Freudengesang anstimmten, so erschallt er passend auch bei seiner zweiten Geburt wieder, welche gleichsam aus dem Schooß der Erde geschieht; wie ferner

die Engel bei der ersten Geburt des Herrn den Menschen den Frieden verkündeten, so wird er jetzt billig auch den Neugetauften verkündet, welche durch den Empfang der hl. Taufe mit Gott und dem ganzen Himmel versöhnt worden sind. Nach der Epistel wird zwar das Alleluja gesungen, was Freude andeutet; aber auch jenes Gebet beibehalten, welches man Traktus nennt, und das während der Fastenzeit gebetet wird, und so auf Trauer deutet: diese Mischung von Freude und Betrübniß deßwegen, weil die Freude der Kirche noch nicht vollkommen ist, bis zum Osterfeste selbst, an welchem Christus sich wieder seinen Jüngern zeigte. Aus demselben Grunde werden beim Singen des Evangeliums nicht wie sonst von den Meßdienern brennende Kerzen gehalten. Das Credo bleibt aus, weil die Apostel die Auferstehung noch nicht glaubten. Außerdem werden noch viele andere Gebete weggelassen, und schließt die hl. Handlung mit einer äußerst kurzen Vesper, welche ein Ausdruck hoher Freude ist: es ist dieß eine Nachahmung des Alterthums. Damals versammelte sich nämlich das gläubige Volk am Charsamstage Nachmittags um drei Uhr zum Gottesdienste, und nun dauerte die heilige Handlung bis gegen Mitternacht. Um dem gläubigen Volke, welches sich am frühen Morgen des Osterfestes schon wieder zur Mette einfinden mußte, auch einige Zeit zur Ruhe zu gewähren, wurde Manches in der Messe ausgelassen, wie z. B. das agnus Dei u. s. w. Dieses konnte um so leichter geschehen, da einige dieser Gebete schon bei den übrigen Ceremonien verrichtet worden sind, z. B. das agnus Dei bei der Allerheiligen-Litanei ꝛc. — Nachmittags ist die feierliche Auferstehung, die sonst bei der Morgendämmerung des Ostersonntags statt fand.

33. Ostern.

Was die Bedeutung, dieses Wortes betrifft, leitet man es am füglichsten von „Ost“ ab, wornach es Aufgang heißt: so steht es bildlich für Jesus Christus selbst, der am Morgen des dritten Tages als eine himmlische Sonne, die mit ihren Strahlen alle Welt erleuchtet, herrlich aus dem Grabe hervorgegangen.

Auch die Juden hatten schon ihr Ostern, welches sie Pascha nannten, was Vorübergang bedeutet; sie feierten es nämlich zur

Erinnerung an ihre wunderbare Befreiung aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, insbeſonders zum Andenken, daß der Würg-Engel an ihren Häuſern vorübergegangen iſt, ohne ihre Erſtgeburt mit dem Tode zu ſchlagen. Um jedoch vom Würge-Engel verſchont zu bleiben, mußten ſie ein Lamm ſchlachten, es eſſen und mit dem Blute davon ihre Thürpfoſten beſtreichen. Dieß Alles iſt nur ein Vorbild unſers chriſtlichen Oſtern. Alle Völker ſchmachteten in der Knechtſchaft der Hölle; der Pharao, der ſie quälte, war der Teufel; Gott befreite ſie aus dieſer Sklaverei; das Lamm, welches dabei geſchlachtet worden, iſt ſein eingeborner Sohn; das Fleiſch des Lammes Gottes eſſen wir und mit ſeinem Blute beſtreichen wir nicht bloß unſere Thürpfoſten, ſondern wir trinken es, und ſo ſind wir ſicher vor dem Würge-Engel, vor dem Tod der Seele. Daher verlangt die Kirche von allen ihren Kindern, daß ſie insbeſonders zu Oſtern das hl. Sakrament des Altars empfangen; denn da mußten auch die Juden ihr Oſterlamm eſſen.

Wegen der Beſtimmung des Tages, an welchem Oſtern gefeiert werden ſollte, gab es in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche große Zwiſte. Man darf den Umſtand, daß kein Theil nachgeben wollte, nicht für Eigenſinn oder bloße Rechthaberei halten. War der Gegenſtand des Streites auch nur Sache der Disciplin, ſo war es dennoch von großer Wichtigkeit: es handelte ſich hier nicht bloß um die Beſtimmung eines Feſtes, ſondern auch vieler anderer, welche davon abhingen. Wenn hierin keine Einheit herrſchte, müßte nothwendig Verwirrung in der Kirche entſtehen. Denn wäre es z. B. nicht unerträglich, wenn ein Theil der Chriſten bereits ſeine Oſtern ſchon feierte, während der andere noch ſeine Faſten hätte, und alſo ein Theil bereits dem Jubel und der Freude ſich hingäbe, während der andere noch trauerte? Dieſes müßte nothwendig den Gemeinſinn und ſelbſt auch den Frieden ſtören. — Dieſer Zwiſt wurde im Jahre 325 auf dem Concilium zu Nicäa beigelegt, wo beſtimmt worden iſt, daß Oſtern in der ganzen Kirche am Sonntage nach dem vierzehnten Tage des Neumondes im März oder am Sonntage nach dem Vollmonde, der entweder auf das Frühlingsäquinoktium ſelbſt oder unmittelbar nach dieſem fallen würde, gefeiert werden ſoll, wornach Oſtern nie früher als am 22. März und nie ſpäter als am 25. April fallen kann.

Das hl. Osterfest, sagt der hl. Gregor, ist das Fest der Feste, weil es uns von der Erde erhebt, um uns in die Ewigkeit hinüberzuführen und uns ihrer schon jetzt durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe freuen zu lassen. Eben darum wurde dieses Fest von jeher mit größter Feierlichkeit begangen. In der ältesten Zeit enthielt man sich die ganze Oktav hindurch der knechtlichen Arbeiten: mehre Kirchenversammlungen verordneten dieses, und selbst weltliche Gesetzgeber befahlen es.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er am Osterfeste eine Freude und Wonne fühlt, die er an keinem andern in gleichem Maaße empfindet; denn er hängt leidenschaftlich am Leben. Daher macht Alles, was ihm dieses erhält und den Feind seines Lebens besiegt, einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Nun ist aber für ihn das Osterfest das Unterpfand des ewigen Lebens; die Auferstehung Jesu Christi ist die Gewißheit seines eigenen Hervorgehens vom Grabe. Daher ist es natürlich, daß dieser Tag auf ihn den freudigsten Eindruck macht. Auch ist es bezeichnend, daß im Frühjahre unser Ostern fällt. Dadurch setzt sich die Natur mit der Religion in Harmonie und wird eine beredte Glaubenspredigerin; denn Alles erwacht wieder aus dem Winterschlafe zum neuen Leben, und verkündet dadurch unsere eigene Auferstehung.

Die Kirchen haben die Zeichen der Trauer wieder abgelegt; die Altäre sind prächtig geschmückt; die Priester erscheinen im festlichen Ornate von freundlicher Farbe: Alles verkündet Freude.

Ehedem stimmte der Priester bei der frühesten Morgenröthe den Auferstehungsgesang in der Kirche an, wobei sich das gläubige Volk einfand. Hierauf gab er einem der Vornehmsten den Friedenskuß, ein Beispiel, dem alle Anwesenden folgten. Wer den Friedenskuß gab, sagte: „Christus ist auferstanden," und wer ihn empfing, antwortete: „Er ist wahrhaft auferstanden." Von der Kirche gingen die Umarmungen auf die Strasse und in die Häuser, wo man sich begegnete, gab man sich den Kuß des Friedens. Es war dieß keine leere Ceremonie, sondern ein schönes Sinnbild der innern Versöhnung.

Sonst fanden auch sogenannte Osterprocessionen statt; die Kirche wollte damit die Apostel und Jünger des Herrn vorstellen, welche von Jerusalem nach Galiläa gingen, wohin ihnen Christus,

wie er den hl. Frauen geſagt hatte, vorausgegangen. Daher hieß man auch den Ort, wo die Proceſſion Halt machte, um wieder zurückzukehren, die Station Galiläa.

Die Meſſe beſchäftiget ſich ganz mit dem Geheimniſſe des Tages. Im Eingange verkündet Chriſtus ſelbſt im Munde des Prieſters ſeine Auferſtehung; in der Epiſtel ermahnt uns der hl. Paulus, den Sauerteig der Sünde wegzunehmen, um Chriſti, des Erſtandenen, würdig zu ſeyn: das Evangelium erzählt die Auferſtehung ſelbſt ausführlich. Der Jüngling im weißen Gewande, von welchem dort die Rede iſt, iſt ein Bild der Gläubigen, und deutet den Zuſtand ihrer Unſchuld an: ſie ſollten, nachdem ſie, wie der hl. Paulus in der Epiſtel ermahnt, den Sauerteig, d. h. die Sünde, weggenommen haben, jetzt alle im Gewande der Unſchuld wandeln.

Um das Oſterfeſt nach der Abſicht der Kirche würdig zu feiern, ſollen die Gläubigen mit gerührtem Herzen Chriſtum anbeten und preiſen und zugleich ihm danken für das Wunder ſeiner glorreichen Auferſtehung, wodurch auch ihre Auferſtehung verbürgt iſt. Sodann ſollen ſie aber auch den ernſtlichen Vorſatz faſſen, ſelbſt aufzuſtehen aus dem Grab der Sünde und mit beharrlichem Willen im Leben der Gnade zu wandeln, ſo daß man bezüglich ihres frühern Lebens die Worte auf ſie anwenden kann: Sie ſind auferſtanden und nicht mehr hier, d. h. nicht mehr in der Sünde.

Noch ſind bezüglich des Oſterfeſtes und der zunächſt darauffolgenden Zeit einige beſondere Gebräuche und Gewohnheiten zu erwähnen. Dahin gehören zunächſt die Oſterlämmer: ſie ſind ein ſchönes Sinnbild des Herrn und Heilandes: wie ein Lamm, das ſeinen Mund nicht öffnete, ließ ſich Chriſtus, uns zu erlöſen, zur Schlachtbank ſchleppen: ſiegreich ging er aber wieder aus dem Grabe hervor; darum trägt er das Zeichen des Sieges, die Fahne.

Am Oſtertage werden verſchiedene Speiſen geweiht, namentlich Fleiſch, zum Zeichen, daß die Faſten vorüber iſt, und der Gläubige jetzt auch wieder Fleiſchſpeiſen genießen darf; dann weißes Brod, welches ein Sinnbild jenes himmliſchen Brodes iſt, das wir in der hl. Communion empfangen, und zugleich unſern jetzigen unſchuldigen Zuſtand andeutet. Ferners auch Salz und etwas Meerrettig. Die Juden aſſen nämlich ihr Oſterlamm mit bitterm

Kraute: daran erinnert der Meerrettig. Im geiſtigen Sinne ſoll damit angedeutet werden, daß wir auch jetzt nach abgelaufener Zeit der Buße dieſe nicht ganz beſeitigen, ſondern ſie fortwährend noch einigermaßen üben, und in all unſern, auch noch ſo reinen Freuden das bittere Andenken an unſere ehemaligen Sünden einmiſchen ſollen. Das ſinnbildet auch das Salz; dieſes iſt aber auch zugleich ein Gewürz, welches friſch erhält, und vor Fäulniß bewahrt: geiſtig iſt damit angedeutet, daß wir nun mit Gottes Gnade nicht mehr in die alte Fäulniß der Sünde zurückfallen wollen. Die rothen Eier endlich ſind gar lehrreich. Im Ei findet der denkende Chriſt mancherlei paſſende Symbole für ſeine Religion. Wie das Ei bei den Heiden für das Symbol des Urſprunges der Welt und aller Dinge galt, ſo findet der Chriſt in demſelben die Wahrheit geſinnbildet, daß die moraliſche Welt in Chriſtus abermals neugeboren worden iſt. Das Ei iſt auch ein Bild der Auferſtehung. Die äußere Schaale gleicht nämlich der Grabesdecke, welche der Herr durchbrach, wie das kleine Thierchen im Ei die Schaale durchbricht, um lebendig daraus hervorzugehen. Das Ei kann überhaupts, ſo klein es iſt, ein Glaubensprediger ſeyn. Obgleich wir von dem Ei, ſagt Rippel, nur die äußere, harte Schaale ſehen, ſo ſind wir doch überzeugt, daß ein lebendiges Weſen daraus hervorgehen könne: wie ſollten wir alſo in Dingen, welche Gott uns geoffenbart, weniger gläubig ſeyn, obgleich wir ſie nicht mit ſinnlichen Augen durchſchauen können? Würde man ſich über den nicht wundern, welcher durchaus nicht glauben wollte, daß aus einem Ei ein lebendiger Vogel hervorkommen könne, weil er in einem friſchen Ei, wenn er es aufbricht, keinen ſolchen findet? Einem ſolchen würde derjenige ähnlich ſeyn, welcher nicht glauben wollte, daß Chriſtus auferſtanden iſt, oder daß wir einſtens auferſtehen werden, weil er in dem Grabe nur einen Leichnam oder gar nur Aſche und Moder findet. — Endlich ſind nach einer alten Ueberlieferung die rothen Eier auch ein Sinnbild des Glückes. Nach einer Erzählung des Aelius Lampridius ſoll nämlich eine den Aeltern des Kaiſers Alexander Severus angehörige Henne am Geburtstage des künftigen Kaiſers ein rothes Ei gelegt haben. Weil nun Alexander wirklich Kaiſer wurde, ſo wäre ein rothes Ei das Symbol geworden, Jemand Glück zu wünſchen. In die-

ſer Beziehung iſt es ein bedeutungsvolles Geſchenk, am Oſtertage Jemanden ein rothes Ei zu geben; es erinnert ihn, daß ihm durch Chriſti Auferſtehung viel mehr als ein irdiſches Reich, das des Himmels, erworben und geſchenkt iſt.

In der Oſterzeit wird ſehr oft das Wort Alleluja geſungen: wir werden dadurch erinnert, daß wir insbeſonders in dieſen Tagen unaufhörlich Gott für die ausgeſpendeten Gnaden danken und ihn lobpreiſen ſollen; denn das Wort Alleluja iſt ein Ausdruck des Lobes, da es „Lobet den Herrn" bedeutet. Nach dem heiligen Auguſtin ſingen wir deßwegen in der Oſterzeit das Alleluja ſo oft, während es in der vorhergehenden Faſten ganz verſtummte, weil die Faſten als Zeit der Trauer unſer gegenwärtiges Leben ſinnbildet, für welches ſich der Jubel nicht ziemt; die Oſterzeit aber ein Sinnbild des künftigen Lebens im Himmel iſt: dort herrſcht unausgeſetzter Jubel. An dieſem Triumph nehmen wir jetzt vorzüglich während der hl. Oſterzeit im Geiſte ſchon Theil; daher der Gebrauch, das Alleluja in dieſen Tagen ſo oft zu ſingen. Aber auch an den übrigen Sonntagen des Jahres wird häufig das Alleluja gebraucht, weil der Sonntag beſonders der Erinnerungstag von der Auferſtehung Jeſu Chriſti iſt.

In der Oſterzeit wird das Asperges, welches am Sonntage vor dem Hauptgottesdienſte geſungen wird, mit dem Vidi aquam vertauſcht. Jenes iſt nämlich aus dem bekannten Bußpſalm Davids, und ſchickt ſich daher nicht für die Oſterzeit; dieſes aber iſt aus dem Propheten Ezechiel (Kap. 47.) und dem 117. Pſalm entlehnt und lautet: Ich ſah Waſſer fließen von der rechten Seite des Tempels, Alleluja, und Alle, zu welchen dieſes Waſſer gelangte, wurden gerettet u. ſ. w. Dieſer Geſang iſt viel geeigneter für die hl. Oſterzeit, um ſo mehr, da er an die hl. Taufe und an die hl. Sakramente überhaupts erinnert, wodurch uns die Verdienſte Jeſu Chriſti zugewendet werden. Wir können unter dem Waſſer, von welchem hier die Rede iſt, auch das Blut Jeſu Chriſti verſtehen.

Während der heiligen Oſterzeit werden die Gebete ſtehend verrichtet, für welche ſonſt die knieende Stellung vorgeſchrieben iſt, welches ebenfalls ein Sinnbild von der Auferſtehung des Herrn iſt; zugleich iſt damit angedeutet, daß wir ſelbſt auferſtanden ſind vom Grab der Sünde und im Leben der Gerechtigkeit wandeln.

Am Charſamstage legten die Täuflinge zum Zeichen der erlangten Unſchuld ein weißes Gewand an, welches ſie bis zum Sonntage nach Oſtern trugen. An dieſem Tage legten ſie es wieder ab; davon heißt dieſer Sonntag noch gegenwärtig der weiße Sonntag. Zur Erinnerung an die Neugetauften beginnt noch die hl. Meſſe an dieſem Tage: „Als neugeborne Kinder ſeid vernünftig und ohne Arg und verlanget nach der Milch.“ An einigen Orten wurde in alter Zeit den Neugetauften wirklich geſegneter Honig und Milch zu trinken gegeben, ein Sinnbild, daß ſie jetzt Erben des Landes ſeien, welches von Milch und Honig fließt, worunter der Israelit ſein irdiſches Canaan, der gläubige Chriſt aber das himmliſche Jeruſalem verſtehet. Zugleich war dieß für die Neugetauften eine Aufforderung, im Zuſtande der Unſchuld und Reinigkeit zu verharren. Und daran erinnert uns alle der Eingang zur Meſſe am weißen Sonntage.

Die Nachfeier des Oſterfeſtes dauert im engern Sinne bis zum Himmelfahrtsfeſte des Herrn; im weitern aber bis zum Schluß der Oktav des Pfingſtfeſtes. Ein wichtiges Ereigniß beſchäftigt uns nämlich nicht bloß einen Tag; man beſchäftigt ſich lange damit und redet viel davon; erſt allmählig wird es wieder ruhiger und das Andenken ſchwächer. So verhält es ſich auch mit dem Oſterfeſte; es iſt von höchſter Bedeutung: daher wird es lange gefeiert.

Auch dieſes hat ſeine Bedeutung, daß die Kirche an den Sonntagen nach Oſtern Einiges aus den letzten Reden Jeſu in ihren Evangelien vorleſen läßt. Es iſt nämlich die Zeit nahe, in welcher der Herr die Erde wieder verlaſſen und in ſeine Herrlichkeit im Himmel zurückkehren ſollte: womit ſoll ſich alſo die Kirche in dieſen Tagen mehr beſchäftigen, als mit den Abſchiedsreden ihres göttlichen Stifters?

34. Der heilige Markustag und die Bittwoche.

Sowohl am Markustag als in der ſogenannten Bitt- oder Kreuzwoche hält die Kirche Proceſſionen (Bittgänge).

Die Proceſſion am Markustag hat folgenden Urſprung. Im Monat November 589 war die Tiber mit ſolchem Ungeſtüm aus ihren Ufern getreten, als wollte ſie ganz Rom überſchwemmen.

Bei ſeinem Zurückgehen ließ der Fluß einen Schlamm zurück, der eine heftige Peſt verurſachte. Die Luft war damals in ſolchem Grade vergiftet, daß, wer nur gähnte oder nieſtete, plötzlich todt niederfiel. Daher ſtammt auch der Gebrauch, daß man zu den Nieſenden ſagt: „Helfe dir Gott!“ und daß die Gähnenden ihren Mund mit einem Kreuze bezeichnen. Der hl. Papſt Gregor, der Große, glaubte den Zorn Gottes durch Gebet und Faſten und die Thränen der Buße beſchwichtigen zu müſſen. Die öffentlichen Gebete wurden drei Tage lang fortgeſetzt und die Proceſſionen waren von 9 Uhr morgens auf dem Wege, alle Straſſen der Stadt wiederhallten von dem Rufe: Herr, erbarme dich unſer! Der Glaube des hl. Papſtes wurde nicht zu Schanden; am Ende der drei Proceſſionstage ließ die Geißel nach. Später wurden die drei Proceſſionen auf eine einzige zurückgeführt und auf den hl. Markustag verlegt. Der Chriſt ſoll durch dieſe Proceſſion zur Buſſe wegen ſeiner Sünden und zugleich zum eifrigen Gebete ermuntert werden, daß Gott die Geißeln ſeiner Strafgerichte: als Peſt, Hunger, Krieg und Beſchädigung der Feldfrüchte, welch letzteres um dieſe Zeit am meiſten gefürchtet werden muß, in Gnaden abwenden wolle.

Drei Tage vor dem Himmelfahrtsfeſte Chriſti ſind abermals Bittgänge. Ueber ihren Urſprung erzählt die Geſchichte folgendes: Seit langer Zeit war faſt keine Jahreszeit vergangen, ohne daß die Dauphine und Savoyen von neuen Unglücksfällen heimgeſucht wurden, insbeſonders die Stadt Vienne litt dadurch. Als im Jahre 469 die Leiden auf das gräßlichſte ſich erneuerten und Vienne durch Erdbeben, Mißwachs und Feuersbrunſt zugleich verheert wurde, traf der hl. Biſchof Mamertus die Anordnung, daß die drei Tage vor Chriſti Himmelfahrt als Bitt- und Bußtage ſollten begangen und an denſelben Proceſſionen gehalten werden, um dadurch, ſo wie durch Gebet und Faſten die Strafe Gottes abzuwenden. Dieſem Beiſpiele folgten die übrigen Biſchöfe Frankreichs und ſchon im Jahre 511 wurde auf einer Kirchenverſammlung von Orleans die allgemeine Beobachtung dieſer drei Tage für alle Jahre anbefohlen. Von Frankreich verbreitete ſich dieſe fromme Sitte im ſiebenten Jahrhundert nach Spanien, im achten nach Italien und die übrigen chriſtlichen Länder. Eine Kirchenverſammlung zu

Mainz im Jahre 813 verordnete, alle Gläubigen ſollen bei dieſen Proceſſionen mit Ausnahme der Kranken barfuß und in Bußkleidern erſcheinen.

Die Woche, in welcher die Bittgänge gehalten werden, heißt eigens Bittwoche, um dadurch anzudeuten, was in dieſer Zeit die Gläubigen zu thun haben: ſie ſollen als gute Kinder den himmliſchen Vater zuerſt bitten um Verzeihung ihrer Sünden; dann aber ihm überhaupts alle ihre Anliegen im gläubigen Gebete vortragen. Dazu werden ſie ſchon durch das Evangelium am vorhergehenden Sonntage erinnert, in welchem es heißt: Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Vorzüglich ſind jene Tage geeignet, um das Gedeihen der Feldfrüchte Gott anzuflehen; darum wird auch eigens um die Felder gegangen. Zudem ermuntert uns auch das darauffolgende Himmelfahrtsfeſt ganz beſonders zum Gebete, um aller jener Verheißungen theilhaftig zu werden, die er ſeinen treuen Nachfolgern gegeben hat. —

Auch Kreuzwoche wird dieſe Woche genannt, weil der Proceſſion das Bildniß des Gekreuzigten vorgetragen wird.

Eigenthümlich iſt es in der Kreuzwoche, daß jede Gemeinde in ein benachbartes Gotteshaus pilgert, während ſie das ihrige einer Schweſtergemeinde überläßt. Die katholiſche Kirche iſt nämlich, obwohl in unzählbare Gemeinden zerſtreut, dennoch nur Eine große Gemeinde, ein heiliger Körper, von dem Chriſtus das Haupt iſt. Dieſe Wahrheit wird nun durch jenen Gebrauch recht zum Bewußtſeyn gebracht. Wir werden es da inne, daß wir in Jeſus Chriſtus nur Eine Familie ausmachen, denſelben Altar haben, dasſelbe Evangelium glauben, in all unſern Gebeten einander gedenken.

An den Bittagen wird die Litanei von allen Heiligen gebetet. Dieß thut die Kirche bei allen ernſten Angelegenheiten. Wo es ſich nämlich um etwas Wichtiges handelt, da genügen wir uns mit unſerm Gebete ſelbſt nicht mehr: daher wenden wir uns an unſere verklärten Brüder, damit ſie ihr Gebet mit dem unſrigen vor Gott vereinigen, und wir deſto ſicherer auf Erhörung unſers Flehens hoffen dürfen.

Warum bei den öffentlichen Umgängen Crucifix und Fahnen

mitgetragen werden, iſt bei Gelegenheit, wo von den Proceſſionen überhaupts die Rede war, beſprochen worden. Sieh S. 509.

35. Das Himmelfahrtsfeſt.

Es war nothwendig, daß Jeſus Chriſtus nach erlangtem Sieg über die Hölle wieder in den Himmel zurückkehrte; denn dieſe Erde ſollte für ſeine Anhänger und Jünger das Land der Verbannung ſeyn, und all ihr Sehnen und Verlangen ſollte ſich nach Oben richten. Wäre Jeſus immer ſichtbar auf dieſer Welt geblieben, ſo hätten ſich jene Gefühle weniger oder gar nicht geregt.

Vierzig Tage nach ſeiner glorreichen Auferſtehung kehrte er alſo mit Herrlichkeit in den Himmel zurück, um dort ſeinen Anhängern Wohnungen zu bereiten, damit ſie ſeyn können, wo er iſt. Der Heiland kehrte deßwegen nicht ſogleich nach ſeiner Auferſtehung in den Himmel zurück, um ſeine Jünger zuvor im Glauben an das wichtige Geheimniß ſeiner Auferſtehung zu ſtärken. Gleichwie, ſagt Ludwig von Granada, wer ein hohes Haus bauen will, bedacht iſt, eine tiefe Grundfeſte zu legen, die ſtark genug iſt, die ganze Laſt zu tragen, alſo war auch, weil der Glaube an unſere Auferſtehung die Grundlage aller Frömmigkeit und Tugend iſt, Chriſtus, der Herr, als der beßte Werkmeiſter bedacht, die ſtärkſte Grundfeſte zu legen, und darum wollte er dieſen Glauben dadurch feſtgründen, daß er vierzig Tage unter ſeinen Jüngern blieb. Und zwar wählte er den Oelberg zum Orte, von wo aus er in den Himmel auffuhr. Da hatten nämlich vor einigen Wochen ſeine Leiden begonnen. Was anders iſt dadurch angezeigt, als daß auch wir während unſers irdiſchen Lebens am Oelberge uns befinden, d. h. zum Leiden verurtheilt ſind; daß aber mitten aus denſelben der Weg zum Himmel führt.

Jeſus nahm ſeine Jünger mit ſich auf den Oelberg und ſichtbar vor ihren Augen erhob er ſich zum Himmel, um dadurch ihren Glauben zu ſtärken und zugleich ihre Hoffnung zu beleben. Seine Himmelfahrt war für ſie ein neuer Beweis ſeiner Gottheit, und zugleich ein Unterpfand der Verheißung, daß ſie einſtens nach vollendetem Tagewerk zu ihm aufſteigen würden. Er ſegnete ſie aber zuvor noch einmal; denn er nahm als zärtlicher Vater von ihnen Abſchied. Jeſus fuhr auch nicht, wie Elias, auf einem

feurigen Wagen zum Himmel, ſondern erhob ſich aus eigener Macht, und zeigte ſich dadurch wieder in ſeiner Gottheit. Auf Wolken ſtieg er auf, und bewies ſich dadurch als König des Himmels, gleichwie der Staatswagen, in welchem der König fährt, die Ankunft des Königs verräth. Gleichwie nun ein Engel erſchien, die Wahrheit der Auferſtehung Jeſu Chriſti zu beſtätigen, ehe die Jünger noch den Auferſtandenen ſahen, ſo erſcheinen bei der Himmelfahrt Engel in Geſtalt zwei weißgekleideter Männer, um ihnen die Wahrheit ſeiner Auffahrt bis in den Himmel zu bezeugen, da ſie ihm mit ihren Angen nicht bis dahin hatten folgen können. Die Jünger ſahen ihm noch nach, da ihn bereits eine Wolke umhüllt hatte; ſie konnten ſich nämlich nicht losreißen von einem ſo liebenswürdigen Gegenſtande, der bisher ihr ganzer Troſt und ihre Freude war. Aber ſie mußten ſich nun einmal der körperlichen Anſchauung nach von ihm abſondern, und anfangen, ihn mit den Augen des Glaubens zu ſehen. Darum ſagten die Engel zu ihnen: Ihr Männer von Galiläa, was ſtehet ihr da, und ſehet gegen den Himmel? Es iſt, wollten ſie ſagen, nicht mehr Zeit, den mit den Augen zu ſuchen, der künftig nur ein Gegenſtand euers Glaubens ſeyn ſoll. Auch nennen ſie die Engel: „Männer von Galiläa," nicht bloß, weil die meiſten aus ihnen von dieſer Landſchaft ſtammten, ſondern auch in einer geiſtigen Beziehung. Galiläa bedeutet nämlich Durchwanderung. Den Jüngern und überhaupts allen Chriſten iſt damit geſagt, daß ſie ſich auf dieſer Welt nur als Fremdlinge betrachten ſollen, die fortwährend auf der Wanderſchaft nach dem himmliſchen Vaterlande begriffen ſind. Die Engel ſagten den Jüngern zugleich: Dieſer Jeſus, der vor euch in den Himmel aufgenommen worden iſt, wird eben ſo wieder kommen, wie ihr ihn gegen den Himmel habt fahren ſehen. Damit iſt die zweite Ankunft Jeſu auf Erden vorausgeſagt: Worte, die jeden mit heilſamer Furcht erfüllen müſſen; denn an jenem Tage kömmt der Herr nicht mehr zum Erbarmen, ſondern zum Gerichte.

Das Himmelfahrtsfeſt muß für den Chriſten ein Tag heiliger Freude ſeyn; denn welches Kind freuet ſich nicht über die Erhebung ſeines Vaters? Nun iſt Jeſus an dieſem Tage im herrlichſten Triumphzuge wieder in ſeine Herrlichkeit, die ihm von Ewigkeit her gebührte, eingeſetzt worden. Mit ihm ſind aber zu-

gleich auch wir verherrlichet worden; denn er führte eine Menge frommer Väter des alten Bundes mit ſich in den Himmel ein. Als David, ſagt ſchön Ludwig von Granada, nachdem er die Amalekiter überwunden und ihnen eine ungeheuere Beute abgenommen hatte, als Sieger aus dem Treffen zurückkehrte, und eine zahlloſe Menge Gefangener im Triumph vor ſich herführte, da riefen die Krieger, die mit ihm zur Schlacht gezogen waren, mit fröhlichen Stimmen: „Dieß iſt Davids Beute.“ Auf ſolche Weiſe riefen die Engel, die dem Herrn voraneilten und die dem Feind entriſſene Gefangenſchaft führten mit jubelnder Stimme: Dieß iſt die Beute unſers Davids, dieß iſt der Raub des überwundenen Fürſten der Welt, dieß ſind die glänzenden Siegestrophäen, dieß die Schätze, die dem Schlunde des alten Drachen entriſſen wurden. — Wir ſind aber noch mehr verherrlichet worden am heutigen Tage: nicht bloß unſere Brüder, ſondern unſere eigene Natur iſt in Jeſus in den Himmel eingegangen, und nicht bloß in den Himmel eingegangen, ſondern ſelbſt auf den Thron Gottes erhöhet worden. Der Thon unſers menſchlichen Fleiſches, ſchreibt ein hl. Kirchenlehrer, der Thon unſers menſchlichen Fleiſches, der Gott auf Erden getragen hatte, iſt bis auf den Thron der Gottheit erhoben und zur Rechten des Vaters geſetzt worden, jener Schriftſtelle gemäß: Es ſprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten. Auf die Frage, welches die Natur ſei, zu der Gott geſprochen: Setze dich zu meiner Rechten, antwortet der hl. Chryſoſtomus: Jene iſt es, die einſt den Ausſpruch hörte: Du biſt Erde und wirſt zur Erde wieder zurückkehren. So ward der Menſch, der in einer ſolchen Tiefe ſtand, daß es nicht möglich war, noch tiefer hinabzuſteigen, zu einem ſo hohen Sitze erhoben, daß er nicht höher mehr ſteigen konnte.

Das Himmelfahrtsfeſt iſt für die gläubige Seele zugleich der Tag der ſeligſten Hoffnung. In dem Leiden Chriſti, ſagt ein Kirchenlehrer, wird die Liebe entzündet, in ſeiner Auferſtehung der Glaube gekräftiget, in ſeiner Himmelfahrt aber die Hoffnung geſtärkt. Denn da unſer Haupt in den Himmel emporſtieg, ſtiegen auch wir durch ihn und in ihm zugleich empor, wie der Apoſtel ſagt: Gott, der reich an Barmherzigkeit iſt, hat wegen ſeiner überaus großen Liebe, womit er uns liebte, da wir durch die Sünde

erſtorben waren, in Chriſto uns mit belebt und mit ihm uns in den Himmel ſitzen laſſen. Epheſ. 2. Denn wohin die Glorie des Hauptes voranging, dahin iſt auch die Hoffnung des Körpers berufen, wie der Herr ſelbſt in den Worten bezeugt: Ich will, Vater! daß, wo ich bin, auch mein Diener ſei. Joh. 12. Zwei Unterpfänder dieſer unſerer Hoffnung, daß wir einſtens in den Himmel eingehen, haben wir. Die eine gründet ſich darauf, daß in Chriſtus Gott auf Erden herabſtieg; denn iſt er ſelbſt zu uns auf die Erde gekommen: was liegt noch Wunderbares darin, daß er uns in den Himmel einführt? Weit Größeres iſt es ja doch, wenn ein König, ſeinen Knecht zu ehren, in das Haus desſelben kömmt, als wenn der Knecht in den Palaſt des Königs kommen darf. Das andere Unterpfand unſerer Hoffnung iſt, daß unſer Fleiſch heute in Chriſtus in den Himmel eingeführt ward, in welchem die ganze Natur des menſchlichen Geſchlechtes dieſer Verherrlichung theilhaftig ward. Wenn aber jene erhabene Wohnſtätte der ſeligen Geiſter bereits einen Theil unſerer Natur in ſich aufnahm: was verwehrte dann wohl die Aufnahme der geſammten Natur? Darum ſchreibt der hl. Auguſtin: Wo mein Fleiſch regiert, dort glaube auch ich zu regieren; wo mein Blut herrſcht, dort hoffe auch ich zur Herrlichkeit zu kommen, und wenn meine Sünden es nicht verwehren, weiſet die Gemeinſchaft der Natur mich nicht zurück. Indeß iſt Chriſtus nur auf dem Wege der Demuth in die Höhe geſtiegen. „Unſer Herr Jeſus Chriſtus hat ſich ſelbſt erniedriget und iſt gehorſam geworden bis zum Tode und zwar bis zum Tode am Kreuze; darum hat ihn Gott erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt“ (Phil. 2). In der That wie tief iſt Chriſtus hinabgeſtiegen! Die erſte Stufe ſeines Hinabſteigens war vom Himmel in den Schooß der ſeligſten Jungfrau, welche Stätte ein Ort der Menſchen iſt; die zweite Stufe war von dem Schooße der Jungfrau in den Stall, den Ort der Thiere; die dritte von der Krippe ans Kreuz, den Ort der Miſſethäter; die vierte vom Grabe in die Vorhölle, die dem Orte der Verdammten nahe iſt. Da es nun keinen Ort mehr gab, in welchen er noch tiefer hätte hinabſteigen können, ward er endlich über alle Dinge erhöhet und zur Rechten des Vaters erhoben. Auf ſolche Weiſe zeigte er uns, auf welchem Wege man in den Himmel

empor ſteigen müße, und lehrte uns durch die Demuth uns an den letzten Ort begeben, von wo Gott zur Zeit der Heimſuchung uns erhöhen wird.

Hinſichtlich des Ceremoniellen bemerken wir, daß am Himmelfahrtsfeſte Chriſti die Oſterkerze ausgelöſcht wird, welche ſeit dem Charſamstage bei jedem feierlichen Gottesdienſte neben dem Altare brannte. Die Oſterkerze ſtellt nämlich Chriſtum vor; das Auslöſchen deutet an, daß der Heiland nun die Welt verlaſſen und zu ſeinem himmliſchen Vater heimgegangen ſei. Dieſes Verlöſchen geſchieht nach dem Evangelium, weil in demſelben der Auffahrt Chriſti Erwähnung geſchieht. — Um die Himmelfahrt Chriſti zu verſinnlichen, war es ehedem gebräuchlich, daß man ein Bild Chriſti in der Kirche ſchwebend emporzog; alsdann wurden von der Decke Blumen und Hoſtien unter das Volk geſtreut, auch Waſſer herabgeſprengt. Damit ſollten die mannigfachen Gnaden angedeutet ſeyn, welche Chriſtus der Herr uns erworben hat und mittheilt, wie der Prophet ſagt: „Er iſt hinaufgefahren zur Höhe, hat die Gefangenſchaft gefangen genommen und den Menſchen Gaben geſpendet.“ Das Waſſer bedeutet die Gnade des hl. Geiſtes, welche der Heiland bald nach ſeiner Himmelfahrt über uns auszugießen verſprach.

Noch müßen wir eines Umſtandes erwähnen. Nach der Tradition hat nämlich der Heiland die Spuren ſeiner göttlichen Füße zurückgelaſſen, eingeprägt an der Stelle, wo er die Erde zum letzten Male berührte. Viele Jahrhunderte, ſchreibt Gaume, haben ſie geſehen, haben ſie mit Ehrfurcht geküßt und mit Thränen der Reue und Liebe benetzt. Der hl. Hieronymus, der hl. Sulpitius Severus, der hl. Paulinus von Nola, der hl. Optatus ſind Zeugen dieſer wunderbaren Thatſache. Der hl. Auguſtin aber ſagt: Man geht nach Judäa, um die Spuren der Füße Jeſu Chriſti anzubeten, welche man an der Stelle ſieht, von wo aus er in den Himmel auffuhr. Als die Kaiſerin-Mutter Helena an der Stelle, von wo aus Chriſtus zum Himmel aufgefahren iſt, eine prächtige Kirche bauen ließ, wollte man die Spur der Füße, wie das Uebrige der Kirche, mit Marmor pflaſtern; allein man konnte es nicht, Alles wurde durch eine unſichtbare Macht zurückgeſtoſſen, ſo daß man den Platz offen laſſen mußte. Der hl. Hieronymus

erzählt: Als man das Dach jener Basilika vollendete, und auch jenen Theil schließen wollte, welcher sich über die Stelle der Fußstapfen des Erlösers erhob, war auch dieses nicht möglich: man mußte den Raum frei und unbedeckt lassen. — Der ehrwürdige Geramb, der die hl. Orte in Palästina besucht hat, läßt sich darüber also vernehmen: Am Gipfel des Oelberges findet man eine Moschee, an deren Stelle sonst eine Kirche von der größten Pracht war, gebaut von der hl. Helena an dem Orte, von wo aus Jesus Christus nach seiner Auferstehung in den Himmel auffuhr. Diese Moschee, welche den Einsturz drohet, ist von elenden von den Türken erbauten Häusern umgeben. Im Mittelpunkte sieht man in einer Kapelle die Spur, welche der linke Fuß des Erlösers in den Felsen in dem Augenblick eindrückte, als er die Erde verließ, um sich in den Himmel zu erheben. Man versichert, daß die Türken den Eindruck des rechten Fußes entzogen und vergraben haben. Was den Eindruck des linken Fußes betrifft, so existirt er noch so, daß er keinen Zweifel zuläßt, obwohl er ein wenig durch die zahllosen Küße abgenützt ist, welche die Pilger seit so vielen Jahrhunderten darauf drücken, und vielleicht auch durch einige fromme Diebereien, welche auch eine strenge Ueberwachung nicht immer verhüten konnte.

36. Das heilige Pfingstfest.

Gleichwie das lebendige Christenthum auf dreifache Weise, in Glaube, Hoffnung und Liebe sich äußert, so gibt es in der christlichen Kirche vornehmlich drei Hauptfeste: Weihnachten, welches der Festtag des Glaubens genannt wird, weil sich Gott der Vater in seinem Sohne Jesus Christus geoffenbaret und dadurch den Glauben der Christen ins Leben gerufen hat; Ostern, welches das Fest der christlichen Hoffnung ist, indem Jesus durch seine Auferstehung von den Todten die Hoffnung der Gläubigen gewiß gemacht, und endlich Pfingsten, welches mit Recht genannt werden kann das Fest der christlichen Liebe, weil an diesem Tage der hl. Geist, der Geist der Liebe, in die Herzen der Liebe ausgegossen und den Gläubigen mitgetheilt worden ist. Das Pfingstfest ist also gleichsam die Vollendung des Festcyklus, so wie die Liebe die Erfüllung des Gesetzes ist.

Dem Pfingſtfeſte gehet, um ſich deſto würdiger vorbereiten zu können, eine Vigil vorher; auch weihet man am Tage der Vigil, wie am Charſamstage, das Taufwaſſer: es war ehedem der Tag, wo die hl. Taufe feierlich ausgeſpendet wurde. Es iſt dieß eine ganz geeignete Zeit dazu, da ja der hl. Geiſt es iſt, der die geiſtige Erneuerung, welche durch die Taufe in uns vorgehet, bewirkt.

Seinem Urſprunge nach gehört das Pfingſtfeſt dem alten Bunde an. Der Iſraelit ward durch ſein Pfingſten an die Geſetzgebung auf dem Berge Sinai erinnert; das chriſtliche Pfingſtfeſt iſt unendlich erhabener: uns ward an dieſem Tage nicht bloß das Geſetz, ſondern die Gnade, es erfüllen zu können, gegeben. Die Iſraeliten erſcheinen als Knechte, denen der Herr ſtrenge Aufträge gibt: daher ſpricht er zu ihnen unter furchteinjagenden Erſcheinungen, unter Blitz und Donner. Die Gläubigen des neuen Bundes aber ſind Kinder Gottes: ſie werden daher nicht erſchreckt, ſondern ſanft angezogen; ihnen wird nicht der Geiſt der Furcht, ſondern der Liebe eingehaucht. Wenn nun die Juden einſt aus allen Nationen nach Jeruſalem ſtrömten, um daſelbſt Gott vereint für die Wohlthat des ihnen verliehenen Geſetzes zu danken: was geziemt den Chriſten zu thun, die an dieſem Tage ſtatt des Geſetzes das Evangelium, ſtatt des Buchſtabens den Geiſt, ſtatt des Schattens die Wahrheit, ſtatt des Geiſtes der Furcht den Geiſt der Kindſchaft Gottes empfingen? Je größer demnach die Wohlthat iſt, deſto würdiger muß auch die Feier, je glühender die Liebe, deſto inniger die Dankſagung ſeyn.

Die Ausgießung des hl. Geiſtes ſelbſt ging in folgender Weiſe vor ſich. Es entſtund ein Brauſen, ähnlich dem eines heftigen Windes, welches das ganze Haus erfüllte, in welchem die Jünger beiſammen waren. Dieſer Wind, der von Oben herabkömmt, iſt der Hauch der Gnade, der in unſerer Seele das Leben des Geiſtes erhält, wie die athmoſphäriſche Luft unſere phyſiſche Exiſtenz. Seine Heftigkeit bezeichnet die Macht der Gnade über die Herzen, um ſie neu zu beleben. Wenn er das ganze Haus erfüllt, ſo geſchieht es, weil der hl. Geiſt ſeine Gnaden allen Ländern ertheilet, und weil er alle unſere Kräfte durchdringt, uns zu heiligen. Der hl. Geiſt ſelbſt ließ ſich in Geſtalt feuriger Zungen auf den Häuptern der Apoſtel nieder. Das Feuer erleuchtet nämlich und

erwärmt; zugleich wandelt es Alles in ſich um, was es ergreift. Dieſelben Wirkungen werden vom hl. Geiſte in unſern Herzen hervorgebracht. Die Zunge aber iſt das Werkzeug der Sprache: indem dadurch zunächſt das Wunder angedeutet iſt, daß die Apoſtel nach dem Empfang des hl. Geiſtes in allen Sprachen reden konnten, iſt zugleich auch die Wahrheit ſymboliſch dargeſtellt, daß noch alle Völker in die Kirche Jeſu eingehen würden: denn die verſchiedenen Sprachen deuten an die verſchiedenen Völker. In den Apoſteln waren gleichſam alle Nationen concentrirt. Dieſes Ereigniß hat zugleich einen tiefen Zuſammenhang mit einem andern. Als die Nachkommen Noes den Thurm zu Babel erbauen wollten, wurden ſie durch die Verwirrung ihrer Sprachen zerſtreut. Als Strafe für ihren Stolz führte dieſe Verwirrung der Sprachen die Vergeſſenheit der hl. Ueberlieferungen und Trennung und Haß unter den Völkern herbei. Die Sprachengabe iſt das glückliche Vorzeichen der nahen Wiedervereinigung aller Völker in der Einheit des Glaubens und der Liebe, um nur mehr Eine große Familie zu bilden.

Die Wirkungen, welche der hl. Geiſt ſogleich bei den Apoſteln hervorbrachte, kommen bei einer andern Gelegenheit zur Sprache. Hier erinnern wir nur noch, daß am Pfingſtfeſte unſere hl. Kirche eigentlich erſt vollendet und gleichſam eingeweihet worden iſt, und daß von dorther ſich ihr wahrer Beſtand datirt; denn da wurde das Heidenthum und Judenthum in ſeinen innerſten Grundfeſten erſchüttert und über den Ruin beider erhob ſich die chriſtliche Religion.

Die Wunder, welche der hl. Geiſt am Tage ſeiner Ankunft auf Erden wirkte, finden bei gläubigen Seelen noch heut zu Tage ſtatt. Die äußern Gaben haben zwar aufgehört; aber die innern Gnaden können wir noch erlangen. Daher iſt es bezeichnend, daß gerade in dieſe Zeit das hl. Sakrament der Firmung ausgeſpendet wird, wodurch wir insbeſonders der Gnade des hl. Geiſtes theilhaftig werden. Die Kirche ladet uns auch ein, in den Pfingſtfeiertagen um den hl. Geiſt zu bitten. Daher legt ſie ihren Kindern ſo rührende Worte in dem Veni sancte spiritus auf die Lippen. Komm, ruft ſie voll zärtlicher Sehnſucht, komm, o heiliger Geiſt, und ſende aus die Strahlen deines himmliſchen Lichtes!

Komm, du Vater der Armen! Komm, du Gnadenſpender! Komm, du Licht der Herzen! u. ſ. w.

In frühern Zeiten wurde an mehrern Orten die Herabkunft des hl. Geiſtes in den Kirchen ſinnbildlich dargeſtellt. Nachdem der Hymnus: „Veni sancte spiritus“ angeſtimmt war, ertönte ein Getöſe von Trompeten, ein Sinnbild jenes Brauſens vom Himmel herab bei der Sendung des hl. Geiſtes. Sodann kamen vom Gewölbe des Tempels Flammen mit Blumen aller Art vermiſcht, und endlich flogen Tauben ganz frei durch die Kirche. Empfängliche Herzen wurden durch dieſes Alles mächtig ergriffen und mit dem Geiſte der Andacht erfüllt. —

37. Dreifaltigkeitsfeſt.

Von allen Feſten iſt dieſes das älteſte, obſchon es in einem andern Sinne eines der neueſten genannt werden kann. Indem Gott die Welt ſchuf, baute er ſich einen Tempel, und machte den Menſchen zum Prieſter in demſelben, und indem er die Zeit bildete, weihte er ſich ein Feſt. Jeder Tag iſt alſo ſo zu ſagen ein Feſt der heiligſten Dreifaltigkeit, weil zum Dienſte des dreieinen Gottes; denn wie Gott Alles, ſo hat er auch die Zeit um ſeinetwillen gemacht. Im Heidenthume ging dieſes Feſt verloren, weil der Menſch nicht mehr Gott, ſondern dem Teufel diente; Chriſtus aber, der alles Verlorene herſtellte, brachte es wieder zurück. Durch die Taufe wird der Chriſt zum Diener der hl. Dreifaltigkeit geweiht, und ſein ganzes Leben iſt eigentlich dann ein fortgeſetztes Feſt zur Ehre der hl. Dreifaltigkeit, weil er Alles um des dreieinen Gottes willen thut. Auch beziehen ſich alle andern Feſte, welche die Kirche noch begehet, auf dieſes eine und in jedem derſelben wird der hl. Dreifaltigkeit ein Feſt gefeiert; denn wenn wir z. B. das Feſt der Menſchwerdung Jeſu Chriſti begehen, ſo beten wir auch den Vater und den hl. Geiſt an, die zur Erfüllung dieſes Geheimniſſes mitgewirkt haben; ehren wir Jeſum Chriſtum in ſeinem Leiden, ſo beten wir nicht minder auch den Vater an, der ihn in den Tod hingibt, und den hl. Geiſt, der, wie ein göttliches Feuer, dieſes Opfer verzehrt. In dieſer Beziehung ſagt auch Papſt Alexander III.: Die Römiſche Kirche hat kein beſonders Feſt der hl. Dreifaltigkeit, weil ſie ſie jeden Tag und jede Stunde des Ta-

ges ehrt, da alle ihre Gottesdienſte die Lobpreiſung der hl. Dreifaltigkeit enthalten.

Deſſenungeachtet wurde ſpäter ein eigener Tag zu Ehren dieſes erhabenen Geheimniſſes eingeſetzt und zwar auf den nächſten Sonntag nach Pfingſten verlegt, weil man nämlich erſt nach der Ankunft des hl. Geiſtes dieſes Geheimniß zu predigen und zu glauben anfing. Früher, da der Herr noch im Fleiſche umherwandelte, leſen wir nirgends einen offenbar ausgeſprochenen Unterſchied dieſes erhabenen Glaubensſatzes: es mußte ſich zuerſt der hl. Geiſt mit der Kirche vermählt haben, ehe die Glieder derſelben eine ſo erhabene Lehre zu faſſen vermochten.

Die Kirche weiſet indeß dem beſondern Feſte der hl. Dreifaltigkeit einen untergeordneten Rang an, indem ſie es zu einem Feſte secundae Classis macht. Dieſes aus doppelter Urſache. Sie will einmal dadurch ihre Unmacht ausdrücken, dieß allerheiligſte Geheimniß würdig zu feiern. Aus dieſer Abſicht verbot auch das Generalkapitel von Ciſterz im Jahre 1230 an dieſem Tage zu predigen. Sodann will aber die Kirche auch ausdrücken, daß es nicht ſo faſt ein eigenes Feſt, als vielmehr der Schlußtag mehrer vorausgegangener Feſte ſei. Man kann es gleichſam die Oktav von Weihnachten, Oſtern und Pfingſten nennen. Denn Weihnachten iſt eigentlich das Feſt des Vaters, der den Sohn Menſch werden ließ; Oſtern das des Sohnes, der uns erlöſet; Pfingſten das des hl. Geiſtes, der ſich über uns ergoſſen hat: der Dreifaltigkeitstag aber faßt alle dieſe Feſte noch einmal zuſammen.

38. Das Fronleichnamsfeſt.

Von jeher hat man in der Kirche dem heiligſten Altarsſakrament göttliche Ehre erwieſen; auch feierte man ſeit den älteſten Zeiten das Gedächtniß der Einſetzung dieſes Geheimniſſes am grünen Donnerstag. Indeß iſt die Kirche um dieſe Zeit ſchon zu ſehr mit dem Leiden ihres göttlichen Stifters beſchäftiget, als daß ſie ſich mit ganzer Aufmerkſamkeit der Feier dieſes erhabenen Geheimniſſes widmen könnte. Von ſelbſt mußte daher der Wunſch entſtehen, es möge dem Andenken des hochheiligen Altarsſakraments ein eigenes Feſt beſtimmt werden, an welchem man ſich ganz mit der Anbetung dieſes wunderbaren Geheimniſſes beſchäftigen könnte.

Gott selbst erfüllte diesen Wunsch der frommen Gläubigen auf die zuvorkommendste Weise.

Gott pflegt zur Erreichung seiner Zwecke, wie uns die Geschichte lehrt, immer die geringfügigsten Mittel zu wählen. Wir sehen in den alten Zeiten ein ganzes Volk in grausamer Knechtschaft der Aegyptier schmachten: um es zu befreien, wählte der Herr den unansehnlichen Hirten Madians, den verlassenen Moses, der schon als Kind dem Tode geweiht war, später die Flucht ergreifen mußte, jetzt in der Wüste die Schaafe hütete, und nicht einmal den vollkommenen Gebrauch der Zunge hatte. Ein entsetzlicher Riese bringt Bestürzung in das Heerlager der Israeliten: wer wird ihn zu Boden werfen und das Volk Gottes von der Schmach der Ungläubigen befreien? David, ein schwacher Hirtenknabe, nicht mit der Schärfe des Schwertes, sondern mit der Hirtenschleuder. Holofernes und Aman drohen die Nation der Juden zu vertilgen: wer wird sie vom Untergang bewahren? Zwei demüthige Frauen, Judith und Esther. Die tausendjährigen Götzentempel sollen eingerissen und das Kreuz der Erlösung über ihren Trümmern errichtet werden: welches werden die Werkzeuge dieses Wunders seyn? Zwölf verachtete Fischer von der See Genesareth waren zunächst dazu ausersehen. In der Natur selbst wirkt Gott nach dem nämlichen Gesetze. Denn was bedient er sich für eines Mittels, um die durch weite Meere getrennten Völker zu vereinigen und die Reise durch übermeßliche Ozeane möglich zu machen? Ein wenig Magnet und Eisen ist es, das wir Kompaß nennen. Was will der Herr der Heerschaaren gebrauchen, um im Krieg die furchtbarsten Wirkungen hervorzubringen? Ein wenig Salpeter, das Pulver, reicht dazu hin. Was wird aber nicht erst Alles durch den Dampf in unsern Tagen bewirkt?

Wie gewöhnlich, so bediente sich Gott auch bei der Einführung des Fronleichnamsfestes eines schwachen Werkzeuges. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte zu Lüttich eine fromme Klosterfrau mit Namen Juliana, die von Jugend auf eine glühende Andacht zum hl. Altarssakrament hatte. Um dieser Andacht ungestörter obliegen zu können, wurde für sie ein eigenes Oratorium eingerichtet. Da weilen zu können, war für sie eine köstliche Freude. Hier war sie oft so in Andacht versunken, daß sie die Schwestern

nur durch ſtarkes Schütteln wieder zu ſich bringen konnten. Hier gab ihr derjenige, der gerne mit demüthigen Seelen umgehet, auch zu erkennen, daß er zu Ehren des Sakraments ſeiner Liebe die Einſetznng eines beſondern Feſtes wünſche. Juliana hatte nämlich öfters eine Erſcheinung, welche ihr den hellglänzenden Mond auf einer Seite etwas verdunkelt darſtellte. Lange wußte ſie ſich die Bedeutung dieſes Geſichtes nicht zu erklären. Endlich nach zwei Jahren ward es ihr kund gethan. Sie hatte eines Tages eben wieder in dieſer Angelegenheit zu Gott gebetet, als ſie ein Schlaf überfiel. Da wurde ſie von einer geheimen Stimme geweckt, die ihr verkündete, daß der Mond ein Bild der ſtreitenden Kirche ſei; die dunkeln Flecken auf demſelben deuten an, daß der Kirche noch ein großes Feſt zu Ehren des heiligſten Altarsſakraments fehle; ſie ſei dazu auserwählt, dieſes Feſt ins Daſeyn zu rufen. Juliana war über die Einführung eines Feſtes, das ſo ſehr zur Verehrung des hl. Altarsſakraments beitragen würde, hocherfreut; daß aber ſie hiebei als das Werkzeug gebraucht werden ſollte, erfüllte ſie mit banger Beſorgniß. Erſt nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren, unter Offenbarungen, Zweifeln, Gebeten und Seufzern hingebracht, gewann ſie es über ſich, ihre Offenbarungen bezüglich des einzuführenden Feſtes mitzutheilen. Bald hieß der damalige Biſchof von Lüttich, Robert de Torota, ihr Vorhaben gut und im Jahre 1247 wurde in der Stiftskirche zu St. Martin zu Lüttich zum erſten Male das Fronleichnamsfeſt gefeiert; im Jahre 1264 aber dehnte es Papſt Urban IV. auf die ganze Kirche aus.

Das Fronleichnamsfeſt iſt der lebendige Ausdruck von der reellen Gegenwart Jeſu Chriſti im heiligſten Altarsſakrament und ein lautes Zeugniß wider die von der Kirche getrennten Parteien. Daher iſt es nicht zu wundern, daß dieſe es ungerne ſehen; es iſt ja eine Anklage gegen ſie. Für die Kirche iſt es aber ein wahres Triumph- und Dankfeſt, weil es die Gedächtnißfeier von der Einſetzung des hl. Altarsſakramentes iſt. Daher entwickelt auch die Kirche all ihre Pracht und Herrlichkeit, und alles Große, die Kunſt und Natur nimmt ſie zu Hilfe, um jenes Feſt recht feierlich zu machen.

Nicht anders, als würde ihr der Raum in den Tempeln zu enge, trägt ſie ihren Herrn und Stifter in das Freie hinaus und hält in den Straſſen öffentliche Umzüge: und Alles, Junge und

Alte, Vornehme und Niedrige, Reiche und Arme ſammeln ſich in Feierkleidern um den König Himmels und der Erde und bringen ihm dar den Tribut der Ehrfurcht und Anbetung. Alle Herzen werden ergriffen, ſelbſt die Ungläubigen können kaum völlig kalt bleiben. So ſagt der Atheiſt Diderot: „Nie habe ich am Fronleichnamsfeſte die langen Reihen Prieſter in ehrwürdiger Kleidung, wie die jungen Akolythen, angethan mit weißen Chorhemden und umgürtet mit blauen Leibgürteln, nie habe ich jene Menſchenmenge, die in andächtiger Stille vorhergeht und folgt, ohne tief gerührt zu werden geſehen. Niemals hörte ich den feierlichen von den Prieſtern angeſtimmten und von einer unzähligen Menge Männer, Frauen, Mädchen und Kinder mit hoher Begeiſterung beantworteten Geſang, ohne daß meines Herzens Innerſtes erſchüttert, mein ganzes Weſen in religiöſe Gefühle aufgelöst, und meinem Auge heiße Thränen entlockt worden wären. Es liegt in dem Allem etwas unbeſchreiblich Rührung Erweckendes und zu andächtigen Gefühlen Hinreißendes.“ — Die feierliche Proceſſion hat noch überdieß ihre eigene Bedeutung. Sie erinnert einmal an jene Zeiten, wo Jeſus noch in ſeinem ſterblichen Leibe auf Erden umherwandelte und ihm von allen Seiten Menſchen zuſtrömten, um entweder aus ſeinem Munde Lehren der Weisheit zu vernehmen, oder in ihren Nöthen Hilfe bei ihm zu finden. Dieſes ſoll unſern Glauben beleben und unſer Vertrauen ſtärken, ſo daß auch wir voll Zuverſicht ihm unſere Anliegen vortragen; denn wie er dort allenthalben ſeine Gnaden austheilte, wo er empfängliche Herzen fand, ſo iſt er bereit, es noch zu thun. In der That, hätten wir mehr Glauben, ſo würden wir dieſe Wirkungen an uns ſelbſt erfahren; denn wenn ein irdiſcher König bei feierlichen Veranlaſſungen ſich gerne gnädig erweist, ſo noch mehr der König des Himmels. Dieſe feierlichen Umzüge ſollten dann zugleich eine Schadloshaltung für alle jene Schmach und Verachtung ſeyn, welche dem Herrn einſtens auf dem Kreuzwege zugefügt wurde. Dortmals wurde er unter Hohn aus der Stadt Jeruſalem hinausgeſchleppt, alles Volk hatte ſich verſammelt, um ihm auf dem ganzen Wege zu ſchmähen und ihn zu beſchimpfen; jetzt aber verläßt er ſein Heiligthum, und zeigt ſich auf öffentlichen Straſſen in Begleitung der Gläubigen, um geehrt, geprieſen und angebetet zu

werden. Endlich ſollten auch durch dieſe feierlichen Umzüge alle Verunehrungen und alle Schmach wieder gut gemacht werden, die der Heiland noch fortwährend von den Un- und Irrgläubigen erleidet, welche ihn in dieſem heiligſten Geheimniſſe nicht als wahrhaft gegenwärtig anerkennen; oder die ihm von den Gläubigen ſelbſt zugefügt werden, indem ſie ihm die gebührende Anbetung in dem heiligſten Altarsſakramente nicht erweiſen oder gar unwürdig das Mahl der Liebe genießen.

Die feierliche Fronleichnamsproceſſion iſt, wenn ſie gleichwohl erſt zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angeordnet worden iſt, doch ſchon im alten Bunde vorgebildet worden. Wir leſen in der hl. Schrift, daß der König Pharao befahl, den Joſeph, weil er zur Zeit des Mißwachſes und der Theuerung ganz Aegypten mit Brod verſah, auf einem Staatswagen öffentlich umherzuführen, und daß alle vor ihm niederfallen und ihm ihre Ehrfurcht erzeigen ſollen. Jeſus Chriſtus hat uns zur Zeit der geiſtigen Hungersnoth das Brod ſeines koſtbaren Leibes gegeben, wodurch wir fortwährend den Hunger unſerer Seele ſtillen. Billig iſt es, den wahren, himmliſchen Joſeph wenigſtens ein Mal im Jahre im Triumphe umherzutragen, und allen Gläubigen zu befehlen, daß ſie vor ihm niederfallen und ihm ihre Ehrfurcht und Anbetung erweiſen.

Schön ſchreibt Rippel: „An dieſem Tage hört der Tempel auf, Tempel zu ſeyn, die ganze Erde wird zu einem ſolchen eingeweiht; ſeine Pforten öffnen ſich, und der Fürſt des Friedens zieht, umgeben von der jubelnden Menge ſeiner Gläubigen, einher. Wie ehemals in Jeruſalem, ſo bezeichnen auch da Zweige und Blumen den Weg, welchen er gewandelt; und wie vordem in ſeinem Leben, ſo ſpendet er auch da wieder die Fülle des Segens, wo er vorübergeht; darauf deutet die Ertheilung des Segens mit dem Hochwürdigſten an den verſchiedenen Altären, die zu dieſem Zwecke aufgerichtet werden. Sein Volk, ſein auserwähltes Iſrael begleitet ihn, und freut ſich des Vorzugs, der ihm durch die Gnade des Herrn zu Theil geworden iſt; den wahren Glauben nämlich zu beſitzen und denſelben vor den Augen der ganzen Welt ausſprechen zu dürfen. Das Kreuz geht voran, jenes hl. Zeichen, in dem allein wir uns rühmen ſollen. Es iſt von Fahnen umgeben; dieſe

ſagen uns: Sehet das Kreuz hat geſiegt; mit ihm hat euer Heiland den Tod und die Hölle überwunden; kämpfet auch ihr; damit ihr Sieger bleibet. Lieder des Jubels und Dankes ertönen, als ein Abbild des dreimal Heilig, welches von den Bewohnern des Himmels ohne Unterlaß vor dem göttlichen Throne geſungen wird. Brennende Kerzen deuten auf Chriſtus, das wahre Licht, welches Alle erleuchtet, und den wir hier gegenwärtig beſitzen; ſie deuten auch auf den lebendigen Glauben und auf die glühende Liebe hin, welche wir zu dieſem heil. Sakramente in unſerm Herzen tragen; und Weihrauchwolken ſteigen zum Himmel empor, als ein Sinnbild der Andacht. Je größer aber dieſe Andacht iſt, deſto mehr fühlen wir, wie unvermögend wir ſind, Gott würdig zu preiſen, und ſehen uns nach Hülfe um. Da haben wir noch eine andere Kirche, die triumphirende; in ihr wohnen viele unſerer Brüder und Schweſtern, welche, früher als wir, bereits als treue Diener Gottes auf Erden lebten und auch in die Seligkeit uns vorangegangen ſind. Dieſe alle, die ungleich würdiger ſind, als wir, möchten wir vom Himmel herab in unſere Mitte rufen, damit ſie mit uns gemeinſchaftlich den menſchgewordenen Sohn Gottes im heil. Sakramente preiſen, den ja alle Welten nicht genug zu preiſen und zu verherrlichen im Stande ſind. Wie viele ſelige Geiſter und Engel Gottes mögen in der That unſichtbar in der Nähe des Allerheiligſten verweilen und ihm ihre Anbetung zollen.

Den Wunſch nun, daß wir ſie als Gehilfen haben möchten, drücken wir aus, indem wir ihre Bildniſſe in unſere Reihen aufnehmen und mittragen. Damit bekennen wir zugleich noch eine andere Lehre der katholiſchen Kirche, daß nämlich zwiſchen den ſtreitenden Bekennern Chriſti dießſeits und den verklärten Gerechten jenſeits eine fortdauernde und innige Gemeinſchaft beſtehe, und daß es dem Sinne des Evangeliums angemeſſen ſei, den Heiligen Ehren zu erweiſen. Um endlich das Bekenntniß voll zu machen, werden an vier verſchiedenen Altären die Anfänge der vier Evangelien geſungen. Dadurch bezeugen wir unſern Glauben an das hl. Altarsſakrament, welches auf dieſem göttlichen Worte, wie auf einem vierfachen Fundamente ruht. Dieſe Leſung iſt ferner das Verdammungsurtheil, welches hier vor dem Angeſichte des Himmels und der Erde der beſiegten Hölle verkündiget wird; und endlich

bekennen wir durch dieſe öffentliche Leſung den Wunſch und die Pflicht, daß das Wort des Heiles kund werden möge allen Völkern der Erde.

39. Bedeutung der Quatemberzeit.

Schon die Juden mußten zu vier verſchiedenen Zeiten des Jahres faſten. Dieſes deutet der Prophet Zacharias an, indem er ſagt: „Die Faſten des vierten, fünften, ſiebenten und zehnten Monats ſollen dem Hauſe Juda zur Buße und Freude und zu herrlichen Feſttagen werden.“ Zach. 8, 19. Auch die chriſtliche Kirche nahm ſchon im graueſten Alterthum den Gebrauch an, zu vier veſchiedenen Zeiten des Jahres zu faſten. Der hl. Papſt Leo, der Große, nennt dieſe Faſten eine apoſtoliſche Verordnung, und ſagt, ſie ſei früher jüdiſcher Gebrauch geweſen. Der hl. Auguſtin redet von dem Quatemberfaſten in ſeinem 36. Briefe an Caſulanus. Papſt Gelaſius I. ſchreibt, daß man zu faſten pflege im vierten, ſiebenten, zehnten Monat und zu Anfang der vierzigtägigen Faſten. Schon im fünften Jahrhundert wurde die Quatemberzeit für ſo heilig angeſehen, daß ſie in der Kirche eigens den Gläubigen verkündet wurde. Auf einer Kirchenverſammlung zu Mainz im Jahre 813 wurde verordnet, die Quatemberfaſten in der Weiſe zu halten, daß die Faſttage im März in der erſten Woche, im Junius in der zweiten, im September in der dritten und im Dezember in der vierten Woche beobachtet werden ſollen: an dieſen Tagen ſollen zugleich Alle prozeſſionsweiſe um 9 Uhr zum feierlichen Amte in die Kirche kommen.

Die Kirche wurde von höchſt weiſen Abſichten geleitet, indem ſie die Quatemberfaſten anordnete. Dieſe Zeit iſt uns gegeben, um

a) Gott um Verzeihung für die während der verfloſſenen Jahreszeit begangenen Sünden zu bitten. Jede Jahreszeit gibt uns verſchiedene Genüße, und dadurch nur zu oft auch Anlaß zu mancherlei Sünden. Der Frühling, welcher die Zeit unſerer Erwachung aus dem Schlafe der Sünde ſeyn ſoll, zerſtreut uns, indem jetzt Alles an den Beginn ſeiner oft durch den Winter unterbrochenen Arbeiten geht. Der Sommer entzündet die Hitze unſerer Leidenſchaften nur noch um ſo mehr; man über-

läßt ſich oft ſehr ſtrafbaren Vergnügungen, entweiht die Tage des Herrn durch Feldarbeit u. ſ. w. Im Herbſte häuft der Geizige in ſeinen Scheuern die Güter auf, die ihm Gottes Liebe gegeben hat, ohne ein Gefühl des Dankes und ohne einen Laut des Preiſes für den gnädigen Spender zu haben. Der Winter ſieht koſtſpielige Gaſtmähler, Bälle, Schauſpiele; er ſieht aber auch die Thränen und das Elend der Armen, welche Hunger und Kälte leiden. — Wer ſieht aus dieſen kurzen Andeutungen nicht, daß wir in jeder Jahreszeit unſere beſondern Sünden begehen? Die Kirche hat daher wohl gethan, daß ſie uns eigene Tage in jeder Jahreszeit beſtimmt, wo wir der Buße obliegen müßen.

b) Der Quatember iſt angeordnet, um Gott für die Gnaden zu danken, die er uns in der zu Ende gehenden Jahreszeit erwieſen hat. Wie zahlreich ſind nicht die Wohlthaten, womit uns Gott unverdienter Weiſe in jeder Jahreszeit überhäuft! Eine jede bringt uns ihren beſondern Tribut, und ihre Aufeinanderfolge macht uns die ganze Natur dienſtbar. Sind nun drei Tage des Gebetes und der guten Werke etwa zu viel für drei Monate einer beſtändigen Freigebigkeit?

c) Die Quatember ſind angeordnet, um auf diejenigen, welche durch biſchöfliche Händeauflegung zu Prieſtern geweiht werden, die Gnade des hl. Geiſtes herabzuflehen. Schon in den älteſten Zeiten ging der Prieſterweihe eine allgemeine Faſten vorher. Die hl. Schrift ſelbſt legt davon Zeugniß ab, indem es heißt: In einer jeden Gemeinde weihten ſie Prieſter mit Auflegung der Hände, mit Beten und Faſten. Apoſtelg. 14, 22. Zu dieſen Worten bemerkt der hl. Chryſoſtomus: Sieh, mit Faſten werden die Weihungen vollbracht. In dieſer Zeit ſollen ſich alſo alle Gläubige im Gebete vereinigen, um würdige Prieſter zu erhalten.

d) Endlich iſt der Quatember auch dazu, daß wir uns vorbereiten, die beginnende Jahreszeit heilig zu verleben. Der Reiſende muß manchmal ausruhen, um ſich zu erfriſchen; der Soldat im Kriege muß Tage des Waffenſtillſtandes haben, um ſeine Wunden zu verbinden und ſeine Waffen wieder auszubeſſern, überhaupts um ſich wieder zu erholen. Auch der Chriſt iſt ein Wanderer und zugleich auch ein Streiter: die Quatemberzeit iſt ihm daher gegeben, um theils die bisher empfangenen Wunden, die ihm die

Sünde ſchlug, durch die Buße wieder auszuheilen, theils ſich zu neuen Kämpfen zu ſtärken.

Wir fügen dieſen Andeutungen für jede einzelne Quatemberzeit noch eigene Erinnerungen bei, und zwar

I. Der Winterquatember. Dieſe Faſttage können einem Gläubigen um ſo weniger ſchwer fallen, wenn er bedenkt, daß ehedem die ganze Adventzeit hindurch gefaſtet worden iſt. Wir gehen einem großen Feſte, der Geburt des Herrn, entgegen. Wie iſt aber nicht Alles thätig, wenn die Ankunft des Landesherrn in einer Stadt angekündigt wird; Alles wird verſchönert und prachtvoll eingerichtet. Soll der himmliſche König weniger Aufmerkſamkeit verdienen? Nun, daß wir dieſe Pflicht um ſo weniger vergeſſen, iſt der Winterquatember gegeben. In dieſer Zeit hält uns auch die Kirche wiederholt das Beiſpiel des hl. Johannes des Täufers vor; wir ſollen ſein Beiſpiel der Buße durch Faſten und Abtödtung nachahmen. — Jetzt iſt vorzüglich auch die Zeit, Gott für ſeine Gaben, die wir bereits eingeſammelt haben, zu danken, und ihn zugleich zu bitten, daß er uns das Eingeſammelte erhalte und uns ſeinen Segen dazu verleihe. Vorzüglich ſollen wir ihn aber bitten, daß er uns vor Mißbrauch ſeiner Gaben bewahre. Damit iſt dann die fernere Bitte zu verbinden, daß er unſere Winterſaat gnädig erhalte. Bedenken ſollen wir weiters, daß der Winter die Nöthen unſerer dürftigen Brüder vermehre; ſie brauchen Kleider wider die Kälte und Brennholz; auch diejenigen Armen, die ſich zu andern Zeiten noch irgendwie Nahrung ſuchen konnten, ſind im Winter gewöhnlich hilflos. Rührend wäre es, wenn die Reichen beſonders in dieſer Woche in die Hütten der Armen hinabgingen, wenn ſie hungerige Waiſen, ſchlechtgekleidete Wittwen, erkaltete Greiſe, verlaſſene Kranke aufſuchten und durch den Anblick ihres Elendes gerührt, ihre Almoſen verdoppelten. Wie löblich wäre es, wenn in jeder Gemeinde an den Quatemberwochen überhaupts eine Sammlung ſowohl an Geld als Naturalien vorgenommen und das Geſammelte am folgenden Sonntage unter die dort befindlichen Armen ausgetheilt würde! Bekannt iſt, daß die erſten Chriſten an jedem Sonntage eine Sammlung für die Armen anſtellten: ſie glaubten, den Tag des Herrn nicht geheiligt zu haben, wenn ſie nicht zugleich etwas zur Linderung der Nöthen ihrer Mitbrüder gethan hätten.

II. Im Frühlingsquatember ſollen wir, wie in jeder Quatemberzeit überhaupts, unſere Bitten um würdige Prieſter wieder erneuern. Um dieſe Zeit fängt bereits auch die grüne Winterſaat ſich zu zeigen an: wir ſollen Gott für die Erhaltung derſelben während der rauhen Jahreszeit danken und ihn zugleich bitten, er möge auch künftig ſeinen Segen dazu geben und Regen und Sonnenſchein im rechten Maaß verleihen. — Bereits hat die hl. Faſtenzeit begonnen: da ſoll dem gläubigen Chriſten vorzüglich das Leiden und Sterben unſers göttlichen Erlöſers recht lebendig vor Augen ſchweben; dieſe Betrachtung iſt zugleich am meiſten geeignet, zur Buße einzuladen und mit Abſcheu gegen die Sünde zu erfüllen. Auch der Pflicht, Almoſen zu geben, dürfen wir nicht vergeſſen. Die Winternahrung iſt aufgezehrt, und die Erde hat noch nichts hervorgebracht, was zur Speiſe dienen könnte; auch der Verdienſt des Arbeiters iſt noch nicht viel. Ueberdieß haben in der rauhen Winterzeit manche arme Familien ihren Ernährer verloren: da gibt es weinende Wittwen, um Brod ſchreiende Waiſen. Wie nothwendig iſt es nicht, daß der Reiche ſeine milde Hand öffnet und die Thränen der Armuth trocknet!

III. Der Sommerquatember fällt in die Pfingſtwoche. Wie geeignet iſt es, daß wir da faſten, beten und Almoſen ſpenden, um nicht nur ſelbſt des hl. Geiſtes theilhaftig werden zu können, ſondern auch Prieſter zu erhalten, die mit dem hl. Geiſte ausgerüſtet ſind! Während des Sommers ſind ferners die Feldfrüchte tauſenderlei Gefahren ausgeſetzt: bitten wir Gott, daß er dieſelben bewahre, um ſo mehr, da wir durch unſere Sünden ihren Verluſt durch Waſſergüſſe, Hagel, Ungeziefer und andere Unglücksfälle nur zu ſehr verdienten.

IV. Der Herbſtquatember. Die Juden mußten im ſiebenten Monate, der mit unſerm September zuſammenfällt, nach der Einſammlung aller Früchte auf Befehl Gottes einen allgemeinen Verſöhnungstag mitelſt einer ſtrengen Faſten beobachten; und darauf ſieben Tage lang das Laubhüttenfeſt feiern. Während dieſer Zeit brachten ſie beſondere Opfer dar und veranſtalteten Mahlzeiten, wozu die Leviten, Wittwen, Waiſen und Fremdlinge geladen wurden. Dadurch ſollten die Israeliten an die Wunder, welche Gott einſtens, ſie zu erhalten, in der Wüſte gewirkt hatte,

erinnert werden; zugleich sollten sie sich aufgemuntert fühlen, für ihre während der Aerntezeit begangenen Sünden wieder Verzeihung zu erlangen. Das nämliche sollen auch die Christen in dieser Zeit beobachten. Die Danksagung für die empfangenen Gaben ist die erste Pflicht, welche zu erfüllen ist. Aber auch um Gnade und Barmherzigkeit haben sie zu flehen wegen der in jüngster Zeit begangenen Sünden. Wie viele Frevel geschehen während der Einsammlung des Segens Gottes! Die Vorgesetzten sündigen, indem sie bei der Aufnahme ihrer Arbeiter nicht auf ihre Sitten achten, ihnen alle Ausschweifungen gestatten, oft ihnen zu karge oder schlechte Nahrung reichen, ihnen manchmal auch den verdienten Lohn entziehen. Die Arbeiter versündigen sich nicht selten durch unbillige Forderungen, oder dadurch, daß sie sich heimlich Manches zurückbehalten, am meisten aber durch unreine Lieder und Gespräche, oder andern Muthwillen und Frevel. Erinnere sich nun Jeder seiner begangenen Sünden, und suche er für sie in der Quatemberwoche Buße zu thun. Keine Zeit im Jahre ermahnet ferners nachdrücklicher an die Pflicht, von dem Seinigen den Dürftigen mitzutheilen, als eben die Herbstzeit, wo jeder Hauswirth den Segen Gottes in seiner Scheuer sammelt. Darum sagt der hl. Papst Leo: Aus väterlicher Liebe ermahnen wir euch, daß ihr die Fasten dieser Quatembertage durch reiches Almosen fruchtbar machet. Freuet euch, daß der Herr durch euch seine Armen kleidet und nährt, der ja gewiß den Armen auch hätte geben können, was er euch verliehen hat, wenn er in seiner Weisheit nicht beschlossen hätte, dieselben durch Geduld, euch aber durch Freigebigkeit zu rechtfertigen. Ein Jeder sei versichert, daß er sich durch Werke der Barmherzigkeit Gott auch für's künftige Jahr um so gnädiger mache: je freigebiger er sich gegen die Armen erweiset, desto reichlicher wird Gott künftig seine Felder wieder segnen.

40. Die Liebfrauenfeste.

Um den Gläubigen recht oft Gelegenheit zu geben, ihre Ehrfurcht und Verehrung gegen die hohe Himmelskönigin an den Tag zu legen, hat die Kirche mehre Feste eingeführt, welche zur Verherrlichung der seligsten Jungfrau Maria im Laufe des Jahres gefeiert werden. Dahin gehören nun

I. Das Feſt der unbefleckten Empfängniß.

Es iſt ein frommer Glaube der katholiſchen Kirche, daß die ſeligſte Jungfrau Maria von dem allgemeinen Geſetze der Sterblichen, wornach alle Kinder Evas in Sünden empfangen werden, ausgenommen worden, und ſchon in der Stunde der Empfängniß rein und makellos und alſo nie mit der Erbſünde befleckt geweſen ſei. Wir unterlaſſen es hier, die Gründe dafür anzugeben, weil es noch an einem andern Orte vorkommen wird, und bemerken nur, daß dieſe Wahrheit im Feſte der unbefleckten Empfängniß dargeſtellt werden will. Es reicht ſeiner Entſtehung nach über das zwölfte Jahrhundert zurück. Zuerſt wurde es von einzelnen Kirchen gefeiert, dann vom hl. Anſelm, Erzbiſchof von Kanterbury, der 1109 ſtarb, ſehr ausgebreitet; zwei hundert Jahre ſpäter machte ein Concil zu London die Feier desſelben zur Pflicht. Von Großbritanien ging dieſes Feſt auf das Continent über und verbreitete ſich ſchnell in Frankreich, Spanien, Italien und andern Ländern. Endlich im fünfzehnten Jahrhunderte gaben ihm das Concil zu Baſel und Papſt Sixtus IV. noch mehr Ausdehnung. — Wiewohl dieſes Feſt durch keine eigenen Ceremonien ausgezeichnet iſt, ſo iſt es doch voll tiefer Bedeutung. Es iſt die Morgenröthe vom Tage unſerer Erhöhung und Wiedereinſetzung in unſer verlornes Erbe. Durch die Sünde ſind wir aus demſelben hinausgeſtoſſen worden; darum muß der Anfang zur Wiedereinſetzung in der Heiligkeit geſchehen. Der Reinſte und der Heiligſte, Jeſus, der Sohn Gottes, der uns Alle heiliget, wollte als Menſch geboren werden; darum mußte auch die Quelle rein ſeyn, aus welcher er hervorgehen ſollte. Denn wenn die Bundeslade mit dem reinſten Golde innen und außen bekleidet ſeyn mußte, weil ſie die Tafeln des Geſetzes umſchloß, um wie vielmehr mußte Maria rein und heilig ſeyn, da ſie den Geſetzgeber ſelbſt in ihrem Innern trug? Maria hatte eine unendlich hohe Beſtimmung, indem ſie zur Muttergottes berufen ward: ſie hat in dieſer Eigenſchaft nicht bloß Jeſum Chriſtum, ſondern dem Geiſte nach eigentlich uns Alle in ihrem Schooße getragen und geboren: ſie iſt die zweite Menſchenmutter geworden, und hat, was jene verdarb, wieder gut gemacht. Um aber dieſes vollbringen, um die Mutter eines reinen Geſchlechtes werden zu können, durfte ſie nicht ſelbſt die Makel der Unreinen

an ſich haben. Zugleich erinnert uns dieſes Feſt, wie rein wir ſelbſt ſeyn müſſen, wenn wir Jeſum Chriſtum in der hl. Communion empfangen wollen, da von Maria ſelbſt die Makel der Erbſünde genommen werden mußte, daß Jeſus in ihrem Leibe wohnen konnte. Um dieſe Wahrheiten uns vor Augen zu ſtellen, zeigt uns die Kirche an dieſem Tage Maria, wie ſie alle Arten der Herrlichkeit in ſich vereinigt. Beim Introitus zur Meſſe zeigt ſich uns die erhabene Tochter der Könige von Juda als der Gegenſtand der alten Weisſagungen, als die Jungfrau vorzugsweiſe, die jungfräuliche Mutter Emanuels, die den Thron Davids einnehmen ſoll. Die Epiſtel ſpricht zu uns von ihrer Macht und dem Siege, den ſie über den verführeriſchen Drachen des Menſchengeſchlechtes davontragen wird; das Graduale und der Vers (Abſatz) erklären uns die Urſache und das Mittel dieſes großen Sieges. Maria iſt vollkommen heilig, der Allerhöchſte hat ſeinen Tabernakel geheiliget, er hat darin ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen. Und nun kommt das Evangelium, das uns erzählt, daß dieſe hochheilige Jungfrau mit dem Adel der Tugend den Adel der Geburt vereiniget hat: Maria iſt die Tochter der Könige, das Blut Abrahams und Davids fließt in ihren Adern.

Maria, Gegenſtand des Wohlgefallens Gottes von Ewigkeit; Maria, Befreierin des Menſchengeſchlechtes; Maria, von den Propheten aus der Ferne geſehen, erſehnt, begrüßt; Maria, leuchtend mit einer vollkommenen Heiligkeit unter den befleckten Nachkommen des erſten Adams, wie die fleckenloſe Lilie unter den Dornen; Maria, edler Sprößling einer langen Reihe von berühmten Ahnen: das ſind die verſchiedenen Geſichtspunkte, unter denen die Kirche uns dieß Kind, das heute empfangen wird, vorſtellt. Kennet ihr ein beſſeres Mittel, in unſern Herzen die Ehrfurcht, das Vertrauen und die Liebe zu erzwecken; unſre Einbildungskraft durch edlere und reinere Bilder zu heiligen?

Daher iſt leicht zu begreifen, was wir thun müſſen, um das Feſt der unbefleckten Empfängniß würdig zu feiern: 1) Gott danken, daß er Maria vor der Erbſünde bewahrt hat; 2) Maria wegen dieſes herrlichen Vorrechtes glücklich preiſen; 3) in uns ein großes Vertrauen zu dieſer allerheiligſten Jungfrau erwecken; 4) den Entſchluß faſſen, der Heiligkeit Maria ſo nahe als möglich zu kom-

men, weil dieß einerseits ein Mittel ist, ihr zu gefallen, und weil wir andererseits dazu berufen sind, in unser Herz den Gott aufzunehmen, wegen dessen sie geheiliget worden ist; 5) Maria loben, indem wir jeden Tag auf ihren Altar den Tribut unsrer kindlichen Zärtlichkeit legen.

II. Das Fest der Erwartung der Geburt des Herrn von der seligsten Jungfrau Maria. (Expectatio partus B. V.)

Die Kirche hat dieses Fest in die hl. Adventzeit (18. Dezbr.) verlegt, damit auch wir, gleich der hl. Jungfrau, unser Herz in Andacht und festlicher Freude zur Geburtsfeier desjenigen vorbereiten, den sie für das Heil der Welt gebärt. Die Feier dieses Festes fand zuerst in Spanien statt; Gregor XIII. führte es im Jahre 1573 in der ganzen Kirche ein.

III. Das Fest der Vermählung Mariens.

Dieses Fest begeht die katholische Kirche am 23. Jänner. Der berühmte Gerson war der Erste, der es im fünfzehnten Jahrhundert in Anregung brachte; im sechzehnten gestattete Papst Paul III. die Feier desselben dem Minoriten-Orden; endlich Benedikt XIII. erhob es im Jahre 1725 zu einem allgemeinen Kirchenfeste. Das Fest selbst erinnert an jenes Ereigniß, welches der Evangelist Matthäus Kap. 1. V. 18—22. erzählt. Es geschah im Tempel zu Jerusalem, daß der fromme Priester Zacharias die jungfräuliche Braut Maria dem keuschen Bräutigam Joseph zur Ehegemahlin übergab. Maria war damals ungefähr 14 Jahre alt; der hl. Joseph im Alter schon ziemlich vorgerückt. — In der Vermählung Mariens mit Joseph zeigte sich so recht die göttliche Vorsehung. Maria mußte vor der Welt an einen Mann verlobt seyn; denn sonst wäre sie, hätte sie unverehelicht geboren, nach jüdischem Gesetze der Todesstrafe verfallen; sie bedurfte außerdem als arme, verlassene Jungfrau eines besondern Schutzes, so wie auch der kleine Jesus eines Pflegers und Ernährers. Zu allen diesen war der fromme Joseph geeignet. Daraus läßt sich einsehen, wie Gott jederzeit ganz liebreich und väterlich für die Seinigen besorgt ist. — Das Verhältniß zwischen Maria und Joseph war höchst glücklich; denn keine zeitliche Absicht, sondern nur der göttliche Wille führte sie zusammen. Möchten hieraus unsere Braut-

leute ihre Pflicht erkennen; möchten ſie bei einer ſo wichtigen Wahl nicht mit Fleiſch und Blut zu Rathe gehen, ſondern den göttlichen Willen zu erforſchen ſuchen; nur dann, wenn nach demſelben die Wahl geſchieht, läßt ſich erwarten, daß ihr Verhältniß ein glückliches ſeyn wird.

IV. Mariä Lichtmeß.

Von Weihnachten bis zu Mariä Reinigung beſchäftiget die Kirche unſere Aufmerkſamkeit durch das Kind zu Bethlehem; denn ſeine Krippe iſt der lehrreichſte Predigtſtuhl. Vierzig Tage nach der Geburt desſelben ruft ſie uns wieder zuſammen; aber nicht mehr im Stalle, ſondern im Tempel zu Jeruſalem zeigt ſie uns zum erſten Male dasſelbe, und damit ſchließt ſich der Cyklus der Weihnachtsfeier.

Ein dreifaches Ereigniß ſtellt Mariä Lichtmeß vor die Augen: nämlich die Darſtellung Jeſu im Tempel, und in dieſer Hinſicht iſt der Tag ein Feſt des Herrn; die Reinigung Mariens, und dieſer Umſtand macht das Feſt zu einem Frauentag; endlich den Vorfall mit Simeon und Anna.

Gott befahl den Israeliten im alten Bunde, ihm alle Erſtgeburt darzuſtellen und ſie dann für die mäſſige Summe von fünf Sekel wieder einzulöſen. Dieſes geſchah, um die Hebräer an jenes große Wunder zu erinnern, wodurch er ihre Erſtgeburt beim Auszuge aus Aegypten vom Würgeengel befreite. Den Chriſten kann dieſes erinnern, daß er vermöge ſeiner leiblichen Abſtammung, weil er in Sünden geboren wird, ſchon in der erſten Stunde ſeiner Geburt dem Tode verfallen iſt, und daß dieſes, wenn er auch wiedergebornen iſt, ſo oft ſich erneuert, als er in eine ſchwere Sünde fällt. In dieſem Zuſtande muß er ſich als ein Miſſethäter betrachten, der das Leben verwirkt, und dem dieſes nur aus Gnade noch einige Zeit gefriſtet wird, um die Milde ſeines Herrn anzuflehen.

Jeſus Chriſtus wäre von dieſem Geſetze gewiß frei geweſen; denn, wie ſchön der hl. Hilarius bemerkt, wenn der Sohn eines Königs von der Dienſtbarkeit ausgenommen iſt, ſo iſt mit noch weit größerm Rechte der Sohn Gottes von der Verbindlichkeit frei, ſich ſelber loszukaufen. Indeß wollte uns der Erlöſer nicht bloß ein Beiſpiel der Demuth und des Gehorſams geben, ſondern

dieſes Geſetz auf eine ganz vorzügliche Weiſe erfüllen und dadurch für alle Zukunft aufheben. Der Heiland gab ſich damals zum erſten Male ſeinem himmliſchen Vater als freiwilliges Opfer hin; er verpfändete ſich als Erlöſungspreis für Alle, welche nicht ſo faſt wegen der fünf Sekel, die ſie darbrachten, als vielmehr im Hinblick auf ſein künftiges Opfer freigegeben wurden. Dieſe leibliche Freigebung im alten Bunde war aber wieder nur ein Bild der geiſtigen Erlöſung, woran wir alle Theil haben: mit einem Worte: Jeſus Chriſtus verpflichtete ſich an jenem Tage zum erſten Male zum Erlöſungswerke der Menſchen und ſtand für ihre Schulden ein. Damals übernahm er ſchon im Geiſte die Dornenkrone, die Geißelhiebe, das Gewand des Spottes, das Holz der Schande. Von dieſem Tage an iſt Jeſus nicht mehr der Sohn Mariens, ſondern das Schlachtopfer der Gerechtigkeit für unſere Sünden. Mit Recht heißt alſo dieſes Feſt „Opferung;“ denn Chriſtus beginnt heute ſein Opfer, welches er ſein ganzes Leben hindurch fortſetzt und nach 33 Jahren am Kreuze vollendet. Mit Recht heißt dieſer Tag: Marä Opferung; denn die hl. Jungfrau hat an demſelben ſich der mütterlichen Rechte auf ihren Sohn begeben, und gleichſam geſagt: Nimm es hin, o himmliſcher Vater! dieſes Kind, es ſoll nicht mehr mein, ſondern dein ſeyn! Mache mit ihm, was dir gefällt. — Maria erhält zwar Jeſum wieder zurück; aber gleichſam nicht mehr als ihr Kind, ſondern als das Schlachtopfer der Gerechtigkeit Gottes.

Klar liegt es am Tage, was der Gläubige bei Gelegenheit dieſes Feſtes zu thun hat. Er ſoll ebenfalls ſich Gott aufopfern, und zwar ſowohl dem Leibe als der Seele nach. Er ſoll ſich als vollkommenes Opfer hingeben, und ſich keines Raubes ſchuldig machen, d. h. keine ſeiner Neigungen für die Sünde oder für die Kreatur zurückbehalten. Hat er ſich aber zum vollkommenen Opfer gemacht, ſo gehört er nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern Gott an. Daher ſoll nicht mehr ſein, ſondern der göttliche Wille an ihm geſchehen. Und bemerke, Jeſus läßt ſich durch Maria darbringen. Dieſer Hände bediene auch du dich, um dich Gott zu opfern; denn aus ihren Händen nimmt dich Gott am liebſten an.

Das zweite Geheimniß von Lichtmeß iſt die Reinigung Mariens. Als der Sohn eines ſtrafbaren Vaters wird der Menſch

ſchon im Augenblick der Empfängniß befleckt. Die Geburt eines befleckten Weſens verurſacht der Mutter eine Art von Unreinigkeit. Um dieſes auszudrücken, befahl Gott im alten Bunde, daß eine Wöchnerin bei der Geburt eines Knaben am vierzigſten und bei der Geburt eines Mädchens am achtzigſten Tage dem Geſetze der Reinigung ſich zu unterwerfen hatte, wobei eine reiche Mutter ein Lamm und eine Taube, eine arme aber zwei Tauben opfern mußte. Maria war dieſem Geſetze nicht unterworfen, weil die Geburt des Sohnes Gottes, den ſie vom hl. Geiſte empfing, nicht beflecken konnte. Aber als eine würdige Schülerin ihres Sohnes, der ſeine Gottheit unter den Gebrechlichkeiten des Kindes verbarg, wollte auch ſie die Würde ihrer Mutterſchaft geheim halten, indem ſie ſich im Aeußern gleich den gewöhnlichen Frauen benimmt. Wo lernen wir mehr Demuth als hier? — Wer wollte jetzt noch einen Vorwand ſuchen, ſich von der Verbindlichkeit irgend eines Geſetzes loszuſagen? Maria bringt aber auch in ein paar Tauben das Opfer der Armen dar, und doch iſt ſie die Tochter Davids, die Mutter des Meſſias. Wer wollte jetzt die Armuth noch verachten, da in ihr ein ſo erhabener Adel, nicht bloß die ſeligſte Jungfrau, ſondern der Sohn Gottes ſelbſt ſich verbirgt?

Mit der Reinigung Mariens hängt die Gewohnheit der chriſtlichen Mütter zuſammen, ſich nach dem Wochenbette hervorſegnen zu laſſen. Dabei erſcheint die chriſtliche Mutter, welche nach ihrem Wochenbette den Segen erhalten will, an der Thürſchwelle des Tempels. Hier liegt ſie auf ihren Knieen, eine brennende Kerze in der Hand, um ihre Unwürdigkeit auszudrücken, vor Gott zu erſcheinen, und ihr heißes Verlangen, ſeiner Barmherzigkeit theilhaftig zu werden. Die brennende Kerze iſt zugleich ein Sinnbild, daß ſie nicht bloß ſelbſt im Lichte des wahren Glaubens wandeln, ſondern auch ihr Kind darin erziehen und dafür begeiſtern wolle. Der Prieſter nahet ihr, angethan mit dem Chorhemd und der weißen Stola und ſpricht den 23. Pſalm, worin er der chriſtlichen Mutter die Tugenden wiederholt, welche ihr ſelbſt und ihrem Kinde das Glück verſchaffen werden, auf dem hl. Berge Sion wohnen zu dürfen; er erinnert ſie an die oberſte Herrſchaft Gottes über Alles, was exiſtirt, und an die Dankbarkeit und Unterwürfigkeit, die ihm gebührt. Hierauf reicht er der Frau

das Ende ſeiner Stole und führt ſie in die Kirche ein. Die Stole iſt das Sinnbild der prieſterlichen Macht; indem der Prieſter ſie der Frau darreicht, will er zu ihr ſagen: Im Namen Gottes, deſſen Stelle ich vertrete, ſei gereinigt von deinen Flecken, die du dir etwa haſt zugezogen, und tritt ein in das Heiligthum des Herrn. Nach noch einigen andern Gebeten beſprengt er ſie mit Weihwaſſer, zum Zeichen der wiedererlangten Reinigkeit und Gottwohlgefälligkeit.

Endlich das dritte Ereigniß, woran uns das Feſt Mariä Lichtmeß erinnert, iſt der Vorfall mit Simeon und Anna im Tempel. Letzterer nannte unter Anderm Jeſum Chriſtum „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden.“ Dieſen inhaltsſchweren Gedanken hat die Kirche aufgegriffen, wenn ſie heute mit brennenden Kerzen in der Hand eine feierliche Prozeſſion veranſtaltet. Außerdem rufen uns die brennenden Kerzen nachdrücklich die Worte des Apoſtels in das Gedächtniß: Die Nacht iſt dahin, der Tag iſt angebrochen, hinweg alſo mit den Werken der Finſterniß und angethan die Rüſtung des Lichtes; anſtändig, wie es am Tage ſich geziemt, laßt uns wandeln, nicht in Unreinigkeit, nicht in Zank und Neid; — oder wie Chriſtus ſelbſt ſagt: Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß ſie euere guten Werke ſehen und euern Vater, der im Himmel iſt, dafür preiſen. Wir ſollen uns angefeuert fühlen zur Ausübung guter Werke: denn ſie ſinnbilden das Licht; und wie wir jetzt mit brennenden Kerzen feierliche Umzüge halten, ſo ſollen wir einſtens im Lichte und Glanze unſerer Tugenden Chriſto freudig entgegenkommen. Es iſt dieſe Ceremonie am Lichtmeßtage um ſo bedeutungsvoller, als um dieſe Zeit gewöhnlich die Faſtnachtsluſtbarkeiten einfallen, wo alle Leidenſchaften ſich entzügeln. Ueberhaupts iſt das Feſt Mariä Reinigung als ein Gegengewicht gegen gewiſſe um dieſe Zeit übliche Gräuel der Heiden anzuſehen. Das heidniſche Rom beging im Februar ſeine Luperkalien, bei welchen die Bewohner Roms, betäubt von Wein, ſchändlich entblößt und mit Fackeln in der Hand die Straſſen der Stadt durchliefen. Dieſe abſcheulichen Feſte, ſagten ſie, dienten zur Sühnung der Menſchen und übrigen Creaturen. Daher kam der Name des Monats Februar. Februa bedeutete bei den Römern Opfer der Reinigung. Um die ſchändlichen Ueberreſte der

heidniſchen Luperkalien abzuſchaffen, ordnete der Papſt Gelaſius im ſechsten Jahrhunderte das Feſt der Reinigung an. — Nach dieſem ſei es auch noch bemerkt, daß das Wachs der Kerzen jenes reinſte Fleiſch der heiligſten Menſchheit Jeſu Chriſti ſinnbildet, welches eine Frucht des jungfräulichen Leibes Mariä war, wie das Wachs eine Frucht der Bienen iſt.

V. Mariä Verkündigung.

Ein höchſt ſinnreicher und bedeutungsvoller Tag, der vielmehr ein Feſt des Herrn als ein Frauentag genannt werden kann: daher hieß er früher auch: Tag des Heiles, Verkündigung des Herrn, Feſt der freudenreichen Botſchaft, Empfängniß Chriſti u. ſ. w.

Dieſes Feſt iſt gleichſam der erſte Ring jener langen Kette von Wundern, woraus die menſchliche Erlöſung beſteht; denn Pfingſten, Oſtern und Weihnachten ſetzen den Tag der Verkündigung Mariens voraus, an welchem der Sohn Gottes im Schooß der ſeligſten Jungfrau Fleiſch annahm. Daher wurde dieſes Feſt mit Recht ſchon im grauеſten Alterthum gefeiert. Es iſt das älteſte unter den Mariä Feſten. Der gelehrte Papſt Benedikt XIV. glaubt, ſeine Feier habe ſchon zur Zeit der Apoſtel begonnen.

Der heutige Feſttag verſetzt uns im Geiſte nach Nazareth in jene ſtille Kammer, in welcher die ſeligſte Jungfrau Maria dem Gebete und heiliger Betrachtung oblag. Wir ſehen im Auftrage Gottes den Erzengel Gabriel zu ihr eintreten; wir hören, wie er ſie als die Gnadenvolle, die Gebenedeite unter allen ihres Geſchlechtes preiſet; wir vernehmen, wie er ihr die Botſchaft brachte, daß der hl. Geiſt ſie überſchatte, daß ſie den Sohn Gottes gebären werde. Maria war damals ungefähr 14 Jahre alt; wie eine Blume, die ſo eben ihren Kelch geöffnet hatte, mit Wohlgerüche die Schöpfung erfüllt, ſo erfreute ſie den Himmel mit ihren Tugenden. Ihre Demuth aber hüllte alle ihre Vorzüge in einen geheimnißvollen Schleier, ſo daß ſie ſelbſt an ſich nichts Gutes entdeckte. Sie hielt ſich für die niedrigſte Magd des Herrn. Aber gegen den Befehl Gottes will Maria nicht lange widerſtreiten; ſie nimmt die Botſchaft an, ſie opfert ſich, und in demſelben Augenblick öffnet ſich der Himmel, und das Wort iſt Fleiſch geworden. Dieſer Tag iſt alſo der Beginn unſerer Erlöſung, weil der Anfang

der Menſchwerdung des Sohnes Gottes. Maria wird dadurch die wahre Eva, die Mutter der Lebendigen, und wir ihre Kinder, weil wir alle geiſtiger Weiſe durch ihren göttlichen Sohn von ihr abſtammen: von jener erſten Eva ererbten wir den Tod, von Maria aber das Leben. Die Erhebung Mariens am heutigen Tage iſt zugleich unſer eigener Ruhm; denn dadurch, daß Maria Mutter Gottes wurde, ſind wir, die wir gemäß unſerer Abſtammung von Eva Sklaven waren, Freie, ja Kinder Gottes geworden. Mit doppeltem Danke muß insbeſonders das weibliche Geſchlecht das heutige Feſt feiern; denn durch Eva war es ein Geſchlecht des Fluches geworden. Daher iſt das Weib vor der Erlöſung überall zurückgeſetzt, und iſt es noch in jenen Ländern, in welchen das Chriſtenthum noch keinen Eingang gefunden. In Maria iſt aber das weibliche Geſchlecht wieder in ſeine Würde eingeſetzt. Daher auch die auffallende Erſcheinung, daß ein Theil des weiblichen Geſchlechtes ein Segen der Menſchheit iſt, während ein anderer, ſo zu ſagen, die Geißel derſelben iſt; je nachdem nämlich das Weib unter dem Fluch Evas bleibt, oder zur geiſtigen Abſtammung von Maria ſich erhebt, iſt es ein Geſchöpf des Fluches oder des Segens; denn jene war die Verfluchte, dieſe aber die Geſegnete ihres Geſchlechtes. Aus dieſem iſt es auch begreiflich, daß insbeſonders das weibliche Geſchlecht ſich zur Verehrung Mariens hingeriſſen fühlt: es hat dazu eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit; denn durch Maria iſt es aus zeitlicher und ewiger Knechtſchaft befreit worden.

An dieſem Tage vereinigen ſich die Gläubigen nicht bloß, um Maria zu ihrer hohen Würde Glück zu wünſchen, ſondern auch dazu, daß ſie ihrem hohen Berufe getreu gelebt hat; denn berufen ſind auch wir zur Würde der Kindſchaft Gottes, aber leider verlieren wir nur zu oft die Gnade unſers Berufes. Daher ſoll uns das heutige Feſt zugleich eine Ermunterung ſeyn, unſerm Beruf gemäß zu leben.

Das heutige Feſt iſt der lebendige Ausdruck der erhabenen Wahrheit, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes iſt, der, um uns zu erlöſen, im Schooße der ſeligſten Jungfrau die menſchliche Natur angenommen hat, und daß alſo Maria die Mutter Gottes iſt. In dieſem Feſte werden daher die Grundwahrheiten

des Chriſtenthums beſtätigt, und ſo die älteſten Irrlehren verdammt: es iſt ein Zeugniß wider die gottloſe Ketzerei des Arius, der die Gottheit Jeſu Chriſti läugnete; ein Zeugniß wider die Irrthümer des Eutyches, welcher das Geheimniß der Menſchwerdung bekämpfte; ein Zeugniß wider Neſtorius, der ſchon früher in anderer Weiſe dasſelbe that und zugleich auch die Würde der ſeligſten Jungfrau Maria angriff. Dieſer Tag hängt innig mit dem hl. Weihnachtsfeſte zuſammen. Daher nennen wir ihn mit Recht die Gedächtnißfeier der Menſchwerdung des Sohnes Gottes. Am heutigen Tage ward der Sohn Gottes gleichſam der ſeligſten Jungfrau gegeben; am Weihnachtsfeſte aber hat ſie ihn der Welt gegeben, wodurch ſie in Wahrheit die Mutter des Allerhöchſten geworden. Mit dieſem Titel ehrte auch das ganze chriſtliche Alterthum die ſeligſte Jungfrau, und gab nicht zu, daß er ihr von Jemanden entriſſen werde. Als Neſtorius, Patriarch von Conſtantinopel, es wagte, der ſeligſten Jungfrau den Namen der Mutter Gottes ſtreitig zu machen, erhoben ſich die Gläubigen mit Entrüſtung dagegen; die im Jahre 431 zu Epheſus verſammelten Biſchöfe aber wurden im Jubel durch die Stadt begleitet, nachdem ſie die Irrthümer des Neſtorius verdammt und Maria als Mutter Gottes zu ehren den Gläubigen vorgeſchrieben hatten. Durch die Feier des heutigen Feſtes drücken wir unſern Glauben aus, daß wir Maria als Mutter Gottes anerkennen und verehren.

Die Gläubigen begnügen ſich indeß nicht damit, nur einige Mal im Jahre die Menſchwerdung des Sohnes Gottes zu feiern, ſondern täglich begehen ſie gleichſam das Andenken an dieſes wundervolle Geheimniß, und dieſes geſchieht durch den engliſchen Gruß, welchen der gläubige Katholik wenigſtens dreimal des Tages, am Morgen, Mittags und Abends betet, und wozu er eigens durch das Geläute der Glocken erinnert wird. In dieſem Gebete feiern wir, ſo oft wir es beten, das Feſt Mariä Verkündigung, weil fortwährend das Andenken an die Inkarnation des Sohnes Gottes; in dieſem Gebete legen wir immer Zeugniß ab von unſerm Glauben, daß Maria die Mutter Gottes ſei, und daß wir durch ſie Kinder und Erben des Himmels geworden ſind. Das Ave Maria oder den engliſchen Gruß betet man ſchon ſeit den erſten Zeiten des Chriſtenthums; Papſt Urban II. verordnete auf dem

Concil zu Clermont, daß die Gläubigen dieſes Gebet vorzüglich Morgens, Mittags und Abends verrichten ſollen, wozu jedes Mal durch das Läuten der Glocken erinnert werden ſoll. Dieß iſt der Urſprung des ſogenannten Gebet-Läutens. Der Papſt wollte dadurch zunächſt den Schutz Mariens für die Kreuzzüge erflehen. Dieſe Kriege ſind zwar vorüber; aber nichts deſto weniger hat deßwegen der Zweck des Gebetes aufgehört. Das ganze Leben der Kirche iſt eigentlich ein Kreuzzug, und jeder Chriſt ein Kreuzfahrer, deſſen Aufgabe es iſt, das himmliſche Jeruſalem zu erringen. Die folgenden Päpſte Johann XXII., Calixtus III., Paul III., Clemens X. und Benedikt XIII. haben dieſe fromme Uebung noch mit beſondern Abläßen verſehen. In den Zeiten des Glaubens iſt in Frankreich auf den erſten Glockenſchall Jeder, befand er ſich auch auf öffentlichen Straſſen, mit entblößtem Haupt zur Erde gefallen und hat ſeinen engliſchen Gruß gebetet: die, welche zufällig im Wagen fuhren, ließen halten, ſtiegen aus und knieten auf den Boden hin. So that es auch mehrmals der hl. Karl Borromäus. Abends wird gewöhnlich noch mit einer zweiten Glocke geläutet, um dadurch zum Gebete für die Abgeſtorbenen zu erinnern. Und was iſt billiger, als daß der Chriſt, wenn er bei einbrechender Dämmerung ſich ſelbſt der Ruhe hingibt, dieſe auch ſeinen abgeſtorbenen Brüdern und Schweſtern wünſcht? Daher wird ein Vater unſer für ſie gebetet ſammt dem Verſikel: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe u. ſ. w. Jeden Donnerstag läutet man Abends mit einer dritten Glocke zur Erinnerung, daß der Heiland am Oelberge Blut ſchwitzte, und damit ſein Leiden begann, bei welcher Gelegenheit der Katholik ein eigenes Gebet verrichtet.

Der engliſche Gruß iſt demnach ein höchſt bedeutungsvolles Gebet: wir feiern in demſelben fortwährend das Geheimniß der Menſchwerdung des Sohnes Gottes, die Erhebung der ſeligſten Jungfrau Maria zur Würde der Mutter Gottes und dadurch zugleich unſere eigene Erhöhung: wir begehen ſo täglich das Feſt der Verkündigung Mariens und erneuern alle jene Geheimniſſe, welche daran gebunden ſind. Es hat aber der engliſche Gruß noch einen andern Vortheil: es wird dadurch das Tagwerk des Chriſten wiederholt vom Gebete unterbrochen, gleichſam von demſelben durchwürzt. Gar ſchön ſagt Rippel: „Wenn der Landmann ſeinen Acker

bebaut und der Gewerbsmann in seiner Werkstätte arbeitet, oder außerhalb der Wohnung seinem Geschäfte obliegt, und Alle nur an zeitlichen Gewinn und Broderwerb denken, so tönt gar freundlich mahnend auf einmal die Gebetglocke dazwischen, und fordert sie Alle auf, für einige Augenblicke ihre irdischen Anliegen zu vergessen, und einem Gedanken an Gott in ihrer Seele Raum zu lassen." Auch die gewählte Zeit ist hiezu höchst passend; denn am Morgen soll der Christ mit frohem Aufblick zu Gott beginnen; sollte er über seinen zeitlichen Geschäften im Laufe des Tages seines Gottes vergessen, so wird er am Mittage, wo der Streit vielleicht am heftigsten ist, durch den englischen Gruß abermals an die Liebe desselben erinnert; endlich am Abende, wo der Tag sich neigt und das hereinbrechende Dunkel manche Sünde begünstiget, wird er wiederum zum Ave Maria Gebete gemahnt und dadurch mächtig von den Werken der Finsterniß zurückgehalten.

VI. Das Fest der sieben Schmerzen Mariens.

Die erste Spur des Schmerzenfestes, das auch unter dem Namen schmerzhafter Freitag bekannt ist, findet sich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; denn im Jahre 1413 versammelte sich unter dem Erzbischofe Theodorikus eine Synode zu Köln und verordnete die Feier desselben, um dadurch den verderblichen Irrlehren der Hussiten, welche besonders die Bildnisse der schmerzhaften Mutter Gottes zertrümmerten, Einhalt zu thun. Papst Sixtus IV. verlieh dafür eine eigene Messe, und Benedict XIII. führte das Fest in der ganzen Kirche ein und verlegte es auf den Freitag vor dem Palmsonntage. Die Andacht zu diesem Feste wurde ganz besonders durch den Cistercienser-Orden und durch jenen der Serviten befördert: ersterer feiert es am 17. April; letzterer am 3. Sonntag im September. — Dieser Tag vergegenwärtiget uns die Leiden der seligsten Jungfrau Maria. Ihre Schmerzen übertreffen die aller übrigen Martyrer: darum heißt sie auch die Königin der Martyrer. Aus demselben Grunde werden die Worte der Schrift: „Mit wem soll ich dich vergleichen? Oder wen soll ich dir gleich halten, Tochter Jerusalems? Denn groß wie ein Meer ist dein Schmerz, und wer kann dich heilen? Klagel. 2, 13." — auf die seligste Jungfrau angewendet. Ihre sieben Schmerzen insbesondere aber sind:

1. Die Prophezeiung des Simeon. Viel peinlicher ſagt mit Recht der hl. Liguori, würde unſer Leben ſeyn, wenn wir die Leiden, die uns in demſelben erwarten, vorherwüßten. Aus Mitleid zu uns hält uns daher Gott unſere künftigen Leiden verborgen, damit wir nicht ſchon im Voraus durch das Andenken an dieſelben niedergebeugt werden. Maria iſt nicht mit ſolcher Schonung behandelt worden; ſie ſollte immerfort leiden, und deßwegen ließ ihr Gott durch den Greis Simeon im Tempel ihre und ihres Sohnes Leiden vorausſagen. So ſtund ſie gleichſam 33 Jahre fortwährend unter dem Kreuze, ja was ſage ich, ſie hing vielmehr während dieſer ganzen Zeit mit ihrem göttlichen Sohne am Kreuze. Sie ſelbſt offenbarte der hl. Brigitta, daß, ſo lange ſie auf Erden lebte, keine Stunde verging, in welcher der Schmerz nicht ihr Herz durchbohrt hätte. So oft ich meinen Sohn anſah, ſagte ſie, ſo oft ich ihn in Windeln wickelte, ſo oft ich ſeine Hände und Füße betrachtete, ward auch mein Herz von neuem Schmerzen verzehrt, indem ich daran dachte, wie man ihn kreuzigen wird. So oft Maria ihrem göttlichen Kinde Nahrung reichte, ſagt ein Kirchenſchriftſteller, war ihr im Geiſte gegenwärtig, wie es einſtens mit Gall und Eſſig getränkt würde; ſo oft ſie es ankleidete, ſah ſie, wie es dereinſt ſeiner Kleider beraubt, mit Speichel und Koth beworfen und unmenſchlich mißhandelt würde; ſo oft ſie ſeiner heiligen Hände und Füße anſichtig wurde, erblickte ſie die Nägel, welche am Kreuze dieſe zarten Gliedmaſſen durchbohrten. Der Pfeil alſo, der das Herz Mariens fortwährend verwundete, war ihr eigener Sohn, der, je liebenswürdiger er ſich ihr erzeugte, ſie nur deſto tiefer durch den ſchmerzlichen Gedanken verletzte, daß ſie ihn eines Tages auf eine ſo grauſame Weiſe verlieren ſoll. Und gleichwie der Hirſch, wenn er von einem Geſchoße verwundet iſt, überall, wohin er ſich immer begibt, von ſeinem Schmerz verfolgt wird, weil er allenthalben den Pfeil, der ihn verwundet, mit ſich trägt, ſo trug auch die göttliche Mutter überall ihren Schmerz, nämlich die Erinnerung an das Leiden ihres Sohnes, mit ſich herum.

2. Die Flucht nach Aegypten. Schmerzlich war für Maria dieſe ſchleunige Flucht. Nach Albertus Magnus habe die göttliche Mutter dabei ausgerufen: O mein Gott! muß denn der, welcher gekommen iſt, die Menſchen ſelig zu machen, vor ihnen

fliehen? Welche Mühseligkeiten hatte aber nicht erst die Reise selbst! Der Weg war sehr weit, so daß die Reise bei dreißig Tage dauerte; er war überdieß rauh und führte durch unbewohnte Gegenden. Das Wetter war stürmisch und kalt; denn die Flucht fiel mitten in den Winter. Was fanden sie wohl unterwegs zu essen, ruft der hl. Bonaventura aus; wo ruhten sie des Nachts? Wo fanden sie eine Herberge? Ach! sie fanden keine andere Nahrung, als ein Stück schwarzes Brod, welches der hl. Joseph mitgenommen oder auf der Reise erbettelt hatte. Wo anders hätten sie wohl, da sie eine oft menschenleere Wüste durchwanderten, eine Ruhestätte gefunden, als auf der bloßen Erde und unter freiem Himmel? Sieben Jahre lebten sie in Aegypten unter unbekannten Leuten in der größten Armuth, und oft war Maria nicht im Stande, ihrem hungrigen Kinde nur ein Stücklein Brod zu reichen. Die Rückreise in das Vaterland war nicht minder beschwerlich.

3. Der Verlust Jesu im Tempel. Um fühlen zu können, wie groß der Schmerz Mariens in diesen drei Tagen war, müßte man zuvor die Freude gekostet haben, welche aus dem Glücke, den Sohn Gottes sein Kind nennen zu können, fortwährend hervorgehen. Viele heilige Kirchenlehrer sagen, daß dieser Schmerz einer der bittersten war, welchen Maria je gelitten hatte; denn bei den übrigen Leiden hatte sie wenigstens ihren Jesus bei sich; damals aber war sie von ihm getrennt, ohne zu wissen, wo er wäre. Weinend rief sie immer aus: Das Licht meiner Augen ist nicht bei mir. Ps. 37. Dieser Schmerz war um so größer, weil Maria ausdrücklich meinte, sie sei des längern Umgangs mit ihrem Sohne nicht mehr würdig gewesen; vielleicht mischte sich auch der Vorwurf bei: sie habe ihn nicht sorgfältig genug bedient und dadurch verursacht, daß Jesus sie verlassen. Dieses schmerzliche Gefühl spricht sich in den Worten aus: „O Sohn! warum hast du uns dieses gethan?“ Hiemit wollte Maria ihrem Jesus keine Vorwürfe machen, sondern vielmehr in übergroßer Demuth sich selbst schuldig bekennen. Unendlich groß war der Schmerz Mariens in diesen drei Tagen. Fortwährend rief sie mit der Braut im hohen Liede: „Habt ihr nicht Den gesehen, welchen meine Seele liebt?“ Oder: „Sage mir, wo du weidest, wo du ruhest am Mittage, daß ich nicht herumirren muß.“ Oder auch mit dem Psalmisten:

Thränen ſind meine Speiſe Tag und Nacht, da man täglich zu mir ſagt: Wo iſt dein Gott? Pſ. 14.

4. Das Zuſammentreffen Mariens mit Jeſus, als er zum Tode geführt wurde. Zärtliche Mütter empfinden die Leiden ihrer Kinder, als ob ſie ihre eigenen wären. Als daher das Kananäiſche Weib einſtens zum Heilande kam, und ihn um Hilfe für ihre Tochter anflehte, ſprach ſie nicht, er ſolle der Tochter helfen, ſondern, er ſolle ſich ihrer erbarmen: die Mutter litt in der Tochter; das thut die Liebe. Nun hat aber noch keine Mutter ihr Kind ſo innig geliebt, als Maria Jeſum Chriſtum. Was wird alſo ihr Herz gefühlt haben, als ſie ihren göttlichen Sohn in ein Meer von Leiden verſenkt ſah? Als ſie die Nachricht erhalten, daß Jeſus zum Tode verurtheilt ſei, ging ſie ihrem göttlichen Sohne entgegen. An dem Blute, welches ſie auf dem Wege fand, erkannte ſie, was Jeſus bereits für Straſſen gewandelt war. Endlich ward ſie ihres göttlichen Sohnes anſichtig, wie er vom Kopf bis zu den Füßen voll Wunden war, eine Dornenkrone auf dem Haupte und das Kreuz auf ſeinen Schultern trug. Ach, was war dieß der ſeligſten Jungfrau Maria für ein Anblick! Als Margaretha, die Tochter des Thomas Morus, ihrem Vater begegnete, wie er zur Richtſtätte hinausgeführt wurde, konnte ſie nur zweimal die Worte ausrufen: Mein Vater! — und hierauf fiel ſie ohnmächtig zu Boden. Maria wäre beim Anblick ihres entſtellten Sohnes geſtorben, hätte ſie Gott nicht durch ein Wunder am Leben erhalten.

5. Der Tod Jeſu Chriſti. Gewöhnlich können die Mütter den Anblick ihrer ſterbenden Kinder nicht ertragen, daher fliehen ſie denſelben; wenn aber eine Mutter genöthigt iſt, dem Tode ihres Sohnes beizuwohnen, ſo ſucht ſie demſelben wenigſtens alle mögliche Erleichterung zu verſchaffen, um dadurch ihren Schmerz zu lindern. Maria mußte bei dem Tode ihres göttlichen Sohnes zugegen ſeyn; aber ſie konnte ihm keine Erleichterung verſchaffen. Sie hörte ihn rufen: Mich dürſtet! Aber es war ihr nicht gegönnt, ihm einen Trunk Waſſer zu reichen. Sie ſah ihren Jeſus, wie er mit eiſernen Nägeln an das Kreuzesbett angeheftet war; und es war ihr nicht gegönnt, ihm einen Ruheplatz in ihrem Schooße zu gewähren. — Unbeſchreiblich ſind die Schmerzen, welche

Maria unter dem Kreuze ihres geliebten Sohnes litt. Gleichwie der Glanz der Sonne, ſagt der hl. Baſilius, den der übrigen Sterne übertrifft, ſo übertreffen die Schmerzen Mariens die aller andern Martyrer. Die übrigen Martyrer mußten dadurch leiden, daß ſie ihr eigenes Leben aufopferten, aber die allerſeligſte Jungfrau litt, indem ſie das Leben ihres Sohnes aufopferte, ein Leben, das ihr unendlich theuerer war, als ihr eigenes. Maria litt durch den Anblick der Leiden Jeſu Chriſti mehr, als wenn ſie ſelbſt alle ſeine Martern ausgeſtanden hätte. Der Grund davon iſt einleuchtend; denn die Seele, ſagt der hl. Bernard, iſt mehr da, wo ſie liebt, als wo ſie lebt. Dieß bezeugt auch die ewige Wahrheit mit den Worten: Wo euer Gott iſt, da iſt auch euer Herz. Wenn alſo Maria durch die Liebe zu ihrem Sohne mehr in ihm als in ihr ſelbſt lebte, ſo mußte ſie auch beim Tode ihres Sohnes mehr Schmerzen leiden, als wenn ſie dieſe Qualen ſelbſt ausgeſtanden hätte. Alle Peinen Jeſu waren alſo auch Peinen Mariens; denn ſo viele Wunden am Leibe Jeſu, ſo viele Wunden waren auch im Herzen Mariens. Wer ſich damals auf dem Kalvarienberge befunden, ſchreibt der hl. Chryſoſtomus, der konnte zwei Altäre erblicken, auf denen zwei große Opfer dargebracht wurden: den einen am Leibe Jeſu, den andern im Herzen Mariens. Der hl. Bonaventura aber erblickt nur Einen Altar, nämlich das Kreuz Chriſti, auf welchem mit dem göttlichen Lamme zugleich die Mutter geſchlachtet ward. Der Grund iſt, ſagt der hl. Bernard, weil die Liebe im Herzen Mariens hervorbrachte, was die Nägel am Leibe Jeſu bewirkten.

6. Die Kreuzabnahme. Wenn die Mütter ihre Kinder verloren haben, pflegen ſie ſich oft mit den vielen bittern Stunden zu tröſten, die ihnen dieſelben verurſacht haben. Aber welchen Kummer hatte wohl Jeſus der ſeligſten Jungfrau je gemacht? Hatte ſie nicht vielmehr immer Freude an ihm erlebt? Der Schmerz der göttlichen Mutter war alſo um ſo größer, einen um ſo vortrefflichern Sohn ſie an Jeſus verloren hatte. Wie viele Schwerter, ruft der hl. Bonaventura aus, durchbohrten das Herz dieſer heiligen Mutter, als man ihren göttlichen Sohn ihr entſeelt in den Schooß legte? Bedenken wir nur, was eine andere Mutter leidet, wenn man ihr ihren todten Sohn zeigt. Als Maria den mit Blut und Wunden bedeckten Leichnam ihres Jeſus umfaßte, erneuerten

ſich in ihrer Seele alle bereits erlittenen Schmerzen, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. O mein Sohn, rief ſie ſchluchzend, mein göttlicher Sohn, du meine einzige Freude, mein Troſt, mein Alles, war es denn möglich, dich ſo zu entſtellen? O gefühlloſe Menſchen, was hat euch mein Jeſus gethan? O grauſame Dornen, o ihr Nägel, und du, unbarmherzige Lanze! wie habt ihr euern Schöpfer auf ſolche Weiſe mißhandeln können!

7. Das Begräbniß Jeſu. Mit größtem Schmerzgefühle hielt Maria lange ihren Sohn in ihren Armen; es war für ſie einige Linderung, wenigſtens den Leichnam ihres Kindes noch zu beſitzen. Als ſie ſich auch von dieſem trennen mußte, um ihn dem Grabe zu übergeben, wurden die Wunden ihres Herzens um ſo bitterer aufgeriſſen. Es koſtete daher viel Zureden, bis ſie ſich vom Leichnam ihres Sohnes losreißen konnte. Als aber der Leichnam Jeſu in das Grab gelegt wurde, wünſchte die ſeligſte Jungfrau Maria nichts ſehnlicher, als ihr Herz zum Leibe Chriſti mitbegraben zu können. Die göttliche Mutter offenbarte auch eines Tages der hl. Brigitta: „Wahrlich, da mein göttlicher Sohn begraben war, befanden ſich zwei Herzen in einem Grabe.“ Beim Hinweggehen vom Grabe rief Maria unter vielen Thränen und Schluchzen aus: O ihr glücklichen Steine, die ihr jetzt den einſchließet, der neun Monate lang in meinem Schooße eingeſchloſſen war, ich beneide euch um euer Glück. Die göttliche Mutter ſchritt übrigens ſo betrübt einher, daß Viele, bei denen ſie vorbeiging, ihr das Mitleid nicht verſagen konnten, und die Jünger, die ſie begleiteten, nicht minder über die betrübte Mutter, als ihren geſtorbenen Heiland weinten.

VII. Mariä Heimſuchung.

Dieſes Feſt wurde von Papſt Urban IV. angeordnet und von ſeinem Nachfolger Bonifacius IX. 1389 beſtätigt, um von Gott den zur Tilgung des großen Schisma im Occident nöthigen Beiſtand zu erlangen. Das Concil zu Baſel führte endlich das Feſt für die ganze Kirche ein.

Der Zweck dieſes Feſtes iſt, Maria zu ehren, wie ſie ihrer Baſe Eliſabeth einen Beſuch abſtattet, und uns dieſe erhabene Jungfrau als Muſter unſerer Liebe gegen den Nächſten vorzuhalten.

Nazareth, wo Maria wohnte, war von Hebron, dem Wohnorte der hl. Eliſabeth, 20—24 Stunden entfernt. Dennoch machte ſich Maria auf, ihre Baſe zu beſuchen; ſie ließ ſich weder von dem weiten Wege, noch von der Mühſeligkeit einer ſolchen Reiſe abſchrecken. Der Evangeliſt ſetzt noch bei, daß ſie ſich ſogleich auf den Weg gemacht und eilends gegangen ſei. Damit iſt die Bereitwilligkeit angedeutet, mit welcher Maria unſern Nöthen zu Hilfe kömmt. Denn welch anderer Grund, ſchreibt der hl. Bonaventura, hätte Maria bewegen können, ſo ſehr zu eilen, um ſich zur Familie Johannes des Täufers zu begeben, wenn nicht der, die Gnade dahinzubringen. Zugleich werden wir aber hier gelehrt, daß auch unſere Nächſtenliebe ſchnell und ungeſäumt in Werken ſich zeige: man ſoll mit der Hilfe nicht lange zögern.

Beim Eintritt Mariens in ihr Haus erkannte Eliſabeth durch innere Erleuchtung, was mit der ſeligſten Jungfrau vorgegangen; und nicht bloß Eliſabeth war mit dem hl. Geiſte erfüllt, ſondern auch das Kind in ihrem Leibe, Johannes, wurde geheiliget, und des vollkommenen Gebrauches ſeiner Vernunft theilhaftig, ſo daß es voll Freude aufhüpfte. So viel bewirkte der Beſuch Mariens. Welcher Gnaden würden wir theilhaftig, wenn ſich dieſe hl. Jungfrau würdigte, wenigſtens geiſtiger Weiſe zu uns zu kommen? Nach dieſem Beſuche ſeufzet der hl. Liguori in den Worten: O unbefleckte und hochgebenedeite Jungfrau Maria! beſuche auch die arme Wohnung meiner Seele. Beeile dich deſſen, denn du weißt es ſelbſt beſſer als ich, wie arm ich bin, wie viel Uebel mich bedrohen, von wie vielen ungeregelten Neigungen, von wie vielen böſen Gewohnheiten, von wie vielen Sünden mein armes Herz gedrückt wird. Du kannſt aber mein Herz bereichern, o Schatzmeiſterin Gottes! Du kannſt mich von allen Krankheiten meiner Seele heilen. Beſuche mich häufig während meines Lebens; hauptſächlich aber beſuche mich in der Stunde meines Todes.

Indem Maria die Eliſabeth beſuchte, kam die Höhere zur Niedern, ſo zu ſagen die Frau zur Dienerin. Verachte alſo Niemand ſeinen Mitmenſchen, ſtehet dieſer auch auf noch ſo tiefer Stufe; freue er ſich vielmehr, wenn es ihm gegönnt wird, den verächtlichſten Menſchen Liebesdienſte erweiſen zu können.

Eliſabeth erkennt das hohe Glück, das ihr im Beſuche der

ſeligſten Jungfrau zu Theil geworden, und fühlt ſich deſſen nicht werth. „Woher geſchieht mir dieß, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Zugleich bricht ſie in Lobpreiſungen Mariens aus. Halte auch der Chriſt ſich jeder Gnade für unwürdig, die ihm von Gott zu Theil wird und höre er nicht auf, ſeine Erbarmungen dafür zu preiſen.

Aber auch Maria iſt voll Demuth. Sie weist alle Ehre dem zu, der ſo große Dinge an ihr gethan hat. Meine Seele, ruft ſie, preiſet den Herrn; denn er hat angeſehen die Niedrigkeit ſeiner Magd. Hier iſt uns gelehrt, wie wir Lobſprüche hinzunehmen haben: wir ſollen die Ehre davon jederzeit Gott geben, der uns jene Vorzüge unverdienter Weiſe verliehen hat, um welcher willen uns unſere Mitmenſchen loben.

Maria blieb drei Monate bei Eliſabeth, und dann kehrte ſie wieder in ihre Heimath nach Nazareth zurück: ſie blieb nämlich nur ſo lange dort, als Eliſabeth ihre Dienſte nöthig hatte. Dieſes Beiſpiel verwirft unſere unnützen Unterhaltungen und unſere oft ſo überflüſſigen Beſuche, woraus ſo viele Sünden hervorgehen.

VIII. Das Feſt der heiligen Jungfrau vom Berge Karmel (Scapulierfeſt).

Gemäß ſeines Urſprungs erhielt dieſes Feſt zwei Benennungen; denn man heißt es „Feſt unſerer lieben Frau vom Berge Karmel“ und auch „Scapulierfeſt.“ Der erſtere Name wird ihm gegeben, weil es ſich vom Karmeliten-Orden aus über die Chriſtenheit verbreitet hat. Dieſer Orden ſoll nämlich ſchon in der apoſtoliſchen Zeit auf dem Berge Karmel in Paläſtina ein Kloſter gehabt haben. Den zweiten Namen hat es von dem Ereigniſſe mit Simon Stock, dem ſechsten General des Karmeliten-Ordens. Es iſt nunmehr das Titularfeſt der Scapulier-Bruderſchaft. Ueber das Scapulier ſelbſt haben wir B. I. S. 76 und 77 das Nöthige geſagt und verweiſen hier darauf; auch B. III. S. 153 ꝛc. gehört hieher.

Hinſichtlich der Einführung dieſes Feſtes bemerken wir, daß es im Jahre 1587 von Papſt Sixtus V. dem Karmeliten-Orden zu feiern geſtattet wurde. Paul V. vermehrte deſſen Officium für

denſelben Orden; endlich Benedikt XIV. dehnte dieſe Feier im Jahre 1726 auf die geſammte katholiſche Kirche aus.

Das Scapulier, deſſen ſich ſeiner Zeit ſelbſt gekrönte Häupter nicht ſchämten, da es z. B. der hl. Ludwig, König von Frankreich, Eduard, König von England, Angela, Tochter des Königs von Böhmen u. ſ. w. trugen, iſt ein beſonders Zeichen des Heiles; dieſes zwar nicht in dem Sinne, als müßten diejenigen, welche es tragen ſchon in Folge deſſen unfehlbar ſelig werden, ſondern weil die Mitglieder der Scapulierbruderſchaft unter dem beſondern Schutze Mariens ſtehen, und wenn ſie ſich ihrer Schutzfrau würdig machen, auch reichliche Gnaden durch ſie von ihrem göttlichen Sohne empfangen. Wenn auf Erden eine unanſehnliche und an und für ſich ſchwache Stadt unter den Schutz eines mächtigen Königs geſtellt iſt, wagt es Niemand, ſie anzugreifen, weil man wohl weiß, dadurch jenen König ſelbſt ſich zum Feind zu machen; hingegen wäre die Stadt ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wäre ſie allen Angriffen noch ſo ſchwacher Feinde preisgegeben. So ungefähr verhält es ſich auch mit den Mitgliedern der Scapulierbruderſchaft. Aber wir wiederholen es: dieſe müſſen auch wahre Pflegekinder der ſeligſten Jungfrau Maria ſeyn.

IX. Das Feſt Mariä Schnee.

Ueber den Urſprung dieſes Feſtes iſt Folgendes zu ſagen: Der römiſche Rathsherr Johannes und ſeine tugendhafte Gemahlin lebten in kinderloſer Ehe. Sie entſchloſſen ſich daher, all ihr Vermögen Maria zu opfern, und baten die göttliche Mutter, ihnen anzudeuten, wie ſie dieſes auf die ihr angenehmſte Weiſe thun könnten. Maria würdigte ſich, nicht bloß einem jeden dieſer Eheleute, ſondern auch dem Papſte Liberius zu erſcheinen und ihnen zu verſtehen zu geben, daß ſie auf jenem Hügel der Stadt, welchen ſie am folgenden Morgen mit Schnee bedeckt ſehen würden, ihr zur Ehre eine Kirche erbauen ſollten. Am folgenden Tage fanden ſie die bezeichnete Stelle — den Hügel Exquilia — bei größter Sonnenhitze (denn es war der 5. Auguſt) wirklich mit Schnee bedeckt. Der Papſt Liberius ſelbſt begab ſich in Begleitung der geſammten Geiſtlichkeit und einer Menge Volks an dieſe Stelle und überzeugten ſich augenſcheinlich von dem Wunder. Alles

brach bei dieſem Anblick in ein Freudengeſchrei aus und lobte Gott und die ſeligſte Jungfrau. Sogleich wurde der Plan zur Kirche entworfen, und dieſe von dem genannten Ehepaar mit aller Pracht aufgeführt. — Dieſes Feſt iſt alſo eigentlich das Kirchweihfeſt jener Muttergotteskirche, welche noch beſteht, und eine der bedeutendſten Kirchen Roms iſt. Sie heißt des geſchehenen Wunders wegen „Maria zum Schnee," wegen ihres Alters und Anſehens auch „Maria die Größere;" endlich auch „Maria zur Krippe des Herrn," weil dieſe nach der Tradition hieher verſetzt worden iſt, wo ſie noch heutigen Tages in reicher Silbereinfaſſung gezeigt wird. — Was den Anfang dieſes Feſtes betrifft, wurde es zuerſt nur in Rom gefeiert, bis es Pius V. für die ganze Kirche anordnete.

X. Himmelfahrt Mariens.

Die Krone aller Gedächtnißtage, welche die katholiſche Kirche zur Ehre Mariens feiert, iſt der ihrer Aufnahme in den Himmel. Dieſer letztere Ausdruck iſt viel geeigneter, als das gewöhnlich gebrauchte deutſche Wort: „Himmelfahrt Mariens." Denn nur der Sohn Gottes erhob ſich aus eigener Kraft in den Himmel; die hl. Maria aber wurde von Gott in das Himmelreich aufgenommen. Daher heißt auch der lateiniſche Ausdruck nur bei Jeſus Chriſtus: Ascensio; bei der ſeligſten Jungfrau Maria aber: Assumtio. Indeß wollen wir keinen Wortkrieg führen, ſondern nur den Wunſch ausdrücken, daß das gläubige Volk geeignet belehrt werde.

Was die Entſtehung des Feſtes der Aufnahme Mariens in den Himmel betrifft, ſo fällt ſie in das graueſte Alterthum zurück. Die gelehrten Geſchichtsforſcher Colvenerius, Surius und Andere halten dafür, es ſei apoſtoliſchen Urſprunges. Zur Zeit des Kaiſers Conſtantin des Großen ſoll es ſchon mit aller Pracht gefeiert worden ſeyn. Gewiß iſt, ſchreibt Jakob Pamelius, daß dieſes Feſt zur Zeit des hl. Hieronymus und Auguſtinus begangen worden. Auf Anſuchen des Kaiſers Mauritius wurde es, wie Nicephorus berichtet, um das Jahr 582 von dem 18. Jänner, an welchem Tage man es bisher feierte, auf den 15. Auguſt verlegt. Nach dem Zeugniſſe des Bibliothekars Anaſtaſius verordnete Papſt Sergius I. (687—700), daß dieſer Tag als Hauptfeſt mit einer

Proceſſion, Litanei und Vigil gefeiert werden ſoll. In Deutſchland wurde dieſer Tag durch einen Beſchluß des Conciliums von Mainz im Jahre 813 zu einem allgemeinen Feiertage erhoben. Papſt Leo IV. verherrlichte es im Jahre 847 mit einer Faſten und Oktav und befahl, daß es in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit gefeiert werde.

Heute feiert alſo die Kirche das Andenken an die glorreiche Aufnahme Mariens in den Himmel. Man hält nämlich allgemein dafür, die ſeligſte Jungfrau ſei nach der Auffahrt ihres göttlichen Sohnes noch längere Zeit auf Erden geblieben; endlich ſei ſie mehr aus Sehnſucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne als in Folge einer Krankheit geſtorben. Bei ihrem Tode hätte es Gott gefügt, daß alle Apoſteln zugegen geweſen wären, mit Ausnahme eines Einzigen, des hl. Thomas. Als dieſer drei Tage darauf ebenfalls ſich eingefunden, hätte man auf ſeinen Wunſch, den Leichnam der Mutter ſeines Herrn und Meiſters noch einmal zu ſehen, das Grab geöffnet, darin aber nichts mehr gefunden, als die Leinwand, in welche man ihren Leichnam gewickelt hatte. Daran knüpft ſich eine andere Annahme, nämlich daß Gott die ſterbliche Hülle der hl. Jungfrau Maria vor Verweſung bewahrt und ſogleich in den Himmel aufgenommen habe. Das Wunder von der Auferſtehung des Leibes hätte ſich ſonach an der hl. Maria ſogleich erfüllt. Und in der That ziemt ſich dieß für jene, aus welcher der Sohn Gottes Fleiſch angenommen, welche der himmliſche Vater als ſeine geliebteſte Tochter, der hl. Geiſt als ſeine makelloſe Braut auserwählt hatte. Da Maria auch von dem allgemeinen Geſetze der Erbſünde ausgenommen ward, und der Tod nur eine Folge jener Sünde iſt, ſo iſt es natürlich, daß der Leib Mariens von der Verweſung bewahrt worden. Darum ſagt der hl. Auguſtin: Wer könnte ſo vermeſſen ſeyn, zu ſagen, der hochheilige Leib, in welchem Jeſus Chriſtus Fleiſch angenommen, ſei den Würmern zur Speiſe übergeben worden?

Der hl. Liguori läßt ſich in ſeinem Werke über die Herrlichkeiten Mariens in dieſer Sache alſo vernehmen. Maria blieb nach der Himmelfahrt Jeſu Chriſti deßwegen auf Erden zurück, um zur Verbreitung des hl. Glaubens mitzuwirken. Deßhalb nahmen auch die Jünger Jeſu all' in ihrer Noth zu Maria ihre Zuflucht,

indem ſie ihre Zweifel löste, ſie in den Verfolgungen ſtärkte und ihnen Muth einflößte, all' ihre Kräfte anzuwenden, um die Ehre Gottes und das Heil der erlöſten Seelen zu befördern. Freilich blieb Maria gerne auf Erden, weil ſie wußte, daß dieſes der Wille Gottes für das Wohl der Kirche ſei; aber dennoch war es unmöglich, daß ſie nicht einen großen Schmerz empfand, als ſie die Gegenwart und den Anblick ihres geliebten Sohnes, der in den Himmel aufgefahren war, entbehren mußte. Der Heiland ſelbſt hat geſagt: „Wo dein Schatz iſt, da wird auch dein Herz ſeyn.“ Luk. 12, 34. Wo Jemand glaubt, ſeinen Schatz und ſeine Glückſeligkeit zu beſitzen, da halten ihn auch die Liebe und die Wünſche ſeines Herzens gefeſſelt. Weil nun aber Maria kein anderes Gut liebte, als Jeſus, ſo mußten, nachdem Jeſus in den Himmel gefahren war, all' ihre Wünſche nur den Himmel zum Gegenſtande haben.

Man erzählt, daß die göttliche Mutter ihr liebendes Herz während dieſer bitteren Trennung von ihrem Sohne häufig durch den Beſuch der heiligen Orte in Paläſtina, jener Orte, an welchen ihr Sohn ſich während ſeines Lebens aufhielt, tröſtete; häufig beſuchte ſie den Stall in Bethlehem, in welchem Jeſus geboren war; die Werkſtätte in Nazareth, in welcher Jeſus ſo viele Jahre arm und verachtet zugebracht; den Garten zu Gethſemane, in welchem das Leiden ihres Sohnes angefangen hatte; den Richtplatz des Pilatus, wo ihr Sohn gegeißelt; den Ort, wo er mit Dornen gekrönt wurde: aber beſonders oft beſuchte Maria den Kalvarienberg, auf welchem ihr Sohn ſtarb, und das heilige Grab, in welches man ihn nach ſeinem Tode legte. Auf ſolche Weiſe ſuchte die liebevolle Mutter ſich die Schmerzen ihrer Verbannung auf Erden zu erleichtern. Aber das reichte nicht hin, ihr armes Herz zufrieden zu ſtellen, indem dasſelbe hier auf Erden zu keiner ganz vollkommenen Ruhe gelangen konnte. Daher kam es auch, daß ſie nicht müde ward, fortwährend nach ihrem Heilande zu ſeufzen und mit noch weit brennenderer Liebe als David, auszurufen: Wer gibt mir Flügel wie eine Taube, daß ich fliege und ruhe (Pſ. 57, 7.), daß ich zu meinem Gott emporfliege und in ihm meine Ruhe finde? — Gleichwie ein Hirſch verlangt nach Waſſerquellen, alſo verlangt meine Seele nach dir, o Gott (Pſ. 41, 2.). Gleichwie ein verwundeter Hirſch verlangt, an einer Quelle ſeinen brennenden Durſt

zu löſchen, ſo ſeufzt und verlangt meine Seele nach dir, o mein Gott, nachdem du mich mit deiner Liebe verwundet haſt. Es war unmöglich, daß die Seufzer dieſer heiligen Turteltaube nicht zu dem Herzen ihres Gottes, der ſie ſo innig liebte, emporbringen ſollten. Die Stimme der Turteltaube hat man gehört in unſerm Lande. Hohel. 2, 12. Daher wollte Gott nicht länger zögern, dieſe ihn ſo innig liebende Seele zu tröſten. Er erhörte ihren Wunſch und rief ſie in ſein Reich.

Cedrenus (Cornuc. hist.), Nicephorus (1. 2. c. 21.) und Metaphraſt (Orat. de Dorm. M.) erzählen, daß Gott einige Tage vor dem Tode Mariens ihr den Erzengel Gabriel, denſelben Engel, der ihr eines Tages verkündigt hatte, daß ſie die auserwählte und gebenedeite Jungfrau ſei, welche zur Mutter ihres Gottes beſtimmt wäre, zugeſandt habe. O meine Königin, meine Gebieterin, ſprach der Engel zu Maria, ſiehe, Gott hat deinen Wunſch erhört, ſiehe, er hat mich zu dir geſandt, damit ich dir verkündige, du mögeſt dich vorbereiten, um dieſe Welt zu verlaſſen, weil er verlangt, dich im Himmel zu beſitzen. Komm alſo, nimm Beſitz von deinem Reiche, denn ſiehe, ich und alle Heiligen im Himmel, wir ſehnen uns nach dir, wir erwarten dich mit Ungeduld. Konnte die demüthigſte und heiligſte Jungfrau bei dieſer freudigen Nachricht wohl etwas Andres thun, als ſich nur noch mehr in den tiefſten Abgrund ihrer Niedrigkeit verſenken und dieſelben Worte wiederholen, welche ſie antwortete, als der Engel ihr die göttliche Mutterſchaft verkündigte: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, welcher mich aus bloßer Güte zu ſeiner Mutter erwählt und gemacht hat; ſiehe, jetzt ruft er mich in den Himmel. Ich habe weder dieſe, noch jene Ehre verdient! Weil der Herr aber an mir ſeine unendliche Freigebigkeit kund thun will, ſo bin ich bereit, zu folgen, wohin er mich ruft. Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, möge der Wille meines Gottes und meines Herrn immer an mir geſchehen!

Nachdem Maria dieſe ſelige Nachricht empfangen hatte, da benachrichtigte ſie den hl. Johannes davon. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Schmerze und mit welcher Zärtlichkeit der hl. Apoſtel dieſe Nachricht empfangen mußte, nachdem er ſo viele Jahre lang die Stelle eines Sohnes bei ihr vertreten, und des himmliſchen Umganges dieſer hl. Mutter genoſſen hatte. Noch

einmal beſuchte Maria die hl. Orte von Jeruſalem, zum letzten Male nahm ſie zärtlichen Abſchied von denſelben, beſonders vom Kalvarienberge, auf welchem ihr geliebter Sohn ſein Leben geopfert hatte. Hierauf begab ſie ſich in ihr ärmliches Häuschen, um ſich zum Tode vorzubereiten.

Während dieſer Zeit beſuchten die Engel ihre geliebte Königin und empfanden großen Troſt bei dem Gedanken, daß ſie Maria bald im Himmel gekrönt ſehen würden. Mehrere Schriftſteller (der hl. Andreas von Corta, Johannes Damascenus, Euthimius) erzählen, daß, ehe die göttliche Mutter ſtarb, alle Apoſtel und ein Theil der Jünger des Herrn durch ein Wunder aus den verſchiedenen Welttheilen, in welchen ſie zerſtreut waren, in dem Zimmer der göttlichen Mutter vereiniget wurden. Als Maria nun alle ihre geliebten Söhne in ihrer Gegenwart erblickte, da ſprach ſie: Sehet, meine lieben Kinder, aus Liebe zu euch, und um euch im Himmel bei meinem Sohne zu helfen, verlaſſe ich euch jetzt. Schon iſt der hl. Glaube in der Welt verbreitet, ſchon iſt die Frucht der göttlichen Saat aufgewachſen. Da nun Gott geſehen, daß meine Hilfe euch auf Erden nicht mehr nöthig ſei, und Mitleid mit den Schmerzen getragen hat, welche mir die Entfernung von ſeinem Sohne verurſachten, ſo hat er endlich meinen Wunſch erhört, dieſe Welt zu verlaſſen und ſeiner ſeligen Anſchauung im Himmel genießen zu können. Was euch angeht, ſo bleibt auf Erden zurück, um für die Beförderung der Ehre Gottes zu arbeiten. Wenn mein Leib euch auch verläßt, ſo bleibt doch mein Herz bei euch; die große Liebe, die ich zu euch trage, begleitet euch, ſie wird euch nie verlaſſen. Seht, jetzt begebe ich mich in den Himmel, um für euch zu beten. Wer kann wohl begreifen, welche bittere Thränen die hl. Jünger bei dieſer ſchmerzhaften Nachricht vergoſſen, wie ſehr ſie ſich betrübten, wenn ſie dachten, daß ſie ſich ſchon ſo bald von ihrer lieben Mutter trennen mußten! So willſt du uns alſo verlaſſen, allerheiligſte Jungfrau Maria? riefen Alle weinend aus. Freilich iſt es wahr, daß dieſe Erde kein für dich geeigneter, kein deiner würdiger Aufenthaltsort iſt; es iſt wahr, daß wir es nicht verdienen, der Geſellſchaft einer Mutter Gottes zu genießen, aber du ſollteſt doch bedenken, daß du unſere Mutter biſt, daß du uns in unſern Aengſten getröſtet haſt, daß du unſere Zuflucht in den

Verfolgungen geweſen biſt. Wie, du willſt uns jetzt verlaſſen, du willſt uns ohne Beiſtand allein laſſen unter ſo heftigen Feinden, unter ſo harten Stürmen? Siehe, wir haben ſchon unſern Vater und Lehrer, unſern Herrn Jeſus Chriſtus, verloren, da er in den Himmel aufgefahren iſt. Du allein, geliebte Mutter, warſt noch unſer Troſt, nun willſt du uns jetzt auch verlaſſen, uns als Waiſen ohne Vater und Mutter zurücklaſſen? O geliebte Königin, bleib entweder bei uns oder nimm uns mit dir! — So erzählt uns der hl. Johannes Damascenus die letzte Unterredung der Jünger mit Maria. Nein, meine Söhne, antwortete voll Sanftmuth die liebevolle Königin, das iſt nicht der Wille Gottes. Beruhigt euch damit, das zu thun, was der Herr über mich und über euch verhängt hat. Ihr müßt noch längere Zeit hier auf Erden zur Verherrlichung eueres Erlöſers arbeiten, um dadurch euere Krone im Himmel zu vollenden. Auch verlaſſe ich euch nicht, um euch allein zu laſſen, nein, ich trenne mich nur deßhalb von euch, damit ich euch durch meine Vermittlung bei Gott noch mehr helfen möge. Beruhigt euch alſo, ich empfehle euch die hl. Kirche, ich empfehle euch die erlösten Seelen der Menſchen; das iſt mein letztes Lebewohl, das iſt mein einziges Andenken, welches ich euch hinterlaſſe. Wenn ihr mich liebt, ſo erfüllt meinen Willen, ſo arbeitet für das Heil der Seelen und für die Verherrlichung meines Sohnes; wir werden uns eines Tages im Himmel wiederſehen, um uns die ganze Ewigkeit hindurch nie wieder zu trennen.

Hierauf bat Maria die Jünger, nach ihrem Tode für ihre Beerdigung zu ſorgen, ſegnete ſie und befahl, nach der Erzählung des hl. Johannes Damascenus, dem hl. Johannes, ihre beiden Kleider zwei Jungfrauen, welche ſie eine Zeit lang bedient hatten, zu ſchenken. Hierauf legte Maria ſich mit dem größten Anſtande auf ihr armes Bett nieder, mit dem innigſten Wunſche, auf demſelben den Tod und mit dem Tode die Entgegenkunft ihres göttlichen Bräutigams zu erwarten, der binnen Kurzem zu ihr kommen ſollte, um ſie mit ſich in die ewige Herrlichkeit einzuführen. Schon empfand ſie in ihrem Herzen eine unausſprechliche Freude, welche der Ankunft ihres göttlichen Bräutigams voranging, und ihr Herz mit neuer und unendlicher Liebe erfüllte. Als die hl. Apoſtel ſahen, daß der Augenblick gekommen war, wo Maria dieſe

Welt verlaſſen ſollte, brachen ſie von neuem in Thränen aus, knieten alle vor ihrem Bette nieder, der eine küßte ihre hl. Füſſe, der andere bat ſie um ihren beſondern Segen, ein anderer empfahl ihr eine beſonders dringende Angelegenheit; alle weinten bitterlich, alle wurden von Schmerz tief verwundet, weil ſie ſich hier auf Erden für immer von ihrer lieben Mutter trennen mußten. Maria hatte Mitleid mit ihnen, ſie tröſtete einen jeden, indem ſie dem einen ihren beſondern Beiſtand verhieß, einen andern mit großer Zärtlichkeit ſeguete, einem dritten Muth einſprach, an der Bekehrung der ganzen Welt zu arbeiten. Sie rief insbeſondere den hl. Petrus zu ſich und befahl ihm vor allem, als dem Haupte der Kirche und dem Statthalter ihres Sohnes auf Erden, die Fortpflanzung des hl. Glaubens, und verſprach ihm, daß ſie ihm im Himmel ganz beſonders beiſtehen werde. Hierauf rief ſie auch noch den hl. Johannes zu ſich. Sein Schmerz, ſich von ſeiner hl. Mutter trennen zu müſſen, war überaus groß. Die dankbare Himmelskönigin, ſich erinnernd an all die Liebe und Aufmerkſamkeit, mit welcher dieſer hl. Jünger all' die Jahre, welche ſie noch nach dem Tode ihres geliebten Sohnes auf Erden zugebracht, ihr gedient hatte, ſprach mit groſſer Zärtlichkeit zu ihm: Ich danke dir, mein lieber Johannes, für alle Hilfe, die du mir geleiſtet haſt, ſei überzeugt, mein lieber Sohn, daß ich mich nicht undankbar dafür bezeugen werde. Wenn ich dich jetzt verlaſſe, ſo begebe ich mich in den Himmel, um da für dich zu beten. Bleib du in Frieden hier auf Erden, bis wir uns im Himmel, wo ich dich erwarte, wiederſehen. Vergiß mich nie, ruf mich in all' deiner Noth um Hilfe an, denn ſiehe, auch ich werde dich nie wieder verlaſſen, mein geliebter Sohn! Ich ſegne dich, mein Sohn, ich laſſe dir meinen Segen, bewahre den Frieden der Seele, lebe wohl!

Doch ſchon war die Todesſtunde der allerſeligſten Jungfrau herangekommen. Nachdem die Liebe Gottes mit ihren ſeligen und heftigen Flammen ſchon beinahe alle Lebensgeiſter verzehrt hatte, verlor endlich dieſer himmliſche Phönix mitten in ſo hellodernder Gluth ſein Leben. Die Engel kamen in Chören herbei, um ſich zur rechten Zeit bei dem glänzenden Triumphzuge einzufinden, in welchem ſie Maria in den Himmel geleiten ſollten. Der Anblick dieſer hl. Geiſter gewährte freilich der göttlichen Mutter reichlichen

Troſt, aber ihr Troſt blieb dennoch unvollkommen, ſo lange ſie nicht ihren geliebten Jeſus, welcher der einzige Gegenſtand ihrer Liebe war, erſcheinen ſah. Deßhalb fragte ſie zu wiederholten Malen die Engel, welche vom Himmel herabkamen, um ſie zu begrüßen: Ich beſchwöre euch, ihr Töchter Jeruſalems, findet ihr meinen Geliebten, ſo meldet ihm, daß ich vor Liebe krank bin. Hohel. 5, 9. O ihr hl. Engel, ihr ſchönen Bewohner des himmliſchen Jeruſalems, ihr kommt in ſo großer Anzahl, um mich zu tröſten. O, welch großen Troſt verſchafft ihr mir durch euere liebliche Gegenwart; ich danke euch dafür, aber dennoch könnt ihr alle mich nicht vollkommen tröſten, denn ich erblicke noch nicht meinen geliebten Sohn. — O, wenn ihr mich lieb habt, ſo kehrt, ich bitte euch, in den Himmel zurück und ſaget meinem himmliſchen Bräutigam, daß ich vor Liebe all meine Kräfte verliere; ſaget ihm, er möge kommen, er möge ſchnell kommen, weil ich vor Begierde, ihn zu ſehen, ſterbe.

Aber ſiehe, ſchon erſcheint Jeſus, um ſeine Mutter mit ſich zu nehmen und in das Reich der Seligen zu führen. Es iſt der hl. Eliſabeth geoffenbaret worden, daß, ehe die göttliche Mutter den Geiſt aufgab, ihr der göttliche Sohn mit dem Kreuze in der Hand erſchienen ſei, um ihr zu zeigen, welche beſondere Herrlichkeit ihm durch das Erlöſungswerk zu Theil geworden. Der hl. Johannes Damascenus ſagt, daß Jeſus ſelbſt ſeiner geliebten Mutter die hl. Wegzehrung gereicht und voll Liebe zu ihr geſprochen habe: Nimm, meine geliebte Mutter, aus meinen eigenen Händen dieſen Leib, welchen du mir ertheilt haſt. Nachdem die göttliche Mutter mit größerer Liebe als je dieſe letzte Communion empfangen hatte, da ſprach ſie, ehe ſie den Geiſt aufgab, noch dieſe letzten Worte: Siehe, mein geliebter Sohn, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt; ich empfehle dir dieſe meine Seele, welche du vom Anfang an, um deiner unendlichen Güte willen, mit ſo vielen Gnaden bereichert, welche du auf ganz beſondere Weiſe von aller Sündenmackel bewahrt haſt. Ich empfehle dir meinen Leib, von welchem du dich gewürdiget haſt, dein hl. Fleiſch und Blut anzunehmen. Ich empfehle dir auch dieſe meine lieben Söhne. Sie meinte die hl. Jünger, welche ihr Bett umgaben. Siehe, fuhr ſie fort, meine Entfernung betrübt ſie; tröſte du dieſelben, indem du ſie mehr liebſt,

als ich ſelbſt; ſegne ſie und gib ihnen die Kraft, große Dinge für deine Ehre zu thun.

Der hl. Hieronymus erzählt, daß, als der letzte Augenblick für die göttliche Mutter herangekommen war, man in dem Zimmer, in welchem ſie ſich befand, eine liebliche Muſik vernahm; auch war dasſelbe, wie der hl. Brigitta geoffenbaret wurde, hell erleuchtet worden. An dieſer Muſik und an dieſer ungewöhnlichen Helle erkannten die Apoſtel, daß die Stunde, wo Maria ſie verlaſſen ſollte, gekommen ſei. Deßhalb fingen ſie von neuem an, zu weinen und beten, hoben die Hände empor, und riefen einſtimmig aus: O geliebte Mutter, ſo begibſt du dich denn in den Himmel, ſo läſſeſt du uns hier auf Erden zurück! Gib uns den letzten Segen und vergiß uns Elende nicht. Hierauf blickte Maria alle noch einmal an, und gleichſam zum letztenmale Abſchied von ihnen nehmend, rief ſie aus: Lebt wohl, meine lieben Kinder, ich ſegne euch, zweifelt nicht daran, ſondern glaubt feſt, daß ich euch niemals vergeſſen werde. — Endlich kam der Tod, aber nicht in Trauer und Leiden gehüllt, wie er zu den andern Menſchen kommt, ſondern mit Luſt und Freude geſchmückt. Doch was reden wir vom Tode? ſagen wir lieber, daß die göttliche Liebe gekommen ſei, um den letzten Faden, welcher dieß elende Leben noch an die Erde feſſelte, abzuſchneiden. Gleichwie eine Lampe, ehe ſie verlöſcht, noch einige Male höher auflodert und hierauf ausgeht, ſo ſchickte auch dieſer ſchöne Schmetterling, die allerſeligſte Jungfrau Maria, welche ihr Sohn einlud, ihm zu folgen, verſenkt in das Flammenmeer ſeiner Liebe, inbrünſtige Liebesſeufzer zum Himmel empor, ſtieß endlich den letzten und feurigſten Seufzer aus, gab den Geiſt auf und ſtarb. Auf ſolche Weiſe löste ſich dieſe große und hl. Seele, die ſchöne Taube des Herrn, von den Banden dieſes Lebens, und eilte in den Himmel, wo ſie als eine Königin thront, und die ganze Ewigkeit hindurch thronen wird. So weit der hl. Liguori. — Wer kann indeß den Jubel beſchreiben, mit welchem Maria im Himmel empfangen worden iſt? Wenn es Gott für gut gefunden, daß die Arche des alten Bundes mit ſolchem Gepränge in die Stadt Davids verſetzt worden iſt: welche Pracht wird der Herr nicht beim Eintritt ſeiner Mutter in das himmliſche Jeruſalem entwickelt haben? Es genügte nicht, daß eine Schaar von Engeln ihr Ge-

leite bildete; der König der Engel ſelbſt kam ihr entgegen und begrüßte ſie mit den Worten: Komm vom Libanon, meine Braut! Komm, du wirſt gekrönt. Hohes Lied 4, 8. Kaum hatten ſie die himmliſchen Geiſter erblickt, ſo riefen ſie, voll Verwunderung über ihren Glanz und ihre Schönheit: „Wer iſt die, welche ſich von der Wüſte erhebt, ſtrahlend von Anmuth und Tugend, und auf ihren Geliebten geſtützt iſt?“ Einſtimmige Zurufe antworteten: „Es iſt die Mutter unſers Königs, es iſt unſere Königin, es iſt die Heilige der Heiligen, die Geliebte Gottes, die unbefleckte Taube.“ Und ſofort legten alle Hierarchien des Himmels ihre Kronen zu ihren Füſſen nieder. An der Spitze der Entgegeneilenden waren unſere Stammeltern Adam und Eva. Geſegnete Tochter, ſprachen ſie zu ihr, du haſt das Uebel wieder gut gemacht, das unſere Schuld dem Menſchengeſchlechte verurſacht hat; du haſt der Welt die Gnade wieder errungen, die ſie verloren; du haſt der Schlange den Kopf zertreten, die uns beſiegt. Mit welchem Jubel werden die hl. Anna und der hl. Joachim dieſes ihr Kind empfangen haben? Wie wird ihr getreuer Geſpons auf Erden, der hl. Joſeph, bei ihrem Einzug in den Himmel gejauchzet haben? Welche Zunge könnte erſt erzählen, mit welchem Wohlgefallen die heilige Dreifaltigkeit die ſeligſte Jungfrau Maria aufnahm? Der Vater bewillkommte in ihr ſeine geliebte Tochter, der Sohn ſeine Mutter, der hl. Geiſt ſeine Braut. Der Vater rief ſie zur Theilnahme an ſeiner Macht, der Sohn an ſeiner Weisheit, der hl. Geiſt an ſeiner Liebe. Und die drei göttlichen Perſonen krönten ihre ſtrahlende Stirn mit einem Diadem von zwölf Sternen, glänzender als Diamanten, ſetzten ſie auf ihren Thron zur Rechten Jeſu und verkündigten ſie als Königin des Himmels.

Mögen ſich heute alle gläubige Katholiken den himmliſchen Schaaren beigeſellen; mögen ſie ſich freuen über die Verherrlichung der hohen Himmelskönigin! Mögen ſie auch in allen Nöthen des Leibes und der Seele zu ihr ihre Zuflucht nehmen; mögen ſie ſie heute insbeſonders um die Gnade eines glückſeligen Todes anflehen.

Noch fügen wir bei, daß heute an manchen Orten Kräuter geſegnet werden. Dieß thut die Kirche, um ihre Freunde zu bezeigen wegen des glorreichen Sieges, den Maria über den Tod, den Teufel und die Welt davongetragen, und wegen des Triumphes,

in welchem ſie, gleichſam mit eben ſo vielen Blumen als Tugenden geziert, in das Himmelreich eingegangen iſt. Dieſe mit dem Segen der Kirche verſehenen Kräuter ſollen zugleich Allen, welche ſie gebrauchen, zur Wohlfahrt des Leibes und der Seele gereichen.

XI. Mariä Geburt.

Es iſt nicht gewöhnlich, daß die katholiſche Kirche den leiblichen Geburtstag ihrer Kinder feiert; denn dieſer Tag iſt kein Grund zur Freude, ſondern vielmehr zur Betrübniß: er erinnert uns nur, daß wieder ein mit dem Zorne Gottes beladenes und in Folge deſſen dem Verderben übergebenes Geſchöpf ins Daſeyn getreten iſt. Der Katholik hat daher alles Recht, daß er ſeinen Geburtstag weniger achtet, aber ſeinen Namenstag im hl. Andenken hält; denn jener erinnert ihn an ſeine ſündhafte Geburt dem Leibe nach, wornach er ein Kind des Todes iſt; dieſer aber an ſeine geiſtige Wiedergeburt in der hl. Taufe, wobei er den Namen eines Heiligen erhielt und erſt zum wahren Leben erwachte. Aus demſelben Grunde begehet die katholiſche Kirche auch bei ihren Heiligen nicht ihren Geburts- ſondern vielmehr ihren Todestag feſtlich; denn am letztern wurden ſie dem Himmel gegeben, alſo erſt wahrhaft geboren. Dieſe Regel leidet nur bezüglich zweier Perſonen, des hl. Johannes des Täufers und der ſeligſten Jungfrau Maria, eine Ausnahme. Die Kirche feiert das Feſt des hl. Johannes an dem Tage, an welchem er das Licht der Welt erblickte, weil er ſchon im Mutterleibe geheiliget worden. Mit noch viel mehr Recht muß aber der Geburtstag der ſeligſten Jungfrau Maria gefeiert werden, weil nämlich nicht bloß ſie ſelbſt ganz rein und makellos, alſo auch ohne Erbſünde, in das Leben eintrat, ſondern mit ihr, da ſie zur Mutter des Erlöſers auserſehen war, auch uns der ſchönſte Hoffnungsſtern aufging. Ihr Geburtstag war gleichſam die Morgenröthe der darauf folgenden Sonne der Gerechtigkeit, die uns in Chriſtus aufging. Darum ſagt auch die Kirche von dieſem Tage: Dein Geburtstag, o Jungfrau und Gottesgebärerin! hat der ganzen Welt Freude verkündet; denn aus dir iſt hervorgegangen die Sonne der Gerechtigkeit, Chriſtus unſer Gott, der den Fluch aufgehoben, und Segen uns gebracht, den Tod zu Schanden gemacht und uns das ewige Leben geſchenkt hat.

Was die Entstehung dieses Festes betrifft, so wird angenommen, daß es gleich nach der Beendigung des Concils von Ephesus im Jahre 431 bei einigen orientalischen Kirchen eingeführt worden ist. Im siebenten Jahrhunderte hatte es sich bereits weiter verbreitet; denn um diese Zeit verfaßte Andreas von Creta ein Gedicht und eine Rede auf dieses Fest. Ein allgemein gebotener Feiertag wurde es jedoch erst im eilften oder zwölften Jahrhundert.

Das Fest der Geburt Mariens ist ein Tag heiliger Freude. Denn Maria hat durch ihre Geburt zunächst ihre frommen Eltern Joachim und Anna erfreut, welche nach langer Unfruchtbarkeit endlich durch die Geburt dieses holdseligen Kindes getröstet worden sind; sie hat die Väter des alten Bundes in der Vorhölle erfreut, welche durch die Nachricht von der Geburt der Mutter des Messias nun von ihrer baldigen Erlösung vergewissert wurden; sie hat die Menschen auf Erden erfreuet, denen dadurch der Hoffnungsstern ihres Heiles aufgegangen war; sie hat auch erfreuet die Engel des Himmels, die an diesem gnadenvollen Kinde ihre Königin erblickten und die Mutter desjenigen, der die durch den Abfall der bösen Engel leer gewordenen Plätze wieder besetzen und so ihre Versammlung ergänzen würde. Der katholische Christ soll ebenfalls an diesem Tage vom Herzen diese heilige Freude theilen und sich vertrauungsvoll dem Schutze dieser hohen Himmelskönigin empfehlen.

XII. Das Fest des heiligsten Namens Mariens.

Schon die ersten Christen waren gewohnt, den Namen Mariens in Verbindung mit dem ihres göttlichen Sohnes anzurufen; später feierte man zur Ehre des Namens Mariens ein eigenes Fest. Die erste Spur davon findet sich in Spanien, wo es in der Kirche Cuenka durch die Andacht der Gläubigen eingeführt und im Jahre 1513 von Rom aus bestätigt wurde. In der ganzen Christenheit wurde dieses Fest von Papst Innocenz XI. eingeführt, und zwar aus folgender Veranlassung. Im Jahre 1683 belagerten die Türken die Stadt Wien. Ihr Kriegsheer war so zahlreich, und das Waffenglück ihnen so günstig, daß alle Hoffnung für die bedrängte Stadt verloren schien. In dieser Bedrängniß nahm man seine Zuflucht zur seligsten Jungfrau Maria, und am Tage ihrer Geburt betete

man mit vermehrtem Eifer. Plötzlich ſah man von den fernen Hügeln fliegende Fahnen; es war der polniſche Held Sobiesky, der mit einem kleinen Kriegsheer zu Hilfe herbei zog. Sobiesky hörte am 12. September eine hl. Meſſe, bei welcher er ſelbſt diente, empfing die hl. Kommunion und empfahl ſich und alle ſeine Soldaten dem Schutze Mariens. In dem darauf erfolgenden Treffen erfochten die Chriſten den glänzendſten Sieg; Sobiesky zog triumphirend in Wien ein, ging vor allem in die Kirche und dankte Gott für den errungenen Sieg durch ein feierliches To Deum. In Folge deſſen fand ſich Papſt Innocenz XI. bewogen, das Feſt zur Ehre des hl. Namens Mariens, welches bereits in mehrern Kirchen gefeiert wurde, auf den Sonntag in der Oktav von Maria Geburt zu verlegen und auf die ganze Chriſtenheit auszudehnen.

Da der Name Mariens jeder Zeit den Gläubigen theuer war, iſt es angemeſſen, zur Ehre dieſes heiligen Namens ein eigenes Feſt zu feiern. Auch iſt dieſer Name höchſt bedeutungsvoll; denn Maria heißt ſo viel als Frau, oder Gebieterin: daraus geht hervor, in welchem Verhältniſſe wir zu ihr ſtehen; wir ſollen ihre gehorſamen Diener ſeyn. Maria heißt ferners auch ſo viel als Morgenſtern: zu dieſem freundlichen Lichte ſollen wir, die auf dieſem ſtürmiſchen Meere zeitlicher Trübſal ſchiffen, fortwährend unſere Blicke empor richten. Endlich heißt Maria auch Gnadenmeer: auch dieſer Name paßt auf ſie, und zwar einmal wegen der ausgezeichneten Gnaden, welche ſie ſelbſt von Gott empfing, ſo daß jene Worte von ihr gelten: In mir iſt alle Gnade des Weges und der Wahrheit, in mir alle Hoffnung des Lebens und der Tugend. Eccl. 24. Daraus ſehen wir zugleich, wo wir uns Gnaden ſuchen ſollen. Darum ſagt der hl. Bernhard: Laſſet uns die Gnade ſuchen, und laſſet ſie uns durch Maria ſuchen, die voll der Gnade iſt. Der hl. Anſelm aber ſchreibt: Glaubet mir, oft hätten wir viel eher die Gnade gefundeu, wenn wir uns an Maria, als wenn wir uns an Jeſus ſelbſt gewendet hätten; nicht als ob Jeſus nicht die Quelle aller Gnaden wäre, ſondern weil, wenn wir zu ſeiner Mutter unſere Zuflucht nehmen, ſie für uns bitten wird, und ihre Bitten werden bei ihrem Sohne immer einen viel größern Einfluß haben als die unſerigen. —

XIII. Das Fest der heiligen Jungfrau von der Erlösung der Gefangenen.

Als im Mittelalter die Herrschaft der Sarazenen sich immer weiter ausbreitete, und durch sie viele Christen in grausame Sklaverei geschleppt, und dabei der Gefahr ausgesetzt wurden, ihren Glauben zu verlieren, wurden drei hl. Männer in Spanien von innigem Mitleiden ergriffen und stifteten auf Anregung des Himmels einen eigenen Orden zur Befreiung dieser Unglücklichen. Die seligste Jungfrau erschien nämlich dem hl. Petrus Nolaskus, der öfters nachdachte, wie sich hier helfen lasse, und sagte ihm, es würde ihrem göttlichen Sohne und ihr selbst sehr angenehm seyn, wenn ein Verein zur Befreiung dieser Unglücklichen gestiftet würde. Auf gleiche Weise erschien die Himmelskönigin auch dem hl. Raymund von Pennafort und Jakob, König von Arragonien, und ermahnte sie, zur Ausführung des großen Werkes mitzuwirken. Diese drei gottbegeisterten Männer stifteten nun wirklich im Jahre 1223 unter dem Schutze Mariens einen Orden, dessen Mitglieder sich nebst den drei gewöhnlichen Gelübden auch noch dazu verpflichteten, Beiträge zur Loskaufung der in Saracenische Gefangenschaft gerathenen Christen zu sammeln, und wo es an Mitteln fehlen würde, sich selbst in die Sklaverei zu begeben, um durch ihre Stellvertretung einen der Gefangenen auszulösen. Papst Gregor IX. bestätigte nicht bloß den Verein, sondern setzte auch zur Verehrung der Mutter der Barmherzigkeit ein eigenes Fest ein, das anfänglich nur den Orden zur Loskaufung der Gefangenen anging, sich aber allmählig in alle Kirchen Spaniens und Frankreichs verbreitete und von Papst Innocenz XII. auf die ganze Christenheit ausgedehnt wurde. — Uns erinnert dieses Fest nicht bloß an die bewunderungswürdige Nächstenliebe dieses Ordens, sondern ermahnt zugleich, selbst zur thätigen Uebung dieser Tugend, die um so nothwendiger ist, je härter die Zeiten sind; außerdem müssen wir uns angetrieben fühlen, uns selbst aus der geistigen Sklaverei der Sünde zu befreien, und die mächtige Hilfe der seligsten Jungfrau Maria dazu anzuflehen.

XIV. Das Roſenkranzfeſt oder Maria vom Siege (Bedeutung des heiligen Roſenkranzes).

Das Roſenkranzfeſt fällt immer auf den erſten Sonntag im Oktober und hängt mit dem Roſenkranze ſelbſt innig zuſammen. Daher ſagen wir zuerſt das Nothwendige über dieſe Gebetsweiſe.

Die erſten Anfänge des Roſenkranzes finden wir ſchon in den älteſten Zeiten des Chriſtenthums, vorzüglich bei den Mönchen und Einſiedlern, welche das Vater unſer und Ave Maria in einer gewiſſen Anzahl zu wiederholen und dieſe Anzahl durch ein in die Sinne fallendes Zeichen zu berechnen pflegten. Zu dieſem Zwecke bedienten ſich einige kleiner Steinchen, andere einer Schnur, an welcher Kügelchen gereiht waren. Im neunten Jahrhundert zeigen ſich ſchon beſtimmtere Spuren des Roſenkranzes, und im eilften Jahrhunderte befahl der hl. Abt Johannes Walbert denjenigen ſeiner Mönche, welche die lateiniſchen Pſalmen im Chore nicht mitſingen konnten, dafür eine gewiſſe Anzahl Vater unſer und Ave Maria zu beten. Indeß war es dem hl. Dominikus aufbewahrt, dem Roſenkranz ſeine gegenwärtige Beſchaffenheit zu geben. In jenen Zeiten hatte die verderblichſte Irrlehre frech das Haupt erhoben. Dominikus kämpfte als Vorſtand des damals erſt errichteten Dominikaner- oder Prediger-Ordens mit aller Gewalt dagegen. Weil er aber wußte, daß alle menſchliche Mühe ohne Beiſtand von Oben nutzlos ſei, und weil er insbeſonders von der vielvermögenden Fürbitte Mariens bei Gott überzeugt war, ſuchte er die Aufmerkſamkeit der Gläubigen auf die Gnadenmutter zu lenken und führte zu dieſem Zwecke das Roſenkranzgebet ein, wozu er von der hl. Jungfrau ſelbſt ſoll ermuntert worden ſeyn. Er gab dem Roſenkranze eine ſolche Einrichtung, daß er vorzüglich für die damaligen Zeiten auch noch in anderer Beziehung von dem wohlthätigſten Einfluß war. Die Unwiſſenheit und Unſittlichkeit des Volkes war ein hauptſächlicher Hebel, wodurch die Ausbreitung der Irrlehre begünſtigt wurde. Deßwegen fügte der hl. Dominikus dem Roſenkranz das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und überdieß eine kurze Betrachtung des Lebens, Leidens und der Verherrlichung Jeſu Chriſti bei. Damit gab er dem katholiſchen Volke gleichſam einen kurzen Katechismus in die Hand, welcher ihm die wichtig-

ſten Lehren und Geheimniſſe unſers Glaubens in Erinnerung brachte.

Den Namen „Roſenkranz“ hat dieſe Gebetsweiſe wegen ihrer myſtiſchen Aehnlichkeit mit dem Roſenſtocke; denn wie dieſer aus grünen Blättern, ſpitzigen Dornen und einer herrlichen Blume beſteht, ſo auch der Roſenkranz. Die Dornen bezeichnen nämlich den ſchmerzreichen, die Blätter den freudenreichen und die Blume den glorreichen Roſenkranz.

Es fehlt heut zu Tage nicht an Solchen, denen das Roſenkranzgebet anſtößig iſt, und die ſich daher mißfällig darüber äußern. Allein den Roſenkranz nicht mehr zeitgemäß finden, heißt nicht weniger als das Gebet des Herrn ſelbſt, dann das Andenken an ſein Leiden, ſeine Auferſtehung und andere Geheimniſſe unſerer heiligen Religion nicht mehr zeitgemäß finden; denn dieß macht den hauptſächlichen Inhalt des Roſenkranzes aus. In der That ſind diejenigen, denen das Roſenkranzgebet anſtößig iſt, mehr oder weniger Feinde aller Offenbarungslehren. Indeß gehen Andere nicht ſo weit; ſie haben nichts gegen den Inhalt des Roſenkranzgebetes; aber die Form iſt ihnen anſtößig. Wozu die oftmalige Wiederholung ein und desſelben Gebetes, fragen ſie. Wäre es nicht lächerlich, ſagen ſie weiter, wenn man einem Menſchen fünfzig Mal in einem fort einen guten Morgen wünſchte? Und ſoll Gott und die heilige Jungfrau durch ſo oftmalige Wiederholung ein und derſelben Salbaderei nicht ebenfalls ermüdet werden? — Es iſt ſonderbar, daß der Ungläubige immer beſſer wiſſen will, was Gott angenehm iſt, als die vom hl. Geiſte erleuchtete Kirche. Wenn aber Gott wirklich durch Wiederholung derſelben Formen ermüdet wird: warum gibt er ſie denn ſelbſt ſeinen Heiligen ein? Der Verfaſſer des 135ten Pſalmes wiederholt in jedem Verſe, und deren zählt der Pſalm 26, die Worte: „Denn deine Barmherzigkeit währet in Ewigkeit.“ Die drei Jünglinge im Feuerofen wiederholen ſich ein und dreißig Mal in den Worten: „Preiſet den Herrn, lobet und erhebet ihn über Alles in Ewigkeit.“ Auch Jeſus Chriſtus, unſer Muſter und Lehrmeiſter, wiederholte am Oelberge dreimal mit ſteigender Inbrunſt das Gebet: „Vater, nimm dieſen Leidenskelch von mir, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“ Wer ſieht hier nicht, daß die Wiederholung derſelben Gebete ſogar

ſchriftgemäß iſt. Und was brauchen wir mehr? Selbſt von den Auserwählten des Himmels, die ſich doch im Zuſtande der höchſten Seligkeit befinden, wiſſen wir aus der hl. Schrift, daß ſie ſich fortwährend in ihrem „Heilig" wiederholen. Nein, Gott wird durch die oftmalige Wiederholung derſelben Gebetsformeln eben ſo wenig ermüdet, als ein Vater, der ſich von ſeinem Kinde wiederholt in dieſem zärtlichen Namen angeredet hört. Chriſtus ſelbſt geſtattete es, daß man ihn wiederholt während ſeines irdiſchen Lebens mit denſelben Worten anreden durfte. Als einmal ein Blinder ihm unaufhörlich nachrief: „Jeſus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!" war nicht der Heiland es, dem das einförmige Geſchrei mißfiel, und der dem Blinden Stillſchweigen gebot, ſondern die Unverſtändigen, welche um ihn waren, thaten es. Und als Jeſu beim Einzuge in Jeruſalem das gläubige Volk unaufhörlich zurief: „Hoſanna dem Sohne Davids! Gebenedeit ſei, der da kömmt im Namen des Herrn!" — war wieder nicht der Heiland es, den dieſes unaufhörliche Rufen ermüdete, ſondern die neidiſchen Phariſäer ärgerten ſich darüber, die dem Herrn dieſes Lob mißgönnten. Offenbar verhält es ſich hier mit Gott wie mit einem irdiſchen Fürſten: wenn dieſer in der Mitte ſeines Volkes ſich zeigt, und von einem fortdauernden Lebehoch empfangen wird, ſo iſt er weit entfernt, darüber verdrießlich zu werden; im Gegentheil erfreuet ihn dieſer Ausdruck der Anhänglichkeit. Auch kann eine an ſich gute Sache durch öftere Wiederholung nicht ſchlecht werden. Wenn alſo Ein Vater unſer und Ein Ave Maria Gott wohlgefällig iſt, ſo muß dieſes um ſo mehr auch ſtattfinden, wenn die nämlichen Gebete öfters wiederholt werden, vorausgeſetzt, daß es im Geiſte der Andacht geſchieht.

Aber freilich das Letztere, die Andacht, will man den Roſenkranzbetern abſprechen, ja man ſagt oft geradezu, der Roſenkranz ſei gar kein geeignetes Mittel, die Andacht zu fördern; denn ſeiner Einförmigkeit wegen begünſtigt er von ſelbſt die Zerſtreuung. Wir wollen dieſe Einwendung näher prüfen.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß viele Roſenkranzbeter zerſtreut ſind; dieſes ſchöne Gebet wird oft nicht ſo faſt abgebetet, als vielmehr mechaniſch abgeleiert.' Das iſt freilich ein Uebelſtand; allein die Schuld davon fällt nicht auf den Roſenkranz ſelbſt, ſondern

auf die Beter desſelben. Der Roſenkranz iſt keineswegs ein ſo leeres, trockenes Gebet, daß ihm kein Genuß abgewonnen werden könnte; er erinnert an die erhabenſten Geheimniſſe und iſt deßwegen ganz geeignet, das Gemüth in der beßten Sammlung zu erhalten. Denn zuerſt machen wir das bedeutungsvolle hl. Kreuzzeichen, und werden dadurch an das erhabenſte Geheimniß unſers Glaubens, das der hl. Dreifaltigkeit, und zugleich an die größten Wohlthaten, die uns Gott geſpendet, an die Schöpfung, Erlöſung und Heiligung erinnert. Hierauf ſprechen wir unſern Glauben kurz zuſammengefaßt im apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe aus und bekennen uns als Glieder der heiligen katholiſchen Kirche, als Kinder Gottes. Dadurch wird die Hoffnung und das Vertrauen mächtig geregt. Und ſo ſind wir in jener Stimmung des Herzens, welche wir nach der Vorſchrift Jeſu beim Gebete haben ſollen: es beſeelt uns Glaube, Hoffnung und Liebe. Nun beginnen wir auch das Gebet; legen aber zugleich das Bekenntniß ab, daß dieſe Tugenden nicht aus uns ſelbſt ſind, ſondern, daß ſie uns Gott verliehen habe. Daher fügen wir bei den erſten drei Ave Maria nach dem Namen Jeſu die Worte bei: Der in uns den Glauben vermehrt; der in uns die Hoffnung ſtärkt; der in uns die Liebe entzündet. In dieſen Ausdrücken wollen wir Gott zugleich bitten, er möge uns die genannten Tugenden noch im höhern Grade verleihen. Nach dieſer Einleitung folgen fünf Abſätze, von denen jeder aus dem Gebete des Herrn und zehn Ave Maria beſteht. In einem jeden Abſatze wird ein anderes Geheimniß, wodurch man entweder an die Jugend, an das Leiden oder an die Verherrlichung Jeſu erinnert wird, eingelegt. Eben dadurch entſtehet der freudenreiche, ſchmerzreiche oder glorreiche Roſenkranz; die drei Theile zuſammen aber werden der Pſalter genannt, weil darin hundert und fünfzig Ave Maria vorkommen, wie auch das Pſalmenbuch aus hundert und fünfzig Pſalmen beſteht. Das Vater unſer ſowie das Ave Maria iſt gewiß kein unfruchtbares Gebet, ſondern voll Salbung. Erſteres iſt uns vom Heilande ſelbſt zu beten befohlen, und letzteres beſteht ebenfalls größtentheils aus Worten der hl. Schrift. Die eingelegten Geheimniſſe aber ſind noch insbeſonders voll tiefen Sinnes und heiliger Erinnerung. Denn beten wir den freudenreichen Roſenkranz, ſo fühlen wir uns im erſten Ge-

ſetze bei den Worten: Den du, o Jungfrau vom hl. Geiſte empfangen haſt — im Geiſte nach Nazareth verſetzt und ſchauen Maria in jener glücklichen Wohnung, wo der Engel Gabriel zu ihr eintrat, ihr die Botſchaft brachte, daß der Sohn Gottes in ihrem Schooße Fleiſch annehmen, und ſie zur Würde der Muttergottes erheben werde; das zweite Geheimniß zeigt uns Maria, wie ſie über das Gebirg gehet und ihre Baſe Eliſabeth beſucht; das dritte Geheimniß vergegenwärtigt uns den Stall zu Bethlehem, und das große Wunder, welches ſich da zugetragen hat; wir werfen uns dabei im Geiſte vor der Krippe hin und beten in Vereinigung mit den Engeln, den frommen Hirten und den Weiſen aus Morgenland das neugeborne Jeſu Kind an. Beim vierten Geheimniß ſehen wir Maria, wie ſie in den Tempel gehet, ſich voll Demuth dem gewöhnlichen Geſetze der Reinigung israelitiſcher Mütter unterwirft, und dabei zugleich ihren göttlichen Sohn als Opfer darbringt. Das fünfte Geheimniß ſtellt uns die hl. Jungfrau dar, wie ſie mit dem zwölfjährigen Jeſus nach Jeruſalem in den Tempel gehet, ihn dort verliert, drei Tage mit Schmerzen ſucht und endlich mitten unter den Lehrern dort wieder findet. Zu welch rührenden Betrachtungen geben nicht dieſe Erinnerungen Anlaß! Der ſchmerzenreiche Roſenkranz ſtellt uns Jeſum in ſeinem Leiden dar: wir ſehen ihn, wie er am Oelberge Blut ſchwitzet; wie er gegeißelt und mit Dornen gekrönt wird; wie er das ſchwere Kreuzholz hinausträgt, und wie er endlich am Kreuze ſtirbt. Nicht minder ſinnreich iſt der glorreiche Roſenkranz: wir werden durch ihn an die Auferſtehung und Himmelfahrt des Herrn, an die Sendung des hl. Geiſtes und an die Verherrlichung Mariens im Himmel erinnert. Wie ſollte nun ein ſo ſalbungsvolles Gebet, wie das des Roſenkranzes, die Zerſtreuung befördern? Im Gegentheile iſt es vielmehr als eine jede andere Gebetsform geeignet, den Geiſt geſammelt zu erhalten. Auch iſt es ein ganz ungegründetes Vorurtheil zu meinen, der Roſenkranz wäre höchſtens für das ungebildete, gemeine Volk. Im Gegentheile, die Gebildeten werden ihn mit deſto größerm Nutzen beten, weil ſie auch um ſo mehr in den Geiſt desſelben eindringen, und um ſo eher im Stande ſind, ſich zu jenen erhabenen Betrachtungen zu erſchwingen, wozu der Roſenkranz Gelegenheit gibt. In der That

haben von jeher die größten und gelehrteſten Geiſter, wenn ihnen anders die Frömmigkeit nicht fremd war, den Roſenkranz mit aller Andacht gebetet. Könige und Kaiſer, die mit Staatsgeſchäften überhäuft waren; Gelehrte, welche durch den Schmuck ihrer Gelehrſamkeit die Zierde ihres Jahrhunderts waren; hochgeſtellte Kirchenfürſten, die als Heilige lebten und ſtarben, haben es nicht verſchmähet, den Roſenkranz zu beten. So geſchah es, daß der Roſenkranz ein unterſcheidendes Merkmal des katholiſchen Chriſten wurde. Nicht bloß die Lebendigen nehmen ihn in die Hände; auch den Todten gibt man ihn häufig nebſt dem Bildniſſe des Gekreuzigten in das Grab mit.

Das vom hl. Dominikus eingeführte Roſenkranzgebet hatte die wunderbarſten Wirkungen; mehr als hundert Tauſend Irrgläubige wurden in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgebracht, und eine zahlloſe Menge Sünder bekehrte ſich. Bald bildeten ſich Bruderſchaften unter dem Namen des heiligen Roſenkranzes, und die Kirche erlaubte dem Orden des hl. Dominikus ein eigenes Roſenkranzfeſt zu feiern, das ſpäter auf die ganze Kirche ausgedehnt wurde. Im Jahre 1571 zog nämlich der Sultan Selim II. mit einem ungeheuern Kriegsheer wider die Chriſten aus, und hatte keine geringere Abſicht, als ſie zu vertilgen. Don Juan von Oeſterreich lieferte ihm bei Lepanto ein Seetreffen, in welchem die Chriſten trotz ihrer unbedeutenden Streitkräfte unter Anrufung der ſeligſten Jungfrau Maria einen glänzenden Sieg erfochten. Kaum 500 kamen auf ihrer Seite um; Türken wurden aber mehr als 30,000 getödtet und 5000 zu Gefangenen gemacht; 20,000 Chriſtenſklaven erhielten die Freiheit wieder, und faſt die ganze feindliche Flotte wurde zerſtört. Da dieſer wunderbare Sieg am Roſenkranzfeſte errungen wurde, an welchem Tage die Mitglieder der Roſenkranzbruderſchaft allenthalben öffentliche Bittgänge hielten, um durch die Fürbitte der ſeligſten Jungfrau Maria die großen Bedrängniſſe der Türken von den Chriſten abzuwenden, ſchrieb man ihn mit Recht der Fürbitte der ſeligſten Jungfrau Maria zu. Aus Dankbarkeit gegen die hohe Himmelskönigin ordnete daher Papſt Pius V. ein eigenes Feſt unter dem Namen „Maria vom Siege“ auf dieſen Tag an. Als endlich der römiſche Kaiſer Karl VI. im Jahre 1751 bei

Temeswar in Ungarn ebenfalls einen glänzenden Sieg über die Türken zur nämlichen Zeit erfocht, als die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft zu Rom eine feierliche Processsion hielten, und überdieß die türkische Belagerung von Corfu in der Oktav von Maria Himmelfahrt aufgehoben wurde, und man auch diese Ereignisse der Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria zuzuschreiben alle Ursache hatte, verordnete Papst Clemens XI. im Jahre 1716, daß das Rosenkranzfest in der ganzen katholischen Christenheit am ersten Sonntage im Oktober begangen werde, „um die Herzen der Gläubigen," wie der Papst sagt, „dadurch desto mehr zur Verehrung der glorwürdigsten hl. Jungfrau zu entflammen und damit das Andenken zur schuldigen Danksagung für die damals empfangene Hilfe von Oben niemals auszulöschen."

XV. Das Fest Mariä Schutz.

Mächtige der Erde beschützen ihre Anhänger und Diener, und darauf pflegen diese ein starkes Vertrauen zu setzen. Um wie viel kräftiger wird nicht erst der Schutz Mariens seyn, dieser Königin des Himmels! Maria beschützt ihre Verehrer zunächst, daß sie nicht in Irrthümer wider den wahren Glauben verfallen. Sie ist, sagt der hl. Bernard, jenes wunderbare, von Gott verheißene Weib, das der Schlange den Kopf zertritt, und weil sie die Mutter der Wahrheit ist, so widersetzt sie sich Allem, was dieser zuwiderläuft. Zu ihr sollen wir daher jederzeit unsere Zuflucht nehmen, so oft uns Glaubenszweifel oder ähnliche Dinge ängstigen. Maria schützt uns ferner in den Gefahren und steht uns bei in allen Nöthen des Leibes und der Seele. Der Name Maria, sagt der hl. Germanus, ist ein Zeichen und Sinnbild des Schutzes, den wir von ihrer Güte hoffen können. Erheben wir darum in jeder Bedrängniß unsere Augen zu ihr. Daß sie den Kranken, die vertrauungsvoll ihre Zuflucht zu ihr nehmen, hilft, überzeugen uns in den Kirchen die vielen Votivtafeln. Die Kirche selbst nennt sie ja das Heil der Kranken. Auch Nachlassung der Sünden und die Gnade der Bekehrung erlangen Viele durch sie. Deßwegen nennen wir sie die Zuflucht der Sünder. Deßgleichen erhalten wir durch sie die Gnade, in der Tugend fortzuschreiten. Wer wird es begreifen können, fragt der hl. Bonaventura, wie viele

Gnaden zum Fortgang in der Tugend den frommen Seelen durch Maria zu Theil werden? — Maria nimmt ſich unſer in jeder Lage an. Sie iſt, ſchreibt der hl. Bonaventura, den Kleinen eine Mutter, den Verwaisten eine Vormünderin, den Bedrängten eine Tröſterin. Und der hl. Bernard ſagt: Maria iſt Allen Alles; Allen öffnet ſie den Schooß ihrer Milde und Güte, damit Alle an ihrer Gnadenfülle Theil nehmen. Insbeſonders iſt Maria auch in der entſcheidenden Stunde des Todes unſere Schutzfrau, und daran erinnern und darum bitten wir ſie, ſo oft wir das Ave Maria beten.

Der Bedeutung nach ſoll uns alſo dieſes Feſt im Vertrauen auf die hl. Jungfrau befeſtigen; der Entſtehung nach aber wurde es im Jahre 1679 zuerſt in Spanien eingeführt und am 2. Sonntage im November begangen. Papſt Benedikt XIII. dehnte es im Jahre 1725 auf die ganze Kirche aus.

XVI. Das Feſt der Aufopferung Mariens.

Die Griechen feierten dieſes Feſt ſchon im achten Jahrhunderte; in das Abendland brachte es zuerſt Karl V., König von Frankreich, und der zu Avignon reſidirende Papſt Gregor XI. hielt es bereits 1372 in ſeiner Kapelle; allmählig breitete es ſich immer mehr aus, bis es im Jahre 1585 Sixtus V. für die ganze Kirche geſetzlich vorſchrieb.

Dieſes Feſt gründet ſich auf die Annahme, daß Maria von ihren frommen Eltern im Tempel geopfert worden iſt. Nach alter Ueberlieferung ſollen nämlich die Eltern der hl. Jungfrau bereits vor der Geburt derſelben verſprochen haben, ſie ausſchließlich Gott zu weihen. Maria hatte noch kaum das dritte Jahr erreicht, als Joachim und Anna ihr Gelöbniß erfüllten. Sie gingen von Nazareth nach Jeruſalem und trugen abwechſelnd ihr Kind auf den Armen, da es noch zu zart war, die weite Reiſe zu Fuß zurücklegen zu können. Die Engel, ſagt Gregor von Nikomedien, begleiteten ſie im Auftrage Gottes unſichtbarer Weiſe. Als ſie in Geſellſchaft einiger Andern, beſonders der Verwandten, angekommen waren, wandte ſich Maria an ihre Eltern, küßte ihnen die Hände und bat ſie um ihren Segen; ſofort ſchritt ſie die Stufen des Heiligthums hinan, und opferte ſich ſelbſt Gott. Sie blieb jetzt ungefähr bis zu ihrem eilften Lebensjahre im Tempel. Der

hl. Hieronymus ſagt über den Aufenthalt der ſeligſten Jungfrau im Heiligthum des Herrn: Vom Morgen bis zur dritten Stunde des Tages war ſie im Gebete; von der dritten bis zur neunten Stunde arbeitete ſie, dann begann ſie wieder zu beten bis zur Zeit der Ruhe. Sie war mit allem Eifer beſtrebt, die erſte bei den heiligen Wachen, die pünktlichſte in der Beobachtung des Geſetzes, die demüthigſte und vollkommenſte unter allen ihren Gefährtinen zu ſeyn. Nie merkte man das mindeſte Gefühl des Zornes an ihr, und alle Worte aus ihrem Munde waren ſo ſanft, daß man leicht darin den Geiſt Gottes erkennen konnte.

XVII. Die übrigen noch bekannten Feſte Mariens.

a) Das Feſt der ſieben Freuden Mariens.

Bei allen Schmerzen und Leiden, welche die ſeligſte Jungfrau Maria in dieſer Zeitlichkeit zu ertragen hatte, fehlte es in ihrem Leben doch auch nicht an Freuden. Sie war zwar arm an Gütern dieſer Welt; aber ſie hatte einen Sohn, der alle Reichthümer übertrifft. Sie war von den Menſchen verkannt, aber ſie hatte den Troſt, bei Gott wohlgefällig zu ſeyn. Sie wurde verfolgt; aber ſie wurde es wegen Jeſus, von dem ſie lernte, daß dieß der Weg zum Himmel ſei. Sie ſah ihren lieben Sohn geſchmäht und zum Tode geführt; aber ſie ſah auch, daß die ganze Natur ſeinem Winke gehorche, und daß er mit einem Worte alle ſeine Feinde vernichten könne. Insbeſonders ſind es aber folgende ſieben Freuden, welche die Kirche, Maria zu ehren, im Andenken erhält: 1) die Verkündigung des Engels; 2) die Geburt ihres Sohnes ohne Verletzung der Jungfrauſchaft; 3) die Anbetung der drei Weiſen; 4) die Wiederfindung Jeſu im Tempel; 5) ſeine glorreiche Auferſtehung; 6) ſeine wunderbare Himmelfahrt; 7) die Sendung des hl. Geiſtes (und ihre eigene Aufnahme in den Himmel). — Der hl. Mechtildis offenbarte die ſeligſte Jungfrau Maria in einer eigenen Viſion, daß es ihr ein angenehmer Dienſt ſei, wenn man ihre auf Erden erlebten Freuden mit frommer Andacht ehre. Vorzüglich der Karmeliter-Orden begeht das Andenken an die Freuden Mariens mit großem Eifer; auch die St. Anna-Bruderſchaft in Wien. Außerdem ermuntern dazu der hl. Bernardinus von Siena, Albertus Magnus, Caniſius ꝛc. Das Feſt

ſelbſt, welches übrigens die Kirche weder in der hl. Meſſe noch in den prieſterlichen Tagzeiten feiert, wurde auf Verlangen Johann V., Königs von Portugal, von Papſt Benedikt XIV. im Jahre 1745 angeordnet. Clemens X. verlieh den Verehrern dieſer ſieben Freuden auch einen beſondern Ablaß.

b) Das Feſt des hl. und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder.

Die Andacht zum hl. Herzen Mariens hatte ſchon ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert große Verehrer, beſonders trug in Frankreich zur Verbreitung derſelben der ehrwürdige P. Eudes, der Stifter der ſogenannten Eudiſten, vieles bei; im Jahre 1648 intereſſirten ſich für dieſelbe bereits 56 Erzbiſchöfe und Biſchöfe Frankreichs. Im Jahre 1674 gab Papſt Clemens X. dem Miſſionär Eudes die Erlaubniß, in allen Kapellen und Bethäuſern ſeines Ordens Bruderſchaften zu Ehren des hl. Herzens Jeſu und Mariä einzuführen. Zu Rom wurde die Bruderſchaft zum hl. Herzen Mariens von Papſt Benedikt XIV. in der Kirche des allerheiligſten Erlöſers errichtet. Pius VII. gab endlich 1805 die Gutheißung für die Meſſe und die Tagzeiten des Feſtes des hl. Herzens Mariens und verlieh dieſer Andacht auf das Verlangen vieler Biſchöfe mehre Abläſſe. In unſern Tagen erhielt dieſe Andacht einen neuen Aufſchwung durch Düfriche-Degenettes, Pfarrer an der Kirche unſerer lieben Frau vom Siege zu Paris. Sieh B. III. S. 162.

c) Das Feſt der ſeligſten Jungfrau Maria unter dem Namen Helferin der Chriſten.

Papſt Pius V. verordnete in Hinſicht auf die ausgezeichnete Hilfe, welche die Chriſtenheit ſchon ſo oft in ihren Nöthen durch die ſeligſte Jungfrau Maria erhielt, daß die hohe Himmelskönigin in der lauretaniſchen Litanei unter dem Namen: „Helferin der Chriſten“ angerufen werde. Die vorzüglichſte Veranlaſſung dazu war der glänzende Sieg, welchen die Chriſten durch die Fürſprache Mariens bei den Echinadiſchen Inſeln am 7. Weinmonat 1571 über die Türken erfochten. Pius VII. aber führte unter dieſem Namen zur dankbaren Erinnerung an ſeine Rückkehr auf den päpſtliſchen Stuhl ein eigenes Feſt ein. Am 15. Juli 1809 wurde nämlich dieſer Papſt durch die Waffen der Gottloſen als Gefangener nach der Stadt Savona gebracht. Mehr als fünf Jahre duldete das

Oberhaupt unſerer heiligen Kirche die härteſte Gefangenſchaft. Wider alles Erwarten ward der Oberhirt aus ſeinen Banden befreit; der 24. Mai 1814 war es, der ihn wieder zu ſeiner Heerde zurückbrachte. Pius VII., der dieſes glückliche Ereigniß vorzüglich der vielvermögenden Fürbitte der ſeligſten Jungfrau Maria zuſchrieb, verordnete nun, daß zur Ehre der jungfräulichen Gottesmutter unter der Benennung „Helferin der Chriſten" für ewige Zeiten ein feierliches Feſt ſollte gehalten werden und zwar immer am 24. Mai, dem Jahrestage ſeiner glücklichen Rückkehr.

d) Das Feſt der Uebertragung des hl. Hauſes der allerſeligſten Jungfrau Maria zu Loretto.

Von jeher war jenes geſegnete Haus, in welchem Maria zur Zeit wohnte, als der Sohn Gottes in ihrem Leibe Fleiſch annahm, und welches, wie man glaubt, auch das Geburts- und Erziehungshaus dieſer auserwählten Jungfrau war, für die Gläubigen ein Gegenſtand beſonderer Verehrung. Bald nach der Himmelfahrt des Herrn weihten die Apoſtel dieſes Haus zu einem Betorte ein, über welchen die hl. Helena, Mutter des Kaiſers Conſtantin des Großen, eine prachtvolle Kirche erbauen ließ. Als aber im dreizehnten Jahrhundert die Kreuzzüge einen ſo unglücklichen Ausgang nahmen, daß den Gläubigen faſt alle Hoffnung ſchwand, die hl. Orte ferners beſuchen zu können, gefiel es dem Allerhöchſten, die ehemalige Wohnſtätte ſeines eingebornen Sohnes einem andern Lande anzuvertrauen. Durch den Dienſt der Engel ſei ſie im Jahre 1291 von Nazareth mitten durch die Luft nach Dalmatien auf eine kleine Anhöhe zwiſchen den Städten Terſato und Fiumi gebracht worden. Vier Jahre darauf wurde ſie weiter in das Piceniſche Gebiet verſetzt, in die Nähe der Stadt Rekanati. Das hl. Haus ließ ſich mitten in einem Lorberwald nieder, welcher einer Dame, Namens Loretto, angehörte, wovon auch dieſer Gnadenort ſeinen Namen erhielt.

Dieſer Vorfall iſt zwar einzig in ſeiner Art und ein großes Wunder; indeß bezeugen mehr als zwanzig Päpſte und eine große Anzahl geiſtlicher und weltlicher Gelehrter, darunter auch Heilige, die Wahrheit dieſes Ereigniſſes. Auch werden in der hl. Schrift ſelbſt Dinge erzählt, die wenigſtens damit Aehnlichkeit haben. So

wurde der Prophet Habakuk durch die Lüfte zu dem in der Löwengrube ſitzenden Daniel gebracht; der hl. Philippus ward auf dieſelbe wunderbare Weiſe von dem Wege, der nach Gaza führte, bis nach Azot verſetzt.

Eine aus mehrern Cardinälen zu Rom beſtehende Congregation über die religiöſen Ceremonien ließ nach ſorgfältiger Unterſuchung der auf dieſe Thatſache bezüglichen Akten im Jahre 1669 folgende Worte ins Römiſche Martyrologium einrücken: „Am 10. Chriſtmonat wird zu Loretto im Piceniſchen Gebiete die Uebertragung des hl. Hauſes der Gottesgebärerin Maria, in welchem das Wort Fleiſch geworden iſt, gefeiert.“ — Schon 1632 wurden für das ganze Piceniſche Gebiet prieſterliche Tagzeiten für die jährliche Feier dieſes Feſtes vorgeſchrieben, und im Jahre 1719 unter Papſt Innocenz XIII. eine eigene Meſſe und ein eigenes Officium für dasſelbe verordnet.

41) Feſte der Heiligen.

Die Verehrung der Heiligen bringt es mit ſich, daß wir auch ihnen zu Ehre Feſte begehen, und faſt jeder Tag iſt dem Andenken irgend eines Heiligen geweihet. Wir feiern aber nicht den Tag ihrer Geburt, denn an dieſem traten ſie als Kinder des Zornes in die Welt ein, ſondern den Tag ihres ſeligen Austritts aus dieſer Zeitlichkeit; denn dieſer Tag iſt der Anfang ihrer Glückſeligkeit. Die katholiſche Kirche begehet aber Tage

I. zur Ehre der heiligen Engel.

Der Cult der Engel reicht in das graueſte Alterthum zurück. Es wurde ihnen zwar anfangs kein beſonderes Feſt gefeiert; aber es ward ihrer alle Tage beim Gottesdienſte und in den öffentlichen Gebeten gedacht. Später ſetzte die Kirche eigene Feſte ein, ſie zu ehren, und wir begehen heut zu Tage vorzüglich

a) das Schutzengelfeſt. Ferdinand von Oeſterreich erlangte, als er Kaiſer wurde, zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts von Papſt Paul V. dieſes Feſt, und ſeitdem ward es nicht mehr unterbrochen. Es iſt ein lautes Zeugniß von der göttlichen Liebe gegen uns Menſchen, die ſich würdiget, uns himmliſche Geiſter zum Schutze beizugeben. Dieſer Tag ſoll uns daher

zu lebhaftem Danke für die vielen Wohlthaten, die uns Gott in so reichlichem Maaße erweiſet, auffordern, und zugleich an die Pflichten erinnern, welche wir gegen die hl. Schutzengel haben. Um dieſe zu erfüllen, ſagt der hl. Bernard, müſſen wir ihnen eine dreifache Huldigung erweiſen: die der Ehrfurcht, die der Ergebenheit, die des Vertrauens. Wir ſind ihnen Ehrfurcht ſchuldig für ihre Gegenwart, Ergebenheit für ihre Liebe, Vertrauen für ihre Wachſamkeit. Die Ehrfurcht, welche wir gegen die hl. Schutzengel hegen, macht, daß wir immer ſorgfältig wandeln, und uns beſtändig erinnern, daß dieſe ſeligen Geiſter unſichtbarer Weiſe uns umſchweben: dieſer Gedanke iſt ein mächtiger Damm gegen jede Verſuchung. Die Liebe, die wir gegen ſie haben, ſpornt uns an, Alles mit Eifer zu thun, wodurch wir ihnen gefallen, alſo in der Tugend und Frömmigkeit immer mehr zu wachſen. Endlich das Vertrauen auf ſie flößt uns Muth in trüben Stunden ein. Wie ſchwach wir auch ſeyn mögen, ſagt der hl. Bernard, wie traurig auch unſer Zuſtand ſei, wie groß auch die Gefahren ſeyn mögen, die uns umgeben, unter dem Schirme ſolcher Beſchützer haben wir nichts zu fürchten. Um aber des Schutzes der hl. Engel ſicher zu ſeyn, müſſen wir vor allem die Sünde meiden; denn, ſagt wieder der hl. Bernard, wie der Rauch die Biene verſcheucht, ſo macht die Sünde, daß der Schutzengel von dir weicht. Ich ſende meinen Engel, ſagt der Herr, daß er vor dir herziehe und dich bewahre auf dem Wege, und dich führe an den Ort, den ich bereitet. Hab Acht auf ihn und höre ſeine Stimme und gedenk nicht, ihn zu verſchmähen; denn wenn du ſündigeſt, wird er dir nicht verzeihen, denn mein Name iſt in ihm. Wenn du aber ſeine Stimme hörſt, und Alles thuſt, was ich ſage, ſo will ich der Feind deiner Feinde ſeyn, und ſchlagen, die dich ſchlagen. Und mein Engel ſoll vor dir hergehen, und dich hineinführen in das Land, das ich dir bereitet habe. Exod. 23, 20.

b) Das Feſt des hl. Erzengels Michael. Zur Zeit ihrer Probe empörten ſich viele Engel wider Gott; der hl. Erzengel Michael ſtürzte dieſe Rebellen durch die Macht Gottes in den Abgrund des ewigen Verderbens, ein Sieg, der ſchon in ſeinem Namen ſelbſt ausgedrückt iſt; denn Michael heißt: wer iſt wie Gott? Dieß war gleichſam der Donner, wodurch er die auf-

rühreriſchen Geiſter niederſchmetterte. Demuth, Gehorſam und Eifer für die Ehre Gottes erhielt ihn alſo im Beſitze des Himmels und erhob ihn über die übrigen Engel; während hingegen Hochmuth und Ungehorſam den Lucifer ſammt ſeinem Anhange aus dem Himmel vertrieb. Dieſes Feſt zeigt uns demnach einerſeits die Nothwendigkeit der Demuth, andererſeits aber auch, was unſere Pflicht iſt, zur Zeit eines Aergerniſſes. Jeder Gläubiger muß nach Art des hl. Erzengels Michaels gegen die Hölle und ihren Anhang ſtreiten, und die Worte: wer iſt wie Gott? gleichſam als einen Schild vorhalten, um ſich zu ſchützen. — Der hl. Erzengel Michael wird überdieß als der Beſchützer der gläubigen Nationen verehrt; man ruft ihn auch an in Gefahren des Leibes und der Seele, und insbeſonders in der Stunde des Todes; denn wir glauben, dieſer Engel iſt es, der im Gerichte unſere Seele vor den Angriffen des Teufels vertheidiget. Dahin deuten auch jene Worte, welche die Kirche in der Meſſe für Verſtorbene gebraucht: Heiliger Erzengel Michael, beſchütze uns im Streite, damit wir im ſchrecklichen Gerichte nicht zu Grunde gehen. — Das Feſt des hl. Michaels wird ſchon ſeit den älteſten Zeiten in der Kirche, und zwar immer am 29. Septb., begangen. Ethelred, König von England, verordnete im Jahre 1014 bezüglich dieſes Feſtes: Jeder Chriſt, der das vorgeſchriebene Alter hat, faſte drei Tage bei Waſſer und Brod und eſſe bloß rohe Wurzeln vor dem Feſte des hl. Michaels, und Jedermann gehe zur Beicht und Kirche barfuß. Jeder Prieſter gehe drei Tage barfuß in Proceſſion mit ſeinem Volke; jeder bereite vor, was er drei Tage zum Leben braucht, worunter jedoch keine Fleiſchſpeiſen ſeyn dürfen, was alles unter die Armen ausgetheilt werden muß. Jeder Diener ſei während dieſer drei Tage von der Arbeit frei, um das Feſt beſſer feiern zu können, oder er thue nur das zu ſeinem Gebrauch Nöthige.

Auch wird das Feſt der Erſcheinung des heiligen Erzengels Michael gefeiert, zur Erinnerung, daß dieſer Himmelsfürſt auf dem Berge Gargan in Italien im Jahre 493 erſchienen ſei und eigens die dortigen Gläubigen aufgefordert habe, ihn und die übrigen hl. Engel zu verehren.

c) Noch feiert die Kirche zwei Engelsfeſte: das des hl. Erzengels Gabriel, der von Gott zur ſeligſten Jungfrau Maria ge-

ſandt wurde, um ihr die Botſchaft zu bringen, daß ſie zur Mutter Gottes auserwählt ſei. Gabriel heißt ſo viel als: „Stärke Gottes.“ Es iſt hier in dem Namen ſeines Boten derjenige ſchon angedeutet, welchen er verkündete, nämlich Chriſtus, der Sohn Gottes, der allein ſtark genug war, jenen Starken, der uns alle gefangen hielt, den Teufel, zu binden, und ſo uns zu befreien. — Das andere Engelsfeſt iſt das des hl. Raphael, der den jungen Tobias auf ſeiner Reiſe begleitete, und ihn wohlerhalten zu den Seinigen wieder zurückbrachte; auch den alten Tobias von ſeiner Blindheit befreite. Daher heißt er auch Raphael, das iſt Heilung Gottes. Auch iſt dieſer Engel bezeichnend der Schutzpatron der Reiſenden.

II. Feſte zur Ehre der heiligen Apoſtel.

Schon in der früheſten Zeiſt feierte man zur Ehre der hl. Apoſtel Petrus und Paulus ein eigenes Feſt, welches zugleich auch dem Andenken der übrigen Apoſtel gewidmet war. Später feierte man den einzelnen Apoſteln oder auch je zweien zuſammen beſondere Feſttage; auch haben wir heut zu Tage von einigen Apoſteln mehre Feſte, ſo vom hl. Petrus. An den Apoſteltagen überhaupts ſoll der gläubige Chriſt Gott für die Gnade des Evangeliums danken, er ſoll ſich freuen, daß er ſelbſt in dieſem Lichte wandelt; er ſoll Gott bitten, daß er auch jenen Völkern das Licht der Wahrheit in Bälde aufgehen laſſen wolle, die noch in den Todesſchatten des Unglaubens ſitzen. Der Prediger hat überdieß Gelegenheit, an ſolchen Tagen von den Segnungen des Chriſtenthums zu reden oder auch das Miſſionswerk den Gläubigen zu empfehlen.

III. Feſte zu Ehren der heiligen Martyrer.

Unter allen Feſten der Heiligen, die in der katholiſchen Kirche gefeiert werden, ſind die der hl. Martyrer die älteſten. Anfangs feierte man das Gedächtniß derſelben an jenen Orten, wo ſie um des Glaubens willen den Tod erlitten hatten; allmählig aber verbreitete ſich ihre Verehrung in der ganzen Kirche. Man freute ſich an ſolchen Tagen des Heldenmuthes, womit dieſe Bekenner ihren Glauben bis in den Tod bewahrten, und entflammte ſich durch die Betrachtung ihres Beiſpieles zu gleichem Muthe. Zu denſelben Erwägungen kann noch heut zu Tage das Feſt eines hl.

Martyrers Anlaß geben. Der Prediger kann insbesonders an solchen Tagen von dem Glaubenseifer der ersten und von der Lauheit der heutigen Christen reden; er kann hervorheben, mit welchen Schwierigkeiten in den ersten Zeiten das Bekenntniß des Evangeliums verbunden war, und wie leicht es heut zu Tage ist, seinem Glauben nach zu leben; er kann auch von dem geistigen Martyrthum, d. h. von der Selbstverleugnung reden, und zeigen, daß wir in diesem Sinne alle Martyrer werden müssen.

IV. Feste zur Ehre der heiligen Bekenner.

Darunter verstehen wir alle diejenigen, die zwar keine Gelegenheit hatten, ihr Blut für das Evangelium zu vergießen, die jedoch Gott durch treuen Gehorsam anhingen und sich aus Liebe zu ihrem Herrn oft den schwersten Prüfungen und härtesten Bußübungen unterzogen. Sie haben zwar nicht das leibliche Martyrthum bestanden, aber das geistige fast alle Tage erlitten, indem sie oft die unglaublichsten Selbstverleugnungen sich auferlegten. Manche aus ihnen können dadurch sich noch einen viel herrlichern Lohn verdient haben, als wären sie des leiblichen Martyrthums theilhaftig geworden; denn es läßt sich nicht leugnen, daß es Fälle gibt, wo es schwerer ist, ein langes Leben voll Versuchungen zu bestehen, als eine kürzere Zeit die Furcht vor dem Tode und die Martern der Verfolger zu besiegen. Darum sagt auch der hl. Augustin: Wer seinen Zorn besänftigt, die Wollust flieht, die Gerechtigkeit bewahrt, den Geiz verachtet, den Stolz demüthiget und seinen Leidenschaften einen Zaum anlegt, der ist ein rühmlicher Martyrer. — An Festen heiliger Bekenner will die Kirche, daß den Gläubigen die Tugenden der Heiligen vor Augen gestellt und sie zu einem ähnlichen Wandel entflammt werden; man soll auch Gott danken für die Gnaden, welche er seinen Heiligen erwiesen hat, und sich ihrer Fürbitte empfehlen.

V. Feste zu Ehren der heiligen Jungfrauen und Wittwen.

Diejenigen, welche unter dem weiblichen Geschlechte durch besonders tugendhaften Wandel und heldenmüthiges Bekenntniß ihres Glaubens sich auszeichneten, verehrt die Kirche entweder unter dem Namen heiliger Jungfrauen oder Wittwen, je nachdem sie

dem jungfräulichen Stande angehörten oder nicht. Am Feste einer Jungfrau kann z. B. der Prediger von den Vorzügen der Jungfräulichkeit reden, oder gegen die Uebertretungen des sechsten Gebotes eifern; am Feste einer Nicht-Jungfrau kann er von den Tugenden eines christlichen Weibes handeln, oder von den Pflichten im häuslichen Leben, oder auch zeigen, daß man in allen Ständen sein Heil wirken kann.

VI. Das Fest Allerheiligen.

Die Kirche, welche in allen ihren Anordnungen vom hl. Geiste geleitet wird, hat insbesonders auch bei Einsetzung ihrer Feiertage die höchste Weisheit an den Tag gelegt. Die vier Wochen des Advents, wie wir bereits andeuteten, erinnern an die vier tausend Jahre, während welcher der Messias erwartet wurde. Die Zeit von Weihnachten bis Pfingsten vergegenwärtiget das ganze verborgene, öffentliche, leidensvolle und glorreiche Leben Jesu; der Zeitraum von Pfingsten bis Allerheiligen stellt die Pilgerschaft der Kirche auf Erden dar. Während dieses langen Zeitraumes sehen wir gleichsam die Seligen gegen den Himmel ziehen, daher werden jetzt nicht mehr so fast Feste des Herrn als vielmehr Feste der Heiligen begangen. Wenn nun der Herbst gekommen ist und man den Segen der Erde in Scheunen, Speicher und Keller verschließt, öffnet die Kirche so zu sagen die Thore des himmlischen Jerusalems und läßt den Gläubigen auf Erden im Feste Allerheiligen einige Strahlen vom Glanze der Auserwählten schauen. Da ruft sie ihnen die bedeutungsvollen Worte zu: Diese Güter, welche ihr auf Erden einsammelt, sind nur ein Bild von jenen unaussprechlichen Schätzen, die jenseits auf euch warten. Am Feste Allerheiligen wird also der gläubige Katholik von der Erde entrückt und zum Himmel empor getragen. In der Epistel ermuthigt die Kirche unsere Schwachheit; sie führt uns zu Gemüth, daß der Himmel mit Menschen aus allen Geschlechtern, Ländern und Völkern besetzt sei, und daß die Heiligen auf Erden waren, was wir jetzt sind, nämlich eben so den Kämpfen und Verfolgungen ausgesetzt, wie wir; ja daß viele von ihnen oft lange Zeit in Sünde und Laster lebten, daß es also in unserer Macht steht, auch einstens zu werden, was sie jetzt sind. Das Evangelium bezeichnet

die Bedingungen, unter welchen uns der Himmel gegeben wird; denn es enthält die acht Seligkeiten. Die Präfation verſetzt uns mitten in das heilige Jeruſalem und zeigt uns die Heiligen, wie ſie in ihrer Glorie Gott loben und preiſen. Auch die übrigen Gebete des hl. Dienſtes zielen darauf hin, in uns die Gefühle der Hoffnung und der Freude zu wecken.

Der Urſprung dieſes Feſtes iſt folgender. Zu Rom befand ſich ein Götzentempel, Pantheon genannt, welcher dem Dienſte und der Verehrung aller heidniſchen Gottheiten geweiht war. Nach dem Sturze des Heidenthums nahmen die Chriſten davon Beſitz, und Papſt Bonifacius IV. weihte ihn zur Ehre der allerſeligſten Jungfrau Maria und aller Heiligen ein, und ließ acht und zwanzig Wagen voll heiliger Reliquien, welche man aus den Gräbern der Martyrer um die Stadt Rom herum geſammelt hatte, darin beiſetzen. Die Kirche bekam nun den Namen: „der heiligen Maria zu den Martyrern.“ Dieß geſchah im Jahre 607. Von nun an wurde zu Rom das Feſt Allerheiligen begangen. Als aber Papſt Gregor IV. im Jahre 836 nach Lyon gekommen, vermochte er Ludwig den Frommen, es auch in ſeinen Staaten zu feiern, und bald darauf wurde das Feſt allgemein in der ganzen Kirche gehalten. Papſt Sixtus IV. gab ihm 1480 noch eine Oktav.

Der Zweck der Einſetzung dieſes Feſtes überhaupts iſt ein mehrfacher: 1) Es ſollte den Gläubigen Gelegenheit gegeben ſeyn, alle Heilige zu ehren, für die einzeln ein beſonders Feſt zu halten unmöglich war. 2) Die Gläubigen ſollen an dieſem Tage Gott für die Gnaden danken, womit er ſeine Auserwählten erfüllt hat. 3) Sie ſollen die Tugenden der Heiligen ihren Augen darſtellen und zur Nachahmung derſelben ſich entflammen. 4) Sie ſollen ſich der Fürbitte und dem Schutze der Heiligen empfehlen, um dadurch ſicherer das Ziel ihrer eigenen Heiligung zu erreichen. Wir begehen am Tage Allerheiligen gleichſam ein großes Familienfeſt; denn es wäre ſchlimm, wenn nicht Manche von unſern eigenen Angehörigen unter den Heiligen ſich befänden. Dieſen machen wir im Geiſte ſo zu ſagen einen Beſuch, und erfreuen uns bei dem Gedanken, daß vielleicht mehre von denen, die noch vor Kurzem vor unſern eigenen Augen die Laſt des Lebens getragen haben, nun der ewigen Glorie theilhaftig ſind. Dabei regt ſich unſere Hoffnung mächtig;

denn bis die Feier dieſes Tages wiederum kehrt, ſind vielleicht auch wir dem Bunde der Seligen einverleibt.

VII. Der Tag Allerſeelen.

Vom Anfange an beſtund in der Kirche Gottes das Gebet für die Abgeſtorbenen. Tertullian ſchreibt: Nach der Tradition der Alten bringen wir das Opfer für die Abgeſtorbenen am Jahrestage ihres Todes dar. Tertull. De cor. Milit. Und der heil. Auguſtin ſagt: Es iſt ein ſehr alter und allgemeiner Gebrauch in der Kirche, für alle diejenigen zu beten, welche in der Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti geſtorben ſind. Indeß war Anfangs kein beſonderer Tag verordnet, der dem Andenken aller Verſtorbenen geweiht geweſen wäre. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts aber hat der hl. Odilo, Abt von Kluny, dieſes Gedächtniß am Tage nach dem Feſte Allerheiligen in den Klöſtern ſeines Ordens begangen. In dem vom Kapitel zu Kluny im Jahre 998 gefaßten Beſchluß heißt es: Es iſt von unſerm ſeligen Vater Odilo mit Zuſtimmung und auf Bitte aller Brüder von Kluny befohlen worden, daß, wie man in allen Kirchen das Feſt Allerheiligen am erſten Tage des Novembers feiert, ſo auch bei uns auf dieſelbe Weiſe das Gedächtniß aller Gläubigen, welche geſtorben ſind, feierlich gehalten werden ſoll. Am Tage des Feſtes Allerheiligen werden nach dem Kapitel der Aelteſte und ſeine Brüder Allen, welche ſich nahen, mit Brod und Wein Almoſen geben. Nach der Veſper wird man alle Glocken läuten und die Veſper der Todten ſingen. Die Meſſe ſoll feierlich ſeyn; alle Brüder ſollen insbeſondere opfern und man wird zwölf Arme ſpeiſen. Wir wollen, daß dieſer Beſchluß für immer beobachtet werde, ſowohl an dieſem Orte, als an allen andern, die davon abhängen.

Dieſe fromme Uebung ging bald auch in andere Kirchen über, und Papſt Johannes XVI. verordnete, daß ſie in der ganzen Kirche gehalten werde.

Durch Anordnung des Allerſeelentages bewies ſich die katholiſche Kirche wieder ſo recht als zärtliche Mutter; denn ſie führt an dieſem Tage die Gläubigen in die Ewigkeit hinein, hin bis zu jenem finſtern Kerker, wo diejenigen um ihrer noch nicht genug gebüßten Sünden unausſprechliche Qualen leiden, die oft vor Kur-

zem noch mit ihnen im Leben wandelten und durch die zärtlichſten Bande des Blutes mit ihnen verbunden ſind. Sie beſchwört die Gläubigen, dieſen ihren leidenden Brüdern und Schweſtern zu Hilfe zu kommen und ſucht auf alle Weiſe das Mitleiden für ſie zu wecken.

Die Kirche hat auch eine ſehr ſinnvolle Zeit zum Andenken an die Verſtorbenen gewählt. Denn die Tage, welche um dieſe Zeit kürzer werden; die Blätter, welche abfallen und zu unſern Füßen auf den Weg hinrollen; der Himmel, der ſich mit Wolken umhüllt: alles dieſes iſt geeignet, mächtig zu unſerm Herzen zu ſprechen und die Bilder des Todes in uns zu regen. Das iſt noch nicht Alles. Wie alle übrigen und vielleicht noch mehr als die übrigen ſchließt dieſes Feſt die Bande der Familien enger. Die Gläubigen finden ſich auf den Kirchhöfen ein, beten und weinen auf den Gräbern der Ihrigen und geben Almoſen, um für ihre Verſtorbenen den Frieden zu erlangen. Es gab eine Zeit, wo am frühen Morgen dieſes Tages der Nachtwächter an einigen Orten mit einem Glöcklein verſchiedene Mal läutete und die Worte rief: Wachet auf, Leute, die ihr ſchlafet und betet für die Abgeſtorbenen. Auch dieſer Umſtand trägt bei, den Tag für die Abgeſtorbenen recht ſegensvoll zu machen, daß derſelbe unmittelbar mit dem Feſte Allerheiligen verbunden iſt; denn je mehr wir am Tage vorher Gelgenheit hatten, im Geiſte die Glückſeligkeit der Auserwählten zu betrachten, um ſo ſchmerzlicher müßen wir es empfinden, daß Viele dieſes Glückes noch entbehren, und um ſo mehr müßen wir uns angetrieben fühlen, durch Gebet und gute Werke ihnen zu Hilfe zu kommen, damit ſie deſto eher in ihre Freude eingehen. Endlich iſt die Gedächtnißfeier der Verſtorbenen nur eine Ergänzung aller übrigen Feſte des Jahres. Sie iſt dieſes nicht bloß mit dem Feſte Allerheiligen gemeinſchaftlich, ſondern auch mit dem der Dreifaltigkeit und des heiligen Altarsſakraments. Ungeachtet man nämlich bei allen Opfern und Officien des ganzen Jahres der hl. Dreifaltigkeit und dem hl. Altarsſakrament Ehre erweiſet, ſo wurde dennoch auch ein beſonders Feſt zur Ehre der hl. Dreifaltigkeit und des göttlichen Sakraments angeordnet. So verhält es ſich auch mit der Gedächtnißfeier der Todten. Die Kirche hat ſie angeordnet, um die Gebete und Opfer zu ergänzen, welche für die Verſtorbenen alle Tage verrichtet werden.

Inhalt des dritten Bandes.

			Seite
Artikel	XXVII.	Bibel	3
„	XXVIII.	Bruderschaft	144
„	XXIX.	Buße	181
„	XXX.	Christenthum	267
„	XXXI.	Cultus	445

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ambrosius. Eine religiöse Wochenschrift für katholische Prediger, Katecheten, Religionslehrer und alle Freunde der christlichen Beredsamkeit. Herausgeg. von **J. Ziegler** (Domprediger) und **L. Mehler** (k. Studienlehrer). 1r Jahrg. 1848. 12 Monathefte oder 52 Nummern (Bogen) in Umschlag. gr. 4. 3 fl. od. 1 Thlr. 20 gr.

Wir geben nachstehend einen Auszug aus der Ankündigung, in der es unter Anderm heißt: „Was wird diese Zeitschrift alles behandeln? Wir werden uns kurz fassen und sagen: Homiletik im weitesten Sinne, so zwar, daß nicht bloß bereits ausgearbeitete Predigten, mitunter auch Homilien und Katechesen für die treffenden Sonntage des Kirchenjahres geboten — sondern auch theoretische Anleitungen aus und nach den besten Werken älterer und neuerer Autoren im Fache der Kanzelberedsamkeit, was Stylisation, Action und Deklamation betrifft, gegeben werden sollen. Der „Ambrosius" in seinen einzelnen Bogen soll also im Wesentlichen folgende Abtheilungen enthalten: I. Eine vollständig ausgearbeitete Predigt für den treffenden Sonntag. II. Eine skizzirte Predigt mit gegebener Eintheilung und ihren Hauptgedanken nebst gefertigtem Eingange oder Schluße. III. Stellen der heil. Schrift, der Kirchenväter, Gleichnisse, kleine Erzählungen für die skizzirte Predigt. IV. Eine vollständige oder bloß skizzirte Katechese oder Homilie. V. Klassische Stellen aus den Kirchenvätern oder aus Predigern älterer und neuerer Zeit sowohl ausländischen als einheimischen. VI. Theoretische Anleitungen. VII. Rezensionen von Predigtwerken, — besonders auch Empfehlung und Benennung der guten alten. VIII. Neuigkeiten aus der Tagesgeschichte der Beredsamkeit. IX. Predigerlexikon. Hiezu bemerken wir Folgendes: 1. Voranstehende Ordnung und Reihenfolge in allen Theilen kann natürlich nicht in jedem Bogen gegeben werden mit Ausnahme Nro. I. und II., da der Raum jedenfalls zu beschränkt wäre; wir werden aber trachten, daß ein angenehmer, wohlberechneter Wechsel der einzelnen Abtheilungen stattfinde. 2. Die gegebenen Predigten sollen so praktisch als möglich und von der Art seyn, daß man sie immerhin wird brauchen können; um dieß zu erreichen, wollen wir uns in der zu treffenden Auswahl die größte Mühe geben. Die Kanzeln der Landkirchen und der kleinern Städte sollen dabei vorzüglich berücksichtigt seyn. 3. Das Predigerlexikon wird einen halben Bogen umfassen, der monatlich einmal eigens wird beigegeben werden, so, daß dadurch nach und nach ein Ganzes gereicht wird. 4. Während des ersten Jahres wird auch in den einzelnen Blättern abgetheilt eine vollständige, bündige Geschichte der gesammten und speziell der deutschen, katholischen Kanzelberedsamkeit in Verbindung gebracht werden."

Es ist mit dem Erscheinen solche Einleitung getroffen, daß jedes Mal ein Monat vorher die Vertheilung an die Abnehmer geschehen kann, um rechtzeitig etwaigen Gebrauch davon zu machen.

Ferner erschien in demselben Verlage:

Bourdaloue, L., sämmtliche Werke. Aus dem Französ. 1r Bd. Auch u. d. Titel: Gedanken über verschiedene Gegenstände der Religion und Sittenlehre. 1r Thl. gr. 8. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Es ist überflüßig, etwas über diesen Meister der Kanzelberedsamkeit zu sagen. Er wird mit Recht der goldene Mund Frankreichs genannt, ein Name, welchen ihm seine natürliche und hinreißende Beredsamkeit, sowie seine ungemeine Kenntniß der hl. Schrift und sein tiefer Blick in die Geheimnisse unsers

hl. Glaubens verdient hat. — Diese Ausgabe erscheint nicht allein in guter Uebersetzung, sondern es ist auch der Preis sehr billig gestellt, zudem können einzelne Bände abgegeben werden.

Chavin v. Malan, E., Geschichte der heil. Katharina von Siena (1347—1380). Aus dem Französischen. 3 Bde. Mit dem Bildnisse der Heiligen. gr. 8. geh. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 6 gr.

Dür, Dr. J. M., der deutsche Cardinal **Nicolaus von Cusa** und die Kirche seiner Zeit. 2 Bde. 1r. Zugleich eine Würdigung der großen Concilien des 15. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse Cusa's. 2r. Schluß von Cusa's Leben und seinem literarischen Wirken. gr. 8. 6 fl. 30 kr. od. 4 Thlr.

Gaume, Generalvikar J., **Rom** in seinen drei Gestalten, oder: das alte, das neue und das unterirdische Rom oder die Catacomben. Aus eigener Anschauung. Mit den Plänen des dreifachen Roms. Aus dem Französ. 1r Bd. gr. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Durch Uebereinkunft mit den Pariser Verlegern liefern wir dieß höchst interessante Werk gleichzeitig mit dem Originale.

Herbst, Dr. F. J., katholisches Exempelbuch. Oder: Die Lehre der Kirche in Beispielen. Ein Handbuch für Prediger, Katecheten und Religionslehrer. Zugleich ein christliches Haus- und Familienbuch. Auch u. d. Titel: Katholisches Exempelbuch. Oder: Die kirchliche Glaubens- u. Sittenlehre in Beispielen. Nebst einer ergänzenden Sammlung von Beispielen religiöser Schwärmerei u. Bekehrungsgeschichten. 3te verm. Auflage. Ausgabe in 1 Band. Lex. 8. Velinp. geh. 7 fl. 12 kr. od. 4 ½ Thlr.

Zur Erleichterung der Anschaffung kann die Abnahme in 4 Abtheilungen à 1 fl. 48 kr. od. 1 1/8 Thlr. geschehen, überdieß ist diese Auflage bei schönerer Ausstattung auch viel billiger als die frühern.

Müller, Dr. A., Lexikon des **Kirchenrechts** aus der römisch-katholischen **Liturgie.** In Beziehung auf Ersteres mit steter Rücksicht auf die neuesten Concordate, päpstlichen Umschreibungs-Bullen und die besondern Verhältnisse der katholischen Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten. 2te umgearb., sehr verm. Aufl. 5 Bde. gr. 8. 15 fl. od. 9 Thlr. 9 gr.

Neumaier, Pfarrer J., Grabreden. Nebst einem Anhang trostreicher Sentenzen u. Inschriften für Grabsteine. gr. 8. geh. 40 kr. od. 10 gr.

Paulhuber, Dr. Fr. X., Marienpredigten, geordnet nach der lauretanischen Litanei auf die vorzüglichsten Frauenfeste in drei Jahrgängen. Nebst einer Einleitung über die Grundregeln zur Ausübung des katholischen Predigtamtes. gr. 8. geh. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.

Religionsvorträge, kurzgefaßte, mit den wörtlich angeführten Beispielen u. Bibelstellen nach der Ordnung des größern Katechismus für die Erzdiöcese München-Freising,

und für die Diöceſen Eichſtädt, Paſſau u. Speyer. gr. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

Sattler, G., kurze und leichtfaßliche **Chriſtenlehrpredigten** auf alle Sonn- und Feſttage des katholiſchen Kirchenjahres, ſeiner Pfarrgemeinde vorgetragen. Nach deſſen Tode zum Druck befördert und mit einer kurzen Biographie verſehen von Einem ſeiner Freunde. 1r Bd. Von dem Glauben. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr. 2r Bd. Von der Hoffnung. 36 kr. od. 9 gr. 3r Bd. Von der Liebe. gr. 8. geh. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Der Vorredner ſagt am Schluſſe: „Nicht im Gewande der Poeſie, ſondern in ganz einfacher Darſtellung, weil eben nur für das Landvolk berechnet, nicht prunkend mit begeiſternden Schilderungen u. ganz ruhig gehalten, legen dieſe Predigten die Lehren der Kirche dem Volke ans Herz, und bilden für daſſelbe eine ganz kernhafte und geſunde Nahrung. Er hat die rechte Art und Weiſe eingehalten, das Volk zu belehren. Eben darin liegt auch der Grund, und ganz gewiß auch die Rechtfertigung, daß dieſe Predigten im Drucke erſcheinen. Sie bilden beſonders für jüngere Geiſtliche eine Anleitung zu populären Predigten oder Exhortationen; denn dieſe ſtehen mit dem Landvolke in unmittelbarer Berührung, und haben oft nicht Gelegenheit gefunden, den populären, leichtfaßlichen Predigtſtyl kennen zu lernen. Wir wünſchen deßhalb auch, daß dieſe Predigten eine weite Verbreitung finden möchten, denn das Gute, welches dadurch gewirkt werden kann, wird dann ewig fortleben und die herrlichſten Früchte hervorbringen.“

Simon, M. F., Jordan, ſämmtliche Kanzelreden. Mit einem Vorworte von **A. Weſtermayer**. 1r—4r Bd. Auch u. d. Titel: Sittliche Reden von dem großen Gebote der Liebe. 1r u. 2r Bd. Lobreden, welche zur Verherrlichung Gottes in ſeinen Heiligen auf verſchiedenen Kanzeln vorgetragen wurden. 1r u. 2r Bd. Neue verb. Aufl. 8. geh. à 1 fl. od. 15 gr.

Der Vorredner ſagt unter Anderm, daß der Verf. eine Meiſterſchaft in der Beredſamkeit, eine hinreißende Begeiſterung, eine originelle Schriftauslegung, der eine glühende Phantaſie und vollendete Menſchenkenntniß zur Seite ſteht, beurkundet, und daß J. Simon gar wohl mit den Koryphäen der Kanzelberedſamkeit unſerer Tage und der Vorzeit in die Schranken treten, und die Erzeugniſſe ſeiner Genialität, ſeiner religiöſen Innigkeit und glühenden Gottesliebe in einer neuen Auflage vorlegen dürfe.

Ventura, P. J., ſämmtliche **Kanzelvorträge**. Aus dem Italien. 1r Bd. Auch u. d. Titel: Die Schule der Wunder. Oder: Homilien über die wichtigſten Werke der Macht und der Gnade Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes und Erlöſers der Welt. Vorgetragen in der hochheiligen Baſilica des Vaticans. 1r Thl. gr. 8. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Wiſeman, Dr. N., die vornehmſten Lehren und Gebräuche der katholiſchen Kirche. Dargeſtellt in einer Reihe von Vorträgen. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Haneberg. Mit einem Vorwort von J. Döllinger. Zweite, verbeſſerte Aufl. gr. 8. geh. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 6 gr.

Ziegler, Domprediger J., katholiſche **Glaubens- und Sittenpredigten** auf die Sonn- und Feſttage des Kirchenjahres nebſt einigen Gelegenheitsreden. Abgehalten in der Domkirche zu Regensburg. 2 Bde. gr. 8. geh. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 6 gr.

Google